UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Luther's Leben.

Von

Karl Jürgens.

Erste Abtheilung.

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

1913
Yju

Luther

von seiner

Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Von

Karl Jürgens.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

8654
24/4/90

Inhalt.

Zweites Buch.

Erfurter Mönchsjahre.

1505—1508.

Drittes Hauptstück.

Von der Priesterweihe bis in das Spätjahr 1507.

	Seite
Priesteranfänge	3
Staupitzens fortgesetzte Einwirkungen	24
Gegenwirkungen aus der Scholastik	45

Viertes Hauptstück.

Drittes Jahr, bis zum Abgange nach Wittenberg.

1507—1508.

Wirksame Tröstungen im Beichtstuhle	61
Erfolgreiche Schriftstudien	69
Die Gerechtigkeit durch den Glauben	80
Die pauliniſche Auffaſſung des Chriſtenthums. — Die geſetzliche Richtung der Scholaſtik, der Kirche, des Mönchthums	85
Unſicherheit. — Hemmniſſe	99
Die Väter. — Auguſtin. — Gerſon. — Einwirkungen auf Luther	104
Rückblick. — Berufung nach Wittenberg	138

Drittes Buch.

Wittenberger Anfänge und Fortschritte bis zu den Ursprüngen des Ablaßstreites.

1508—1516.

Erstes Hauptstück.

Zustände in Wittenberg. — Luther's Anfänge.

1508—1510.

	Seite
Vormerkung	151
Kurfürst Friedrich der Weise	153
Die Schloßkirche in Wittenberg	168
Friedrich's Frömmigkeit	174
Kirchliche Zustände, reformatorische Gesinnung und Strebungen in Sachsen	179
Die wittenberger Universität (Veranlassungen und Pläne)	182
Die Stadt Wittenberg	189
Die Universität (Gründung, erste Einrichtungen)	204
Die frühesten Lehrer und Lebenszeichen der Universität	217
Hergang der Berufung Luther's	235
Der Zeitpunkt	239
Richtung und Stimmung Luther's	244
Der erste Eindruck. — Aristotelische Vorlesungen. — Das theologische Bakkalaureat	247
Erste Predigten	254
Angestrengte Thätigkeit. — Mönchischer Eifer	256
Erfolge	259

Zweites Hauptstück.

Die Romfahrt.

1510.

Zeitbestimmung	266
Veranlassung. — Beweggründe	268
Die Hinreise	272
Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger (Einflüsse auf Luther's Stimmung)	279
Kirchlich-politische Vorgänge und Zustände 1510	281
Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger. (Fortsetzung.)	296

Seite

Die Mirabilia Romae 299
Eintritt in die Stadt. — Andachtseifer 303
Geschäftsausrichtung. — Besichtigung der Merkwürdigkeiten Roms 311
Das Papstthum in unmittelbarer Nähe. — Römische und italische Zustände 315
Fortgesetzte Beobachtungen und Erlebnisse in Rom. — Enttäuschung 326
Mehrfache Reisebemerkungen. — Rückreise. — Ergebniß 344

Drittes Hauptstück.

Die Jahre 1511 bis 1514.

Ereignisse der Jahre 1511 und 1512 (die Kirchenversammlungen von Pisa und im Lateran) 359
Wiederanfänge Luther's in Wittenberg 385
Die theologische Doktorwürde, 1512 397
Neue Thätigkeit. — Sprachstudien 428
Die Auslegung des Römerbriefs, 1513 431
Auslegung der Psalmen, 1513, 1514 437
Kämpfe in Wittenberg, 1513, 1514 475
Angriffe von Erfurt her, 1513, 1514, 1515 488
Die Reuchlinistenfehde. — Stellung zu ihr 494
Persönlichkeit 536

Viertes Hauptstück.

Die Jahre 1515 und 1516 bis zu den ersten Anlässen der Ablaßbestreitung.

Fortgesetzte Thätigkeit, 1515 541
Das Predigtwesen bis in das 16. Jahrhundert. (Einfluß auf Luther's Bildung zum Prediger.) 542
Luther als Prediger 555
Früheste erhaltene Predigten 562
Die Zeitbewegung. — Fortgang der Reuchlinistenfehde. — Das päpstliche Koncil, 1515 und 1516 574
Erste heftige Angriffe auf die Scholastik, die Zeitphilosophie . . . 595
Einwirkungen auf die Ordensbrüder 634
Uebernahme des Ordensvikariats. — Luther in Grimma und Tetzel in Wurzen 640

Fünftes Hauptstück.

Die Ablaßlehre und Praxis. — Unwille, Unschlüssigkeit Luther's.

	Seite
Alte Abneigung Luther's gegen den Ablaß	647
Bedenklichkeitsgründe gegen einen Angriff	654
Der päpstliche Ablaß	657
Die scholastische Theorie	659
Unsicherheit Luther's	666
Bedeutsamkeit eines Angriffs auf den Ablaßunfug	672
Das Ablaßunwesen	678
Weitere Bedenklichkeitsgründe	688
Erzbischof Albrecht's Anweisung für die Ablaßbevollmächtigten	697
Tetzel	702
Hergang beim Tetzelschen Ablaßkrame	705
Die Ablaßbriefe	708
Ueble Folgen	710
Widerstreben	718
Noch andere Bedenklichkeitsgründe	729
Die Abläße in Kursachsen	737
Luther's Stellung. — Ergebniß	741

Zweites Buch.

Erfurter Mönchsjahre.

1505—1508.

Drittes Hauptstück.

Von der Priesterweihe bis in das Spätjahr 1507.

Priesteranfänge. — Erhöhter mönchischer Eifer. — Fortwährende Bedrängnisse. — Der Beichtstuhl. — Erste Predigten. — Staupitzens fortgesetzte Einwirkungen. — Gegenwirkungen aus der Scholastik.

Priesteranfänge.

Der junge Priester, sobald er durch die Weihe das Recht zum Messelesen erlangt hatte, machte eifrigst Gebrauch davon. Er konnte „in seinem Herzen nicht zufrieden sein, wenn er nicht jeden Tag eine Messe las“ [1]), obwohl ihn auch das Messelesen nicht zufrieden machte. Es war indeß nach seiner Ansicht ein verdienstliches Werk, das trieb ihn dazu, und wie es mit seiner Ansicht in dieser Beziehung stand, ist aus zahlreichen in seinen Schriften zerstreuten und sonst aufbehaltenen Aeußerungen von ihm zu ersehen.

Von Zeit zu Zeit las er Messe in Dorfkirchen. Er erzählt selbst davon. „Da ich zu Erfurt ein junger Mönch war, und terminiren und nach Käsen gehen mußte auf die Dörfer, kam ich auf eines und hielt da Messe. Da ich nun vor den Altar trat in meinem Priesterschmuck, da fing der Kirchner an das Kyrie Eleison und Patrem auf der Lauten zu schlagen; da konnte ich mich schwerlich des Lachens enthalten, denn ich war solches Orgelns nicht gewohnt; mußte mein Gloria in excelsis nach seinem Kyrie einrichten [2]).“

---

1) Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 13, V. 6, Walch II, 2305.

2) Tischreden, Walch XXII, 1516.

Staupitz's Anweisungen waren also nicht so weit gegangen, oder wurden vom Prior nicht streng befolgt: der junge Gelehrte wurde auch als Priester nicht geschont; er mußte fort mit dem Bettelsacke wie die Andern, und keine Spur weist darauf hin, daß er eine schonende Ausnahme, eine in dieser Beziehung schonendere Behandlung selbst nur gewünscht hätte. Auch hier dringt die Bemerkung sich auf, wie doch unter seinen vielfachen Klagen über seine Leiden im Kloster nie eine hierüber vorkommt. Beim Erzählen des Vorgangs in jenem ungenannten Dorfe, der ihm eine nahe Veranlassung dazu gab, läßt er über das nach Käse Gehen kein Wort des Unwillens laut werden; er gewinnt ihm die heitre Seite ab und nimmt ihn lediglich von dieser.

Eine andere Erzählung könnte als noch ein Zeichen gelten, wie roh und äußerlich die erfurter Augustiner ihr heiliges Thun und Wesen auffaßten. „Ich war ein gar vermessener Werkheiliger. Wenn ich hatte Messe gehalten und gebetet, darauf verließ ich mich und vertrauete sehr vermessentlich; aber den Schalk sah ich nicht darunter, daß ich nicht auf Gottes, sondern auf meine eigne Gerechtigkeit trauete, dankte Gott fürs Sakrament nicht, sondern er mußte mir danken und froh werden, daß ich ihm seinen Sohn opferte, das ist: schändete und lästerte. Und wenn wir wollten Messe halten, sagten wir in einem Sprüchwort: ich will gehen und der Jungfrau ein Kind heben." Man muß dabei jedoch die Eigenthümlichkeit der Mönchsgedanken berücksichtigen. Er kommt noch einmal in einer Auslegung des 110. Psalms (beim 4. Verse) darauf. Der Mönche Rede sei gewesen, wer in ein Kloster gehe, opfere Gott Leib und Seele, den Leib durch Armuth und Keuschheit, die Seele durch Gehorsam und Selbstverläugnung; wer die Kappe anziehe, werde so rein, als käme er eben aus der Taufe; und so, wer seine erste Messe halte, hebe der Jungfrau ein Kind. „Also hat der Teufel ihrer gespottet", setzt er hinzu [1]).

Wir müssen hier der gangbaren unendlich rohen Vorstellungen von der Messe und deren Wirksamkeit, der über alles Maß gestiegenen Mißbräuche gedenken, die in Folge davon mit den Messen getrieben wurden. So weit war man abgekommen von

1) Walch V, 1498. Tischreden, Walch XXII, 739.

ihrem „Verstande", daß „eine Zauberei" daraus gemacht wurde. „Etlich lassen Meß halten, daß sie reich werden, und ihn in ihrem Handel glückselig gehe. Etlich darum, daß sie meinen, wo sie des Morgens Meß hören, sein sie den Tag sicher, für aller Noth und Fährlikeit; etlich um ihre Krankheit; etlich noch viel närrischer, ja auch sündlicher Ding willen; finden dennoch so tolle Pfaffen, die Geld nehmen, und thun ihren Willen. Weiter haben sie nun eine Meß besser gemacht, denn die ander, eine hiezu, die ander dazu nützlich geschätzt, da sein sieben gülden Messen erfunden. Des heiligen Kreuzes Meß hat ein andere Tugend ubirkummen, dann unser Frauen Meß. Hie schweigt Jedermann still, und lassen das Volk einher gehen, um des verfluchten schändlichen Pfennigs willen, der durch so mancherlei Namen und Tugend der Meß, mit Haufen zugehet. Also muß der Glaub, gleichwie Christus, verkauft werden von seinem Juda, das ist, von dem Geiz und Gelddurst (Matth. 26, 15. 16). Man findet auch etlich, die unter dem Altertuch lassen Meß halten, ubir dies und das; kurz um, allerlei muß die Meß thun, ohn ihr rechts eigens Werk, den Glauben, des achtet niemand. Die sein nun die besten auf Erden, die viel Meß lassen halten, gleich ob sie damit gedächten viel guter Werk zu sammeln."

So Luther im Sermon vom Neuen Testament, das ist von der heiligen Messe (1520). In der Vermahnung an die Geistlichen sagt er den Bischöfen, auf die „Kauf- oder Winkelmesse" kommend, die er von den in den Kanones der älteren Kirche beschriebenen gemeinen oder Kommunikantenmessen sorgfältig unterscheidet, sie hätten aus dem Sakrament ein Opfern gemacht und das Kommuniciren fahren lassen; denn: „Hie wisset ihr selbs, lieben Herrn, welch einen schändlichen Treudel und Jahrmarkt ihr aus dem Sakrament gemacht habt; das ist euer aller gemein Handwerk gewest, daß ihr täglich in aller Welt so viel tausend Messen um Geld gekauft und verkauft habt, eine um einen Groschen, eine um acht Pfennige, eine um sechs Pfennige u. s. w. Und hilft hie kein Entschuldigung noch Leugnen. Denn ob ihr's nicht einen Kaufshandel habet genennet, so wisset ihr doch, daß in der That nichts Anderes, denn ein Kaufhandel gewest ist. Um Geld ist's geschehen; ist nicht Geld da gewest, so sind die Messen nachblieben. Diese Sünde ist allein so greulich, daß

nicht Wunder wäre, ob Gott hätte alle Welt lassen drüber zu Türken werden, oder in Abgrund versinken, und meiner großen Verwunderung eine ist, daß Gott hat mügen so lange dulden. Es ist ein unbegreifliche Geduld; wiewohl der Zorn sich nicht gesäumet hat. Wohlan, das habt ihr gethan, und so ist's gestanden bei euch, ehe unser Evangelion kam; dürfet euch nicht so sehr schmücken, es ist am Tage so fast, daß euch selbs dazumal dafür grauet, und ließet es gleichwohl gehen, und mußte keine Neuigkeit heißen [1])."

Er sprach so aus langer unmittelbarer Anschauung und Erfahrung. Es war noch beiweitem nicht Alles, wird indeß genügen, uns in Stand zu setzen, einen desto deutlichern Begriff von der herrschenden, auch verständige, denkende, reingesinnte Menschen gefangen haltenden Verblendung, von der Größe der seinigen uns zu machen, worin er, schlechterdings ohne Augen für die so handgreifliche Entweihung und Verzerrung des Heiligen, in das ganze Wesen aufs Gläubigste und so tief sich einließ, wie aus dem Nachstehenden ersichtlich. Es erklärt sich fast nur aus der Macht des „Scheins," die auch ihn von Kindheit an gefesselt, worüber schon Aeußerungen von ihm angeführt sind, denen hier noch eine ähnliche aus einer Predigt der Hauspostille hinzugefügt werden mag, die zugleich zeigt, wie hoch er jene Macht selbst noch späterhin anschlug, und passend seine Selbstbekenntnisse über seine jetzige Denkart und sein Treiben als Messe lesender Mönch und Priester einleitet. „Mit dem Schein hat man alle Welt geäffet. Ich weiß fürwahr, es sollten hie zu Wittenberg unter euch kaum zehen sein, die ich nicht verführen wollte, wenn ich wollte wiederum solcher Heiligkeit brauchen, welcher ich im Papstthum, da ich ein Mönch war, gebrauchet habe [2])."

Wir lassen ihn diese „Heiligkeit" nunmehr selbst schildern.

„Auch ich, da ich noch ein Mönch war, pflegte täglich zu beichten, zu fasten, zu lesen, zu beten, Opfermesse zu halten, um der Ursach willen, daß ich von den Vigilien, Messen und übrigen Werken den Laien etwas mittheilen und verkaufen könnte.

---

1) Plochm. XXVII, 169; XXIV, 343.

2) Plochm. VI, 68.

Dafür nahmen die Mönche Geld, Getreide und Wein, gleichwie man noch jetzt viele Briefe und Siegel hat von solchem Kaufen und Verkaufen, darinnen sie sich gegen die Leute also verschrieben haben: Wir wollen dir N. N. hierin mitgetheilt haben für einen Scheffel Getreide unser Fasten, Wachen, Disciplin, Messe u. s. w. alles vermög dieses ordentlichen Kontrakts und Kaufbriefs. Ich konnte so wenig als der gemeine Mann unterscheiden Messe und Sakrament, der ich ein Erzpapist und viel heftigerer Meßknecht war, als sie jetzt allesammt sind. Mir war Messe und Sakrament über dem Altar ein Ding, wie es uns allen dazumal war. Ich half mit Andern singen und lesen, wie Paulus an Titum schreibt: sie sagen, sie erkennen Gott, aber mit den Werken verleugnen sie es, an welchen Gott Greuel hat und sind zu allem guten Werk untüchtig; und hielt dennoch viel mehr von meiner Möncherei und eigenen Werken. Ich habe in dem Spital auch krank gelegen, meinete, Christus wäre stracks nichts Anderes, denn ein strenger Richter, den ich versöhnen müßte mit meinen Ordenswerken: nichts desto weniger sagte und bekennete ich mit dem Munde, daß er gelitten hätte und gestorben wäre, das menschliche Geschlecht zu erlösen. Darum war das meine Weise und Gewohnheit: wenn ich meine Zeit ausgebetet oder Messe gehalten hatte, daß ich allwege am Ende mit solchen Worten beschloß: Mein lieber Herr Jesu, ich komme zu dir, und bitte dich, du wollest Alles, so ich in meinem Orden thue und leide, dir gefallen lassen, und annehmen zu einer Vergleichung für meine Sünde. Wer mir vor zwanzig Jahren die Messe hätte wollen nehmen, der hätte mir sollen zu Kaufe kommen. Denn ich hing von ganzem Herzen daran und betete sie an. Wenn mir Jemand zu der Zeit, da ich auch war ein frommer heiliger Mönch, alle Tage Messe hielt und wußte nicht anders, denn ich ginge auf der rechten Bahn stracks gen Himmel, gesagt hätte, daß alle solche Heiligkeit nichts wäre und ich ein Feind des Kreuzes Christi wäre und meinem eigenen Bauche dienete, so hätte ich auch flugs zum wenigsten Steine und Holz helfen zutragen, solchen Stephanum zu Tode zu werfen, ja als den ärgsten Ketzer mit Feuer zu tilgen. Ich kann mich selbst zu einem Exempel setzen, wie wir unter dem Papstthum gethan, der ich mehr denn funfzehn Jahr in lauter Abgötterei gelebt, im

Unglauben an Gott und falschen Vertrauen auf die todten Heiligen, so ich anrufte, und auf meine Messen und Klosterleben; hätte darob auch helfen fromme unschuldige Christen verdammen, verfolgen und todtschlagen, so solche Abgötterei nicht hätten wollen loben, und damit gemeinet, Gott einen großen Dienst zu thun, dieweil immerdar meine täglichen Gottesdienste und Feiern in der Kirche mit großer Andacht gehalten. Recht gekreuzigt habe ich einst den Herren Christum, bin nicht nebenher gelaufen, sondern habe ihn selber helfen führen und durchboren. Ich hatte mir einundzwanzig Heilge erwählt, las jeden Tag Messe und rief dabei immer drei derselben an, sodaß ich die Woche herumkam; und vornämlich betete ich die heil. Jungfrau an, als deren Frauenherz leichter gerührt wäre, den Sohn zu versöhnen. So sind wir, die gerne wollten recht leben, geängstet durch des Papstes Gebot, der durch seine Mönche so viel unzähliger Stricke der Gewissen gemacht, die sie Casus conscientiae nennen, der sie große Bücher und Summen voll geklickt, wie große schwere Todsünde es wäre, wenn man solche Gebote nicht hielte. Als, wenn ein Mönch sein angenommen Regel und Orden nicht allezeit streng und rein gehalten, ja wenn er etwa aus Vergessen den Schöpler unter der Kappen nicht angelegt, ein Pfaff sein Gebet (die sie nennen Horas, Siebenzeit) nicht gelesen, oder wenn er Messe sollte halten, etwa ein Tropfen Wassers oder zween hätte zu sich genommen. Item, wenn einer nicht alle Sünde rein genug gebeichtet, oder ganz rein gefastet, und also wäre zum Sakrament gegangen, seine aufgelegte Genugthuung nicht vollkömmlich gehalten, u. s. w. Damit sind die blöden Gewissen so gefangen und geängstet worden, daß ihnen Niemand hat gewußt zu rathen; und wenn sie gleich Alles, was sie vermochten, mit allem Fleiß gethan hatten, konnten sie dennoch nicht zufrieden sein, meinten, sie hätten nicht genug gethan. Da liefen sie hin und her, hier zu diesem Heiligen, dort zum andern, gen Rom, zu St. Jakob gen Compostel, etliche wüllen und barfuß, etliche auch in ihrem Harnisch, und hie und dort zu neuen Wallfahrten, sonderlich da die Jungfrau Maria (wie die unverschämten Mönche oder Pfaffen erdichteten) sollte gnädig sein und Wunder thun. Des Papstes Predigten hatten es dahin gebracht, daß wir uns vor Christo schier zu Tode fürchten, weil

sie keine Gnade noch Trost bei ihm zeigeten, sondern nur als einen zornigen, schrecklichen Richter vorbildeten, vor welchem niemand kein Gnad finden könnte, er hätte denn so viel eigener Heiligkeit und guter Werk', damit er alle Sünde überwägen möchte, oder seiner Mutter und anderer Heiligen Fürbitte. Denn ich bin auch der einer gewesen, die da die Jungfrau Maria anrufeten, daß sie sollte unsere Mittlerin und Versöhnerin sein gegen den strengen Richter Christo; wie denn auch öffentlich in allen Kirchen schier nichts anders, denn solche Abgötterei (die sie jetzt gar wollen vergessen haben, als hätten sie nie kein' Irrthum, noch Abgötterei gehabt) gelehret, gelesen und gesungen ward. Es mußte überall die Anrufung der Fürbitte Mariä und der Heiligen das Vornehmste sein; wie sie denn eigene Horas, siebenmal des Tags zu Maria geordnet, hielten und sungen, darin sie diesen Vers sonderlich immer wiederholeten, welchen sie auch den Leuten am Todbette vorbeteten, und auch in die Ohren schrien, wenn sie jetzt sollten den Geist aufgeben: Maria mater gratiae, Tu nos ab hoste protege, in hora mortis suscipe! Und ging allenthalben jedermann, auch der heiligen Mönche, Gebet und Seufzen also: Hilf du liebe Mutter Gottes, und sei unsere Fürbitterin gegen das strenge Gericht deines Sohnes, sonst ist unsern Seelen kein Trost, noch Hülfe oder Rath [1])."

So erklärt es sich, daß er in eine so tiefe Verblendung hineingerieth, und die Uebertreibung wiederum, zu welcher sie ihn hinleitete, erklärt es, daß er späterhin erschrack, wenn er sich seiner „Andacht" in dieser Zeit, namentlich beim Messelesen, erinnerte. Sie erschien ihm, wie wir uns aus dem ersten Buche erinnern, als Sünde, worüber er sich nicht selten die schwersten Bedenken machte, und diese nahmen dann wol die Gestalt von satanischen Anfechtungen an, was hier noch hinzugefügt werden

1) Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 49, V. 11, Walch II, 2948. Brief an einen guten Freund wegen seines Buchs von der Winkelmesse, Plochm. XXXI, 385. Kirchenpostille, Plochm. XI, 216; IX, 351. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 2, V. 18, Walch VIII, 1876. Tischreden, Walch XXII, 1521. Vermischte Predigten, Plochm. XVII, 252. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262. *Rebenstock* II, 13. Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 9, V. 4, Walch VI, 217. Hauspostille, Plochm. I, 111 f.

mag. „Ich will euch eine kleine Beicht thun, sagt er in der Schrift von der Winkelmesse [1]). Ich bin einmal zu Mitternacht auferwacht, da fing der Teufel mit mir in meinem Herzen eine solche Disputation an (wie er mir denn gar manche Nacht bitter und saur gnug machen kann): Höret ihr's, Hochgelehrter, wisset ihr auch, daß ihr funfzehn Jahr lang habt fast alle Tage Winkelmessen gehalten: wie wenn ihr mit solcher Messe hättet eitel Abgötterei getrieben, und nicht Christus Leib und Blut, sondern eitel Brodt und Wein da angebetet und anzubeten andern fürgehalten? Ich antwort: Bin ich doch ein geweiheter Pfaff, habe Chresem und Weihe vom Bischof empfangen, dazu solchs alles aus Befehl und Gehorsam gethan; wie sollt ich denn nicht haben consecrirt, weil ich die Wort mit Ernst gesprochen und mit aller müglichen Andacht Messe gehalten, das weißest du fürwahr. Ja, sprach er, es ist wahr, aber die Türken und Heiden thun auch alles in ihren Kirchen auf Befehl und ernstlichem Gehorsam; die Pfaffen Jerabeam zu Dan und Bersebe thäten alles vielleicht mit größer Andacht, weder die rechten Priester zu Jerusalem: wie wenn deine Weihe, Chresem und consecriren auch unchristlich und falsch wäre, wie der Türken und Samariter" Da sei ihm der Schweiß ausgebrochen und das Herz habe ihm angefangen zu zittern und zu pochen; er habe ja nicht gerne einen solchen Haufen Greuel auf sich lassen, sondern seine Unschuld vertheidigen wollen und dem Bösen zugehört, was er für Ursachen hätte wider sein Weihen und Konsekriren, die denn darin bestanden: er habe dabei keine Zuversicht zum Erlöser gehabt, sondern ihn gefürchtet; er habe, statt nach Christi Befehl die Sakramente an die Gemeinde auszutheilen, allein dahingenommen, was dieser gehöre; er habe statt Christi Tod beim Abendmahl zu verkündigen, dem Volk zu predigen, mit sich selbst gewispelt; er habe ein Opfer aus Dem gemacht, was eine gemeine Speise sein solle; er habe, statt das Sakrament auszutheilen, um den Glauben der Gemeinde zu stärken und Christum zu loben, ein eigen Werk aus demselben gemacht und es Andern mitgetheilt und um Geld verkauft. So in die Enge getrieben, habe er denn in seiner Angst und Noth zum alten Harnisch gegriffen, den er im Papst-

1) Plochm. XXXI, 311 ff.

thume lernen anziehen und führen, und entgegnet, er habe seine Messen gehalten im Glauben und Meinung der Kirche; denn hätte er auch nicht recht geglaubt, so glaube und meine doch die Kirche recht, weshalb dann auch seine Messen und Weihe recht gewesen sein müssen. Allein sein Widersacher habe ihm erwidert, wo das geschrieben stehe, daß ein glaubloser Mensch auf der Kirche Glauben und Meinung wandeln möge u. s. f. Satan behielt für das Mal das letzte Wort und nichts beweist wol stärker, wie tief verstrickt er in dieser Zeit in das ganze Wesen der Schule, der Kirche, des Mönchthums war, als diese Gewissensbedenken darüber in späteren Jahren. Zugleich erblicken wir aber auch hier wieder eine Spur, daß sich schon jetzt, mitten in seiner Hingebung, Bedenken gegen sie in ihm regten, daß er nicht ohne inneren Zwiespalt eifriger Mönch und „Meßknecht" war. Er hätte sonst des „Harnischs" nicht bedurft, keiner Beschwichtigung durch Glauben und Meinung der Kirche.

Eben hieraus erklärt es sich dann weiter um so mehr, daß er sich, so groß seine Gläubigkeit, sein Eifer war, dennoch nimmer befriedigt fühlte. „Ich meinte, sagt er, daß ich dem Gesetz ein Gnüge damit thun wollte und mein Gewissen vor dem Stecken des Treibers befriedigen, daß ich täglich drei Heilge anrief und meinen Leib mit Fasten und Wachen abmattete; aber ich richtete nichts aus; je weiter ich auf diesen Wegen fortging, desto mehr wurde ich erschreckt, sogar, daß ich würde verzweifelt sein, wenn mich nicht Christus gnädiglich angesehen und mit Licht seines Evangelium erleuchtet hätte. Ich war sehr fromm im Kloster, und doch immer so traurig, weil ich meinte, Gott wäre mir nicht gnädig. Da hielt ich Messe und betete, und nach der Beichte, und wenn ich Messe gelesen hatte, konnte ich in meinem Herzen nimmer zufrieden sein, denn das Gewissen kann keinen rechten zuverlässigen Trost haben von den Werken. Bei meinem höchsten Eifer und Fleiß hatte ich doch keine Ruhe, weil alle die Tröstungen unkräftig waren, die ich aus meiner Gerechtigkeit und meinen Werken nahm. Funfzehn Jahr bin ich ein Mönch gewesen, habe täglich Messe gelesen, und den Psalter gebetet, daß ich ihn auch auswendig wußte; und doch in dem Allen niemal also gebetet, daß ich mit solchem Herzen oder Gedanken hätte können mein Gebet sprechen: Lieber Gott, ich weiß, daß dir mein Gebet,

im Namen und Glauben Christi, deines lieben Sohns, gesprochen, wohl gefället und gewißlich erhöret ist. Sondern also stunden meine Gedanken: Ich habe meinen Gehorsam des Ordens und der Kirche gehalten, meine Messe gelesen, meine Siebenzeit gesprochen; wußte nichts, wie ich mit Gott daran war, ob ihm solch mein Werk angenehm wäre. Nun bin ich der besten einer gewesen, der solches mit Ernst und Andacht gethan, und habe doch niemals ein Gebet recht können thun, und mit meinen Messen täglich Gott gelästert, daß ich wollte Gott seinen Sohn opfern, und durch solch mein Werk seine Gnade verdienen. Nie konnt ich's dahin bringen mit allen meinen Messen, beten, wachen, fasten, Keuschheit, daß ich hätte können sagen: nun bin ich gewiß, daß Gott mir gnädig sei, oder: nun hab ich's versucht und erfahren, daß mich mein Orden und strengs Leben geholfen hat und gen Himmel fördert [1])."

Wenn er sogar sagt, er wisse es an sich selbst, was es mit den Messen auf sich habe; er habe, wie heilig und andächtig er funfzehn Jahre durch sein Meßhalten Christum gelästert, nie gern Messe gehalten [2]): so scheint da ein Widerspruch mit anderen Aeußerungen obzuwalten, wonach er nicht zufrieden sein können, wenn er nicht täglich Messe gelesen. Doch konnte beides sehr wohl nebeneinander bestehen. Die genügende Erklärung liegt schon darin, daß er an die Verdienstlichkeit des Messelesens, überhaupt der Mönchswerke, glaubte und ihre Unkraft empfand, ohne zu wissen, was er erst später erkannte, daß „ein Herz unmöglich Friede haben kann, es vertraue denn Gott und nicht eignen Werken, es hebe an sich in Gottes Gnaden zu ergeben, wagen und trauen [3])." Seine Unruhe und Angst, seine Leidenschaft des Wollens und Strebens kam hinzu, und macht es sehr begreiflich, daß er sich häufig in einem gewissen Schwanken

---

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 385. *Ericeus.* 176. Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 27, V. 38, Walch II, 467. Bruns a. a. O. 69. Verm. Predigten, Plochm. XVII, 139. Ausleg. d. 15. Kapitels des ersten Korintherbriefs zu V. 3—7, Walch VIII, 1183.

2) Verm. Predigten, Plochm. XIX, 39.

3) Grund und Ursach aller Artikel so durch die römische Bulle unrecht verdammt werden, Plochm. XXIV, 105.

befand, jetzt zuversichtlich, dann wieder verzagt und unsicher war. Und dies mußte zunehmen, sobald Staupitzens Einwirkungen verstärkt sich äußerten, was um diese Zeit geschah, wovon unten mehr.

Er hat übrigens auch den Grund seiner Nichtbefriedigung bei seinem Meßhalten sehr deutlich angegeben in der Schrift vom Mißbrauch der Messe. Indem sie ein Opfer aus der Messe gemacht, hätten sie die Liebe Gottes verdunkelt, der Herzen Sicherheit geschwächt, Jedermann ungewiß gemacht, ob sein Opfer Gott angenehm oder nicht. „Wer da opfert, der will Gott versühnen; wer aber Gott versühnen will, der hält ihn für zornig und ungnädig; und wer das thut, der versiehet sich zu ihm keiner Gnaden noch Barmherzigkeit, sondern fürcht sein Gericht und Urtheil. Wer aber zum Sakrament fruchtbar gehen soll, der muß gläuben, und gänzlich dafür halten, daß er ein gnädigen, gütigen Gott habe, und ihn aufs höheste liebe, daß er ihm freiwilliglich sein höhesten und theuresten Schatz gegeben hat; und ist nichts mehr und höher entgegen, und wider die Uebung und Frucht des Sakraments, als eben der Papisten Lehre, und diese schädliche Gewissen, daß Gott zornig und mit diesem Opfer zu versühnen sei, welcher, wenn er nicht so gütig und barmherzig wäre, hätt er nicht ein solchen reichen Schatz und theure Gaben ausgegossen und uns dargegeben. Dabei nimm abe, wie die Meßpfaffen uns mit ihrem Opfer in große Fährlichkeit geführt haben, daß wir unser Gut, das uns lebendig und selig macht, in das, welchs uns tödtet und verdammet, gekehrt und gewandt haben, Gewiß in Ungewiß, den Glauben in Zweifel gesetzt, und kurzum göttliche Lieb und Gnad in Zorn und Haß, den Vater für ein Feind halten, den Himmel mit der Höll, das oberste mit dem niederste gemenget [1]).“

Unter den Berechtigungen und Geschäften den Priesters war das Beichthören keins der geringsten. Nach dem 8. Kapitel der Ordenssatzungen sollte kein Priester vor Ablauf eines Jahrs nach seiner Weihe Weltlichen Beichte hören, ausgenommen in Sterbensnöthen, ja nicht einmal den Brüdern, außer in Nothfällen. Ob es ganz genau damit genommen wurde, steht dahin. Luther

1) Plochm. XXVIII, 78.

blieb aber auch noch länger als ein Jahr nach seiner Priesterweihe im Kloster zu Erfurt und hat dort, so viel steht fest, Beichte gehört, sei es nun während seines ersten Priesterjahrs oder nach Beendigung desselben. Wir dürfen es nicht außer Acht lassen, weil das Beichthören, ja schon der tägliche Umgang mit beichthörenden Mönchen, ein nicht unwichtiger Theil der Schule war, die er durchmachte und die ihn bildete. Es ist nicht zu verkennen, der Mönch, wenn er Priester war, sah und hörte hinter seinen Klostermauern durch das Seh- und Hörrohr des Beichtstuhls nicht wenig, ja selbst auch mehr vom wirklichen Leben, als die meisten von den in und mit der Welt Lebenden. Diese Kenntniß mußte eine einseitige bleiben, doch aber bot der Beichtstuhl Gelegenheit, die tiefsten Blicke in das menschliche Herz und das Getriebe der menschlichen Dinge zu thun, namentlich in die dunkleren Tiefen derselben, was gerade bei Luther gewiß von großer Bedeutung war, bei seinem Scharfblicke, seinem sittlichen Ernst, der ihn stets antrieb, der sittlichen Nichtigkeit, Schwäche und Verwerflichkeit im menschlichen Wesen und Thun nachzugehen, und sie trotz allem Tugendscheine, alles Rühmens davon und aller Selbstverblendung zu entdecken. In jedem Falle mußte ihm sein Beichthören fortan den Mangel unmittelbarer Erfahrung mehr oder minder ersetzen, Menschen- und Volks- und Weltkunde geben, Gelegenheit und Stoff zur Uebung des sittlichen Urtheils darbieten. Er erzählt in der Auslegung der Genesis einen merkwürdigen Beicht- und Gewissensfall, der, als er Beichtiger in Erfurt gewesen, einem seiner Brüder vorgekommen und sodann vor die juristischen und theologischen Doktoren gebracht war; ein Fall, ebenso geeignet Unerfahrne zu üben, als Erfahrung, Menschen- und Lebenskenntniß, christliche und sittliche Sicherheit zu bewähren; und Aehnliches mußte sich häufig ereignen [1]).

Wir haben Aeußerungen von ihm auch darüber, wiefern er Frauen Beichte gehört. Indem wir auf sie kommen, geben sie uns Veranlassung, einiges Bezügliche zur Sprache zu bringen, das hier am passendsten eingeschaltet wird.

Bekannt ist, wie die Deutschen von jeher die Frauen und

1) Zu Kap. 36, V. 20—30, Walch II, 1472 ff.

Recht und Würde der Frauen ehrten. Sie hoben sie dabei aus den natürlichen Verhältnissen nicht heraus, sondern wiesen ihnen eben zuerst und am vollkommensten von allen Nationen der Erde die Stelle an, welche die Natur in der Gesellschaft ihnen bestimmt hat. Hiermit und mit ihrem regen Familiensinne stand in Verbindung, daß sie gleichfalls von jeher einen so hohen Werth auf die Ehe und das eheliche Leben legten, daß sie so hart und lange gegen die Unnatur des Cölibats der Geistlichen sich sträubten, den sie nur nach dem heftigsten Widerstreben sich aufnöthigen ließen, so groß ihre Ehrfurcht vor der Kirche war, die ihn gebot, so tief sie sich hineinlebten in die religiöse Anschauung und Empfindung, welche die Grundlage sowol der Ansicht von der Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens und von der Pflicht der Kleriker, demselben sich zu weihen, als des Kirchengebots dieser Entsagung war. Indeß hatte im Lauf der Jahrhunderte die mönchische Ansicht von den Frauen, dem ehelichen und ehelosen Leben mehr und mehr Boden gewonnen. Das Weib galt ihr zufolge als Urheberin der Sünde, als Mittel, dessen sich der Teufel zur Erreichung seiner Absichten bediene. Die Mönche meinten, daß man die Frauen auf jede Weise fliehen müsse, um den Verführungen zu entgehen, daß es hohe Tugenderweisung sei, auf die Frauenliebe und die Verhältnisse zum weiblichen Geschlecht zu verzichten; sie erblickten darin ein wesentliches Mittel, zur höchsten Frömmigkeit zu gelangen. Wir erinnern uns der Verbreitung dieser Mönchsansichten in den Umgebungen, in welchen Luther aufwuchs, wie man, als er ein Knabe war, den Ehestand für ein sündlich Wesen hielt und meinte, wer ein gottgefälliges Leben führen wolle, müsse Keuschheit geloben; sodann wie manchfach er in seiner Jugendzeit die weltlichen Stände heruntersetzen, den ehelosen geistlichen Stand preisen hörte und welchen Eindruck dies auf ihn machte. Je tiefer er sich in geistliche und mönchische Studien einließ, desto öfter wurde die Mönchsansicht ihm vorgehalten; begreiflich genug, wenn er sich desto mehr darin befestigte. Die Schrift wurde nach ihr gedeutet; nur eins ihrer vielen Zeichen war die herrschende Geringschätzung der Genesis; die Werke der Väter, die Mönchsbücher, die Legenden waren voll vom Lobe des ehelosen Standes, von Beschreibungen der Kämpfe, welche die Heiligen wider die Anfechtungen des Fleisches

bestanden, und vom Rühmen ihrer Siege in denselben. In gleichem Sinne sprachen sich die Scholastiker, und geringschätzig, oft bitter über die Frauen aus, wie es auch die Griechen und Römer gethan, die den letztern nur eine so untergeordnete Stellung anwiesen, ebenso wie sie, des germanischen Gemüths entbehrend, die Frauenliebe in der höheren Bedeutung, wo sie so viel mehr als sinnliches Wohlgefallen ist, nicht gekannt hatten. Die Kirche und noch mehr das Mönchthum hatte sich an dieser Seite der antik-heidnischen Ansicht zugekehrt und von der christlich-germanischen abgewendet. Sehr wohl kann die Beschäftigung mit den Alten auch an diesem Punkte die geistliche Ansicht bei Luther genährt, diese ihn mit den Römern und Griechen in seinen Jugendjahren noch einhelliger gemacht haben. Als späterhin das Evangelium und deutsches Wesen die Oberhand in ihm gewannen und ihn völlig durchdrangen, kehrte sich gleicherweise sein Eifer ebenso oft gegen die Alten wie gegen die Kirchenlehrer, Päpste und Mönche, wenn er wider Frauenverachtung redet und zürnt. So leitet er aus der herrschenden Scheu vor den Beschwerlichkeiten des ehelichen Lebens, aus epikurischer Gesinnung die Sprüche der Römer und Griechen ab: keine Stadt ohne Beschwerung, das ist ohne Weiber; ein Weib ein nothwendiges Uebel; besser ein Weib begraben als nehmen u. s. f. „Aber diese und dergleichen viel Klagen in der Heiden Schriften über die Frauen hat der Teufel wider das weibliche Geschlecht aus eitel Haß und Gift wider Gott und sein Werk ausgespeiet, damit er jedermann den ehelichen Stand und Gottes Wort verleide und es ärger mache." Ganz gegenscholastisch und mönchisch läßt er sich dann darüber aus, daß die Frauen, obwol von Gebrechen nicht frei, doch Gottes Geschöpf eben wie die Männer wären. „Ein Weib ist eine edle Kreatur Gottes, welche man nicht soll verachten, sondern ehren," u. s. f. [1]).

Es wäre indeß zu verwundern, wenn er, den die geistliche Ansicht eingenommen, als er noch außer dem Kloster lebte, sich innerhalb desselben nicht darin bestärkt, nicht auch sie bis zum

1) Gervinus I, 174. Raumer, Hohenstaufen, VI, 782 ff. Ausleg. der funfzehn Lieder im höheren Chor zu Ps. 128, V. 1, Walch IV, 2726 f. Ausleg. des Predigers Salomo zu Kap. 7, V. 27, Walch V, 2270 f.

Aeußersten in sich aufgenommen hätte, da er ein so übereifriger und eifernder Mönch war.

Wir erinnern uns Dessen, was aus der Regel Augustin's über das Ansehen von Frauen angeführt wurde. Nach dem 9. Kapitel der Ordenssatzungen war zu jeder Unterredung mit einem Frauenzimmer in oder außer dem Kloster die Erlaubniß des Priors erforderlich, der dieselbe nicht ertheilte, ohne einen Bruder zu bestimmen, dem Gespräche beizuwohnen. Wenn es die Umstände beim Terminiren erforderten, daß Brüder — deren stets nur zwei und zwei ausgesendet wurden — in den Dörfern einzeln gehen müßten, so sollten sie mit Frauen reden dürfen, falls die Noth es gebiete; doch länger bei ihnen zu verweilen und mit ihnen zu reden, sollte schlechterdings verboten sein. Diese und die weiteren ähnlichen vorsorglichen Bestimmungen, so wie die hinzugefügten Strafandrohungen waren darauf berechnet und mußten die Wirkung haben, vom weiblichen Umgange streng abzusondern und überhaupt die Mönchsansicht von den Frauen und den Geschlechtsverhältnissen zu befestigen. Allgemeine Vorschrift war es, daß die Geistlichen beim Beichthören mit niedergeschlagenen Augen sitzen und Niemanden, insbesondre die Frauen nicht ansehen sollten.

Auch in dieser Beziehung hielt sich Luther auf das strengste nach der Regel und that noch ein Uebriges. Er sagte Freunden, er hätte Frauenzimmer gar nicht ansehen mögen und seit er ins Kloster gegangen so zu reden kein Weib wieder gesehen noch gehört. „Ich wollte die Gesichter der Frauen nicht sehen, die bei mir beichteten. In Erfurt hab ich keiner, in Wittenberg nur dreien, einer Nonne niemals Beichte gehört [1])."

Er übertrieb auch in dieser Beziehung, weil die Mönchsansicht von den Frauen in äußerster Schärfe herrschend in ihm geworden war, weil er jede Veranlassung zum Erwachen der Geschlechtslust ängstlich glaubte meiden zu müssen, ängstlich der Regel gedenkend, wonach längeres Anschauen die Begierden reizen sollte, wonach es widerrathen, ob auch nicht verboten wurde,

---

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 385. Tischreden, Walch XXII, 1256. *Ericeus* 93, 176. Wider den falschgenannten geistlichen Stand des Papsts, Plochm. XXVIII, 199.

Frauen zu sehen. Den Ordenssatzungen zufolge war es dann aber wieder ein schweres Vergehen, die Blicke auf einem Frauenzimmer haften zu lassen. Die sinnlichen Triebe waren es, von welchen die Ordensleute am meisten oder auffälligsten geplagt wurden, bei welchen die Schwierigkeit, den Sieg davonzutragen, so wie die Unnatur der Mönchsgelübde am deutlichsten, grellsten hervortrat. Es gilt auch von ihm, wenn er sagt, „ein junger Gesell, der keusch lebet, überwindet seine Lust wohl, aber wahrlich nicht ohne Beschwerung, Mühe und Arbeit.“ Erfahrung, Menschenkunde, Kenntniß des Klerus, der Klöster seiner Zeit bezeugen Aeußerungen von ihm, worin er sich darüber ausläßt, wie doch die gewöhnlichen Ordensleute Keuschheit halten wollten, die vom heilgen Geiste und Glauben nichts wüßten, da sie mit großer Arbeit, Zwang, Kreuz und Kasteiung kaum zu halten sei, da selbst die hohen Geister genug damit zu schaffen hätten, die geistliche Sachen versucht; mit Händen sei es ja zu greifen, wie sie Keuschheit hielten, Mönche, Nonnen, Pfaffen, Alle, die der Keuschheit sich rühmten; nur Hurenhäuser wären aus so viel Stiftern und Klöstern geworden, denn Niemand könne sich enthalten, dem nicht die hohe Gabe der Keuschheit sonderlich gegeben sei, daß er sich enthalte um des Evangelii willen [1]).

Ueber die in den Klöstern und im Klerus verbreitete Sittenlosigkeit war schon seit unvordenklichen Zeiten Klage geführt. Am kostnitzer Koncile hatte Gerson laut gesagt, eine Tochter einkleiden lassen sei ebenso viel als sie zur Hure zu machen, hatte der Kardinal Zabarelli auf Beseitigung des Cölibats als des einzigen Mittels, der Liederlichkeit im Klerus zu steuern, gedrungen. Auch zu Basel war der Antrag nachdrücklich wiederholt, doch hatte man sich nur zu Beschlüssen wider den Konkubinat der Geistlichen vereinigt, die freilich durch sich selbst den Beweis liefern, wie groß und verbreitet das Uebel war. Aehnlich und noch stärker wie Gerson zu Konstanz hatte sich der General der Kamaldulenser, Traversari, zu Basel ausgesprochen. Allgemein wurde die Liederlichkeit im Klerus eben jetzt wieder im Volke und Volksschriftwesen beklagt, gerügt, verspottet.

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 8, V. 1, Walch 1, 845. Von den geistlichen und Klostergelübden, Walch XIX, 1995, 2034.

Gerade die Beobachtung der in den Klöstern so häufigen Unkeuschheit bewog Luther sehr wahrscheinlich zu noch größrer Strenge. Ihm war die Gabe der Keuschheit gegeben. Auch die entschiedensten tadelsüchtigsten Gegner gestehen zu, daß sein Wandel durchaus rein geblieben sei im Mönchsstande, daß er das Keuschheitsgelübde nur durch sein Eintreten in den Ehestand gebrochen, sofern hierin ein Bruch desselben lag. Allein er hat auch nie ein Hehl daraus gemacht, daß er „als Mönch wider die Natur an die unreine Keuschheit außerhalb der Ehe gebunden [1]),“ auch die Anfechtung des Fleisches zu bekämpfen gehabt habe, und man sollte meinen, daß es in nicht geringem Maße bei ihm der Fall gewesen sein müßte, da er körperlich so vollkräftig und mit einer so gewaltigen Einbildungskraft begabt war. Es scheint auch aus so vielen Aeußerungen von ihm hervorzugehen, in welchen er sich über die Gewalt der Fleischeslust in den stärksten Ausdrücken rückhaltlos ausspricht. Allein es verhielt sich bei ihm in dieser Beziehung doch nicht ganz so, wie man wol vermuthen möchte.

In der Schrift von den geistlichen und Klostergelübden erörtert er die Verkehrtheit und Vergeblichkeit, welche darin liege, daß man den angehenden Ordensleuten ein Probejahr setze. Das ganze Leben sei ein Versuchsjahr. Es könne sehr wohl sein, daß Jemand ein Paar Jahre Keuschheit hielte, indem die Fleischeslust ruhe, und daß diese erst späterhin erwache. Da beginne dann die wahre Prüfzeit erst, nachdem die vor der Zeit nach dem Kalender gesetzte längst vorüber sei. „Ich habe es an mir selbst und vielen Andern erfahren, wie der Teufel so fein kann still sitzen und heimlich lauern im ersten Jahr, wenn einer Mönch wird, also daß sich dann Etliche dünken lassen, es sei nichts leichter als Keuschheit, aber der schalkhaftige böse Feind thut das Alles nur zu Versuchung Stricke zu legen den Gewissen [2]).“

Dies bezieht sich freilich nur auf sein Novizenjahr, Andres und Aehnliches aber auf die nachfolgende Zeit. Er sagte Freunden, er habe in seinem Mönchsstande nicht viel Begier empfunden, obwol die Natur auch bei ihm ihre Rechte geltend gemacht. In den Predigten über das erste Buch Mosis bei der Geschichte

1) Ausl. d. 15 Lieder im höheren Chor zu Ps. 132, V. 16, Walch IV, 2953.
2) Walch XIX, 2020.

von Jakob und Rahel eifert er darüber, daß ein Spott daraus gemacht und gesagt sei, der Patriarch habe nichts gethan als gebuhlt und bei Frauen gelegen, daß man die Ehelosigkeit gepriesen, alle Welt getadelt und selbst bis über die Ohren in Unkeuschheit gesteckt habe. Wie er oft gepredigt thue er es auch hier, die mit falscher Lehre, daß es eine Schande sei, Weib oder Mann zu nehmen, gefangenen Gewissen zu erlösen. Es müsse je also zugehen, daß man Lust und Liebe zusammen habe. „Ohne Liebe ist es eitel Jammer und Noth; kömmt sonst noch Unglücks genug." Der heilge Geist zürne nicht, ob eine Metze — sein häufiger Ausdruck für Mädchen — einen Knaben lieb habe und daß sie ehelich würden. Er habe es gerne, daß auch die Heiligen der Schrift sich erzeigten wie andere Menschen, wodurch denn Die zum Schweigen gebracht würden, welche die Heiligen so hoch höben, als hätten sie keine natürliche Bewegung gefühlt. Darauf aber setzt er doch hinzu, „zwar wenn man's von mir schriebe, würde mich's wol verdrießen, daß man von mir lesen sollt, daß ich mit Metzen gebuhlet hätte," obwol Moses von dem Patriarchen, dem heiligen Manne, so etwas melde. Er spricht von Verliebten und Verliebtheit bisweilen, bemerkt z. B., jene wären thöricht und ließen sich bald dies bald das träumen, „wie der Poet sage," doch spricht er nicht so davon, als ob er da eigne Erfahrung hätte [1]). Die Erklärung davon, daß er „nicht viel Begier empfand," liegt nahe. Er wollte ein heiliger Mönch sein, wollte es mit ganzem Ernst, und die überspannteste Mönchsansicht von Frauen und Frauenliebe beherrschte ihn. Sodann haben wir eine Bemerkung von oben hier zu wiederholen. Es war nur das Natürliche, daß die Sinnlichkeit zurücktrat bei einer so übermäßigen Spannung der Seelenkräfte, so hochfliegenden Gedanken, so geistigen Beschäftigungen, Beunruhigungen und Schmerzen, wie die waren, die ihn während und noch immerfort nach seiner Novizenzeit gänzlich in Anspruch nahmen. In den nachfolgenden Jahren aber wurde er allmälig seiner jetzigen Stimmung, nicht aber der Unruhe ledig, sein Geist erhielt einen neuen Schwung, nur nach einer anderen Seite hin, er faßte

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 79, S. 589. Plochm. XXXIV, 140 f. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 19, V. 13—33, Walch I, 1943.

stets größere Gesichtspunkte auf, immer größere Absehen, Anliegen und Bewegungen ergriffen ihn, hielten ihn fest, füllten auch sein Gemüthsbedürfniß aus.

Mit dem vollsten Rechte wird die edle Liebe des Jünglings und die Zeit ihres Erwachens gepriesen. Kaum läßt sich der mit ihr verknüpfte Gewinn für Geist und Gemüth, ja für die gesammte Entwickelung hoch genug anschlagen. Ihren Wahn, wenn Verstandeskalte so wollen, den aber die Natur herbeiführt und also will, ihre Lust und ihr süßes Leid hielt er sich fern durch einen andern viel schlimmeren Wahn, den, daß irdische Liebe sündlich sein sollte. Er deutet einmal auf die böse Frucht seiner Möncherei in dieser Beziehung hin, indem er in einer Predigt der Hauspostille sagt, „wie ihr wisset, ist der Ehestand unter dem Papstthum sehr verachtet, und allein die Jungfrauschaft gerühmet worden. Wie aber Gott die ehelosen Geistlichen wiederum bezahlt und gestraft habe, wissen wir zu guter Maaß, daß ihnen nicht allein Lust und Liebe zum Ehestand genommen, sondern auch die Liebe zu den Frauen schier ausgelöscht ist. Daß es groß Wunder ist, daß nicht längst der gottlose Sodomitische Haufe, in Stiften und Klöstern im Papstthum, allein dieser Sünde halben, welche aus Verachtung des ehelichen Lebens gefolget, mit hölliſchem Feuer angezündet, und in Abgrund der Höllen versenkt ist [1])." Daraus, daß er die mönchische Ansicht überwand, und aus seiner gemüthlichen Innigkeit erklärt es sich, daß die Frauenliebe, welche das Mönchthum im Keime bei ihm so gut wie erstickt hatte, noch in den Mannesjahren bei ihm erwachte; immerhin aber war ihm ihr Mangel in den Jugendjahren unersetzlich und von schweren Nachtheilen begleitet. Frauenumgang und Frauenliebe sänftigten seinen Sinn nicht, ihr Entbehren nährte jetzt den Grübelgeist bei ihm, wie die Ehelosigkeit ihn stets genährt hatte bei seinen scholastischen Lehrmeistern und den Mönchen.

Einigen, doch unsichern Nachrichten zufolge soll er auch schon als erfurter Mönch gepredigt haben. In jedem Falle geschah es zuerst nur im Reventer vor den Brüdern zur Uebung. Dies soll er einst in Wittenberg einem jungen Prediger, Anton Lauterbach,

1) Plochm. II, 11.

gesagt haben, der ihm seine Schwäche, seine Kanzelscheu klagte. „Ei, Lieber, es ist mir auch also gewest. Ich hab mich wol so sehr gefurcht vorm Predigtstuhl als ihr; noch mußt ich fort, wurd gezwungen.“ Und da habe er sich denn erstlich in Erfurt vor den Brüdern üben müssen. Er setzt indeß laut dieser Nachricht noch Etwas hinzu, woraus man fast nothwendig schließen muß, daß ein Vorgang in Wittenberg gemeint und Erfurt mit Wittenberg verwechselt ist. Der genau angegebenen Oertlichkeit eines anderweit berichteten Auftritts zufolge geschah es in Wittenberg, daß ihn Staupitz zum Predigen nöthigte. Indeß könnte es sein, daß er zu Uebungen auch schon zu Erfurt, sei es von Staupitz oder dem Konvente, genöthigt wäre, und daß der Zwang, den ihm Staupitz in Wittenberg anthat, auf sein dortiges erstes Predigen oder auch auf die Annahme einer Berufung zum Predigtamt sich bezöge, was mir jedoch unwahrscheinlich däucht. Seckendorf erzählt, er habe in Erfurt von Zeit zu Zeit kleine ländliche Ausflüge gemacht, Herz und Gemüth zu erquicken, und dann den Hirten gepredigt. Allein er bringt dies in unmittelbaren Zusammenhang mit der weitern Erzählung, daß Luther das Drechseln gelernt habe, was erst in Wittenberg viel später geschah, und mit jenem wittenberger Vorgange, wonach er einst in seine Zelle sich eingeschlossen und aus einem Ohnmachtschauer nur durch Musik erweckt werden können [1]).

Im Uebrigen ist es an sich weder unwahrscheinlich, daß er beim Terminiren gelegentlich in Dorfkirchen der Umgegend gepredigt, noch daß man ihn im Kloster zu Uebungen genöthigt, so wenig Gewicht auf das Predigen verhältnißmäßig gelegt wurde. Man überließ die Kanzel, welche die höhere Geistlichkeit nur selten betrat, am häufigsten den jüngeren und niederen Klerikern, unter den Mönchen in der Regel den Terminirern, worüber viel Klage war, die auch bei Luther nicht fehlt. „Die geistlichen Tyrannen verachteten das Predigtamt und hielten es geringe, so es doch das allerhöhist Amt ist, an dem alle andre hangen und folgen. Wem es auferlegt ist, der mag darnach auch taufen, Meß halten und alle Seesorge tragen, oder am predigen alleine

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262, Consolatio D. M. Lutheri ad. A. Lauterb. de vocatione sua. *Seckend.* I, 21. Lingke, 12.

bleiben und taufen und andre Unteramt andern lassen; daran man aber siehet, daß unsre jetzige Bischoff und Geistlichen Götzen und nicht Bischoffe sind, denn sie lassen das höhist Amt des Worts, das ihr eigen sein sollt, den allergeringsten, nämlich Kapellan und Mönchen, Terminarien." Allein zu Opfermessen weiheten die Weihbischöfe, fragten nichts danach, wie und was man predigen solle und was den Leuten noth zu lernen, wären zufrieden, wenn die Novizen des Priesterthums kaum ein Requiem lesen könnten, ölten sie und ließen sie hinstreichen [1]).

Was die terminirenden Mönche predigten, ist schon aus den angeführten Aeußerungen Luther's über den Inhalt der Mönchspredigten zu entnehmen. Diese jungen Menschen, sagt Guttel in seinem Buche: Ein selig Neujahr, vom Jahr 1522, wären der Schrift unkundig gewesen, hätten vorgeschriebne Predigten von Fabeln vollgestopft gehalten, um dem Volke Käse, Butter u. dergl. abzulocken, und so das Reich der Störche über die Frösche dargestellt [2]). Daß Luther hieran Theil nahm, ist schon erwähnt, und man kann denken, daß seine ersten Predigten ähnlichen Inhalts wie die seiner Brüder waren. Wir haben darüber auch eigne Zeugnisse von ihm. „Im Papstthum hat man geprediget von dem Dienst der lieben Heiligen, daß man sich auf ihr Verdienst sollte verlassen. Und ich selbst hab also geglaubt und geprediget. St. Anna war mein Abgott und St. Thomas mein Apostel, da bauet ich auf festiglich. Sie nannten alle Stände weltlich und unnütz, und rühmten und preiseten allein ihre Platten und Kappen. Wir, sagten sie, sind die Geistlichen, wir beten für die andern: ihr Bürger, Bauern, Fürsten, Adel und alle Weltlichen könnet Gott nicht dienen. Darum gebet uns her Gold, Silber, eure Schlösser, Städte und Lande, so wollen wir Tag und Nacht für euch bitten, dieweil ihr den Acker bauet, Hausgesind und Unterthanen regieret. Also habe ich selbst auch gelehrt, da ich ein Mönch war [3])."

---

1) Daß eine christl. Gemeinde Recht und Macht habe alle Lehre zu urtheilen und Lehrer zu berufen, Plochm. XXII, 151. Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papsts, Plochm. XXIV, 365.

2) *Seckend.* I, 247.

3) Hauspostille, Plochm. I, 166. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 37, V. 12—14, Walch II, 1577.

Aus diesen Aeußerungen möchte man schließen, daß er allerdings noch in Erfurt gepredigt, indem es scheint, daß Dergleichen in Wittenberg wol nicht mehr von ihm zu erwarten gewesen wäre. Wir werden indeß sehen.

Staupitzens fortgesetzte Einwirkungen.

In der Zeit nach seiner Priesterweihe treten die Folgen der fortgesetzten Einwirkungen Staupitzens in einer allmäligen Umgestaltung seiner religiösen Begriffe und Anschauungen und überhaupt seiner innern Zustände hervor. Genaues und Sicheres läßt sich weder hinsichtlich der Zeitpunkte, wo sie eintraten, noch der Reihefolge ermitteln, in welcher sie stattfanden. Gewiß ist nur, daß sie einen wesentlichen Einfluß auf seine Stimmung und Entwickelung geübt haben. Ueber ihre Beschaffenheit sind nur einzelne lückenhafte Nachrichten vorhanden. Allein wenn man diese mit einem sorgfältigen Hinblicke auf die Vorstellungen und Empfindungen in Erwägung zieht, auf welche seine Irrungen, Bedrängnisse und Selbstquälereien, sein Ringen und Streben und dessen Antriebe und Richtung zurückweisen, so läßt sich doch ein ziemlich deutliches Bild von ihnen gewinnen, bei welchem wenigstens für die Wahrheit und Richtigkeit der wesentlichen Züge genügende äußre und innre Bürgschaft nicht gebricht.

Es läßt sich nicht annehmen, daß Staupitz in den drei Jahren, wo Luther im Kloster zu Erfurt sich befand, häufiger dort gewesen wäre. So oft es aber der Fall war, unterredete sich Luther mit ihm, beichtete ihm, und man kann leicht denken, daß die Unterredungen bei zunehmender Vertrautheit anhaltender wurden, tiefer eingingen. Ohne Zweifel war ihr Ausgangspunkt Das, was Luther seine Sünde nannte, und bei ihm begannen am wahrscheinlichsten Staupitzens tiefere Einwirkungen. „Da ich ein Mönch war, erzählte Luther Freunden, schrieb ich Doktor Staupitzen oft, und einmal schrieb ich ihm: O meine Sünde, Sünde, Sünde! Da gab mir Staupitz diese Antwort: Du willt ohne Sünde sein, und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden, als, die Aeltern ermorden, öffentlich lästern, Gott verachten, die Ehe brechen u. s. w. Das

sind rechte Sünden. Du mußt ein Register haben, darin rechtschaffene Sünden stehen, soll Christus Dir helfen, mußt nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus einem jeglichen Bombart eine Sünde machen." Auch in einem Briefe an Spalatin vom 21. August 1544 erwähnt er dieser Verhandlungen. „So tröstete mich einst mein Staupitz in meiner Traurigkeit. Du willt ein erdichteter Sünder sein und einen erdichteten Christum zum Heiland haben. Du mußt in die Gedanken fassen, daß Christus ein wahrer Heiland ist und Du ein wahrer Sünder bist. Gott geht nicht mit erdichteten Dingen um, und scherzet nicht, indem er seinen Sohn sendet und für uns dahin gibt [1])."

Staupitz suchte ihm also seine Vorstellungen von Christus als einem strengen Richter und vom ungnädigen Gott, so wie den Wahn auszureden, daß er es errreichen müsse, vollkommen rein zu werden, und daß jede sinnliche nur natürliche Regung, die unvermeidliche Unvollkommenheit, die er an sich wahrnahm, jede Uebereilung, jedes Vergessen eine Todsünde sei, wofür keine Vergebung zu finden. Da mußte es nun wol den tiefsten Eindruck bei ihm machen, wenn ihm Staupitz sagte, daß Gott so überaus gnädig, daß er gerade zu Rettung der so sehr sündigen und der Sünde nimmer durch eigne Mühe ledig werdenden Menschen das Theuerste nicht geschont, den Sohn geschenkt habe, der um die abgefallene Menschheit zurückzubringen und zu beseligen den göttlichen Liebeswillen zum seinigen gemacht und in den Tod gegangen sei. Wenn er sie nur in sich aufnehmen und beleben konnte, die Anschauung vom Erlöser als dem leuchtenden Abbilde der göttlichen Liebe zur Menschheit und der reinsten menschlichen Liebe zu Gott, diese Liebe in Allen entzündend und Alle in ihr einend: so war er von der unteren Stufe seiner beengenden, niederdrückenden und ängstenden alttestamentlich-katholischen Frömmigkeit auf die lichthelle Höhe der befreienden und freien, erquickenden und beseligenden evangelischen emporgehoben. Zu ihr neigte doch der tiefste Zug seines Innern, Liebe des Göttlichen, hin. Dem Zuge zu folgen hatte ihn nur die Lehre gehindert, die ihm geworden war und ihn mit Furcht erfüllt. Sobald

1) Tischreden, Walch XXII, 553. de Wette, V, 680.

die göttliche Liebe sich ihm offenbarte, mußte die Furcht weichen, mußten seine harten Vorstellungen von Gott und Christus verschwinden vor andern herzerfreuenden und tröstenden, denen bei seinem jetzigen Seelenzustande die meiste, ja völlige heilende Kraft inwohnte. Des Gefühls der Sündhaftigkeit hätte er sich nun einmal nicht zu entledigen gewußt. Er konnte von dem ebenso schmerzlichen als vergeblichen Kampfe dawider ablassen, es peinigte ihn nicht mehr, ja er konnte sich, wie es etwas später, doch noch im erfurter Kloster, namentlich an einem Weihnachtsfeste geschah, mit einer gewissen geistigen Wollust darein versenken, wenn er nur in die staupitzischen Begriffe sich einlebte. Je größer er sich dann seine Sünde dachte, desto größer erschien ihm die göttliche Gnade und die Liebe des Erlösers, und in der freudigen Beruhigung, welche er hieraus schöpfte, verlor sich die Unruhe, die ihm sein Sündbewußtsein erregte.

Wenn er sich Staupitzens Denkart nun auch nicht sogleich vollkommen aneignen konnte, so geschah es doch mehr und mehr, und wie tief Staupitzens Reden bei ihm sich einsenkten, geht wol am deutlichsten daraus hervor, daß er, was ihm gesagt wurde, so sehr in sein geistiges Eigenthum verwandelte, daß er es späterhin oft mit denselben Worten wiederum Andern mitzutheilen sich bemühte. So beginnt er eine Predigt der Hauspostille: „Unser lieber Herr Christus hat uns nicht eine falsche Gnade widerfahren lassen, die nur den Schein hätte; sondern gleich wie unsre Sünden recht große verdammliche und nicht gemalte Sünden sind, also ist's auch mit seiner Gnade eitel Ernst." Ganz ähnlich in einer der vermischten Predigten: „Gedenke in höchsten Nöthen, wenn dein Gewissen der begangenen Sünden eingedenk wird und erschrickt, daß du mit muthigem Herzen und starkem Glauben sagen könnest: Christus ist gegeben nicht für der Heiligen Gerechtigkeit noch für der Engel Unschuld, sondern für der armen Sünder Ungerechtigkeit. Wäre ich gerecht, so bedürfte ich Christi nicht. Warum willst du mich so verkehrter Weise zum Heiligen machen, du heilloser Satan, und eitel Gerechtigkeit von mir fordern, der ich doch gar nichts denn nur eitel Sünde habe. Dazu nicht erdichtete, sondern rechte, wahrhaftige; nicht schlechte und geringe, sondern große, grobe und überaus

schwere Sünden, als da ist, daß ich Gott nicht fürchte, ihm nicht glaube" u. s. f. [1]).

Sehr merkwürdig ist hier auch der schon erwähnte Brief an Spalatin, der ähnlichen Bedrängnissen anheimgefallen war und dem er nun ebenso zuredet, wie Staupitz vor siebenundzwanzig Jahren ihm gethan. „Es ist kein Wunder, ist nichts neues, schreibt er ihm, daß ein Mensch, der im Fleische lebet und von so vieler Teufel unzähligen feurigen Pfeilen umgeben ist, zuweilen verwundet oder auch zu Boden niedergefället wird. Jetzt hat Dir der Feind den Gedanken an Gottes Gnade und Barmherzigkeit im Herzen ertödtet. Du bist bisher ein zu zärtlicher Sünder gewesen, hast Dir nur gar geringe Sünden vorgeworfen. Geselle Dich zu uns, den wahrhaften, großen, argen Sündern, daß Du uns Christum nicht gering machest, der nicht ein Erretter ist von erdichteten und leichten, sondern von wahrhaften und großen, von den größesten, von allen Sünden. Das laß Dir nun wieder ins Gedächtniß zurückrufen von mir, der ich eben so wie Du jetzt versucht wurde, nun aber in Christo stark bin. Glaube der Schrift, daß Christus gekommen, damit er die Werke des Teufels zerstöre, deren eins solche Traurigkeit ist." Man hat sehr richtig bemerkt, aus der Vorstellung vom Herablassen Gottes zum sündigen Menschen, das den letztern heilige, der auch schon vor errungener Vollendung Gott nahen dürfe und ihm wohlgefällig sein könne, stamme die Heiterkeit Luther's bei der ernstesten Ueberzeugung vom menschlichen Verderben, das kindliche Zutrauen, womit er Gott sich darstelle und auch das Geringste und Schwächste ihm zu weihen wage und lehre zu wagen, wenn es nur aus aufrichtigem Herzen komme, sein vielfach mißverstandnes pecca fortiter, sed crede fortius, das wol keiner von den Reformirten je gesagt haben würde, das aber bei ihm gewiß das wahre Christenthum gewesen [2]). Wer sähe nicht sogleich, daß es sich bei ihm aus Staupitz's Einwirkungen entwickelte? Sollte das Wort nicht von ihm herrühren, worüber ich ungewiß bin, so hat er doch Aehnliches mehrfach

1) Plochm. IV, 344, 366; XIX, 218.

2) Der protest. Gottesdienst und die Kunst in ihren gegenwärtigen Verhältnissen aufgefaßt, St. Gallen, 1840.

gesagt, und jetzt schon war ihm der Gedanke, ja selbst der Ausdruck durch Staupitz nahe genug gelegt.

Allein dem Eifer des letztern, durch Mittheilung seiner theologischen Denkart dem Jünger aus seinen Irrungen herauszuhelfen, stand bei diesem eine ganze Reihe tief eingewurzelter Begriffe entgegen, deren Beseitigung ein längeres Bemühen erforderte.

Einst, noch ganz in seinen rohesten Vorstellungen vom zürnenden Gott, sagt er zu Staupitz: „Ei, lieber Herr Doktor, unser Herr Gott gehet ja so greulich mit den Leuten um, wer kann ihm dienen, wenn er also um sich schlägt?" Er hatte da wieder „den Exempeln des göttlichen Zorns" nachgedacht. Staupitz erwidert: „Lieber, lerne Gott anders ansehen: wenn er nicht so thäte, wie könnte er sonst die harten Köpfe dämpfen? Er muß den hohen Bäumen steuern, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Gott schlägt, um gesund zu machen, und erlöst und errettet uns also, die wir sonst verloren gehen würden." Auch dieser Gedanke kehrt fast mit denselben Worten in Luther's Predigten und exegetischen Schriften zehn für ein Mal wieder. Nach vielen Jahren noch beschäftigten ihn Staupitz's Aeußerungen. Was er von diesem gehört, sagte er einst, daß Gott strenge Strafgerichte über die harten Köpfe verhänge, um die Seinen zu erretten, habe ihn 1530 zu Koburg gelehrt, den Anhang der zehn Gebote recht zu verstehen, in welchem Gebot Gott spreche, er sei ein eifriger Gott, der da heimsuche die Missethat an Kindern und Kindeskindern [1]).

Wir wissen, wenn seine Bedrängnisse aus seinen Vorstellungen von Gott als zürnendem Richter jeder Schuld herflossen, daß dies auf das Engste damit zusammenhing, daß er sich mit peinigenden Gedanken über die Prädestination quälte, sich nicht selten zur Verdammniß vorherbestimmt wähnte. Auch nach dieser Seite hin suchte Staupitz berichtigend und beruhigend einzuwirken. Einst klagt ihm Luther, wie ihm die hohe Anfechtung von der „Vorsehung" über die Maßen hart zusetze und plage. Staupitz sagt ihm: „In den Wunden Christi wird die Vorsehung ver-

1) Tischreden, Walch XXII, 212 f. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 148, S. 247.

standen und gefunden, sonst nirgend. Denn es steht geschrieben: den sollt ihr hören." Nicht durch Spekulation möge Luther Gottes unbegreifliches Wesen verstehen wollen. Das werde sich dereinst schon offenbaren. Gottes Wesen und Gesinnung könne der Mensch nicht ausdenken, Gott werde nicht begriffen und wolle auch nicht gefaßt sein außer Christo. „Die Ursach, weshalb Viele verdammt werden, ist die, daß sie nicht hören, was Christus vom Vater sagt. Dem, der von den Wunden Christi beginnt, weichen die Zweifel und Spekulationen von wegen der Vorsehung; wer in die letztern sich einläßt, vergißt, was Gott und Christus ist, erliegt unnützen Gedanken und meint, Gott sei nicht gerecht." Wer zu disputiren beginne und das Unbegreifliche mit eignem endlichen Verstande ergründen wolle, der verfalle nur in vergebliche Zweifel, in Gottvergessenheit und Lästerung. „Glaube nur fest dem Wort, in welchem sich Gott offenbart. Bilde dir Christum wohl ein, so ist die Vorsehung schon im Werk und bist allbereit versehen. Denn Gott hat's zuvor versehen und geordnet, daß sein Sohn leiden sollte, nicht um der Gerechten, sondern um der Sünder willen. Wer das glaubt, der soll das liebe Kind sein. Darum soll man in diesem Artikel also denken: Gott ist wahrhaftig und lügt und trügt nicht, das weiß ich; derselbige hat mir seinen eingebornen Sohn geschenkt mit allen seinen Gütern, hat mir gegeben die heil. Taufe, das Sakrament des wahren Leibs und Bluts seines lieben Sohns und allerlei Güter, zeitliche und ewige. Wenn ich also bedenke die großen unaussprechlichen Wohlthaten, die mir der himmlische Vater um Christi willen aus lauter Gnade und Barmherzigkeit gegeben hat, ohne alle meine Verdienste, gute Werke und Würdigkeit, wie sein Wort bezeuget, und bleibe dann dabei, so ist die Vorsehung lieblich und tröstlich und bleibet mir fest und beständig, sonderlich weil ich weiß, daß Gott selbst in seinem Wort und durch seine Diener mit mir redet, u. s. f. [1]).

„Ich bin schwer angefochten worden von Zweifeln wegen der Vorsehung, sagt Luther, was Gott mit mir machen würde. Endlich überwand ich aus Gottes Gnade solche Gedanken und

1) Spangenberg, Adelsspiegel, 87. Tischreden, Walch XXII, 489. *Rebenstock*, I, 45.

warf mich in Gottes offenbarten Willen. Höher können wir nicht aufsteigen. Sein verborgener Wille bleibt uns unerforschlich. Uns genügt sein Wille, in Christo offenbart. Thoren sind wir, statt dessen undurchdringliche Geheimnisse erforschen zu wollen, daher dann Viele den Hals brechen, indem sie auf jene unnützen Spekulationen sich einlassen [1]).“

Aehnlich hat er sich häufig ausgesprochen, vor den Spekulationen über Gottes Wesen und Majestät gewarnt. Wir hörten oben schon Aeußerungen dieser Art von ihm. Staupitz's Einwirkungen sind dabei abermals nicht zu verkennen. Er sagt indeß auch ausdrücklich in dem angeführten Schreiben an den Grafen Albrecht von Mansfeld: „wo mir aus dieser Anfechtung Doktor Staupitz, oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht herausgeholfen hätte, so wäre ich drinnen ersoffen und längst in der Helle.“ Auch in der Auslegung der Genesis spricht er davon, wie die Folge dieser Anfechtung Verzweiflung sei, die auch ihn ergriffen haben würde, wenn ihn Staupitz nicht gerettet hätte [2]).

Die angeführten Belehrungen des Generalvikars trafen in den Mittelpunkt seiner Bedrängnisse, enthielten eben Das, was er nur in sich aufzunehmen brauchte, um von seiner Unruhe frei zu werden, sofern diese aus seinem innern Zwiespalt hervorging, daß er von dem lebendigsten Bedürfniß der Erlösung und zugleich von den Vorstellungen der Kirche und Schule erfüllt war, die ihn darauf hinführten, durch eigne Werke eine vollkommene Lauterkeit und Gerechtigkeit erringen zu wollen, wodurch die Kraft und der Trost der Erlösung geschwächt, wo nicht diese ganz überflüssig werden mußte. Hundertfach klingt der Nachhall jener Belehrungen in seinen eignen Schriften wieder. „Weil du in Christo bist, magst du dem Teufel trotzen und sprechen: ob ich wol ein Sünder bin, so bin ich dennoch kein Sünder. Ein Sünder bin ich meiner selbst halben und außerhalb Christo, aber in meinem Herrn Jesu und außerhalb mir bin ich kein Sünder. Denn er hat mit seinem theuern Blute alle meine Sünden ausgetilgt, wie ich festiglich glaube, deß zu einem Wahrzeichen ich

1) *Rebenstock*, I, 46.

2) de Wette V, 513. Walch II, 263 (zu Kap. 26, V. 9).

auch getauft, durch Gottes Wort von meinen Sünden losgesprochen und mit dem Sakrament des wahren Leibes und Blutes meines lieben Herrn Jesu Christi gespeiset und getränket worden bin, als durch gewisse Gnadenzeichen, daß ich Vergebung der Sünden durch Christi Blut erlangt habe[1])." Allein es mußte ihm sehr schwer werden, sich diese Auffassung und Ueberzeugung zu eigen zu machen, schon weil er in den Sakramenten keine rechte Gnadenzeichen erblickte, sondern bei der Buße und Messe vor allen Dingen auf Selbstgerechtigkeit bedacht war.

Es klang unendlich tröstlich, wenn er von Staupitz hörte, daß Gott das Opfer Christi für die Sünder annehme und seine Gnade und Barmherzigkeit dadurch erweise. Aber Buße forderte Gott doch als Bedingung seiner Gnade, und die Buße begann nach den Schulbegriffen mit Zerknirschung und vollendete sich durch die Genugthuung der Werke, die Satisfaktionen, welche der Priester den Beichtenden als Bedingung der Absolution auferlegte. Wir hörten, welche Noth ihm die Reue, die Beichte, wie er sich die Bußwerke zu einer fast unerträglichen Last und Qual machte und wie sie dennoch seinem Gefühle nach unzulänglich blieben, Gott mit ihm zu versöhnen. Da trat denn Staupitz abermals vermittelnd ein. Schon Wessel hatte nur „derjenigen Trauer einen Werth beigelegt, die nicht blos aus Abscheu gegen die Sünde" — oder gar aus bloßer Furcht vor ihren Folgen, aus Empfindung derselben — „sondern aus Liebe gegen den beleidigten Gott" entspringt. Denn das Wohlgefallen Gottes ruhe nicht auf der Trauer, sondern auf der Liebe, daher, wer aus Liebe traure, Gott wohlgefällig sei, nicht weil er traure, sondern weil er es aus Liebe thue. So war der Schmerz, den Judas empfand, Gott nicht angenehm, weil er bei ihm aus der Selbstliebe, nicht aus der Liebe zu Gott als seiner Quelle hervorging. Wessel betrachtete daher die Zerknirschung gar nicht als wesentlichen Bestandtheil, sondern als Wirkung und Folge der Buße. Noch stärkere Zweifel erhob er gegen das Bekenntniß des Mundes, und als einzig würdige Frucht der Buße erschien ihm die volle Rückkehr zu Gott und diese als Genugthuung, indem er schloß, daß jene die göttliche Verzeihung zur Folge

1) Kurze Ausleg. des Jesaias zu Kap. 36, V. 9 f., Walch VI, 687.

habe, und nach dieser Verzeihung alle noch weiter auferlegte Bußwerke, d. h. Strafen, unstatthaft sein müßten [1]).

Ganz in ähnlichem Sinne belehrte nun Staupitz Luther, woran dieser ihn in einem Briefe aus dem Jahre 1518 erinnert, daß „das die rechte wahre Buße wäre, die an der Liebe der Gerechtigkeit und Gottes anfange, was aber die scholastischen, die Gewissen mit endlosen und unerträglichen Vorschriften beladenden Lehrer als Schluß und Vollendung der Buße darstellten, vielmehr ihr Anfang sei." Dies Wort habe ihm wie eine Stimme vom Himmel getönt, wunderbaren Trost in sein Herz ergossen, darin gehaftet wie der scharfe Pfeil eines Gewaltigen; und als er es dann mit den von der Buße handelnden Aussprüchen der Schrift verglichen und die schönste vollkommenste Uebereinstimmung gefunden, da sei ihm fortan nichts lieblicher und tröstlicher zu hören gewesen als das Wort Buße, das er zuvor (er hatte die Bußwerke darunter verstanden) nicht habe aussprechen hören können ohne Grauen, das ihm das härteste, schrecklichste Wort der Schrift gedäucht, denn trotz aller Anstrengungen habe er es nur zu einer falschen erzwungenen Liebe Gottes gebracht. „Also werden die Lehren Gottes uns lieblich, wenn wir sie nicht blos in Büchern, sondern in den Wunden unsers süßesten Erlösers zu lesen bekommen und erkennen [2])."

Wie sich bei der Buße Veranlassung für Staupitz zu Belehrungen und Tröstungen gefunden, so war es auch beim Sakrament der Fall. „Da ich ein junger Mensch war, erzählt Luther, begab sich's zu Erfurt am Tage Korporis Christi (Fronleichnam — also ein paar Monate nach der Priesterweihe oder auch das Jahr darauf) in der Procession, da ich auch mitging und ein Priesterkleid anhatte, daß ich vor dem Sakrament, das Doktor Staupitz trug, so hart erschrak, daß mir der Schweiß ausbrach und nicht anders zu Sinn war, als würd ich vergehen vor großer Angst. Nach der Procession beichtete und klagte ich's Staupitzen. Der sagte: ei, Eure Gedanken sind nicht Christus, denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet nur. Dies Wort nahm ich mit Freuden an, und war mir sehr tröstlich [3])."

1) Ullmann, Reformatoren, II, 597 ff.

2) de Wette 1, 116.

3) Tischreden, Walch XXII, 513 u. 724. Es steht da Eisleben statt

So tief waren die Eindrücke jener Zeit auch in dieser Beziehung bei ihm, daß ihn auch noch in späteren Jahren nicht selten ein Grauen vor dem Sakrament ankam. „Es ist mir oft begegnet, sagt er in einer Predigt der Kirchenpostille, daß ich mich davor gescheuet habe, und damit nur mehr davon getreten." Und da enthielt er sich denn wol eine Zeit lang des Abendmahls, weil er vor dem Genusse desselben erst ganz rein sein wollte. In einer Predigt der Hauspostille äußert er, vor sieben, also einst in seinen Mannesjahren, habe er gemeint, er wolle nicht eher zum Sakrament gehen, er wäre denn gar geschickt; „und solches hatte ich noch aus dem Papstthum [1])."

Es erhellt hieraus, was für ein Gefühl jenes Erschrecken gewesen sein muß, das ihm noch so lange nachhing. Zugleich werden wir dadurch auf die Erklärung hingeführt, die jedoch noch deutlicher in nachstehenden Aeußerungen enthalten ist: „im Papstthum ist's kein Wunder gewesen, daß man sich vor dem Sakrament gescheuet und entsetzet hat, sintemal man die Leute so beschweret hat. Denn da hat man dies liebliche, tröstliche Sakrament mit Gallen, Essig und Wermuth verderbet, und uns die Freude genommen, die wir vom Sakrament haben sollten. Denn also hat man uns gelehret, wir müssen so gar rein sein, daß auch nicht ein Stäublein täglicher Sünde in uns übrig bleibe, und so gar heilig, daß unser Herr Gott uns vor großer Heiligkeit kaum ansehen könnte. Solches konnte ich an mir nicht ersehen; darum erschrak ich vor dem Sakrament. Und solch Schrecken, so ich im Papstthum gelernet habe, und des ich gewohnet bin, hanget mir noch heutiges Tages an, so ich doch mit Fröhlichkeit dazu kommen sollte." Sie machten uns durch ihre Lehre „blöd und schüchtern, verkehrten das süße selige Sakrament zu einem schrecklichen und gefährlichen Handel, füllten uns mit Sorge und Furcht, ob wir auch rein und würdig genug wären, und da

---

Erfurt, was indeß nur auf einem Irrthume beruhen kann. Vielleicht trägt ein Druckfehler in der ersten Ausgabe die Schuld. Luther befand sich erst 1516 wieder einmal in Eisleben, traf dort mit Staupitz nicht zusammen und war in diesem Jahre kein junger Mensch mehr. Auch paßt das Ganze auf diese Zeit nicht.

1) Plochm. XI, 225; II, 221, 251.

Furcht und Verlangen nicht mit einander bestehen, so verhinderten sie uns, indem sie uns zu fördern meinten. Wir marterten und ängsteten uns, wie wir würdig zum Sakrament gingen. Man lehrte, sich bläuen mit vielen schweren Werken, fasten, beichten und sich so bereiten, daß man's brauchte alleine für ein Werk." Niemand sollte zum Sakrament gehen, er befinde sich denn gar rein; „solche Reinigkeit aber haben sie gestellt auf das beichten, reuen, fasten, beten, Almosen geben und dergleichen Werke, die man Werke der Buße hieß, welche die Prediger rühmeten. Im Papstthum, wenn ich zum Sakrament gehen wollte, hatte ich die Gedanken: wer nur eine einige Stunde nach der Beichte rein bleiben könnte, auf daß ich das Sakrament würdiglich empfahen möchte. Das kam daher, daß ich nicht wußte, was da heißt Vergebung der Sünde, noch verstand, warum Christus diesen Namen führet und ewig Vater heißt [1])."

Eben hierauf wies ihn Staupitz hin, indem er ihm sagte, Christus schrecke nicht, sondern tröste nur. Die Folge der gemeinen Lehre konnte nur die sein, daß die ihr Nachgehenden, wie es Luther in der Schrift vom Mißbrauch der Messe ausdrückt, nicht die durch Christus erworbene Vergebung der Sünden lauterlich umsonst suchten, sondern daß sie eine eigne neue Sündenvergebung durch ihr Opfer, ihre Werke, ein vermeintes Verdienst erwerben wollten, worin eine Unmöglichkeit, eine Unfrömmigkeit lag, welche er tief fühlte; und daß sie in solcher Weise zum Sakrament sich würdig zu machen suchten, daß nichts übrig bleibe, das zu vergeben sei, was nichts andres heiße, als das zur Vergebung der Sünden vergossene Blut Christ verspotten [2]), mit andern Worten, die Erlösung, nach welcher er aufs innigste sich sehnte, beseitigen, weil Das, was von der Sünde gelehrt wurde, das Gefühl der Mangelhaftigkeit und Hülfsbedürftigkeit bei ihm nicht zu ersticken vermochte. Damit, daß das Sakrament die rechtfertigende Gnade auch dann mittheilen sollte, wenn es ohne religiösen Sinn und Absicht vollzogen würde,

---

1) Hauspostille, Plochm. II, 245, 217; VI, 89. Verm. Predigten, Plochm. XVII, 70. Sermon vom Sakrament d. Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister, Plochm. XXIX, 343.

2) Walch XIX, 1370 f.

wußte er sich nicht zu beruhigen, indem er, auch gläubig und eifernd, doch nicht blindgläubig, der herrschenden Lehre sich nimmer hingab, wo sie seinem innersten religiösen Gefühle widersprach.

Staupitz nun führte ihn darauf hin, von dem Bemühen abzulassen, des Sündgefühls durch zu erringende Selbstgerechtigkeit ledig zu werden, zugleich aber darauf, sich dabei zu beruhigen, indem er ihn auf eine dem Frömmigkeitsgefühle genügende Ansicht hinleitete. Seine Belehrungen waren durchaus geeignet die ganze religiöse Anschauung seines Schülers, namentlich die Vorstellungen desselben von den Genugthuungen und ihrer Nothwendigkeit, zu erschüttern, und es ihm nahe zu legen, den Begriff der Frömmigkeit tiefer zu fassen und in einer innerlichen zu suchen, was er vergeblich in äußerlicher zu finden sich abmühete. Er brachte ihm Das zum Bewußtsein, was wir ihn schon aussprechen hörten, daß das Streben nach mönchischer Heiligkeit entweder zu einem falschen Tugendstolze oder zur Verzweiflung führe. Er sagte und wiederholte ihm, der das göttliche Gebot, wenn ihm Gott gnädig sein solle, so völlig meinte erfüllen zu müssen, sich doch bewußt blieb, es nicht zu können, und darüber fortwährend sich ängstete, „das Gesetz Gottes spricht zu den Menschen: es ist ein großer Berg, du sollt hinüber. So sagt denn das Fleisch und die Vermessenheit: ich will hinüber. Darauf spricht das Gewissen: du kannst nicht. So will ich's lassen, antwortet dann die Verzweiflung. Also machet das Gesetz, dem der Mensch doch einmal nicht genug thun kann, im Menschen entweder Vermessenheit oder Verzweiflung." Er stellte ihm sich selbst zum Beispiele vor. „Ich habe, pflegte er zu sagen, unserm Herr Gott mehr denn tausend Mal gelobt, ich wollte fromm werden, habe es aber nie gehalten, weiß auch, daß ich's nie halten werde. Darum will ich's mir nicht vornehmen, fromm zu sein, denn ich sehe wohl, ich kann's nicht halten, ich will nimmer lügen. Ich will nicht mehr gereden fromm zu sein, habe ja unsern Herrgott zu oft getäuscht, will ihn bitten um ein seligs Stündlein. Wo mir Gott nicht genädig sein will um Christi willen und ein seliges Stündlein verleihen, wenn ich von diesem Jammerthal scheiden soll, werde ich mit meinen Gelübden und guten Werken nicht bestehen können, sondern verloren sein müssen."

Luther erwähnt dieser Aeußerungen wiederholt, das eine Mal

mit dem Zusatze, „also ging mir's auch. Im Papstthume war mir's großer Ernst, daß ich wollte fromm sein. Aber wie lange währte es? Nur bis ich hatte Messe gehalten. Ueber eine Stunde war ich böser denn vorhin. Das währet so lange, bis daß einer es gar müde wird, und sagen muß: ich will das Frommsein, den Mose, das Gesetz an einen andern Ort setzen und mich halten zu einem andern Prediger, der da spricht, komm her zu mir, der du mühselig und beladen bist, ich will dich erquicken. Dieser Prediger lehrt nicht, daß du kannst Gott lieben, sondern sagt, wenn du es nicht thun kannst, wie du dennoch müssest fromm und selig werden." Ein anderes Mal sagte er, „indem Doktor Staupitz davon sprach, daß er nimmer fromm sein wolle in seinem Sinne, hätte Gott schon zu lange gelogen mit seiner menschlichen Frömmigkeit, die ihm doch nicht geholfen, meinte ich eine wunderherrliche Rede zu hören; er lehrte mich damit eine neue Kunst, daß eigne Frömmigkeit vor Gott nicht bestehe [1])."

Staupitz's Belehrungen und Fingerzeige gingen demnach darauf hin, seinen Schüler Gott als den erbarmenden, den Erlöser in seinem göttlichen Leben und aufopfernden Tode als Abglanz der Herrlichkeit des Vaters kennen zu lehren, woraus von selbst Hinkehr und Vertrauen zum Vater und zum Erlöser und Beruhigung folgen mußte. Die Form war der Glaube an Christi die göttliche Liebe beweisende Sendung, an Christi bei Gott für die Sünder genugthuenden Tod. Denn wenn nun auch dieser Glaube zu einem unablässigen Kampfe wider die Sünde antrieb und deren Bewußtsein nicht aufhob, so konnte doch dieses nicht bis zum Verzweifeln beunruhigen, war mit reichlichem Troste wie der Kampf von Anfang mit dem Bewußtsein verbunden, daß er zur Erlangung der göttlichen Gnade genüge. Wir können uns hier auf eine Bemerkung Luther's in der Auslegung des 51. Psalms (zu Vers 4) beziehen: es erhebe sich in den Herzen der Menschen ein stark Widersprechen gegen Gott und sein Wort, nach welchem Alle Sünder sind, indem sie von Natur nicht gern Sünder und ungerecht, sondern fromm und heilig sein wollten.

---

1) Tischreden, Walch XXII, 581, 583, 798. *Ericeus*, 225. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 17. Ausleg. des 6., 7. u. 8. Kapitels Johannis, zu Kap. 7, V. 37, Walch VIII, 2725; VII, 2321.

Da solle aber Jeder ja fest beim Bekenntniß der Sündhaftigkeit bleiben, denn das heiße, dem Arzt seine Gebrechen offenbaren, und folge die Frucht daraus, daß Gott dadurch gepreiset werde und sein göttlich Amt an dem Demüthigen beweise, nämlich daß er als der rechte Arzt das verwundete, kranke, schwache Herz und Gewissen desselben heile [1]).

Wir sahen schon aus Dem, was er jenem Berichte hinzufügt, daß er diese Begriffe Staupitzens ganz in sich aufgenommen; und ähnliche Zeichen, wie sie uns oben begegnet, daß es eben Staupitz gewesen war, der auf die Umbildung seiner Ansichten auch von dieser Seite eingewirkt hatte, treten auch hier wieder aus Aeußerungen von ihm hervor, in welchen er nicht blos Staupitz's Lehren, sondern, und wie es scheint ganz unbewußt, selbst den Ausdruck desselben wiederholt. So in einer Predigt der Hauspostille: „Im Papstthum hatte ich keine andre Gedanken, denn wie ich viel guter Werke thun möchte, meine Sünde zu büßen: denn ich wußte vom Evangelio und Glauben nichts überall. Aber nun mir Gott sein Evangelium geoffenbaret hat, habe ich viel andere Gedanken. Wenn daher kommt Pestilenz oder Tod, so spreche ich: Nur hinweg mit dem Diebe (meinem alten Adam) an den Galgen, ich werde doch nicht besser noch frömmer. Ich sage wol: Morgen will ich fromm werden; aber es wird nichts daraus, ich habe meinem lieben Gott wol hundert tausendmal gelogen; darum nur hinweg mit dem Fleisch, das nichts mehr denn sündigen kann. Ich aber tröste mich des, daß ich getauft bin auf den Mann, der da gesagt hat: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig. Also spreche ich, und bitte Gott um Gnade, daß er mich wolle stärken, daß ich's glauben möge, und darauf fröhlich dahin fahren." Er hört einst von Jemand, der gebeichtet, sagen: ich will nicht mehr so beichten und lügen, denn ich verheiße stets mein Leben zu bessern und frömmer zu werden, und thue es doch nicht, werde also zum Lügner und Unmanne vor Gott. „Es will's nicht thun hie bei uns, fällt Luther ein, Mensch bleibt doch Mensch und Art lässet doch nicht von Art; darum laßt uns nur bitten, Gott

1) Walch V, 769.

wolle uns ein selig Stündlein bescheren, daß wir von hinnen scheiden [1])."

Staupitz scheint bei allen seinen Belehrungen nie darauf auch nur hingedeutet zu haben, daß sie mit der in der Kirche und Schule herkömmlichen in einem unauflöslichen Widerspruche standen. Er klärte den Jünger darüber nicht unmittelbar auf, er ließ es dabei bewenden, ihn ohne Bestreitung der Theologie der Schule auf seine Denkweise hinzuleiten. Allein für sie gewinnen hieß auch schon, aus der kirchlich-scholastischen heraushelfen und einen Gegensatz wider dieselbe begründen; und ebenso wie dies sein Bestreben war, ließ er auch die übereifrige Gesinnung Luther's nicht ohne Berücksichtigung. Es fehlt nicht ganz an Spuren davon, daß er auch sie zu mäßigen und den jungen Saulus auf eine unbefangenere Ansicht hinzuleiten bedacht war.

In der Schrift: Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen erzählt Luther, er habe einst von Proles sagen hören, derselbe habe im erfurter Kloster das Bild Zachariä's, der mit der Rose am Baret gemalt sei, betrachtet und geäußert, o weh, ich wollt nit gern die Rosen mit den Ehren tragen! Ueber den Sinn seiner Aeußerung befragt, habe er erwidert, da Johann Huß zu Kostnitz öffentlich disputirt, sei ihm von Johann Zachariä der Spruch Ezech. 34, 11, 12: Siehe, ich will selber über die Hirten und nicht das Volk! vorgehalten; Huß habe vermeint, es stünde nicht drinnen: und nicht das Volk, Zachariä aber habe sich auf Hussens eigne Bibel berufen, die er in der Herberge desselben heimlich eingesehen, und als sie gebracht worden, hätten die Worte sich allerdings darin gefunden. Huß habe darauf gerufen, sie sei falsch, andre Bibeln hätten's so nicht, er habe das erste beste Exemplar mitgenommen; allein er sei überschrieen und durch eine falsche Bibel verdammt, worauf denn Zachariä als sein Ueberwinder die Rose erhalten.

Er erzählt dasselbe in der Nachschrift zu einigen Briefen Hussens, nennt hier Staupitz als Den, zu welchem Proles das Erwähnte gesprochen, und sagt, er habe es von Staupitz selbst gehört. Man sollte meinen, es wäre doch wol noch im erfurter Kloster geschehen, wo Zachariä's Grabstein eine nahe Veranlassung

1) Plochm. IV, 48. Walch XXII, 881.

dazu gab. Luther's befangener Eifer konnte Staupitz nicht entgehen, der vielleicht auch gehört, wie der erstre erschreckt Hussens Predigten zugeschlagen hatte, die ihm in die Hand gefallen waren. Möglich, daß ihm Luther die Sünde sogar gebeichtet, daß er darin gelesen. Auf der anderen Seite möchte man zu glauben geneigt werden, daß Staupitz's Aeußerungen doch einer späteren Zeit angehören dürften. Luther sagt weiter, man sehe aus dem Allen, daß Proles dafür gehalten, Hussen sei unrecht geschehen, und Zachariä zur Hölle gefahren, wo er seine Schändlichkeit nicht abgebüßt; „wie denn auch Staupitz dafür hielt, und ich desgleichen." Allein auch die eifrigste Gesinnung vertrug sich am Ende mit einem Verwerfungsurtheile über eine offenbare Unredlichkeit und Ungerechtigkeit, wogegen sich freilich ein solches Verwerfungsurtheil nicht vertrug mit dem Glauben an die kirchliche und päpstliche Unfehlbarkeit, an welcher es bei scharfem, folgerichtigem Denken irre machen mußte. Doch wie selten, wie spät pflegt es zu einem solchen zu kommen. Die Gegensätze sind oft lange nebeneinander vorhanden, ehe sie ins Bewußtsein treten, und es war eben bei Luther der Fall; wir werden es bei der Geschichte seiner Entwickelung in den nächsten Jahren noch immerfort wahrnehmen. Wie dem aber sei, der Vorgang wirft ein helles Licht auf Staupitz's freisinnige Denkweise, und man kann gewiß annehmen, daß er sie seinem Schüler einzuflößen suchte [1]).

Allein so wenig in dieser als in irgend einer andern Beziehung war der Erfolg seiner Einwirkungen auf Luther ein durchgreifender und rascher. Die Gründe, weshalb es nicht der Fall, waren mehrfach. Einmal lagen sie in Luther's Eigenthümlichkeit und in seinen jetzigen inneren Zuständen, die auch nach dieser Seite durch seine eignen Bekenntnisse am anschaulichsten werden. „Halt ja fest an dem Bilde von Christo, daran auch die lieben Engel im Himmel ihre Lust haben, wonach er kein Moses und Stockmeister, sondern ein Mittler und Versöhner ist. So können wir alle wol reden, diese Worte sind leicht; aber wenn es zum Treffen kommt; wenn der Teufel in der Anfechtung Christum uns vor den Augen verbirgt und das Wort der Gnade aus dem Herzen reißt, da erfahren wir, daß uns noch weit fehlet. Wer da

1) Plochm. XXIV, 21. Walch XVI, 2562 ff.

Christum als den freundlichsten Erlöser ansehen könnte, der hätte schon alles überwunden; aber nichts ist schwerer auf Erden, denn daß man's in der Anfechtung thun könne. Im Gewissen gehet es so zu; wenn Gott mit seiner Gnade kommt, Vergebung der Sünden und ewiges Leben lauter umsonst, durch Christum, verheißet, da wird die Gnade so groß, daß man denkt, es sei gar zu viel, und dürfen es uns nicht annehmen. Das kann man wol glauben, daß Gott gnädig und barmherzig sei; aber daß er uns so überaus wolle gnädig sein, das will schlecht nicht ins Herz; Jedermann denkt: Wenn ich so rein und fromm wäre wie die Jungfrau Maria, St. Peter, St. Paul, so wollte ich mich solcher Gnaden trösten und annehmen: aber ich bin ein Sünder, bin der Gnade nicht werth, sondern der Ungnade und des Zorns. Da schlägt denn der Teufel auch zu, der bläset die Sünde im Herzen dermaßen auf, daß du nichts kannst sehen, denn deine Unwürdigkeit und mußt also vor der großen überschwenglichen Gnade erschrecken. Es ist bald gesagt, Vergebung der Sünden, wie denn auch die ganze christliche Lehre leichte ist. Ja, wenn es mit Worten ausgerichtet wäre; aber wenn's zum Ernst und Treffen kommt, so weiß man nichts davon. Denn es ist ein groß Ding, daß ich mit dem Herzen soll fassen und glauben, mir sei all meine Sünde vergeben und daß ich durch solchen Glauben gerecht bin vor Gott. Ich habe es oftmals erfahren, und erfahre es noch täglich je länger je mehr, wie über die Maaßen es einem schwer wird, sonderlich wenn das Gewissen der Sünden Last, Schrecken des Todes und Gottes Zorn fühlet, daß es alsdenn gewiß glauben soll, Christus sei gegeben nicht für die, so da heilig, gerecht, würdig und Gottes Freunde sind; sondern für die, so gottlos, Sünder, unwürdig, und Gottes Feinde sind, die recht und billig verdient hätten Gottes Zorn, den ewigen Tod und Verdammniß. Darum sollen wir unsere Herzen mit diesen und dergleichen Sprüchen, der die Schrift voll ist, wohl rüsten und geschickt machen, auf daß wir dem Teufel, wenn er dermaleins kommt und uns anklaget (wie er denn allen Gottseligen pflegt zu thun), und spricht: Ei, du bist ein Sünder, darum bist du mein eigen und ein Kind der ewigen Verdammniß; daß wir alsdenn, spreche ich, ihm begegnen, und auf die Meinung antworten können: Ja, lieber Teufel, eben darum,

daß du mich für einen Sünder anklagest, und derohalben verdammen willst, will ich desto getroster glauben, ich sei heilig und gerecht, und werde gewiß selig werden. Was ich sage, das habe ich erfahren, denn ich kenne des Teufels List und behende tückische Griffe sehr wohl, davon einer ist, daß er uns nur ein Stück von Christo, nicht den ganzen Christum vorhält, als nämlich, daß er wohl zulässet, er sei Gottes Sohn, von der Jungfrauen Maria Mensch geboren: daß er aber sich selbst für unsere Sünde gegeben habe, da läßt er einen nicht zukommen, bricht es ab, und reißet es einem aus dem Herzen, flickt und setzet etwas fremdes hinan, das sich gar nicht zur Sache reimet, als nämlich: hält uns irgend ein Dräuwort Christi vor, damit er die Gottlosen schrecket: als ohngefährlich dies, Luc. 13, 3: Wo ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle also umkommen und verderben. Beschmeist und vergiftet also das reine und gewisse Erkenntniß Christi mit seinem Gift, und machet, wenn wir gleich glauben, daß Christus unser Mittler und Heiland sei, daß er gleichwol in unsern Herzen für und für ein schrecklicher und grausamer Tyrann und Stockmeister bleibt. Werden also von dem Böse-wicht betrogen, daß wir das allerfreundlichste und lieblichste Trostbild unsers Hohenpriesters und Sündenbüßers, Jesu Christi, allerdings verlieren, und fahren lassen, und vor ihm ja so furchtsam und schüchtern werden, als vor dem leidigen Teufel selbst[1])."

So machten es die Anfechtungen ihm schwer, die immer und immer wiederkehrenden, völlig und rasch in sich aufzunehmen, was Staupitz ihn lehrte; jene auf seine eigentlichste Art hinweisenden Anfechtungen, von welchen freilich, was nicht zu vergessen, „rohe Leute nichts wissen," vor denen aber „die rechten Christen erschrecken," die es immer zu viel däucht, „daß Gott um ihretwillen das thun soll," die da denken „was bin ich? Bin ich's doch nicht werth, daß Gott mir soll so gnädig sein[2])."

Hinzu kam dann, daß natürlicherweise Unruhen, Schmerzen, Seelenstürme, wie die seinigen, nicht rasch oder plötzlich gestillt

---

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 1, V. 4, Walch VIII, 1620. Hauspostille, Plochm. IV, 309; V, 246. Verm. Predigten, Plochm. XIX, 23 f., 220, 225.

2) Hauspostille, Plochm. IV, 310.

werden können. „Die darin gewesen, wissen es, wie hoch vonnöthen es thut, daß man den Herzen gewissen und starken Trost einrede, damit sie zur Hoffnung der Gnade gebracht werden und des Zorns vergessen können. Oft kann ein ganzer Tag, ja wol ein ganzer Monat dazu nicht hinlänglich genug sein, sondern wie nach einer Krankheit lange Zeit über der Genesung hingeht, so wird auch den verwundeten Herzen nicht so bald und allein mit einem Wort geholfen. Ein recht erschrocknes Herz kann nur schwer wieder aufgerichtet werden. Ob wir gleich anheben zu glauben und zu beten, so lassen sich doch unsre Herzen abschrecken; die Größe der Dinge, darum wir bitten, macht uns Bedenken, auch die Höhe des, der erhören soll [1])."

Wir müssen weiter zur Erklärung der Thatsache, daß er die religiöse Denkart, in welcher seine Angst und Noth ein Ende finden mußte und worin er sogleich die willkommensten Tröstungen und Beruhigungen fand, so schwer und langsam sich aneignete, nicht blos die Macht früher Angewöhnung, sondern auch, und zwar in hohem Maße, seine eben hierbei abermals aufs deutlichste sich bekundende Art in Anschlag bringen, wonach ihm die religiösen Beziehungen eigentlichste Herzensangelegenheiten und Lebensfragen waren, daß er sie mit dem tiefsten Ernst erfaßte, womit denn aufs Engste zusammenhing, daß seine religiösen Begriffe und Ueberzeugungen mit seinem ganzen geistigen Wesen und Dasein verwuchsen. Darum hielt es so schwer, daß er eingewurzelte aufgab, neue erfaßte, auf Glauben, selbst von einem Staupitz, annahm, in sein geistiges Eigenthum verwandelte, sogar solche, die ihm seine Seelenqual linderten, die er, ob auch unbewußt, suchte, die Befriedigung seiner Sehnsucht, seines innigsten Bedürfnisses verhießen, denen die völligste Empfänglichkeit in seinem Innern entgegenkam, zu welchen ein so Wohlwollender und Geistesverwandter wie Staupitz, und dem er mit solchem Vertrauen sich hingab, ihm zu helfen so angelegentlich bemüht war. Denn das zeigt sich auch hier wieder, und wird sich aus dem Folgenden noch bestimmter ergeben, so schmiegsam, schüchtern und kindlich er an den väterlichen Freund

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 8, V. 21, zu Kap. 20, V. 11—13, zu Kap. 17, V. 19—21, Walch I, 866, 2029, 1674.

und verehrten Ordensobern sich anschloß, wo sein innres Leben, sein religiöses Gefühl, sein Glaubensbedürfniß in Frage kam, da genügte ihm Menschenansehen nicht, ließ er durch keine Ehrfurcht und Pietät sich bestimmen, ruhte er nicht, bis er in und durch sich selbst eine sichrere Bewährung gefunden. Dazu kommt, daß in Staupitzens und seiner Art doch auch keine völlige Uebereinstimmung bestand, wie denn gleicherweise die Theologie, welche er mit Staupitz's Hülfe sich aneignete, in ihrer weiteren Ausbildung wesentlich verschieden von der staupitzischen sich zeigt. Bezeichnend für die Theologie Beider und die mehr weibliche Natur des Einen, die mehr männliche des Andern ist es in der That schon, daß Staupitz den Nachdruck auf die Liebe, Luther ihn auf den Glauben legte.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß Staupitz's Belehrungen keine anhaltende waren und größtentheils doch wol nur in Fingerzeigen bestanden, bei welchen es dem Schüler überlassen blieb, der gewiesenen Richtung nachzugehen. Er bedurfte der völligsten Gewißheit, die ihm durch Anregungen oder gelegentliche Bemerkungen nicht schon werden konnte, einer Gewißheit, zu welcher er nur durch die Wissenschaft, tiefste Ergründung, eigne und schwere Arbeit zu gelangen im Stande war, da er keine Seite der Sache ununtersucht zu lassen vermochte, jede Zweifelspur verfolgen mußte. Auch darum waren Staupitz's Reden ihm gar tröstlich, und drangen doch nicht, zum wenigsten nicht sogleich, bei ihm durch. Darum mochte er sagen, Staupitz habe ihn die neue Kunst gelehrt, daß eigne Frömmigkeit vor Gott nicht bestehe, während wir doch wahrnehmen, daß er sie desungeachtet erst selbst lernen mußte, wobei er dann aufs Schwerste gehemmt und beirrt wurde durch seine anhaltenden scholastischen Studien. Dies haben wir jetzt zu erörtern und wollen dazu durch noch eine Bemerkung hinüberleiten. Seine Bedrängnisse und Schmerzen hätten weder so groß noch so anhaltend sein können, wenn er die Lösung der Aufgabe fromm zu werden, die er sich gestellt, mit unbefangener Gläubigkeit unternommen, wenn die abweichenden Ansichten der Zeit ihn nicht berührt, jene Gläubigkeit gestört, es ihm nicht so schwer gemacht hätten, in mönchischer Heiligkeit Befriedigung zu finden. Als er hiernach mit allen Kräften noch rang, begannen Staupitz's Einwirkungen. Sie waren nicht stark

genug, ihn zu bestimmen, sogleich davon abzulassen, und nun war er von noch einer anderen Seite unsicher gemacht, das Alte und Neue gerieth in ihm in einen wühlenden Kampf, sein ganzes Innre in eine neue Gährung, ein bedeutendes Schwanken konnte nicht ausbleiben, Arbeit und Kampf erhielten eine veränderte Richtung, seine Bedrängnisse und Schmerzen mußten vermehrt und verschärft werden. Auch Staupitzens Begriffe gehörten zu den abweichenden, sie reizten und faßten ihn, gewaltig wie noch keine abweichende Richtung, er war durch sie mitten in die kreisenden Gegensätze der Zeit hineingerissen, ihr Widerstreit hatte jetzt ernstlich auch in ihm begonnen, es ging ohne Hitze, Gefährde und viel Verletzung dabei nicht ab und auch er mußte seinen guten Antheil davontragen. Wir erinnern uns seiner Aeußerungen, wonach aus der strengen Gesetzeinschärfung nur Verzweiflung oder Vermessenheit habe folgen können: im Grunde dieselbe Wahrnehmung des Geschichtschreibers unsrer poetischen Nationalliteratur, daß die düstere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des zelotischen Christenthums des Mittelalters und die Lehre des alten Testaments den Sünder versetzt, nothwendig von Verzweiflung zu Vergessen und Leichtsinn und von diesen zu jener übergesprungen sei und an allem Gleichmaß des sittlichen Lebens gehindert habe, wie es noch heute in allen nichtgesitteten und ausgearteten Nationen der Fall [1]). Wenn nun diese Zeiten in der unsrigen jenen Sittenernst und jene Zucht und Scham gefestigt haben, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als Andern verloren ging, und wenn wir jene sklavische Furcht vor einer despotischen Strafgeißel tilgten und die Sünde lieber einem Ideal menschlicher Würde als einem Strafkodex von Pfaffen gegenübersahen, wie die Alten thaten, die der menschlichen Schwächen menschlich spotteten und nur Todsünde oder Frevel als von den Göttern unversöhnlich verfolgt darstellten: so können wir hier abermals beobachten, wie tief und völlig Luther unser Nationalleben in sich durchlebte, um es wie kein Andrer zu bewegen und uns weiter zu führen. Schon in seiner Kindheit begründete die Schreckenslehre der Kirche jene düstre Stimmung in ihm und

1) Gervinus, II, 398.

steigerte sie dann so gewaltig, daß er sich der Welt entriß, um ihr zu entfliehen. Aber wie kein Andrer fiel er im Kloster der Verzweiflung anheim, weil ihn sein Sittenernst so wenig zum Vergessen und Leichtsinn als die tiefe Innerlichkeit seines religiösen Gefühls und seine Geistesschärfe zu Heiligkeitseinbildungen hinließ. Den Sittenernst schirmte und befestigte das Kloster in ihm. Die Verzweiflung trieb ihn zu einem Kraftanstrengen und Suchen, dessen Ergebniß bei ihm war, daß er die knechtische Furcht in sich selbst überwand und die Fähigkeiten sammelte, die ihn zum ersten Befreier der Nation von ihren Fesseln machten. Kein Andrer hatte sie und das Bedürfniß und die Sehnsucht, von ihr frei zu werden, so wie er empfunden, so wie er den Fluch ihrer Tyrannei kennen und verabscheuen gelernt, so wie er das Geheimniß ihrer Herrschaft und der Wege der Befreiung von dieser durchblickt. Eben im Kloster faßte und knechtete sie ihn erst recht, zu einer Zeit, wo ihre Tilgung in der Nation bereits angefangen worden, die Humanisten und die Volksschriftsteller diese Arbeit wetteifernd vor sich genommen hatten. Ihr Streben und ihre Richtung hatten ihn gefaßt, waren aber nicht stark genug zur Befreiung bei ihm gewesen, wie sie auch die Kraft nicht hatten, der Nation dazu zu helfen. Eben sie waren es, die ihn jetzt unbewußt sowol beirrten als förderten. Allein das eigentliche Befreiungswerk sollte bei ihm von einer ganz andern Richtung, wie das Würksamere zur Befreiung der Nation nicht vom Humanism und Volksschriftwesen, sondern von ihm, Luther, und der durch ihn erregten und getragnen religiösen Idee, Bewegung und Erneuerung ausgehen.

Gegenwirkungen aus der Scholastik.

Staupitz's Einwirkungen auf Luther liefen darin zusammen, daß er ihm die Fülle der göttlichen Gnade zu erschließen suchte, die sich in Christi Sendung und Hingebung in den Tod offenbart habe und nur erkannt und geglaubt werden dürfe, um den Sinn des Gläubigen zu erneuen und mit Liebe Gottes und Beruhigung über die Sünde zu erfüllen, die da ohne alles menschliche Verdienst um Christi willen vergeben sei. Die Geistes-

und Gemüthsbedürfnisse Luther's bezogen sich auf die völlige Erkenntniß dieser göttlichen Gnadenfülle, völlige Aneignung dieser Begriffe Staupitzens. Mußten seine Beunruhigungen mit ihr aufhören, so war schon aus dem Bisherigen zu erkennen, wie sehr sie ihm durch die Gegenwirkungen erschwert wurden, die sich dawider aus den Lehren der Schule erhoben, in welche seine erneuerte Beschäftigung mit der Scholastik ihn gleichzeitig noch tiefer verwickelte. Es ist jetzt indeß noch Einiges über diese Gegenwirkungen hinzuzufügen, um sie und ihre Ergebnisse desto deutlicher und vollständiger zu überblicken.

Die großen systematischen Werke der Scholastiker gingen überhaupt vom ethischen Standpunkte der Anordnung aus, faßten aber das Ethische nahezu nur in der Form kirchlicher Werkheiligkeit auf und ließen unleugbar die innre Bewegung und Entwickelung des religiös-sittlichen Lebens fast unbeachtet, wodurch sie eben seit dem 12. Jahrhundert den Gegensatz des Mysticism hervorgelockt hatten, wie dies neuerdings noch von Ritter lichtvoll auseinandergesetzt ist [1]). Es läßt sich leicht bei allen Hauptpunkten ihres Systems zeigen und wird sich auch uns schon ergeben, indem wir mehre derselben und zwar der wesentlichsten auf unserm Wege in Betracht ziehen müssen. Es ist schon darauf hingedeutet, vielleicht ist aber dennoch die ausdrückliche Bitte nicht überflüssig, daß man weder eine abgerundete Darstellung noch eine Kritik der Lehre der Kirche und Schule, oder auch eine Beurtheilung des Verhältnisses der Auffassung Luther's zu ihr oder gar zu den Ergebnissen ihrer fortgeschrittenen Entwickelung erwarten oder fordern wolle. Es kommt bei seiner Lebensgeschichte lediglich auf die Eindrücke an, welche die Lehre, wie sie ihm zugeführt wurde, was nicht nach der vergeistigenden Symbolik eines Möhler geschah, und nach der Bestimmtheit seiner Empfänglichkeit und Bildungsstufe auf ihn machte.

Wenn Staupitz seinem Jünger sagte, er möchte sich nicht aus jedem Humpelwerk eine Sünde machen und der göttlichen Barmherzigkeit trauen, so bestärkten ihn die Scholastiker wieder darin durch ihre Lehre von der Sünde und Buße, worin eben Humpelwerk zu Todsünden gemacht wurde und zuletzt Alles auf

1) Gesch. d. Philosophie, Band VII, Kap. 6.

Genugthuungen, ein Vertrauen auf eignes Verdienst hinauslief, wodurch der völlige Glaube an die Barmherzigkeit Gottes ausgeschlossen wurde, „von welchem des Papsts Schüler gar nichts lehrten, der doch das vornehmste Stück der Buße ist und die Vergebung der Sünden allein ergreifet [1]).“ Stellte ihm Staupitz den gnädigen Gott vor Augen, so verwischten die Scholastiker das freundliche Bild stets wieder bei ihm durch das eines mit Fegfeuer und Höllenstrafen drohenden strengen Richters, der eine Gesetzerfüllung forderte, wie er sie nicht leisten zu können sich bewußt blieb. Staupitz suchte ihn vor Allem durch den freudigen Eindruck der Erlösung aufzurichten, indem er ihn hinwies auf Christum, der durch sein Opfer Gott versöhnt habe, das vom Erbarmenden angenommen sei, der von den Menschen zu ihrer Rechtfertigung vor ihm nur fordere, daß sie Christo, dem göttlichen Worte und der Verheißung der Gnade sich ganz hingäben, daß sie glaubten in dem Sinne, in welchem der Glaube, aus herzlichem Verlangen nach Gott und dessen Gnade hervorgehend, zuversichtliches Vertrauen zu Gott und freudige Erwartung der Begnadigung bedeutet und ein ernstliches Streben nach Heiligung zur Folge hat. Die Scholastiker machten ihn dann aber wieder irre. Einmal indem „sie sich auf unumschränkte Spekulationen der Gottheit Christi legten und die Menschheit Christi liegen ließen,“ so daß „keine Seele vor der Größe seiner Macht, Majestät und Weisheit bestehen konnte.“ Die Bedeutung liegt vor Augen, welche die scholastischen Lehren über die Naturen des Gottmenschen bei seiner aus seiner Kindheit herstammenden und so tief haftenden Vorstellung vom Erlöser und eben jetzt für ihn haben mußten, wo es sich bei ihm so dringend darum handelte, aus der Entzweiung zur Versöhnung zu gelangen. Er habe sich elendiglich mit jenen Spekulationen zermartert, sagt er, und sei darüber in die größte Gefahr gerathen. Wer heilsam von Gott spekuliren wolle, möge Alles außer der Menschheit Christi hinansetzen, sich diese zum lebendigsten Bewußtsein bringen und sodann weiter gehen und denken: siehe, dies und das thut er nicht nach seinem, sondern nach Gottes seines Vaters Willen: dann werde ihm der Wille des Vaters,

1) Ausleg. d. Hoseas zu Kap. 14, V. 3, Walch VI, 1996.

den er in der Menschheit Christi zeige, als der allerlieblichste zu gefallen anfangen, denn in diesem Willen könne der Vater sicher und getrost gefaßt werden, der da wolle, daß man durch keinen andern Weg zu ihm komme, ihn erkenne und liebe. Diesen Weg aber hätten die Scholastiker nicht gewußt und ihn auch sich selbst durch ihre wahnhaften Spekulationen versperrt, durch welche sie die Menschheit von der Gottheit Christi geschieden und ausgeschlossen, ihn aber in ihren Irrthum geleitet, so daß er ein Doktor wie sie gewesen sei [1]). Ebenso schwere Irrungen bereitete ihm sodann die scholastische Lehre von anderen Seiten, deren wir uns hier erinnern müssen. Die Menschwerdung Christi erschien in ihr als eine Nothwendigkeit, die aus dem Schaden, den die Sünde angerichtet, und aus der göttlichen Gerechtigkeit, welche ein Aequivalent dafür fordre, hergeleitet wurde. Diese Erlösungstheorie bot eine Seite dar, von welcher sie, wie wir noch hören werden, tröstend und beruhigend auf ihn einzuwirken geeignet sein mochte. Jetzt aber hielt sie ihm nach der Stufe und Art seiner Erkenntniß und Auffassung nur ein grausenhaftes Bild der göttlichen Gerechtigkeit vor Augen. Weiter spielte die Lehre von den überflüssigen Verdiensten in sie hinein, den mehren als zur Rechtfertigung erforderlichen. Die Heiligen, die Ordensleute sollten sich dergleichen erworben haben und erwerben und dann Andern davon mittheilen können. Vor allen aber sollte sich nach Thomas' Lehre Christus durch sein Leiden und Sterben ein überflüssiges Verdienst erworben, doch nur für die Erbsünde der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung geleistet haben, die durch die Taufe dem Menschen zu Theil werde, der aber für seine nachherigen Sünden selbst Genugthuung durch Bußwerke leisten müsse. Auch die Scholastiker lehrten, daß der Glaube Bedingung der Rechtfertigung sei. Allein er sollte dazu doch keineswegs hinreichen und konnte es nach ihrem Begriffe nicht. Er war ihnen lediglich eine mit innerer Zustimmung verbundene geschichtliche Erkenntniß der Wahrheit des göttlichen Worts, insbesondre der im apostolischen Bekenntniß enthaltenen Wahrheiten,

1) Sermon über den Spruch Johannis Kap. 6, V. 37—40 (vom J. 1518), Walch VII, 2569. Ausleg. des 6., 7. und 8. Kapitels Johannis, zu Kap. 6, V. 47, Walch VII, 2049.

oder aber Vertrauen auf die Kirche, die da im Namen Gottes die Sünde vergebe und das ewige Leben verheiße. Augustin hatte Glauben, Hoffnung und Liebe als Tugenden des Christen von den blos menschlichen Tugenden unterschieden. Man nannte sie die theologischen, baute darauf fort, und rechnete das zuversichtliche Vertrauen zu Gott und die freudige Erwartung der Seligkeit als Folge des Glaubens zur theologischen Tugend der Hoffnung; durch die Liebe, die sich durch Liebeswerke zu erweisen habe, erhielt er dann seine Vollendung, da er für sich freilich, als bloße historische mit Beifall verbundene Erkenntniß der christlichen Wahrheit, als Bewußtsein der kirchlichen Versöhnungs- und Beseligungsmacht, zur Erlangung der Gnade und Seligkeit nicht hinreichen konnte, zumal dazu abermals auch Genugthuungen erforderlich sein sollten und folgerichtig in der That nöthig waren, weil man ihn nicht als innerlich umgestaltendes, das ganze Gemüth ergreifendes Lebensprinzip gefaßt hatte. Die „Hoffnung" war es, wonach Luther schmerzlich sehnte und rang, und sie sollte nun „herkommen aus den Verdiensten, darunter sie die Werke verstehen [1])." Daher die Bethörung der Werkheiligen, sagt er, und er spricht nicht selten davon; unzählige Angst und Marter der Gewissen sei durch den Irrthum verursacht. Volle Wahrheit lag darin, wenn er „dies Stück, die Genugthuung, den Anfang und Ursprung, Thür und Eingang zu allen Greueln im Papstthum" nannte [2]). Wir müssen immer deutlicher erkennen, „dies Stück" war es, das ihm am meisten zu schaffen machte, ihn am meisten hinderte, die staupitzischen Begriffe sich rasch anzueignen.

Staupitz hatte die strengere augustinisch-pauliniſche Lehre von der Erbsünde und der Verderbniß der menschlichen Natur und von der Unkraft des Gesetzes, von der Sünde und deren Strafe zu erlösen, sich zu eigen gemacht. Daher, daß er zu Luther gesagt, das Gesetz sage zu dem Menschen, es ist ein großer Berg, du sollst hinüber u. s. f. Auch dies konnte Luther nicht leicht fassen, da auch hier die Lehre der Scholastiker hindernd im Wege stand, die sich dabei von dem Gesichtspunkte, die freie

1) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 5, V. 12, Walch IV, 563.

2) Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 17.

sittliche Seite des Christenthums zur Anerkennung zu bringen, hatten leiten lassen, zuletzt aber doch die echte Sittlichkeit abschwächten und das religiöse Moment in den Hintergrund drängten. Luther kommt selbst unzählige Mal darauf. Wenn sie die Erlangung der Gnade wenigstens zum großen Theil von Verdiensten des Menschen, von der Gesetzerfüllung, von guten Werken abhängig machten, so konnte dies nur geschehen, indem sie ein großes Gewicht auf die menschliche Einsicht und Willensfreiheit legten. „Damit die zehn Gebote nebst dem Gebot, Gott über Alles und den Nächsten als sich selbst zu lieben, desto fleißiger gehalten würden, sagt er, lehrten sie, der Mensch könne das wohl thun, denn er habe das von Gott eingegebene natürliche Licht der Vernunft, daß er verstehe, was er thun und lassen solle, habe dazu die Willensfreiheit und Kraft, sich dazu zu entschließen und es zu thun, wogegen denn Gott seine Gnade ertheilen werde. Und weil sie fühlten, daß das doch noch nicht hülfe, lehrten sie, daß man der Ungnade noch gewisser entrinne durch Kasteiungen, Ordensgelübde u. s. f. Ja sie lehrten, daß ein Mensch wol aus eignen Kräften die Gebote Gottes ohne die göttliche Gnade halten könne, die dem Menschen unfehlbar zu Theil werde, wenn er nur thue so viel an ihm sei. Wie mein Meister Okkam schreibt, es sei nirgend in der Schrift gegründet, daß eine sonderliche Gnade oder Gabe noth sei, zu erfüllen Gottes Gebot, und brüsteten sich mit dem Spruche St. Hieronymi: wer da sagt, daß Gott unmögliche Gebote gegeben habe, der sei verflucht. Das waren nun anfangs gar tröstliche Lehren; sie machten, daß man sich auf die eigne Vernunft und Willenskraft verließ, die Sünde und gottlos Wesen, worin man sich befand, nicht sah, nicht empfand, von der Erbsünde nichts wußte; sie erfüllten mit der Einbildung, um des Gehorsams gegen seine Gebote, oder gar um des Uebergehorsams durch Mönchswerke u. dergl. müsse Gott seine Gnade geben. Wie mit einer Heertrommel erweckten sie die Leute mit dieser Lehre zu fasten, kasteien, wallfahrten und dergleichen." Auch bei ihm wirkte sie, obwol sie in schweren Anfechtungen und Todesnöthen sich als vergeblich erwies, „wo es nicht hilft, die Sünde gering achten[1])."

1) Kirchenpostille, Walch XI, 1110, 2278. Kleine Antwort auf Herzog

Nun hätte er eben des Glaubens bedurft, daß Gottes Gnade noch größer sei als die menschliche Schuld. Da aber machte die scholastische Lehre die Erbsünde gering, und indem sie „die Sünde zu einem geringen Dinge machte," verringerte sie auch die in der Sendung Christi sich offenbarende göttliche Liebe, deren Größe zu erkennen Staupitz ihn anleitete. Indem ihr zufolge die Erbsünde in der Taufe hinweggenommen sein und nur ein kleiner Zunder, eine Schwachheit des Fleisches, eine Neigung zum Sündigen zurückgeblieben sein sollte, hinderte sie ihn „zu verstehen, was Gnade, Vergebung der Sünde, heiliger Geist, Gott und alle Dinge sei." Aus dem sich daran schließenden Lehrsatze, daß der Mensch aus natürlichen Kräften, wenn er thue, was an ihm sei, Gottes Gebot halten und erfüllen könne, folgte, daß sie „zwar mit Worten" die Erlösung und deren Kraft anerkannten, aber „im Grunde der Wahrheit" lehrten, daß Christus weder gerecht noch selig machen könne, was sie den eignen Werken und Gottesdiensten zuschrieben; daß sie „die Sünde leugneten, welche von Gott durch sein Wort offenbart ist, und auch nicht einräumen wollten, daß Gott allein gerecht sei, der uns für Sünder hält und urtheilt;" daß wir „der Gnad Gottes unserthalb nicht bedürfen, weil wir die Werk aus eigner Kraft thun können, und weiter, daß Gott den Himmel mit großem Unrecht den Menschen verschlossen hat und die Hölle bereitet." Das erschien dann als ein „muthwilliger Aufsatz," Gott als ungerecht, weil er die Menschen „aus frevelichem Muthwillen," ohne ihre Schuld verdamme. Denn „wie kannst du Dem von Herzen hold sein, der ohne alle Ursach unnöthige, überflüssige und unmögliche Dinge von dir fordert? Also müssen wir gläuben (nach ihrer Lehre), daß Christus solcher Lust und Muthwillens halben, nicht daß wir's bedurft hätten, gekreuzigt sei. Und kurzumb, Alles, was Christus ist, und in ihm uns gegeben ist, das ist (wenn du uns und unser natürliche Kräfte ansiehest) unnöthig, umbsonst und ver-

---

Georgens nächstes Buch, Walch XIX, 2324. Ausleg. der Genesis zu Kap. 8, V. 21; zu Kap. 27, V. 38; zu Kap. 42, V. 29—34, Walch I, 876, II, 467, 2235. Ausleg. des 51. Psalms, zu V. 1, Walch V, 727.

gebens geschehen; so du aber Gottes Auffatz ansiehest, so ist's von nöthen gewest [1])."

Das waren die Gedanken, welche die Scholastik in ihm anregte, die ihn dann weiter antrieb, den Strafgerichten Gottes nachzusinnen, ihn über das Bedenken nicht hinwegkommen ließ, warum doch Gott so greulich mit den Leuten umgehe, ihn durch Zweifel an seiner Vorsehung ängstete, ihn späterhin veranlaßte zu sagen, „es wurde so gehalten und gelehrt, daß man an Gottes Gnade und Barmherzigkeit verzweifeln mußte [2])."

Denn wenn ihn Staupitz nun auch damit aufzurichten suchte, daß er ihn auf die Verheißung der Gnade selbst bei unvollkommener Gesetzerfüllung verwies, so trat die Scholastik doch fortwährend beirrend dazwischen, je tiefer er sich in sie einließ; gerade durch ihre Lehre von der Gnade. Wir sahen, wo von der Ablegung seiner Gelübde, der „Mönchstaufe," die Rede war, wie jene Lehre ihn ängstete, weil ihr zufolge die Gnade ungewiß war. Natürlich genug, wenn sie schon deshalb die Freudigkeit nicht aufkommen ließ, womit ihn Staupitz zu erfüllen suchte, das Vertrauen auf die Gnade in ihm wieder erstickte, wenn es von Staupitz angeregt war. Es ist hier der Ort, noch etwas näher darauf einzugehen. Sie hatte noch mehre Seiten, von welchen her sie ihn irrte und ängstete. Wir werden dies am besten beurtheilen können, wenn wir auch bei ihr seiner eignen Auffassung folgen.

In der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs u. A. stellt er sie folgendermaßen dar. Er kommt dabei sogleich auf die scholastische Lieblingstheorie und Redeweise von der Eingießung der Gnade, worunter eine unmittelbare und übernatürliche Wirkung Gottes verstanden wurde, welche die Sünde hinwegnehme, die verderbte Seele in eine reine und schuldlose umwandle. Wenn der Mensch nach ihrer Lehre, sagt er, ein gutes Werk thut, das läßt ihm Gott gefallen und gießt ihm die Liebe dafür ein. Die eingegossene Liebe ist dann eine in der Seele haftende Eigenschaft.

---

1) Ausführliche Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 2, V. 20, Walch VIII, 1915. Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 4, Walch V, 761. Vom Mißbrauch der Messe, Plochm. XXVIII, 124.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 27, V. 38, Walch II, 467.

Wer diese Liebe — ein Werk des Gesetzes, das da gebeut, du sollst lieben Gott deinen Herrn — diese Tugend, diese Gerechtigkeit der Seele, wie sie vor Gott sein soll, besitzt, der ist fromm, gerecht, wie sich's vor Gott zu sein gebührt; auch um seines Thuns, seiner Werke willen ist er gerecht, da er solche Werke zu thun vermag, womit das ewige Leben verdient wird. So die besten und frömmsten unter ihnen. Die Andern, wie Skotus und Okkam, sind noch viel ärger; denn sie geben vor, man bedürfe der eingegossenen göttlichen Liebe gar nicht, sondern der Mensch könne es aus seinen eignen natürlichen Kräften dahin bringen, daß er Gott über alle Dinge liebe, Gnade und ewiges Leben verdiene blos durch die Werke (ex opere operato), denn da er aus eignen Kräften die Kreatur — Gold oder andre geringe Güter, andre Menschen — zu lieben vermöge, müsse er noch viel mehr der Liebe zu Gott, dem höchsten und besten Gut, dem Schöpfer, fähig sein. Dem auszuweichen lehrten nun wieder Andre, nach der Schrift fordre Gott außer der Liebe, womit der Mensch aus natürlichen Kräften ihn liebe und die ihm nicht genug sei, noch eine andre und höhere, womit er ihn begabe. Dadurch aber geben sie Gott Schuld, daß er ein grausamer Tyrann und schrecklicher Stockmeister sei, als der sich nicht daran genügen lasse, daß der Mensch sein Gesetz erfülle, was er vermöge, und ihm noch nicht gnädig sein wolle, wenn er thue, was er vermöge, ihn besser haben wolle, als er sei. Nun unterschieden sie zwischen Gesetzerfüllung nach der Substanz der That, wonach dieselbe vollkommen sein und geleistet werden könne, und nach der Intention des Gesetzgebers, wonach er sie fordre in übernatürlicher von ihm eingegossener Liebe, wodurch die Sache aber nicht besser wurde. Denn es blieb dabei, Gott forderte von dem Menschen, was dieser nach seiner Natur nicht leisten konnte, ja es lag nun nahe, daß Gott selbst Schuld daran sei, wenn der Mensch verdammt werde.

Nach dieser Lehre war dann weiter der Glaube keine feste Zuversicht des Herzens, dadurch man Christum ergreift und sich zu ihm hält, sondern ein faul, unnütz, todtes Ding, das auch im Herzen eines Todsünders liegen konnte, wie die Fliege zur Winterszeit in einer Ritze, bis die eingegossene Liebe kam, ihn aufweckte und lebendig machte, ihn formirte nach dem Ausdruck

der Schule. Er war der Leib, die Liebe das Leben, er eine Hülse oder Schale, sie der Kern; er die Farbe, sie das lebendige Bild. Dieser Glaube nun, der von der Liebe die rechte Gestalt empfangen hatte, sollte die Grundfeste der Seligkeit sein. Sie sagten: so du das Gesetz hältst und die Werke thust, macht dich der Glaube gerecht um der Werke willen, von welchen er begleitet ist. Es folgte aber, daß der Glaube ohne das Gesetz und die Werke nicht selig machen könne, und daß diese es waren, die gerecht machten, nicht der Glaube.

Den gefühlten Nachtheilen der Lehre von der Verdienstlichkeit der Werke, dem Tugendstolze, den Heiligkeitseinbildungen, welche dieselbe erzeugte, sollte dann eine von Thomas herrührende, jedoch nicht ausreichende Unterscheidung von Verdiensten der Würdigkeit und der Billigkeit oder Schicklichkeit begegnen: solchen, die ihren Ursprung hätten in der eingegossenen und inwohnenden Gnade, ohne Theilnahme des freien Willens, und solchen, woran dieser Theil nehme, die zu belohnen Gott nur anständig sei nach der Herrlichkeit seiner Gnade. Denn sie sagten: wenn jemand ein gut Werk thue, zuvor und ehe denn er bei Gott in Gnaden sei, daß solch Werk dazu dienen und helfen soll, daß er erlange gratiam de congruo, das ist, er mache sich dadurch also geschickt, daß ihm Gott billigerweise gnädig und hold werde: Wenn er aber also zur Gnade sich geschickt und derselben würdig gemacht hat (sagen sie), was er darnach weiter für gute Werke thue, dieselbigen sein bei Gott denn also verdienstlich, daß sie Gott von rechtswegen mit dem ewigen Leben zu belohnen schuldig werde, de condigno. Als zum Exempel: Wenn ein Mensch in einer Todsünde außer der Gnade wäre, und thäte aus einer guten Andacht und Wohlmeinung ein gut Werk, als, daß er eine Messe läse oder hörete, gäbe ein Almosen, und was desgleichen ist, derselbe Mensch, sagen sie, soll mit solchem Werk gratiam de congruo verdienen, das ist, er soll sich geschickt machen und zur Gnade bereiten, daß ihm Gott um seines Werks willen hold und günstig werde. Wenn er aber sich also zur Gnade geschickt und bereitet hat, alsdann könne er fortan andere gute Werke thun, damit er verdienet, daß ihm Gott das ewige Leben dafür zu geben schuldig wird; welches sie denn zu nennen pflegen meritum de condigno. Das erste Werk ist unser Herr Gott wol

nicht schuldig noch pflichtig zu belohnen; aber weil er doch so gütig und gerecht ist, gebühret ihm dennoch gleichwol, daß er solch gut Werk ihm gefallen lasse und sich dagegen mit Gnaden erzeige, unangesehen, ob es schon in einer Todsünde geschehen wäre. Wenn Gott aber gnädig worden, so ist er darnach schuldig und pflichtig, das ewige Leben von rechtswegen zu geben. Denn solch Werk ist nunmehr ein Werk nicht allein secundum substantiam factum, das ist, das schlecht blos an ihm selbst recht, aus freiem Willen des Menschen geschehen sei; sondern es ist ein gratia gratificante, das ist, in der Liebe geschehen, welche macht, daß ihm Gott Alles wohlgefallen und angenehm sein lässet, was man ihm zu Dienst thut.

So weit, ruft Luther aus, hatten die Blindenleiter sich von der Wahrheit verirrt und das Evangelium verdunkelt, ja unterdrückt, daß sie zu lehren wagten, man könne durch die Werke Gnade und Vergebung der Sünde verdienen. Er nennt es einen höchst schädlichen Irrthum der „Sophisten" und „Schulschwätzer," wenn sie gelehrt, der Mensch könne dadurch Vergebung der Sünden erlangen und gerecht werden, daß er durch die Werke vor der Gnade — die Verdienste der Schicklichkeit — sich zur Gnade bereite und derselben würdig mache, und durch die nach eingegossener Gnade geschehenen Werke — die Verdienste der Würdigkeit — so gut und tüchtig vor Gott werde, daß dieser von rechtswegen schuldig und verpflichtet werde, ihn mit dem ewigen Leben zu belohnen. „Solche eitle und lose Träume, setzt er eifernd hinzu, hat niemand anders erdichtet, als solche sichere, unnütze und müssige Leute, so ihr Lebenlang auch nicht ein einigesmal ihre Sünde recht erkannt, vor Gottes Gerichte oder dem Tode einmal recht ernstlich erschrocken sind [1])."

Die Irrungen liegen vor Augen, welche für ihn daraus herflossen. Er empfand die Sünde aufs tiefste, war nicht selten recht ernstlich vor Gottes Gerichte erschrocken gewesen, das Gefühl dieser entsetzlichen Augenblicke verließ ihn nie. Sünde, der die Strafe folgen müsse, erkannte er in der Nichterfüllung der Pflicht und dieser Nichterfüllung blieb er sich bewußt. Nimmer konnte er sich überreden, daß des Menschen guter Wille oder

1) Zu Kap. 2, V. 1 f., 16 f., Walch VIII, 1727, 1805, 1860, 1812—21.

gute That mehr sei als eben Pflicht, ein Verdienst sein oder erwerben könne. Da er noch immer Sünde in sich erblickte, kein Werk ihn darüber beruhigte, so war seine Seele — er hatte ein deutliches Bewußtsein davon — noch nicht umgewandelt, noch nicht gerecht, er hatte die Gnade noch nicht, sie war ihm nicht eingegossen. Und gerade diese übernatürliche Wirkung Gottes, die doch eine augenblickliche sein mußte, die Gnadeneingießung, machte ihm zu schaffen, und sehr begreiflicherweise. Die eingegossene Gnade sollte nach Thomas und der gemeinen scholastischen Lehre, obwol eine augenblickliche, die Sünde hinwegnehmende Wirkung Gottes, doch Stufen und Arten haben. Die erste sollte niemand durch verdienstliche Werke verdienen können, so daß die Wiederherstellung vom Falle lediglich ein Werk der göttlichen Barmherzigkeit war. Hörte Luther nun von Staupitz, daß er sich ganz und allein auf die letztere zu verlassen habe, und fand er in soweit Uebereinstimmung damit bei den Scholastikern, so wurde er doch von diesen bald wieder irre gemacht, da sie desungeachtet am Ende wieder die Rechtfertigung, die Gnade, die Seligkeit von den Werken abhängig machten, worin er eben keinen Trost zu finden vermochte. Denn sie lehrten weiter, sobald der Mensch durch die erste Gnade wieder aufgerichtet, zu verdienstlichen Werken wieder geschickt geworden wäre, könne er die Vermehrung der Gnade, und da diese zum ewigen Leben führe, auch das letztere verdienen. Doch war die Gnade erforderlich, damit er sich zum Empfange ihrer übernatürlichen Erleuchtung vorbereiten könne. Sie mußte ihm den Vorsatz eingeben. Mit der habituellen Gnade mußte er begnadigt werden, um verdienstlich wirken zu können. Ohne die Gnade zu haben, mußte er alle Todsünden begehen, keine vermeiden können. War er wieder zu Gott gewendet, geheilt durch die Gnade, so mußte sie ihm doch immer von neuem zu Hülfe kommen, weil auch nach ihrer Erlangung ein Zunder zum Bösen zurückbleibe, das Fleisch doch noch immer gelüste wider den Geist. Der Satz, daß jene Umwandlung in einem und demselben Augenblicke vor sich gehe, hatte zu metaphysischen Einwendungen und Erörterungen geführt. Von Thomas' Beantwortung der letztern sagt ein kundiger Beurtheiler, nachdem er sie dargelegt: „kann sie nicht leicht verstanden werden, so liegt die Schuld nicht an mir, denn ich gebe Thomas'

Gedanken in der Ordnung und Folge, worin er sie zusammengereiht hat, und kann er nicht verstanden werden, so weiß ich keinen anderen Grund anzuzeigen, als den, daß er sich selbst nicht verstanden oder seine Vorstellungen nicht deutlich genug gedacht. Das sind die Dornengebüsche, auf die man in den Schriften der scholastischen Theologen so oft stößt. Man verwickelt sich darin, ohne zu sehen, wie man sich ohne Verwundung des gesunden Menschenverstandes wieder herausfinden soll."

Könnte es Wunder nehmen, wenn der junge Luther nicht herauszufinden wußte und das Herz blutig riß in diesem Dorngebüsch? In einer Predigt vom Jahr 1515 spricht er davon, mit welcher Seelenqual er über die augenblickliche Eingießung der Gnade, die Wegnahme der Sünde gegrübelt, die doch damit verbunden sein mußte. „Was heißt das anders, ruft er aus, als in Verzweiflung fallen, das traurige Gewissen martern? So verzweifelte auch ich fast an Gott und was er ist und hat [1])."

Es geschah natürlich mehr als ein Mal, daß er vergebens bei den Scholastikern suchte, daß sie ihn irre führten oder rathlos ließen. Sie hätten, sagt er, den Text der Bibel und das schöne Licht der Verheißungen mit erschrecklicher Dunkelheit verwirrt, daß niemand die Lehre von Christo und seinem Reiche oder was Gutes von ihm zu gewarten, habe verstehen oder wissen können [2]). „Der Schultheologen Kunst mit ihrem Disputiren in der heil. Schrift ist nichts denn lauter Eitelkeit und menschliche Gedanken nach der Vernunft. Davon hab ich viel im Bonaventura gelesen, aber er hat mich schier taub gemacht. Ich hätte gern gewußt und verstanden, wie Gott mit meiner Seele vereinigt sei, aber ich konnte es nicht daraus lernen [3])." Er leitet häufig die Irrgänge der Scholastiker daraus her, daß sie zur Erkenntniß und wissenschaftlichen Ausbildung der christlichen Lehre nicht durch Schrifterforschung, sondern durch die Vernunft, Speculation ohne Schrift, hätten gelangen wollen, und es paßt ganz auf seine jetzigen Zustände und Verhältnisse, wenn er sagt, Menschenwort könne nur ein zweifelhaftes, unruhiges, irrendes Gewissen

1) Löscher, Reformationsacta, I, 258.

2) Auslegung d. Genesis zu Kap. 49, V. 11 f., Walch II, 2941.

3) Tischreden, Walch XXII, 10.

machen, und das Uebel verschlimmere sich jemehr, je länger man unter solchen Lehrern stehe [1]).

Die scholastische Lehre von der Gnade stand wiederum mit anderen in Verbindung, die es ihm vielleicht noch schwerer machten, zu einer hellen und erfreulichen Einsicht zu gelangen. Namentlich waren es die erst zum Theil berührten scholastischen Begriffe von der Gerechtigkeit, der Rechtfertigung, die seinen vordringenden Geist aufhielten, sein Frieden suchendes Gemüth stets von neuem umdüsterten. Wir werden zweckmäßiger im Fortgange der Darlegung seiner inneren Entwickelung darauf zurückkommen. Es wird dann noch einleuchtender werden, welch eine Seelenmarter die scholastischen Studien für ihn waren und sein mußten. Von den Werken der Scholastiker redend, die er im erfurter Kloster gelesen, sagt er zum Zeugniß davon: „ich behalte noch die Bücher, die mich also gemartert haben [2])." Im Uebrigen weist der Umstand, daß er so lange von ihnen sich martern ließ und so schwer und langsam Staupitz's willkommene Lehre sich aneignete, auch auf den Ernst hin, womit er in das Studium der Scholastik sich vertiefte, einen Ernst, der unter den Hemmnissen der Einwirkungen Staupitzens auf ihn nicht vergessen werden darf. Ein Anderes, dessen jetzt noch gedacht werden muß, lag in Staupitz und dessen Theologie selbst. Er war nämlich um so weniger im Stande, den Jünger rasch für seine Auffassung zu gewinnen, ihm einen sichern Ausgang aus dem Irrgewinde der ihn quälenden scholastischen Begriffe zu zeigen, weil er sich eben selbst doch auch noch darin befand. Seine theologische Denkart war, obwol abweichend von der scholastischen, doch noch von dieser großentheils beherrscht. Zum Zeugniß dafür wollen wir nur Einzelnes hervorheben, nur darauf hinweisen, daß er sich gerade von den scholastischen Lehren von der Eingießung der Gnade, vom Glauben und der Liebe, aus welchen für Luther so große Noth mehrfacher Art erwuchs, noch keineswegs frei gemacht hatte, noch immer einen, den tieferen Begriff des Glaubens nicht erschöpfenden, obwol nicht den ausschließlichen Nachdruck wie die Scholastik auf die Liebe legte. Ja wir finden

1) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 11, V. 7, Walch IV, 988.
2) Tischreden, Walch XXII, 2067.

dies noch zehn Jahre später bei ihm, nachdem Luther in stetem Verkehr mit ihm seinerseits ihn manchfach gefördert. In einer kleinen Schrift erbaulichen Inhalts, in welcher sich übrigens viele helle Gedanken finden, spricht er z. B. von den Werken des formirten Glaubens, die Gott durch die Liebe im Menschen wirke, welche den Willen im letztern entzünde, indem die Liebe ihm eingegossen werde. Die Liebe, zumal wenn sie durch die Gnade eingegossen worden, führe dann Christum ins Herz und in ihm Gehorsam, Reue, Gerechtigkeit. Die Liebe mache den Glauben lebendig, der ohne die Werke todt, u. s. f. [1]).

Sodann gebrach seinem Systeme die scharfe logische Folgerichtigkeit, die wenigstens einen großen Theil der Scholastiker auszeichnete, deren Theologie in weit höherem Grade wissenschaftlich ausgebildet war als die seinige und sich dadurch vor ihr empfahl. Luther war nun zwar für seine mystische Auffassung gar nicht unempfänglich; doch zur alleinigen Herrschaft hätte sie bei ihm nach seiner Anlage nicht gelangen können. Sein Geist war wieder zu scharf-verständig, sein Gefühls- und Gemüthsleben nicht so ganz überwiegend. Hierin lag ein weiterer Grund des Zögerns, womit er die Lehre Staupitzens auf sich wirken ließ. Er bedurfte, um zur Ruhe zu gelangen, sich völlig hinzugeben, deutlicher zusammenhängender Begriffe und Einsichten und der nur in ihnen liegenden vollen Bewährung, in weit höherem Grade eines systematischen wissenschaftlichen Begreifens. Eben deshalb nahm er Staupitz's ganze theologische Denkart auch nicht in sich auf, sondern suchte, um sich befriedigt und sicher zu fühlen, für die, welche er allerdings unter Staupitz's Einflusse in sich ausbildete, Bewährung und feste Begründung namentlich auch im theologischen Zeitsysteme, obwol ihm auch dieses von Anfang nicht genügte, weshalb er zur Schrift sich wendete. Doch wird sich uns noch zeigen, wie tief es auf ihn eingewirkt hat. Vielleicht darf auch eine Vermuthung gewagt werden, die nämlich, daß es ihm Anfangs schwer geworden sein

1) Ein nutzbarliches Büchlein von der entlichen volziehung ewiger fürsehung, wie das der wirdig vatter Joannes von Staupitz 1516 zu Nurmberg gepredigt hat; geteutscht von Chr. Scheurl, Nürnberg 1517, Satz 40, 45, 50.

mag, die augustinischen Begriffe Staupitzens wegen ihrer Härte sich anzueignen. Staupitz lehrte nach Augustin einen ewigen Rathschluß, wonach Gott Einige auserwählt, Andre verworfen habe. Zu verkennen ist nicht, was er dem sich mit der Anfechtung von der Vorsehung quälenden Luther sagte, war nur eine unwissenschaftliche, wenn auch von inniger Frömmigkeit eingegebene Beschwichtigung, und hatte doch auch wieder eine Seite, von welcher es die Unruhe Luther's leicht noch vergrößern konnte. Wenn er endlich seinen Schüler auf freisinnige Ansichten hinführte, ihn in der Verdammung Hussens eine Ungerechtigkeit erkennen lehrte, so darf dabei an nichts weniger gedacht werden, als hätte er ihm eine unkirchliche Gesinnung eingeflößt. Davon war er selbst weit entfernt, und seine Ansicht von der Kirche war eine geistige und hohe. Er lehrte, der Glaube in Christum lasse keinen Menschen bei und in ihm selber bleiben, ziehe über sich und feire nicht, bis er die Gläubigen mit Gott vereinige, daß sie ein Herz, eine Seele in Gott gewönnen. Daher entspringe die Einigkeit der Kirche, deren Glieder in Gott dergestalt vereinigt sein sollten, wie der Vater in Christo und Christus im Vater, eines Willens, Gemüths, Sinnes, einer Meinung und einer Begehrung. In der That eine Lehre, ganz geeignet, Luther in seinen hohen Begriffen von der Kirche noch zu bestärken [1]).

1) *Grimm*, De Jo. Staupitzio, a. a. O. 100, 105, 110. Ich bemerke nochmals, es kam im Obigen, d. h. bei psychologisch-geschichtlicher Entwickelung und Darstellung, lediglich auf Luther's Auffassung des scholastischen Systems und den Eindruck an, welchen es auf ihn machte, wodurch über die Frage allerdings noch nichts entschieden ist, ob seine Auffassung nur subjektiv oder auch objektiv wahr genannt werden darf. Das Erstre ist außer Zweifel, das Letztere könnte angefochten werden, wenn man Darstellungen wie die von Möhler (Symbolik, 6 Aufl., etwa S. 50 ff. u. sonst) vergleicht, die jedoch ihrerseits dem Einwande, eine verschönende zu sein, nicht wird begegnen können. Die genauere Erörterung dieser Punkte gehört indeß theils nicht in ein Geschichtwerk, theils erst an die Stelle, wo von dem Streite berichtet wird, in welchen Luther mit scholastisch-gelehrten Widersachern gerieth und insbesondre auch seine Auffassung ihres Systems zu bewahrheiten Veranlassung bekam.

Viertes Hauptstück.

Drittes Jahr, bis zum Abgange nach Wittenberg.

1507—1508.

Wirksame Tröstungen im Beichtstuhle. — Erfolgreiche Schriftstudien. — Die Gerechtigkeit durch den Glauben. — Die pauliniſche Auffaſſung des Chriſtenthums. — Die geſetzliche Richtung der Scholaſtik, der Kirche, des Mönchthums. — Unſicherheit, Hemmniſſe. — Die Väter. — Auguſtin. — Gerſon. — Einwirkungen auf Luther. — Rückblick. — Berufung nach Wittenberg.

Wirksame Tröstungen im Beichtstuhle.

Er hatte von Anfang hauptſächlich im Beichtſtuhle Beruhigung geſucht und fand ſie dort endlich. Wir ſahen oben, welche Marter die Beichte und die Ungewißheit der Abſolution ihm waren. Auch in ſpäteren Jahren legte er einen ſolchen Werth auf die Abſolution, daß er wol äußerte, er glaube, wenn er vom Sakrament abgewieſen, die Abſolution ihm verſagt würde, ſelbſt aus geringeren Urſachen, ſo könnte er in Verzweiflung davonlaufen und ſich wie Judas erhenken [1]). Bei einer Darlegung in einer Predigt der Kirchenpoſtille, daß Kraft und Troſt der Abſolution darin liege, daß der Abſolvirende auf Chriſti Geheiß die Vergebung der Sünden ankündige, daß Gott ſelbſt durch ſeinen Mund rede, ruft er aus, „wer kann aber ausreden, welch ein unausſprechlicher, mächtiger und ſeliger Troſt das ſei, daß

1) Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 21, V. 15 f., Walch I, 2140.

ein Mensch dem anderen mit einem Wort kann den Himmel aufschließen!" Dies muß man im Auge haben und auch das, daß nach seiner Empfindung und Erfahrung kein größerer Schrecken zu denken war, „denn von Sünde und Tod," um das Nachstehende ganz zu würdigen, wobei er die Erfahrung machte, „daß Gott in solchen Schrecken die Betrübten auch also trösten könne, daß sie mit Paulus rühmen dürften, die Sünde habe eben zu ihrer Rechtfertigung gedient und nun gerne in den Tod gehen würden [1])."

Ein Bruder im Kloster, dem er beichtete, sagte ihm: „Du bist ein Thor; Gott zürnt nicht mit Dir, Du zürnst mit ihm; hab Du nur keinen Zorn gegen ihn, er hat viel weniger Zorn gegen Dich." Mehr als einmal erzählte er davon und nannte es ein „groß und herrlich Wort [2])." So tief prägte es sich ihm ein, daß er in Predigten ausdrücklich darauf sich beruft. „Also kommen wir noch heutiges Tags zu Vergebung der Sünden, wenn der Kirchendiener, oder ein anderer Christ zu dir spricht: Gott zürnet nicht mit dir; zürne nur du mit ihm nicht: denn um seines Sohns Jesu Christi willen hat er dir alle deine Sünden vergeben. Da sollst du mit aller Macht solcher Zusagung glauben, und dich ehe zerreißen lassen, denn daß du daran zweifeln wolltest. Denn so du zweifelst, hilft dich die Absolution nichts, wenn gleich Gott mit allen seinen Engeln solche Absolution selber mündlich über dich spräche [3])." Jetzt war das nun noch bei ihm der Fall. Durchgreifenden Eindruck machte das herrliche Trostwort daher nicht, beruhigte ihn nur augenblicklich, weil es seine Bedenken nicht hob. Wirksamer wußte ihn sein Präceptor zu trösten. Er klagte ihm einst weinend seine Anfechtungen. Jener sagte: „was thust Du, Sohn? Weißt Du nicht, daß unser Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen und zu glauben?" Das einzige Wort „geboten" gab ihm einen solchen Trost, daß er „hernach wußte, daß man der Absolution glauben müsse," die er oft als vergeblich und ihn nichts angehend

---

1) Plochm. XI, 334, 3.

2) Tischreden, Walch XXII, 1256. Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 19, V. 22, Walch II, 2342.

3) Hauspostille, Plochm. V, 165.

gehört hatte, weil „närrische Gedanken ihn verhindert [1])." Er glaubte späterhin Fluch über „den Papst" aussprechen zu müssen, als der dem Reiche Christi mehr Schaden gethan wie der Mahomet, der doch nur Leib und Gut tödte und hinwegnehme. „Ich hätte sterben müssen in der Mördergrube, wo mich nicht Gott errettet, denn ich wußte nichts von göttlichen Verheißungen, vom Gebrauch oder Nutzen der heiligen Sakramente, hielt in größern Ehren als Christum einen Pfaffen, der im langen Rock daherging und opferte für die Lebendigen und die Todten, meinte, die Lehre von Christo nebst den Verheißungen und Sakramenten ginge mich gar nichts an. Denn vorzeiten im Papstthum, da ich ein Mönch war, wußte niemand nichts davon zu sagen, was Wort oder Verheißung war, wie sie auch nichts davon verstanden, daß das Wort mit dem Glauben verbunden sein muß. Denn dies war ihre gewöhnliche Lehre: die Sakramente geben Denen, die sie brauchen, Gottes Gnade ohne Wort und Glauben; wenn einer getauft wird, der bedarf des Glaubens nicht; die Sakramente haben so viel Kraft, daß sie von wegen des äußerlichen Werks Gnade geben [2])."

Noch tiefer drang bei ihm durch, was ihm ein anderes Mal ein Beichtiger sagte, ein älterer Bruder, ob sein Präceptor ist ungewiß. Es muß sich nach seiner Priesterweihe und einige Zeit vor Weihnacht desselben Jahrs zugetragen haben. Er quälte sich noch immer durch Fasten, Nachtwachen, Kasteiungen, war stets traurig, sein Meßhalten wollte ihm schlechterdings keinen Trost geben. Er offenbarte seine „Schrecken" in der Beichte dem Alten, der ihm darauf viel vom Glauben redete, und zwar in einem andern als dem scholastischen Sinne. Er wies ihn hin auf das, „ich glaube an eine Vergebung der Sünden" im apostolischen Glaubensbekenntniß, und legte es ihm so aus, man müsse nicht blos glauben, daß Einzelnen die Sünde vergeben werde; denn daß sie z. B. dem heil. David oder St. Peter verziehen sei, glaubten auch die Teufel; sondern es sei Gottes Befehl, daß Jeder für sich glaube, ihm werde seine Sünde verziehen. Dies geschehe vom barmherzigen Gott und Vater um des Opfers Christi

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 8, Walch V, 831.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 48, V. 20 f., Walch II, 2792, 2801.

willen, er lasse es durch den heil. Geist in der apostolischen Kirche durch das Wort der Absolution verkündigen. Zum Beweise berief sich der Alte auf einen Ausspruch des heil. Bernhard, der in einer Predigt sage: dazu sollst du aber auch das glauben, daß dir durch ihn deine Sünden geschenkt werden; dies ist das Zeugniß, das der heil. Geist zeuget in deinem Herzen, da er spricht: deine Sünden sind dir vergeben; denn also hält es der Apostel, daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde durch den Glauben [1])."

Man erkennt sogleich Staupitzens Denkart und Lehre darin. Mehre schon angeführte Aeußerungen von ihm lauten bis auf die Worte gleich damit. So sagt er auch in seiner Schrift: Vom christlichen Glauben, „es ist nicht genug zu glauben, daß Gott sei Mensch worden, man muß auch glauben, daß es uns zu gut geschehen sei [2])." Die augustinisch-pauliniſche Theologie hatte also, wie wir hier sehen, auch im erfurter Kloster wenigstens einzelne Vertreter, vielleicht ein neueres Ergebniß der Einflüsse des Generalvikars. Eine Folge von diesen, die allmälig gewirkt hatten, war es sicher, daß Luther jetzt endlich in Dem, was er wiederholt gehört, den lebendigsten und kräftigsten Trost fand. Dankbar erinnerte er sich dieses Beichtigers noch oft, gedachte seiner stets mit großen Ehren, eignete seine Belehrungen ganz sich an, die ihm, wie er sagte, zur Erkenntniß der wahren Meinung Pauli geholfen, wenn der Apostel sage, wir würden durch den Glauben gerecht. Nachklänge vom Worte des Alten und Staupitzens sind es — und sie beweisen die Stärke des Eindrucks, den es gemacht — wenn er in Predigten und Schriften, fast gleichlautend wie in schon angeführten Aeußerungen, sagt, „es ist kein Mittel, Vergebung der Sünde zu erlangen, denn daß ich glaube, daß mir meine Sünden vergeben werden, wir wir im christlichen Glauben beten, ich glaube an eine Ver-

1) Melanthon im Leben Luther's, Mathesius, 1. Predigt. Seckendorf und nach ihm Andre erzählen, offenbar in der Meinung, denselben Vorgang zu berichten, Luther habe an einer schweren Krankheit (wovon sonst nirgend die Rede) darniedergelegen, wo ihm dann der Alte, so wie oben angegeben ist, zugeredet. Ohne Zweifel eine Verwechslung mit dem ähnlichen im ersten Buche erzählten Vorgange, der nur in Luther's Studienjahre paßt.

2) *Grimm* a. a. O. 100 f.

gebung der Sünde. Aber meine Natur und Vernunft möchte gerne diesen Artikel also haben, daß Sünde nicht heiße Sünde, sondern eine gemalte und gedichtete Sünde; in Summa ich möchte gern Gott einen falschen Sünder geben und so fern mich einen Sünder bekennen, daß ich keine Sünde in mir fühlte. Es sind aber Worte des heil. Geistes: ich glaube Vergebung der Sünde, und was der heil. Geist Sünde heißt, das muß keine gemalte, sondern eine rechte wahrhaftige Sünde sein. Wo die Vergebung geglaubt und bekannt wird, da muß auch die Sünde geglaubt und bekannt werden. Die Worte im Glauben, ich glaube Vergebung der Sünde, sind abenteuerlich gesetzt. Wir glauben, die Schuld sei da, aber vergeben, gleich wie der Tod, der die Christen würget leiblich, ein Tod ist, aber ein überwundener Tod. Die Erkenntniß der Sünde, wenn wir den Ernst fühlen, macht einen rechten demüthigen Menschen, macht Raum, daß man zu rechter Vergebung der Sünde kommen kann. Wo solche Demuth nicht vorhergehet, da ist auch keine Vergebung. Darum gehöret das Evangelium von Vergebung der Sünde allein für die rechten Christen, die ihre Sünde recht erkennen und fühlen. Die andern rohen Leute, so ihre Sünde nicht erkennen noch fühlen, gehören nicht hieher, verstehen auch nicht diesen Artikel von Vergebung der Sünde. Ob sie schon davon predigen hören, so bleibet es doch ihnen zugedeckt. Aber die rechten Christen, so ihre Sünde fühlen, haben den Trost, daß sie glauben Vergebung der Sünde: denn sie sind getauft, hören das Evangelium, haben die Absolution und das heilige Sakrament, demselben Wort glauben sie. Denn Gott hat den Schatz, nämlich Vergebung der Sünde, gelegt in sein Wort und Sakrament, und befohlen, daß man demselben glauben soll. Auf solchen Glauben soll der Mensch so fest und tief stehen, daß ihn kein Teufel, kein Mensch, kein Engel noch sein eigen Gewissen davon abwenden ewiglich." Der Glaube aber müsse der rechte sein; daß ein Gott sei, glaube auch der Teufel, nicht aber, daß ihm Gott „zu seiner Seligkeit ein Gott und Herr sei." Darum sei es nicht genug, daß einer glaube, es sei ein Gott, Christus habe gelitten und dergleichen, „sondern er muß festiglichen glauben, daß Gott ihm zur Seligkeit ein Gott sei, daß Christus für ihn gelitten, seine Sünde getragen habe." In den Predigten, die er 1523 zu Wittenberg zur

Beschwichtigung des von Karlsstadt veranlaßten Stürmens hielt, sagt er zwei Mal, er habe das Nöthigen und Zwingen zur Beichte, das ihm so viel Qual gemacht, verworfen und angegriffen, nicht aber die Ohrenbeichte. Er meint, nicht unbedingt. Denn wir werden hören, er griff sie sogar schon vor dem Ablaßstreite an. Doch nicht an sich selbst fand er sie verwerflich. Nur gegen die unevangelische Uebung erklärte er sich, wie er sie denn auch hier wegen einer sehr nutzbaren Seite lobt, indem er sie jedoch allerdings in einem anderen Sinne nimmt, als das Priesterthum sie verstand. „Dennoch will ich mir die heimliche Beichte niemand lassen nehmen, und wollte sie nicht umb der ganzen Welt Schatz geben; denn ich weiß, was Stärk und Trost sie mir geben hat. Es weiß niemand, was die heimliche Beicht vermag, denn der mit dem Teufel oft fechten und kämpfen muß. Ich wäre längst von dem Teufel überwunden und erwürget worden, wenn mich diese Beicht nicht erhalten hätte. Denn es sind viel zweifelhaftig und irrige Sachen, darein sich der Mensch allein nicht wohl schicken kann, noch sie begreifen. Wenn er nu in einem solchen Zweifel stehet, und weiß nicht wo hinaus, so nimmet er seinen Bruder auf ein Ort, und hält ihm für sein anliegende Noth, klagt ihm seine Gebrechen, seinen Unglauben und seine Sünde, und bittet ihn umb Trost und Rath. Denn was schadets ihm, daß er sich für seinem Nächsten ein wenig demüthige und sich zu schanden mache? Wenn dir denn da ein Trost widerfährt von deinem Bruder, den nimm an und gläube ihm, als wenn dir's Gott selbs gesaget hätte; wie Christus im Matthäo spricht: Wo zween unter euch eins werden auf Erden, warumb es ist, das sie bitten wollen, das soll ihn widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zween oder drei versammlet sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihn, Mtth. 18, 19. 20. Wir müssen auch viel Absolution haben, damit wir unser blödes Gewissen und verzagtes Herz gegen den Teufel und für Gott stärken und trösten mögen: darumb soll man die heimliche Beicht nicht verbieten, noch jemands davon halten [1]).“

---

1) Hauspostille, Plochm. V, 251. Von zweierlei Menschen, wie sie sich in dem Glauben halten sollen und was der sei (J. 1523), Plochm. XXII, 136. Predigten in Wittenberg gehalten, Plochm. XXVIII, 249, 283.

Mit voller Lebendigkeit und Kraft wiederholte sich der Eindruck am nächstfolgenden Weihnachtsfeste. Da kam in einer Sequenz der Vers vor: o selige Schuld, die solch einen Heiland erworben. Als er sie mitsang, erwachten alle die Gefühle wieder in ihm, die der alte Beichtiger in ihm erweckt. Ohne Schmerz konnte er jetzt seiner „Sünde" gedenken, das Bild der Schuld und des Erlösers schwebte ihm vor und erregte ihm keinen Schrecken mehr, sondern die Empfindung einer tröstlich-wehmüthigen Lust, eines der erquickenden Anhauche des Friedens, wie sie in wogenden Stimmungen nach heftigen Schmerzen und Stürmen, deren Abnahme und Ende verkündend, sich einstellen. Es würde nicht haben sein können, hätte er sich jetzt nicht Gott als den barmherzigen, Christus als Versöhner gedacht, der die Schuld getilgt, worauf ihn der beichthörende Bruder hingeführt [1]).

Die Vorstellung von der „seligen" Schuld war eine augustinisch-scholastische. Zuerst hatte Augustin davon gesprochen. Die Liebe Gottes würde ihm nimmermehr so hell offenbar geworden sein, hätte sie sich nicht in so großen Gefahren an ihm bewiesen, indem er so große Schuld auf sich geladen. „O wie selig bin ich gefallen, der ich nach dem Falle noch seliger wieder auferstand [2])."

---

1) Mathesius und Selnecker. Keil, Leben Luther's, I, 16. Nur auf den ersten Blick erscheint eine Sequenz solchen Inhalts am Weihnachtsfeste auffallend. Sie ist ein Zeichen der engen Verbindung, in welche die Kirchenlehre die Erscheinung Christi mit der Sünde gebracht hatte. Feierte die Kirche doch auch den 24. December als den Gedächtnißtag Adam's und Eva's zur Erinnerung an den Sündenfall, der die Erlösung nothwendig gemacht. Es war, wie Hagenbach bemerkt, ein Hauptgebrechen der anselmischen Theorie, daß durch sie, die die Erscheinung Christi als bloße nothwendig gewordene Reparatur des Schadens, den die Sünde angerichtet, betrachtete, der freudige Eindruck der erstern verwischt und die Weihnachtsfreude unzeitig in eine weinerliche Passionsklage verwandelt wurde.

2) Luther: „Möchte man doch die Sünde fast selig preisen, weil eine solche hohe Würde daraus erfolget ist; denn wie wollte sonst unser Fleisch und Blut zu der Ehre kommen sein, daß es in die Gemeinschaft der heil. Dreieinigkeit aufgenommen und von den Cherubinen und Seraphinen angebetet werden sollte, wenn der Mensch nicht gefallen wäre." Ich weiß die Stelle im Augenblick nicht genauer nachzuweisen. Sie wird aus Luther's Schriften nach einer Ausgabe, die mir nicht zur Hand ist, von Mayer in dessen Comm. zu Selnecker's Vita Lutheri, S. 21, angeführt.

Die meisten Scholastiker hatten sodann, wie schon erwähnt, die Erscheinung Christi in die engste Verbindung mit der Sünde gebracht. Anselm's Theorie war es, wonach die letzte Ursache derselben in einer im Wesen Gottes begründeten Nothwendigkeit lag, und Christus Mensch werden und sterben mußte, weil die göttliche Gerechtigkeit für die unendliche Schuld der Sünde ein unendliches Aequivalent forderte, so daß, wenn keine Sünde zu versöhnen gewesen wäre, auch kein Christus erschienen sein würde, was auch Thomas' Lehrmeinung war [1]).

Was so wesentlich mitgewirkt hatte zu Luther's Entschlusse, den Mönchsstand zu erwählen, was ihn im Kloster am meisten beunruhigte, was er Staupitz schrieb und ihm und den Brüdern in der Beichte klagte, ohne den Ausdruck dafür finden zu können, was sie sich nicht zu erklären wußten, für thörichte Einbildung hielten, nämlich seine Empfindung der Sünde und was sich daran knüpfte, war nichts Andres als Zeichen eines tieferen religiösen Gefühls und Bedürfnisses, dem nur Befriedigung werden konnte durch eine tiefere Auffassung des christlichen Glaubens. Viel deutlicher noch als vorhin tritt dies jetzt hervor. Er hatte jetzt den Faden erfaßt, der zu einer solchen tieferen Auffassung hinleitete, ihr Licht leuchtete schon vor ihm auf, obwol es noch mit den in seiner Seele auf und niedersteigenden Schatten zu kämpfen hatte. Namentlich Staupitz hatte ihm dazu geholfen. Staupitz's Belehrungen waren es, die, wieder und wieder von ihm erwogen, ihre Kraft an ihm erwiesen, als er sie in erhöheter Stimmung aus dem Munde des Beichtigers vernahm, von welchem ihm Belehrungen wie von Staupitz schwerlich geworden waren, der aber mit dem rechten Worte den rechten Augenblick traf. Er sagt gewiß mit Recht, daß es nicht lange mehr so mit ihm hätte währen können. Kämpfe und Bedrängnisse wie die seinigen müssen mit Sieg und Frieden endigen, oder der Leib muß zusammenbrechen, der Geist in völlige Nacht versinken. Wir sind indeß bei dem Wendepunkte angelangt, wo eine wesentliche, wenn auch immer noch nicht vollkommen durchgreifende Umstimmung in seinem Innern vorging und die Wahngebilde seines verdüsterten Gemüths zu verschwinden anfingen, indem seine Begriffe sich

1) Hagenbach, Dogmengesch., I, 170 f.

umwandelten und indem er Alles aufbot, des neuen helleren Bewußtseins völlig Herr zu werden, das schon in ihm begründet war. Von hier an ist nun vorzugsweis auf seine fortgesetzte und erfolgreiche eigne Geistesarbeit zu achten, in die ihm gewordenen Belehrungen tiefer ein- und von ihnen weiter vorzudringen, von den mönchisch-scholastischen Begriffen sich zu befreien und den Inhalt des Evangeliums geistiger, innerlicher verstehen und auffassen zu lernen nach der ihm eigenthümlichen Art des Empfindens und Denkens, nach der Bestimmtheit seiner in seinem innersten Wesen liegenden Anschauung und Gesinnung.

Erfolgreiche Schriftstudien.

Erst in seinem dritten erfurter Mönchsjahre geschah es also, daß eine Erkenntniß sich ihm erschloß, mit welcher seine schwersten Irrungen und zugleich seine schwersten Bedrängnisse enden sollten. Der Zuspruch des Beichtigers hatte die Friedenspalme auf seine Schläfe gesenkt, Weihnacht fanden wir ihn in der weichen Stimmung, in welche, wenn eine Wendung solcher Art eingetreten, heftige Erschütterungen sich aufzulösen pflegen. Allein er war noch immer unruhig. So galt es, den Trost, der ihm geworden, in einen sichern Schatz des Herzens zu verwandeln und so erst wahrhaft zu gewinnen, durch völlige Befestigung in dem neuen Gedankenkreise, in welchen er hineingeleitet war, eine Bewährung zu finden, die auch den letzten Zweifel beseitigte. Nach diesem Ziele richtete er nun seine ganze Kraft. Diese Aufgabe war das Bestimmende bei allen seinen Studien, und Alles, was auf ihrem Wege an ihn herantrat, mußte der Lösung derselben dienen.

Die Scholastiker lehrten zwar nicht, daß der Mensch allein wegen seines Gehorsams gegen das göttliche Gebot Gnade und Seligkeit erlange, wol aber, daß die Rechtfertigung zugleich Folge seines Gehorsams sei. Auch hier gab es zu den verderblichsten Irrungen Anlaß, daß sie die Schrift nicht verstanden oder mißverstanden, und aus Begriffen, welche sie in Schriftausssprüche hineinlegten oder mit solchen verknüpften, philosophirten und wesentliche Theile ihres Lehrsystems hervorbildeten. So geschah es

mit dem pauliniſchen Ausdruck der Rechtfertigung durch den Glauben. Sie verſtanden darunter — und zwar namentlich Thomas und nach ihm die meiſten; die Skotiſten wichen nur wenig davon ab — nicht was der Apoſtel damit gemeint hatte, die göttliche Abſicht, einen das Geſetz nur unvollkommen Erfüllenden (Ungerechten) wie einen Gerechten behandeln, ihn begnadigen, die Strafe ſeiner Uebertretung ihm erlaſſen zu wollen und zwar wegen ſeines Glaubens, aus dem Grunde ſeiner gänzlichen Hingebung an Chriſtum, ſeiner Gott und dem Erlöſer ganz zugewendeten Geſinnung. Sie dachten ſich dabei, der herkömmlichen, an die lateiniſche Ueberſetzung des griechiſchen Ausdrucks durch Justificatio ſich anknüpfenden Auslegung zufolge, die durch die Eingießung der Gnade bewirkte Umwandlung eines Sündigen in einen Menſchen, wie er vor Gott ſein ſoll, einen Menſchen, der geneigt wäre und das Vermögen hätte, das als recht und gut Erkannte zu wollen. Die Rechtfertigung war Zukehr, richtige Geſinnung der übernatürlich umgewandelten Seele zu Gott. Die erſte Zukehr ſollte durch den Glauben — gefaßt als Erkenntniß und Annahme der chriſtlichen Wahrheit — geſchehen; alſo gehörte auch er zur Rechtfertigung, und in dieſem Sinne ſollte Paulus gelehrt haben, daß der Menſch durch den Glauben gerecht werde. Denn wer zu Gott kommen wolle, müſſe glauben, daß er iſt; demnach ſei der Glaube zur Rechtfertigung nothwendig. Allein dieſer Glaube war nichts als ein äußerliches Annehmen der Lehrſätze, welche die Kirche als chriſtliche Wahrheit lehrte und zu glauben gebot, nicht Erzeugniß der innern Lebensentwickelung, beruhend auf den durch Kunde von der Erſcheinung Chriſti zunächſt hervorgebrachten und das ganze Innere ſodann umwandelnden und erneuernden Anſchauungen und Eindrücken. Dieſer Glaube war daher ein todter, der mit einer lebendigen Empfindung der göttlichen Gnade nicht verbunden ſein konnte, welche, weil er offenbar nicht genügte, von den Heilsbegierigen natürlicherweiſe in jenen Werken geſucht wurde, die die Kirchenlehre denn auch empfahl und empfehlen mußte. Es war unvermeidlich beim ſcholaſtiſchen Begriffe vom Glauben [1]).

Die Scholaſtiker hatten alſo die bibliſche, insbeſondre die

1) Cramer-Boſſuet VII, 664 ff.

paulinische Lehre dem Wortlaute nach festgehalten, ihr aber wesentlich andre Begriffe untergeschoben, und gerade dies erschwerte es dem mit ihren Augen forschenden Luther so sehr, den wahren Sinn des Apostels zu fassen. Es war um so folgenreicher, da der letztere so vielfach vom Gerechtwerden durch den Glauben spricht, da seine ganze Anschauung und Darstellung der christlichen Wahrheit um die darin liegende Lehre sich dreht. Nun konnte diese bei Luther, weil er sie im Sinne der Scholastiker verstand, keine christliche Freudigkeit erwecken; sie machte ihm Grauen, verletzte sein religiöses Gefühl. Wir erinnern uns der Aeußerungen, die Worte gerecht und Gottes Gerechtigkeit wären ihm in seinem Gewissen Donnerschläge gewesen, er wäre ihnen feind geworden. Die Väter, sagt er, hätten das: Gott ist gerecht! so ausgelegt, daß er gerecht richte und die Uebertretung strafe. „Diese Auslegung war mir sehr zuwider und erschrecklich, da ich ein junger Theologus war. Denn wenn ich hörete den gerechten Gott nennen, gedachte ich an solche Auslegung, die mir veste und eingewurzelt und eine starke Gewohnheit war worden; entsetze mich auch noch heutiges Tages, wenn ich das Wort, Justus Deus, lese oder höre, so harte klebet mir an die eingewurzelte Gewohnheit. So ein kräftig, schädlich Ding ist falsche gottlose Lehre, wenn die Herzen von Jugend damit beflecket und vergiftet werden. Noch haben es die alten Lehrer schier alle auf diese Weise ausgeleget." Eine schädliche Pest, ein teuflisches Gift nennt er die Lehre von der Gerechtigkeit Gottes, die den Begriff der Gerechtigkeit von menschlichen Gerichten vor den Richterstuhl des Herrn bringe, wo es nicht heiße, du bist ein Sünder, darum zürnt dir Gott, sondern, sei getrost, Gott erbarmt sich der Sünder, die ihre Sünde erkennen und recht fühlen [1]).

Nach Staupitz' und jenes alten Beichtigers Ausdeutung bestand der Glaube in einem freudigen hingebenden Vertrauen und die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott darin, daß ihm dieser den Glauben gleichsam als Gerechtigkeit zurechnete, ihm die Sünde, von welcher er sich trotz desselben nicht entledigen könne, nicht zumesse, ihn wegen derselben nicht verdamme, sondern sie vergebe, den Menschen wie einen Sündlosen beselige, doch nicht

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 1 u. 3, Walch V, 701, 747.

um seiner Würdigkeit, Werke oder Verdienste, sondern um Christi und des Glaubens willen, so daß sich der Gläubige zugleich als Sünder und als gerecht fühlen konnte. So tröstlich dieser Gedanke nun aber auch für Luther war, und von Anfang gewesen war, seit Staupitz ihn darauf hingeleitet, er hatte sich doch lange nicht hineinfinden können und noch immer wurde es ihm schwer, eben weil ihn die scholastischen Begriffe und die scholastische Exegese noch immer beherrschten, und weil sowol Staupitz als sein Präceptor und Beichtiger es ihm selbst überließen, sich herauszuhelfen so gut er konnte, ihm, der auf seine Glossa ordinaria beschränkt war und keinen anderen Text hatte als die Vulgata. Staupitz' und des Beichtigers Belehrungen brachten ihn darauf, daß der Apostel mit seinen Worten eine ganz andere Meinung verbinde, als die Schule lehrte und Jedermann annahm. Um nun zu einer deutlichen und sichern Einsicht zu gelangen, las er mit verdoppeltem Eifer, und je mehr und mehr er las, die betreffenden Sprüche und Exempel in den prophetischen und apostolischen Schriften mit einander verglich, durch tägliches Gebet im Glauben sich stärkend und ermuthigend, desto mehr Bestätigungen fand er für die Ansicht des Alten, desto heller wurde es vor seinen Blicken, und fiel ihm zuletzt wie Schuppen von den Augen[1]). „Kein Sophist hat den Spruch Habakuk Kap. 2, V. 4: Der Gerechte lebet seines Glaubens, können verstehen noch auslegen," sagt er. Das letzte Kapitel des Propheten, sein Gebet, sei täglich in der Kirche gesungen und gelesen, doch nach dem Sprüchwort: wie die Nonne den Psalter liest. Seit der Apostel Zeit sei der Prophet nicht richtig verstanden und ausgelegt, großentheils weil die hebräische Sprache unbekannt gewesen, und die Apostel hätten ihn doch in hohen Ehren gehalten; Lukas und Paulus führten den Spruch: Der Gerechte lebt seines Glaubens, mehrfach an, Paulus lege ihn seinem Römerbriefe zum Grunde. Der Teufel selbst könne das in ihm enthaltene Argument nicht solviren: es liege aber daran, wer es ergreifen könne. „Ich war im Papstthum lang irre, wußte nicht, wie ich daran wäre, ahnte wol etwas, wußte aber nicht was es war." Da habe ihm denn ein bessres Verständniß jenes Spruches geholfen, die Einsicht,

1) Melanthon.

von welcher Gerechtigkeit Paulus rede, indem im Text (der Vulgata) Justitia, Gerechtigkeit gestanden. „Da ward ich meiner Sache gewiß, lernte die Gerechtigkeit des Gesetzes und des Evangelii unterscheiden. Zuvor mangelte mir nichts, denn daß ich Gesetz und Evangelium für eins hielt, und meinte, daß zwischen Christo und Mose kein Unterschied wäre, denn der Zeit und Vollkommenheit nach. Aber da ich den rechten Unterschied fand, nämlich, daß ein ander Ding das Gesetz wäre, ein andres das Evangelium, da riß ich hindurch." Aehnlich äußerte er sich zu einer andern Zeit: „Als ich den Worten gerecht und Gottes Gerechtigkeit, vor denen ich erschrack, wenn ich sie hörte, fleißiger nachzudenken begann, den Spruch Habakuk Kap. 2 erwog, und daß die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ohne Zuthun des Gesetzes offenbart wird, da ward ich anders gesinnt und gedachte von Stund an: Sollen wir gerecht werden aus dem Glauben, soll die vor Gott geltende Gerechtigkeit selig machen alle die daran glauben, so werden solche Sprüche die armen Sünder und erschrockenen Gewissen nicht sowol schrecken als vielmehr trösten[1])."

Allein es kostete ihn doch unendliche Mühe, darüber zur Klarheit und Gewißheit zu gelangen. „Es hat mir vor Zeiten viel zu schaffen gemacht, wenn ich auf Sätze gekommen bin, als: die Gerechtigkeit, die Werke Gottes, dein Werk, deine Gerechtigkeit. Denn je nachdem sie verstanden werden, sind sie der Tod oder Leben und Seligkeit. Wenn ich betete: errette mich Herr durch deine Gerechtigkeit, dachte ich, ja nicht durch deine Gerechtigkeit. Der Prophet sagt was Paulus sagt, das Gesetz sei die Kraft der Sünde, mehre und stärke sie. Die natürliche Vernunft dagegen urtheilt, es gebiete was gut, verbiete was bös, sei also eine Kraft der Gerechtigkeit." Diese und ähnliche Sprüche der Propheten und des Paulus zu verstehen habe ihn daher viele und große Arbeit gekostet. Die Väter schwiegen davon, sagten ungereimte Dinge und verdunkelten dergleichen Schriftstellen nur noch mehr[2]).

In der Vorrede zum ersten Theile seiner gesammelten latei-

1) Ausleg. d. Propheten Habakuk zu V. 1, Walch VI, 3092. Tischreden, Walch XXII, 41, 736, 764, 732.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 42, V. 18—20, Walch II, 2184. Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 9, V. 4, Walch VI, 215.

nischen Schriften vom J. 1545 sagt er: „Ich hatte das sehnlichste Verlangen, Pauli Römerbrief recht zu verstehen, woran mich stets nur das Wort Justitia gehindert, Kap. 1, 17, da Paulus spricht, die Gerechtigkeit Gottes werde im Evangelio offenbart. Ich war dem Worte Gottes Gerechtigkeit sehr feind, denn ich war nach Gewohnheit aller Lehrer nicht anders unterwiesen, denn daß ich's philosophisch von solcher Gerechtigkeit verstehen müßte, wonach Gott gerecht ist und thut und die Sünder straft. Obwol ich nun ein unsträflicher Mensch war, fühlte ich mich doch einen großen Sünder vor Gott, war dazu eines ängstlichen Gewissens, und getraute mich nicht durch meine Genugthuungen und Verdienste Gott zu versöhnen. Ich liebte daher den gerechten und zornigen Gott gar nicht, sondern zürnte heimlich wider ihn, und dachte oft: genügt es denn Gott noch nicht, daß er uns, die wir schon durch die Erbsünde zum ewigen Tode verdammt sind, und so viel Jammer und Trübsal des Erdenlebens zu leiden haben, außer des Gesetzes Schrecken und Bedrohung, auch durch das Evangelium des Jammers und Herzeleids noch mehr machen, durch die Predigt und Stimme desselben seine Gerechtigkeit und ernsten Zorn ferner drohen und verkündigen lassen muß? Da ergrimmte ich denn oft in meinem verwirrten Gewissen, und sann Tag und Nacht der wahren Meinung Pauli nach, wodurch ich denn zuletzt erkannte, sie sei so zu fassen: durchs Evangelium wird die Gerechtigkeit offenbart, die vor Gott gilt, in welcher uns Gott aus Gnaden und Barmherzigkeit rechtfertigt, wie geschrieben steht, der Gerechte lebt seines Glaubens. Alsbald fühlte ich mich wie neu geboren, es war mir, als hätte ich das weit geöffnete Thor des Paradieses gefunden. Nun sah ich die heilge Schrift ganz anders an, durchlief, so weit mein Gedächtniß reichte, ihren ganzen Inhalt, verglich und fand, Gottes Gerechtigkeit heiße um so gewisser, daß er uns gerecht macht, da Alles so wohl stimmte, Gottes Werk hieß, das Gott in uns selbst wirkt, Gottes Kraft, damit er uns stark macht, u. s. f. Wie ich nun zuvor das Wörtlein Gottes Gerechtigkeit mit rechtem Ernst gehasset, fing ich nun an, dasselbige als mein allerliebstes und tröstlichstes Wort theuer und hoch zu achten, jene Stelle bei Paulus war mir die rechte Pforte des Paradieses [1])."

1) Walch XIV, 460 ff. — „Da ich erst die Sache verstand und wußte,

Aehnlich in der Auslegung der Geneſis. „Ich arbeitete fleißig und ängſtlich, wie ich doch den Spruch Pauli Röm. 1, 17 verſtehen ſollte, da er ſaget: Die Gerechtigkeit (die vor Gott gilt) wird im Evangelio geoffenbaret. Daſelbſt ſuchte ich lange und klopfte immer an, denn das Wort, die Gerechtigkeit Gottes, lag mir im Wege, welches man nach gemeinem Gebrauche alſo auszulegen pflegte: die Gerechtigkeit Gottes iſt eine ſolche Tugend, dadurch er für ſich gerecht iſt und die Sünder verdammet. Alſo hatten alle Doktores dieſen Spruch ausgeleget, Auguſtinus ausgenommen, daß ſie ſagten: die Gerechtigkeit Gottes, das iſt der Zorn Gottes. So oft ich aber den Spruch las, wünſchte ich allezeit, daß Gott das Evangelium niemals möchte geoffenbaret haben. Denn wer könnte den Gott lieben, der da zürnet, richtet und verdammet? Bis daß ich endlich durch Erleuchtung des heiligen Geiſtes den Spruch des Propheten Habakuk etwas fleißiger erwogen habe, da er ſagt Kap. 2, V. 4: Der Gerechte wird ſeines Glaubens leben. Daraus habe ich abgenommen und geſchloſſen, daß das Leben aus dem Glauben muß herkommen; ich zog nun das Wort Gerechtigkeit auf das Wort gerecht, nämlich, daß der Menſch vor Gott gerecht würde durch den Glauben. Da wurde mir die ganze heilige Schrift und der Himmel ſelbſt auch geöffnet [1]).“

Es leidet hiernach keinen Zweifel, daß ihm das erſehnte Licht als Lohn eines ſelbſteignen langen und ſchweren Kampfes mit der ihn umhüllenden Finſterniß wurde, daß es Folge war ſeiner eignen Geiſtesarbeit, ſeiner anhaltenden angeſtrengten Schriftſtudien. Auch kann es nach dem Bisherigen, um dies hier beiläufig zu bemerken, nicht zweifelhaft ſein, daß er mit dem Hebräiſchen in dieſer Zeit entweder überhaupt noch keinen, oder doch nur den allererſten Anfang gemacht hatte. Offenbar fehlte es ihm aber, und das Griechiſche nicht minder. Wir kommen noch darauf, erſt viel ſpäter lernte er den griechiſchen Ausdruck für Buße und damit den evangeliſchen Begriff derſelben völlig ver-

---

Gerechtigkeit Gottes heiße die Gerechtigkeit, womit er uns durch die in Chriſto geſchenkte Gerechtigkeit gerecht macht, da verſtand ich die Grammatik und ſchmeckte mir erſt der Pſalter.“ *Ericeus*, 154.

1) Zu Kap. 27, V. 38, Walch II, 468.

stehen. Er hatte jetzt nur den lateinischen Text. An die Justificatio desselben knüpfen sich seine Irrungen und nicht durch Kenntniß der Grundsprache gelangt er zu einem andern und bessern Verständniß, sondern dadurch daß er nachsinnt Tag und Nacht, die betreffenden Stellen vergleicht und so dem Grundbegriffe nachspürt.

Die ganze hier dargelegte Wendung seines innern Lebens bezeichnet er einmal sehr treffend, indem er sagt, „wiewol ich mit ganzem Ernst und ohn alles Falsch ein Mönch zu sein dachte, — denn ich muß mich oft als ein Exempel darstellen, wie auch St. Paulus schreibet, daß er ein Pharisäer gewesen sei im Gesetz unsträflich — doch bin ich vor Gott um der erdichteten Religion willen, welche ich nicht sah, ein Lügner gewesen; denn sie lag verborgen unter der Gestalt der Heiligkeit, wie denn auch die Wahrheit im Verborgnen liegt, bis so lange, daß diese verborgene Wahrheit durch das Wort mir angezeiget und offenbaret ward [1])." Was und wie viel ihm auch von außen kam, er hätte es sich nicht blos äußerlich aneignen können. Eine fremde Ansicht oder Ueberzeugung machte er zur seinigen nicht, ohne sie in sich selbst wieder zu erzeugen durch eignes Schaffen, eigne angestrengte rastlose Arbeit. Staupitz's Belehrungen trösteten ihn, allein immer nur augenblicklich, machten Eindruck auf ihn, ohne seine Bedrängnisse zu heben. Als wirkliche eigne Ueberzeugungen, und so verbunden mit wahrer innerlicher Befreiung, einer wesentlichen Umwandlung seiner Seelenzustände, treten sie zuerst hervor nicht etwa in unmittelbarer Folge vom Zureden des Obern und Freundes, in einer Unterredung mit ihm, einer Herzensergießung gegen ihn, sondern bei einer Veranlassung und unter Umständen, die sie als Frucht eigner, ob auch durch Staupitz erleichterter und geleiteter Anstrengungen erscheinen lassen, und deutlich darauf hinweisen, wie sehr Staupitz' Einwirkungen auf ihn der Ergänzung bedurften, wie wenig sie für sich allein bei ihm genügt, gefruchtet hatten. Daß ihn Staupitz dafür empfänglich gemacht, ihm einzelne Begriffe, wie den von der Buße, aufgehellt, zu einer richtigeren Auffassung andrer den Weg ihm gewiesen, ist damit nicht und darf nicht in Abrede

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 6, Walch V, 791.

gestellt werden. Nur das ist gewiß, daß ihm zur Erlösung aus seinen Irrsalen sowol Hülfe wurde, als daß er sich selber dazu half, ohne daß sich genau abwägen ließe, wie viel Staupitz und wie viel er selbst dazu gethan. Nicht zu vergessen ist aber, daß Alles, was durch Staupitz und ihn selbst geschah, nach seiner eignen Ansicht ein Werk der göttlichen Gnade war. „Staupitz half mir, oder vielmehr Gott durch ihn — ich hab' erbärmlich in den päpstischen Stricken gesteckt, und mit ganzem Ernst Alles gethan und gelitten, das heutiges Tags der größte Theil im Papstthum nicht mehr achtet noch hält: ich hätte sterben müssen in der Mördergrube, so mich Gott nicht errettet — die Gnade hat mich umgewandelt, daß ich mich nicht zu den Feinden des Evangelii geselle, nicht mit ihnen jetzt unschuldig Blut vergieße [1])."

Erinnert man sich, wie tief er in eifernde Gesinnung schon hineingerathen war, so läßt es sich allerdings nicht als unmöglich an, daß er sich in der päpstisch-mönchischen Denkart befestigt und beruhigt hätte und vielleicht ein fanatischer Knecht und Vorkämpfer des Scholasticism, des Mönch- und Römerthums geworden wäre, etwa ein dreifacher Hochstraten, ein Gregor, soweit es die Zeit erlaubte, eine gewaltige Stütze, ein Erneuerer des Papstthums: er hatte das Zeug dazu in sich. Es war eine der Möglichkeiten, der Gefahren, welche seine Erwählung des Mönchsstandes in sich geschlossen, und sie würde eingetreten sein, wenn ihm, wie man gesagt, bei seinem Bemühen, durch Mönchswerke gerecht zu werden, der Geist der Liebe und Demuth gefehlt und grenzenloser Hochmuth ihn dazu angetrieben hätte [2]).

---

1) Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 28, V. 20, zu Kap. 49, V. 7, Walch II, 2791, 2878.

2) In welchem er sich, wenn man ihm seine Aengste, Bedrängnisse, Selbstquälereien als einen eingebildeten selbstgeschaffnen Zustand dargestellt, beleidigt gefühlt und die Gnade verschmäht haben soll. Denn so stellen Riffel, die Historisch-politischen Blätter (Bd. IX, 412 ff.), und der Verf. von: Die Leipziger allg. Zeitung vor dem Richterstuhle der Geschichte, oder aktenmäßige Beiträge zur Geschichte der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts, Luther im erfurter Kloster dar. Er habe allen Ernstes durch eigne Kraft und Anstrengung ohne die Gnade heilig und gerecht sein wollen, um der Vergebung der Sünde und der Erlösung nicht zu bedürfen. Aus unsrer

Er vermag es zur Heiligkeitseinbildung nicht zu bringen, er sucht weder die Stelle eines Inquisitors oder Hierarchen, oder sonst Aeußerliches; noch sehen wir ihn bei so etwas anlangen und Befriedigung finden. Der Hochmuth nimmt nicht seinen Anfang im tiefsten schmerzlichsten Sündhaftigkeitsgefühle, nicht seinen Ausgang darin, daß er der Gnade Alles gibt und der eignen Kraft und That Alles abspricht. Das irregehende Angstleben Luther's während seiner ersten Mönchsjahre entsprang offenbar aus dem aufrichtigen und heißen Verlangen und jenem so demüthigen als schmerzlichen und eifrigen Suchen und Streben, das allein zu einer tiefern Auffassung der religiösen Idee, zur höchsten Begeisterung für dieselbe und zur höchsten Glaubenskraft führt. Sie kam ihm nach seinem innersten Bewußtsein von oben, Gott errettete ihn, die Gnade wandelte den Demüthigen um, er stand nun auf unerschütterlichem Grunde, und so ward sein bedenklicher, nach menschlichem Absehen unheilvoller Entschluß der Erwählung des Mönchsstandes zum Heil.

Dies ist es, was in seiner Entwickelung mit vollster Klarheit von dem Augenblicke an sich herausstellt, wo er die Bedeutung der Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben urplötzlich erkannte, so erkannte, daß ihm däuchte, die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst sei ihm geöffnet. Diese Aeußerung, der ganze Hergang dringt noch eine Bemerkung über seine Eigenthümlichkeit auf, die dabei sich wiederum deutlicher enthüllt. Man sieht, er gehörte nicht zu den ruhigen oder gar kalten Denkern, die ungestört durch heftige Gemüthsregungen an ununterbrochenen Gedankenstufen zum Zweifel hernieder und von ihm zur Ueberzeugung emporsteigen. An seinem Denken hatten die Leidenschaft einer Feuerseele, die Wallungen eines übervollen Herzens und vor Allem der lebhafteste Trieb nach Heiligung eben so viel Antheil, als der prüfende Verstand. Allerdings lernte und dachte er fleißig und gelangte so von einer Stufe des Erkennens zur andern, so daß es volle Wahrheit hat, wenn er — davon redend, daß kein Papist mit solchem Gewissen und Ernst Papist sei, wie er armer Tropf es gewe-

---

urkundlichen, seine Verirrungen nicht verhüllenden Darstellung ergibt sich die Berichtigung des Mißverständnisses der Parteileidenschaftlichkeit von selbst.

sen — sagt, „ich habe müssen erfahren St. Peter's Spruch: wachset in der Erkenntniß des Herrn [1])." Allein er faßte seine wichtigsten Ueberzeugungen in einzelnen erregten Augenblicken, deren Eindruck plötzlichen Zusammenhang in die verschlungenen, doch noch unverbundenen Fäden seiner Begriffe und Erkenntnisse brachte, Schlummerndes wie durch den Hauch des Lebens zu plötzlicher Wirksamkeit weckte, so daß sein Glaube unversehends fertig dastand, fast wie Eingebung oder Offenbarung erscheint.

Auch hier müssen wir einen solchen urplötzlichen Eindruck annehmen, ein gewaltiges Einwirken des Augenblicks, wie er es dort auf dem Wege nach Stotternheim erfuhr. Und der Erweckungsanstoß, der ihm jetzt wurde, war von nicht minderer Bedeutung. Ein neuer Zeitraum seines ganzen inneren Lebens begann mit ihm. Hatte ihn der Moment, der ihm das Mönchsgelübde abpreßte, in die Nacht geschleudert, dienstbar und elend gemacht: der Augenblick, in welchem er den Gedanken und der blitzähnlich durchzuckende Gedanke ihn erfaßte, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, that den ersten großen Riß in die ihn umhüllende Finsterniß, sprengte seine drückendsten Banden, beendete seine schlimmste Trübsal. Freilich hatte ihn jener Gedanke schon unlängst getröstet, er hatte ihn vielleicht Monden lang und länger mit sich umhergetragen, er hatte ihm Tag und Nacht im Sinn gelegen. Doch er war ihm verdunkelt gewesen durch die dichten Nebel der Schulweisheit. Immer und immer noch vergeblich hatte er die Sehkraft angestrengt, ihn, wie den Morgenstern seiner Sehnsucht und Hoffnung, fest ins Auge zu fassen. Er fiel erst zu einer glücklichen Stunde gleich einem Lichtstrahle in seine Seele, urplötzlich wirkend wie dort Donner und Blitz, nur nicht schreckend, sondern herzerfreuend. Man kann nicht daran zweifeln, wenn man den ganzen Hergang ins Auge faßt, wenn man liest, wie er, indem das Wort des Apostels ihm klar wird, die Thore des Paradieses offen zu sehen glaubt. An sich selbst und eben jetzt an sich selbst Erlebtes und Erfahrenes war es, was er in der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs ausspricht, nichts sei gefährlicher als in Gedanken gen Himmel fliegen und sich vermessen zu wollen, Gottes unbe-

1) Wider die Antinomer, Plochm. XXXII, 7.

greifliche Majestät zu erforschen; wer sich unterfange ohne den Mittler Gott versöhnen zu wollen und eigne Werke zwischen Gott und seine Sünde zu stellen, der müsse einen Fall thun wie Lucifer, und Gott und Alles verlieren; die hohen Spekulationen von den schrecklichen Gerichten Gottes, wie er die Welt durch eine Sündfluth oder Sodom mit Feuer und Schwefel vom Himmel vertilgt habe, müßten in Verzweiflung stürzen; nimmer sei zu hoffen, daß man Heilsames und Tröstliches von Gott lerne und erkenne, man ergreife denn Christum, der nach des Vaters Willen für unsre Sünde sich in den Tod gegeben. „Sobald du aber dies Erkenntniß mit gewissem Glauben ergreifest, da verschwindet in einem Hui aller Zorn, Furcht und Zittern und wird an Gott nichts anders mehr gesehen, als eitel Barmherzigkeit, und solch Erkenntniß macht das Herz frisch und fröhlich, daß es gewißlich dafür halten kann, daß Gott nicht mit uns zürne, sondern uns herzlich lieb habe [1])."

Wie gewaltig der Eindruck bei ihm gewesen war — und zugleich noch ein Mal, wie sehr er gelitten, wie hart und schmerzlich er gerungen: man sieht es vielleicht am deutlichsten aus der seligen Freude, dem Seelenjubel, womit er das ersehnte, ihm nun gewordene Licht empfängt, der Herzensüberfülltheit, worin er noch in späteren Jahren kaum Worte zu finden weiß, die Empfindungen zu bezeichnen, welche das erste Aufleuchten desselben in ihm erweckt; aus der Begeisterung, womit er so oft noch in späteren Jahren von der Ueberzeugung redete und schrieb, der er die Errettung aus den Bedrängnissen seiner verkümmerten Jugendzeit, die Ruhe seines nachherigen Lebens, den festen Grund in allen Stürmen, seine ganze Freudigkeit in den Kämpfen, die er bestand, und alle seine Hoffnungen der Ewigkeit zu danken hatte.

Die Gerechtigkeit durch den Glauben.

Jene Ansicht, daß der heilige, die Sünde rächende Gott zugleich der gnädige, der erbarmungsvolle, das von ihm angenommene Opfer des Sohns das unzweifelhafte Zeugniß seiner

1) Zu Kap. I, V. 3—5, Walch VIII, 1599, 1630.

Gnade sei, nach welcher er auch die sündige Seele nicht verstößt, sondern wieder an sich zieht, indem er sich daran genügen läßt, daß sie sich gläubig ganz dem Erlöser hingibt, und daß es also, um zur Gerechtigkeit vor Gott, zu seiner Gnade zu gelangen, auf ein Verdienst, eine der Menschheit unerreichbare Lauterkeit nicht ankomme: diese Ansicht mußte sein ganzes Seelenbedürfniß stillen, sobald sie ihm ein Mal recht klar wurde, ihn ein Mal bis zu fester voller Zuversicht durchdrang. Es geschah, sie fand bei ihm ihren Ausdruck in dem prophetisch-apostolischen Worte: der Gerechte lebt seines Glaubens, durch den Glauben werden wir gerecht, und dies war nun von der folgenreichsten Bedeutung, was doch zum völligern Verständniß noch im Besondern zu erörtern ist.

Der in dem Wahrworte des Propheten und Apostels liegende Gedanke enthält den Kern der Theologie, welche von Luther und den sächsischen Reformatoren im Gegensatze zur scholastisch-katholischen Kirchenlehre ausgebildet wurde; er bildet die Grundlage der ganzen Anschauung und Gesinnung, in welche Luther von jetzt an mehr und mehr sich hineinlebte und worin er den unerschütterlichen Anhalt seines neuen geistigen Daseins, das Mark, woran er dieses Dasein nährte, fand; er ist der eigentliche Punkt, von welchem Luther's Angriffe auf die Scholastik, die Hierarchie, seine Kämpfe, sein Heldenthum, seine ganze reformatorische Thätigkeit ausgingen.

Der Angelpunkt der Weltgeschichte ist thatsächlich Christus. Mit ihm endet das erste Zeitalter, beginnt ein neues Leben der Menschheit. Dies größeste weltgeschichtliche Ereigniß beruhte eigentlichst nicht auf Lehre oder Gründung und Verbreitung einer neuen Philosophie, Religions- oder Sittenlehre, oder politisch-religiösen Ordnung, sondern auf der ganzen Erscheinung Christi, dem Eindrucke, den sie hervorbrachte, dem lebendigen Glauben, daß die Fülle der Gottheit in dem Menschen Jesu sich offenbart habe und daß die Menschheit durch engste Verbindung mit ihm dem Schöpfer zugewendet werde, den höchsten Zweck des Erdendaseins erfülle und alle der Kreatur erreichbare Vollendung und Seligkeit zu hoffen habe. Wesentlich bedingt war jener Eindruck durch ein lebendiges und tiefes Gefühl der Sünde und des aus ihr herstammenden Elends, in welchem Gefühle das

der Bedürftigkeit der Erlösung, Sehnsucht nach ihr und die höchste Fähigkeit sich erzeugte, die erlösende Kraft des Evangeliums zu erkennen, sich ihr ganz hinzugeben, sie auf sich wirken und von ihr sich durchdringen zu lassen, noch ein Mal in lebendigem Glauben. Denn so war der Eindruck der Erscheinung Christi, daß sie nicht etwa eine bloße auf Verstandeseinsicht beruhende Ueberzeugung gewirkt hätte, sondern der in ihr sich offenbarende göttliche Geist ergriff die Gläubigen, ging von ihr in sie aus, so daß er ihr ganzes Wesen erfüllte und umwandelte, daß sie ihre Verbindung mit Christo als die innigste und lebenvollste auffaßten, die ohne Gesinnung und That gar nicht sein konnte. Der Glaube war also Aneignung der Gottes- Welt- und Lebensanschauung Christi, seiner vollendeten Gottes- und Menschenliebe, Nachbildung seines Bildes in den einzelnen Gläubigen und ihrer Gemeinschaft, Nachfolge im Leben und bis zum Tode. In ihm den Abglanz des himmlischen Urbildes in seiner Schönheit, Güte und Größe, das Vorbild des mit Gott sich einigenden, zu ihm sich emporschwingenden, durch seine Gnade geheiligten und gesegneten Menschen in seiner Herrlichkeit erblicken — wie er in dem Gedanken leben, ein Werkzeug des Ewigen zur Hinausführung des Weltplans zu sein — wie er der Kraft und dem Siege alles Guten und Wahren unbedingt und freudig vertrauen — wie er dem göttlichen Willen gehorsamen und so unablässig gegen die demselben widerstrebenden Gelüste der sinnlichen Natur, gegen die Gott widerstrebende Welt kämpfen und in diesem Kampfe keine irdische Gefahr, kein irdisches Opfer, selbst das des Lebens nicht scheuen, ja ihn ansehen als höchste Freude wie Aufgabe des irdischen Daseins: das war der christliche, die alte Welt überwindende, die neue schaffende Glaube, und er die bewegende Grundursache, die Seele des ganzen christlichen Lebens.

Auch bei Luther entwickelte sich die Fähigkeit, Gott und den Erlöser in ihrer Herrlichkeit zu schauen und den Eindruck der Erscheinung des Erlösers als den freudigsten zu empfinden und sich ihm ganz hinzugeben, der Glaube, im lebendigsten und tiefsten Sündgefühle, und indem er im Gegensatze zu dem scholastischen Begriffe den Glauben so innerlich faßte und alle Gerechtigkeit von ihm abzuleiten begann, drang er zum eigentlichen

Kern und Mittelpunkte des Christenthums hindurch, dessen wahrer Geist und eigentliches Wesen ihm jetzt zuerst in Klarheit und Schöne vor Augen trat. Zugleich war seine neue Anschauung, freilich ohne daß er auch nur die leiseste Ahnung davon hatte, eine im tiefsten Grunde gegenkirchliche, reformatorische, weil das ganze herrschende Kirchenthum von allen Seiten, nach Lehre, Kultus, Verfassung und Regiment, in Widerspruch mit ihr stand. Der Gläubige ist schon durch seinen lebendigen Glauben in der innersten Tiefe seines Gemüths mit Christo und durch ihn mit Gott eins, er bedarf also keines Vermittlers zwischen Gott und sich, oder doch nur des Erlösers und Versöhners als solchen, auf keinen Fall aber eines Priesters. Der Glaube, das christlich belebte Selbstbewußtsein des Geistes und die freie Thatkraft des christlich-erneuerten inneren Lebens, durchdringt ihn ganz und schafft des Gottessohns Gott zugewendete Gesinnung in ihm: so bedarf er keiner Werke, keines Mönchsthums, keiner Genugthuungen und Büßungen, denn er ist wie er vor Gott sein soll, gerechtfertigt, versöhnt, geeint mit Gott, und das Bewußtsein davon gibt ihm eine Zuversicht und eine Freudigkeit, wie die blos äußerliche Werkheiligkeit sie am wenigsten geben kann. Der ganze Katholicism, wie Luther ihn gefaßt und wie er Luther ergriffen, stand und fiel schon mit der Ansicht, daß das Priesterthum fähig und nothwendig sei, die Verbindung der Christen mit Christo zu vermitteln. Bei der Ansicht, daß der Glaube gerecht macht, erscheint es sammt den Genugthuungen als überflüssig, ja als eine den Gläubigen vom Erlöser trennende Schranke, indem es dem Glauben die lebendige Innerlichkeit nimmt, die selbsteigene Freithätigkeit der Christen aufhebt, ihnen die Freiheit nimmt, sie abhängig macht vom Handeln der Priesterschaft.

Es war mehrfach die Rede davon, daß zu dieser Zeit in Folge vom Erwachen des gesunden Menschenverstandes, der Zunahme allgemeiner Kenntnisse, der neu belebten Beschäftigung mit den Alten, des Fortwirkens der doch nie ganz verloren gegangenen ursprünglichen Volksgesinnung und der einfachen Schriftlehre und eines mehrfachen Bestrebens, zu ihr zurückzukehren, sie heller zu erkennen, ein großer Theil der Gebildeten, des Mittelstandes und selbst der unteren Volksklassen die Ansicht aufge-

faßt hatte, es komme bei der Frömmigkeit und Gottwohlgefälligkeit nicht sowol auf Beobachtung äußerlicher Gebräuche oder gar auf solche Werke, deren Verrichtung einen höheren Grad von Heiligkeit zuwege bringen sollte, nicht auf Vermittlung der Kirche durch die Priesterschaft oder auf den Glauben im Sinne des künstlichen kirchlichen Lehrsystems, auf theologische Spitzfindigkeiten u. dergl. an, sondern auf Erkenntniß des allein wahren, weise und liebevoll die Welt regierenden Gottes, auf Verehrung desselben im Geist, ungeheuchelte Menschenliebe, gewissenhafte Pflichterfüllung, vor allen Dingen auf die Beschaffenheit des Herzens, auf die christliche Gesinnung. Nach sehr wesentlichen Punkten traf aber diese Ansicht genau mit dem Lehrsatze von der Gerechtigkeit durch den Glauben zusammen. Dieser wiederum war das Princip jener Theologie, die in Wesel einen ihrer tüchtigsten Vertreter gefunden hatte, von Wessel schon vor Luther's Geburt (er starb 1489) ausgebildet und seitdem vielfach verbreitet war, in einzelnen Kreisen fortlebte und recht eigentlich die Reformation vorbereitete, die in ihr, wie in jener humanistischen und volksmäßigen Ansicht einen empfänglichen und den allerempfänglichsten Boden fand. Die Denkart Staupitzens und der ihm gleichgesinnten Augustiner war eine ihrer Verzweigungen. Durch Staupitz und seinen Beichtiger trat sie jetzt an Luther heran und ihre Angemessenheit für ihn bei seinen dermaligen Zuständen, sein Gemüthsbedürfniß, sein tieferes religiöses Gefühl und sein fleißiges eifriges Schriftstudium führte ihn darauf hin, und zwar in solcher Weise, daß er ihre Grundüberzeugung mit glühender Seele erfaßte. Er hatte die volksmäßige und die humanistische Richtung, sofern sie Dem widerstrebten, was im Leben und in der Wissenschaft die Herrschaft behauptete, abgelehnt. Zum ersten Male nahm er jetzt abweichende Elemente der Zeit — auch die staupitzische Mystik gehört dahin — wirklich und lebendig in sich auf, theils indem sie von außen her ihn berührten und Gewalt über ihn übten, theils indem ihn seine innere Entwickelung darauf hinleitete. Sie waren in Andern und ausgebildeter längst auch da. Er sollte nicht in der Welt, die er verlassen, mit ihnen in Berührung kommen, sie finden. Fast ganz ursprünglich und selbstän-

dig entstanden sie, entfalteten, wuchsen und befestigten sie sich wenigstens in ihm zufolge seiner inneren Entwickelung.

Von großer Bedeutung war es dann weiter, daß er den wahren Geist des Christenthums zuerst in der paulinischen Auffassung desselben kennen lernte und sich aneignete.

Die paulinische Auffassung des Christenthums. — Die gesetzliche Richtung der Scholastik, der Kirche des Mönchthums.

Der Apostel Paulus hatte das Wesentliche und Eigenthümliche des Christenthums am tiefsten und großartigsten aufgefaßt, er legte den ersten Grund zu einer christlichen Theologie, sein Feuer und seine Thatkraft zumeist hat die Kirche gegründet, das Evangelium vom Judenthume losgerissen und in die Welt hineingeführt. Die Religionen der ältern Periode waren sämmtlich partikularistisch, nur einzelnen Völkern bestimmt, wegen lokaler und nationaler Bestimmungen allein in ihnen möglich. Paulus faßte am hellsten unter allen Aposteln die weltgeschichtliche und providentielle Bedeutung der Person und Erscheinung Christi, die menschheitliche, die Bestimmung des Christenthums zur Weltreligion auf. Je lebhafter sein Eifer war, es als solche zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen, Menschen im Juden- und Heidenthume dafür zu gewinnen, in desto häufigere und heißere Kämpfe wurde er verwickelt. Aus den innern Gegensätzen des Christenthums einer- und des Juden- und Heidenthums andererseits erhob sich ein hartnäckiger Widerstand. Im Streite dieser Gegensätze bildete seine christliche Anschauung sich aus, und seine pharisäische Gelehrsamkeit gab ihm den Ausdruck, die Form seiner stets kämpfenden christlichen Theologie, die nur selten eigentliche Lehrentwickelung, fast immer Vertheidigung und Bestreitung ist.

So wenig die heidnische als die jüdische Welt erkannte den Menschen im Menschen, die gleiche Würde und das gleiche Recht, die Kindschaft Gottes in allen an. Wer nicht zum Volk gehörte, war fremd im schroffsten Sinne, oder gar Feind. Die

jüdische wie die heidnischen Religionen waren überall eng mit den nationalen Denkarten, Sitten und Gebräuchen, den staatlichen Einrichtungen verbunden, das Weltliche mit dem Göttlichen vermischend, dieses herunterziehend, ohne jenes mit ihm zu durchdringen. So gewaltig herrschte die selbstsüchtige, beschränkte, national-religiöse Ansicht, daß selbst die unmittelbaren Schüler Christi, die übrigen Apostel, den Gedanken nicht zu fassen wußten, auch den Heiden sei das Evangelium zu predigen, daß es dem geistreicheren und tiefsinnigern Paulus selbst gegen sie nur mit Mühe gelang, seinen Gedanken und seinen Plan, den in dem Eindrucke der Persönlichkeit und Lehre des Erlösers quillenden Strom eines neuen Lebens über die Grenzen Palästinas hinaus und in alle Welt hineinzuleiten, zur Anerkennung zu bringen.

Noch einen andern Gegensatz fand der Apostel zu bekämpfen. Auch das Heiden- und noch mehr das Judenthum wollte Erlösung und Versöhnung bewirken. Allein die Mittel, götzendienerische Opfer und Gesetzerfüllung, waren unzulänglich. Durch sie konnte die Sünde nicht ertödtet, ein neuer sittlicher Lebenstrieb nicht geweckt, das Sündgefühl nur beschwichtigt, das Bewußtsein der göttlichen Gnade nicht völlig und gewiß, nur Gesetzlichkeit und Gottesdienst, nicht echte Sittlichkeit und Frömmigkeit geschaffen werden. Die Opfer und die Vorstellungen vom Wohnen der Gottheit an bestimmten Stätten, Tempeln oder welchen sonst sind die alten Zeichen der Abgötterei. Noch nicht einmal das religiös höher stehende Judenthum hatte von ihr sich gänzlich befreit. War der Mosaismus freier vom Götzendienste, so war sein Gesetz doch Zwangsgesetz, welchem, als etwas äußerlich Gegebenem, durch Drohung Eingeschärftem zu gehorsamen war und dem mit dem Gefühle des Zwanges Gehorsam geleistet wurde. Es war Buchstabe, wie der Apostel es bezeichnet, blieb äußerlich, durchdrang den ganzen Menschen nicht, heiligte nicht die Gesinnung, brachte nicht Leben und Freiheit, umgekehrt, der Buchstabe tödtete, wie der Apostel es ausdrückt, und flößte doch Tugendstolz ein. Nach jüdischer Denkart machte der, ob auch widerwillig geleistete Gehorsam gegen das mosaische Ceremonial- und Sittengesetz die Werke, mochten sie in Opfern, Heiligung des Sabbaths oder in Enthaltung vom Todtschlag ꝛc.

bestehen, gerecht vor Gott, den Ungehorsamen war Jehovah ein strenger Richter und Rächer. Der Gehorsam ist niemals ein völliger, so war das Gesetz anklagend und verdammend. Genau hing diese ganze gesetzliche Richtung mit den durch den Mosaism gegebenen Vorstellungen von der Gottheit zusammen. Weder durchgebildet, noch in die allgemeine Denkart durchgedrungen war die vorevangelische einzelner hellerer und tieferer Geister, der Propheten, denen der Buchstabe des Gesetzes wie der Opferdienst als ungenügend erschienen war zu echter Gottesfurcht und Gottwohlgefälligkeit. Nur zur Sehnsucht und Erwartung, nicht zur Erfüllung hatten sie einen ihnen vorschwebenden Zustand zu bringen vermocht, wo eine allgemeinere und reinere Gotteserkenntniß und Menschenliebe im Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit die Menschen einigen und heiligen, ein neuer, auf Erkenntniß des in den Herzen der Menschen gepflanzten göttlichen Gesetzes und freiern Gehorsam gegen dasselbe ruhender Bund mit Gott gestiftet werden würde.

Auch in der heidnischen Welt fehlte die gesetzliche Richtung nicht und hing auch in ihr mit den in ihr gegebenen Vorstellungen von der Gottheit eng zusammen. Auch in ihr fehlte es an äußerlichen Satzungen nicht und selbst das in die Herzen aller Menschen geschriebene Sittengesetz, sofern sie es erkannte und anerkannte, war ihr Zwangsgesetz, gleichfalls anklagend und verdammend, unfähig zu befreien und zu beleben. Die gesetzliche Richtung trat in ihr gleich dem Erlösungs- und Versöhnungsbedürfnisse in dem Götzen- und Opferdienste, in der Moral, der „Rechtschaffenheit" der Griechen und Römer hervor, die der jüdischen und katholisch-christlichen Werkheiligkeit nahe verwandt ist, der „Gerechtigkeit so vor der Welt scheinet und aus dem Gesetz kommt, davon auch die Heiden zu guter Maaßen zu lehren wissen," wie Luther bemerkt [1]). Stellte sich in der heidnischen Welt die gesetzliche Richtung weniger schroff heraus, so lag dies lediglich daran, daß in ihr das göttliche und Sittengebot minder allgemein und bestimmt erkannt und anerkannt wurde. Die religiöse und sittliche verhältnißmäßig reinere und doch noch

1) Ausführl. Erklärung des Galaterbriefs zu Kap. 3, V. 10. Walch VIII, 2121.

verunreinigte Anschauung der Gebildeten und Edeln im Heidenthume war Ausnahme. Im Ganzen und Großen war die Aufklärung der Griechen und Römer nur die der Leichtfertigkeit des Denkens und der Sitten. Es herrschte der Skepticism neben dem Aberglauben und erfüllte die Weisen mit Stolz, der die Liebe ausschloß, welche mit Allen sich eins fühlend, Alle zu erheben trachtet; es herrschte das Trachten nach sinnlichem Wohlbehagen, und während das Natürliche vergöttlicht wurde, blieb die Herrschaft desselben und der Sünde und Schuld unerschüttert, weil ein echtes, glaubensinniges Streben nach Sittlichkeit und Wahrheit, nach Versöhnung und Einigung der Menschheit und Gottheit, ein heller fester Glaube an einen höheren Ursprung und ein höheres Ziel der Menschheit und des Erdenlebens mangelte, und mit ihm der Glaube an die Kraft und den nothwendigen Sieg des Wahren und Guten, die Kraft und der Wille, die sinnlichen Triebe zu zähmen, die selbstsüchtigen Neigungen zu beherrschen, das Irdische zu verschmähen oder zu wagen wo es galt, die Idee frei geltend zu machen oder zu behaupten wider die eigene Lust oder menschliche Uebermacht oder Drohung. Fehlte es am Heroism aber nicht, so mangelten diesem doch die besten Beweggründe und die höhere Weihe, so nahe auch Einzelne in der heidnischen Welt der Höhe der christlichen, sittlich-religiösen Denkart und Gesinnung gekommen waren.

Indem Paulus nun das Christenthum im Gegensatze zum Heiden- und Judenthume als universelle, geistige, befreiende und mit Gott einigende Religion geltend zu machen strebte, drehte sich seine ganze Darlegung um die Sätze: das Christenthum, die letzte und höchste Offenbarung des allwaltenden Gottes, ist Evangelium und Geist, nicht Gesetz und Buchstabe; Gott ruft durch Christum Alle, Allen Gnade verkündend, zu sich, frei sind die Gottes-Kinder, die Christen sind, indem sie innerlich wiedergeboren werden, im Geiste leben mit Christo, in welchem Gott die Welt mit sich selbst versöhnte und mit welchem wiederum nur der Glaube einigt, der allein gerecht macht. In diesem letztern Satze liegen wieder alle andern, wenn man den Glauben als vollkommene Aneignung der Denkart und Gesinnung des Erlösers, engstes Anschließen an ihn, innerlichstes Einswerden mit ihm versteht, wie auch Paulus ihn so faßt, obwohl nicht

immer. Denn häufig bezieht er ihn fast ausschließlich auf den Opfertod des Erlösers, wobei sowol seine Ansicht vom Sündenfalle, als seine Richtung auf Befreiung, insbesondere auf Zerstörung des Götzen- und Opferdienstes einwirkte. Um den Wahn von der Kraft der Opfer aus den Herzen zu reißen, kam er um so beflißner auf die Vorstellung zurück, daß das Opfer des Erlösers das allein genügende sei. Sie ist nicht die einzige der Vorstellungen, durch welche seine Auffassung des Christenthums, indem er es den Banden des Judenthums zu entreißen strebt, im letzteren noch befangen erscheint, zumeist freilich nur der Darstellung, der Einkleidung seiner Gedanken nach, deren Fülle, Flug und Feuer das Verständniß nicht selten ebenso sehr erschwert, als ihre durch des Schreibenden Bildung und Polemik bedingte Form, ihre Beziehungen auf eine Denkart und Verhältnisse, welche andern Zeiten sehr fern liegen.

Es war nur das Natürliche, daß Luther in der Lehre des Apostels den Begriff des Glaubens, gleichfalls vorwaltend und zumal für jetzt, in jener engeren Bedeutung auffaßte. So wurde er in Staupitzens Theologie gefaßt, so eben war er ihm am willkommensten und am geeignetsten bei seinen jetzigen Zuständen und sonstigen Begriffen sein Gemüthsbedürfniß zu befriedigen. Gerade in dieser Auffassung erschien ihm die paulinische Lehre wie ein heller Stern der Rettung in finsterer, angstvoller, langer Nacht, brachte sie ihm Trost, Frieden und Genesung, erlöste sie ihn aus einer Hölle. Erklärlich genug, wenn er um den in ihr liegenden Trost aufs tiefste zu empfinden, sie überall suchte und fand, daß er sich in ihr nach allen Seiten immer mehr zu befestigen strebte, je lieber sie ihm sein mußte und immer mehr wurde, je saurere Mühe es ihn gekostet und noch ferner kostete sich ihrer ganz zu bemächtigen, je schwerere Kämpfe er um sie zu bestehen hatte und je länger und je mehr er ihre Kraft erprobte. Sehr nahe lag da freilich die Gefahr, die so leicht eintritt, wenn man den Gedanken sich aneignet, der in einem Ausspruche, einer Lehre liegt, die Gefahr, mehr oder minder den der Person des Lehrenden eigenthümlichen Ausdruck mit dem Inhalte zu verwechseln und auch das Zufällige und Zeitliche an diesem als nothwendig und wesentlich zu nehmen. Es kam darauf an, wiefern es Luther gelang, zum reinen Gehalt der apostolischen Lehre

hindurchzudringen und von den in ihr nicht ganz überwundenen und sie trübenden Bestandtheilen jüdischer Denkart sich loszumachen. Man muß sagen, daß es verhängnißvoll für seine innere Entwickelung und äußere Thätigkeit, deren Erfolge und den Gang der Ereignisse geworden, daß ihm der Geist des Christenthums zuerst in solcher Stimmung, unter solchen Umständen, in der Form der pauliniſchen Theologie offenbar wurde, und daß er in letzterer mit größester Lebendigkeit gerade die Vorstellung auffaßte, nach welcher der rechtfertigende Glaube ganz speciell auf den Opfertod des Erlösers bezogen wird. Es erklärt sich noch mehr daraus, daß er selbst in der Ansicht von der Nothwendigkeit eines Gott versöhnenden Opfers lebte, die eben erst durch sein junges Priesterthum und seine Vorbereitung darauf in ihm von Neuem angeregt und befestigt war; daraus daß die Vorstellung von Gott als einem strengen Richter des Bösen so fest bei ihm haftete, daß er so schwer ängstende Schrecken vor demselben empfand und nichts mehr bedurfte als eines recht kräftigen, einen freudigen Eindruck wirkenden, ein heiteres Bild darbietenden Erweises der göttlichen Gnade.

Ebenso leicht erklärt sichs überhaupt, daß gerade die pauliniſche Auffassung des Christenthums ihn so gewaltig faßte und festhielt. Einmal bestand eine enge Wahlverwandtschaft zwischen seiner und des Apostels Gemüths- und Sinnesart, die er natürlich herausfühlte, die ihn anzog. Es wurde schon darauf hingewiesen, sie tritt hier wieder hervor. Paulus war ein scharfer Dialektiker, zugleich aber mit einer bisweilen übermächtigen Phantasie begabt, voll des tiefsten Gefühlslebens. Er ist Eiferer für das Judenthum; die Christen zu verfolgen eilt er von Jerusalem nach Damask, da wird ihm die Herrlichkeit des Christ, den er verfolgt, in einer Erscheinung offenbar, das Ergebniß eines Augenblickes, der alle die Eindrücke in ihm aufweckt und zum lebendigsten Bewußtsein steigert, die der Erlöser bereits in seinem Innern ihm unbewußt hervorgebracht. Ebenso Luther. Auch er ist Eiferer für das Gesetz, das herrschende Kirchenthum, begabt mit Verstandesschärfe und Gemüthsfülle, in sich gewendeten und thatkräftigen kriegerischen Sinnes. Er ähnelt dem Apostel bei seinem Gelübde, Mönch zu werden, und in dem Augenblicke, wo der Gedanke, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, seine Nacht

durchblitzt, so daß er den Himmel selbst geöffnet zu sehen glaubt. Doch ist hier auch eine Unähnlichkeit nicht außer Acht zu lassen. Was von des Apostels Bekehrung erzählt wird, erscheint wie eine Vision, und von dergleichen ist bei Luther auch in jenen erregten Augenblicken keine Spur zu entdecken. Paulus rühmte sich besonderer Offenbarungen, nicht durch Mittheilung von den unmittelbaren Jüngern des Herrn wollte er seine Kunde des Evangeliums haben. Luther hielt sich dagegen stets an das sichere Schriftwort und wollte von einem im Innern aufgehenden Lichte, das zur Erkenntniß führe, nichts wissen, woher namentlich die Hartnäckigkeit und Hitze seiner Kämpfe und Leidenschaften wider die „Schwärmer" und „Schwarmgeister." Das Evangelium war ihm freilich eine Lehre, die sich durch Menschenfleiß, Mühe und Weisheit nicht lernen lasse, sondern durch Gott offenbart werden müsse, jedoch so daß dies eben nur bei eifrigem Lesen, Studiren, Schriftforschen geschehe. In genauem Zusammenhange damit steht sein standhaftes und eifriges Dringen auf Festhalten am Wortsinne der Schrift. Auch in dem Zeitabschnitte, den Augenblicken, wo er sich am kühnsten über den Text und die Autorität des Buchstabens der Schrift erhob und wo er den Glauben als innerste, freieste Lebensthätigkeit, eigenste Gesinnung, tiefstes Selbstbewußtsein faßte, verwarf er entschieden die das Evangelium nur etwa als Anknüpfungspunkt gebrauchende, nicht aber gründlich erforschende und das so Erforschte zur Grundlage nehmende Willkür der Phantasie, Spekulation und mystischen Uebersteigerung. Wiederholt hat er ausgesprochen, daß er weder durch Zeichen noch besondere Offenbarungen gelehrt worden, auch Gott niemals um Zeichen, vielmehr um das Gegentheil gebeten habe, damit er sich nicht überheben und vom Worte durch Betrug des Satans abgezogen werden möchte. „Ich hab mein Gott sehr oft gebeten," sagte er einst über Tische, „er wolle mich kein Gesicht oder Wunder sehen, oder nicht in Träumen berichten lassen, denn ich habe genug am Wort zu lernen, das ist gewiß, wahr, standhaftig und gibt Weisheit, Trost, Friede, Freude und allen die es bewahren das ewige Leben; Gott behüte vor falschen Glosen [1])." So fand er auch eben jetzt schriftforschend

1) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 1. V. 16 ff. Walch VIII,

gerade was er suchte und wurde plötzlich nicht ein anderer, sondern der er zu werden strebte.

Die pauliniſche Auffaſſung zog ihn ſodann dadurch ſo mächtig an, daß ſich des Apoſtels Theologie in dem großen Gegenſatze bewegt, von der Herrſchaft der Sünde, die ſeit dem Falle des erſten Menſchen gewährt, und von der Erlöſung zur Freiheit von der letztern, die durch Chriſtum, gleichſam den Erzeuger einer neuen Menſchheit, gekommen, ein neues Weltalter bezeichnend und begründend. Schon dieſes deutet darauf hin, daß Paulus, worin ihm Luther eben ganz begegnete, von einem ſtarken, auf tiefer Selbſterkenntniß, einem ernſten Sittlichkeitsſtreben, einem lebhaften Bewußtſein der Größe des Schöpfers und der Abhängigkeit der Kreatur ruhenden Gefühle der menſchlichen Hülfloſigkeit und Mangelhaftigkeit beſeelt war. Daher bei ihm die lebendige Empfindung des Bedürfniſſes der Erlöſung, die gänzliche Hingebung an den Erlöſer, ſein Eifer, den Unfreien die Freiheit zu bringen, ein Eifer, der ſich ſtets auf Zuſtände bezieht, ganz denen ähnlich, in welchen Luther lebte und in welchen der Grund ſeiner Bedrängniſſe lag. Die Anſchauungen und Begriffe, von welchen er ſeine Zeit zu erlöſen trachtete, waren theils dieſelben, theils denen nahekommende und verwandte, die Luther beherrſchten und wovon eben ſein Lehrtypus den letztern befreite. „Mögen Andere ſelbſt zuſehen, ſagt Luther, was ſie in der Theologie der Schule gelernt haben. Ich weiß und bekenne, daß ich nichts darin gelernt habe denn Unwiſſenheit der Sünde, Gerechtigkeit, Taufe und des ganzen chriſtlichen Lebens, nichts aber davon, was Kraft, Werk, Gnade, Gerechtigkeit Gottes, Glaube, Hoffnung, Liebe ſei. Kurzum, ich habe in ihr nicht blos nichts gelernt, was zu ertragen ſtände, ſondern nur gelernt was wieder vergeſſen werden muß und der Schrift ganz zuwider iſt. Dort hatte ich Chriſtum verloren, den ich jetzt in Paulo wiedergefunden habe[1])“

1694, 1698. Kurze Ausleg. des Jeſaias zu Kap. 8. V. 20 ff. Walch VI, 125. Matheſius, 13. Predigt.

1) Erläuterungen zu ſeinen leipziger Diſputirſätzen, Opp. lat. ed. Jenens. I, 303.

Es war eben vor Allem die gesetzliche Richtung der Scholastik, der Kirche und insbesondre des Mönchsthums, wodurch er „Christum verloren" hatte, und der Gegensatz der paulinischen Theologie gegen diese Richtung, wodurch er ihn wiederfand. Allein die Polemik des Apostels und die derselben zu Grunde liegende Anschauung, wonach der Eindruck der Herrlichkeit des Erlösers in den sich ihm Zuwendenden den freien Trieb erzeugen sollte, dem göttlichen Willen auch ohne Gesetz zu leben, so daß der Buchstabe Geist in ihnen würde — des Gesetzes Erfüllung ohne Gesetz, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes — war vom Anfang vielfach gar nicht oder nur mangelhaft gefaßt. Die Kirche konnte nicht in vollkommener Freiheit von der gesetzlichen Richtung gegründet werden, die in den mittleren Jahrhunderten wieder zur überwiegenden, ja alleinherrschenden wurde. Mit heidnisch-jüdischen Vorstellungen, Gebräuchen und Einrichtungen, mit alttestamentlicher Ueberlieferung und antiker Philosophie drang sie in die Lehre, den Kultus, die Verfassung der Kirche ein und fand in der Hinneigung des „natürlichen Menschen" zu ihr und in dem Mangel an höherer Bildung bei den rohen Nationen, welche in die Kirche aufgenommen wurden, eine starke Stütze. Ja das Bedürfniß einer sittlichen Erziehung der Barbaren und das darauf eingehende Bemühen der römischen Kirche führte darauf hin, daß unter ihren Händen das Christenthum „Völkerpädagogik," Gesetz wurde und in der verhüllenden Form kirchlicher Satzungen vornämlich seine sittlichen Kräfte entfaltete [1]). Erwarb sich aber die Kirche hierdurch ein wesentliches Verdienst, so hielt sie sich dabei doch auch von Eigennutz, Uebertreibung und Verirrung nicht frei. Das Christen- und Kirchenthum der mittleren Jahrhunderte stellt sich zuletzt geradezu als in ein neues christlich modificirtes Heiden- und Judenthum verwandeltes dar. Zumal mit dem letztern erscheint es nach seiner vorwaltenden Richtung wieder verwandt. Die christliche Religion war wieder zu einem Inbegriff von äußerlichen Geboten und Verboten geworden, an welche ebenso äußerliche Verheißungen und Drohungen geknüpft waren, die dann zu nicht minder äußerlichen Mit-

1) Ullmann, Ueber den unterscheidenden Charakter des Christenthums, in Studien und Kritiken, 1845, 14.

teln trieben, des verheißenen Lohns theilhaftig zu werden und der angekündigten Strafe zu entfliehen. Statt Moses war Christus Gesetzgeber, dessen Statthalter der Papst, statt Jehovah der Christengott strenger Rächer geworden. Paulus hatte das mosaische Gesetz dargestellt als Zuchtmeister bis auf Christum, an seine Stelle war eben so zuchtmeisterlich das kirchliche Gesetz getreten, organisirter und eingreifender als das bürgerliche, wie überhaupt die dem Papstthume unterworfenen Länder einen dem jüdischen Priesterstaate ähnlichen priesterlichen Christenstaat darstellten. An die Stelle der jüdischen Hohenpriester und Schriftgelehrten waren der Klerus und die Kirchenlehrer getreten. Die Priester waren die Vollstrecker des Gesetzes. Vollkommener als die Laien erfüllten sie, nochmehr die Ordensgeistlichen, am allermeisten die Heiligen dasselbe, die noch mehr thaten. Die ganze Kirche, die Priester und Mönche zumal, waren durchdrungen von der Ansicht, daß die Werke gerecht machten, von der Einbildung, daß Werkgerechtigkeit zur Heiligkeit, Versöhnung und Seligkeit führe, und die Scholastiker waren die Schriftgelehrten, die diese Lehre dialektisch ausbildeten und das neue Testament in ihrem Sinne glossirten und seinen Inhalt alterirten, wie die Rabbinen das alte Testament [1]).

Hierarchische Anliegen und geringe Bildung der Zeiten, in welchen die Kirche sich entwickelte, hatten zusammengewirkt, die letztere in diese Richtung und Gestalt hineinzubringen. Sie hatte das religiöse Bedürfniß darin nicht ganz unbefriedigt gelassen. In welchem Maße sie es früherhin befriedigt, darauf kommt es uns hier nicht an. Wir haben uns an die Thatsache zu halten, daß sie ihm jetzt nicht mehr wie früherhin genügte, weil sie ausgeartet, noch viel eigensüchtiger geworden war und ihre bessern Absehen mehr und mehr aus den Augen verloren hatte, und weil die allgemeine Bildung vorgeschritten war, der Geist der Nationen der sinnlichen Anschauungsweise mehr und mehr entwuchs, die schon längst einzeln vorgekommene Sehnsucht nach lebenvolleren religiösen Begriffen und einer innerlichern Religiosität in den germanischen Völkern sich steigerte und verallgemeinerte. Statt die Hand zu bieten zu einer entsprechen-

1) Ullmann, Reformatoren, I, 97 f.

den Gestaltung des Christenthums, zu dessen Wiederentfaltung als Evangelium, war die Hierarchie nur bemüht, gleich den jüdischen Schriftgelehrten und Obern die kirchliche Zucht und Obergewalt auch über die zur Mündigkeit reifenden und strebenden Geister fort und fort zu üben und zu behaupten. Es gelang ihr so wenig gegen den fortwirkenden Geist des Erlösers, wie es jenen wider diesen selbst gelungen war. Das innerste Gemüth der germanischen Völker drängte zum Erfassen des freien Evangeliums hin. Ein Zeichen davon war es, daß die gesetzliche und zuchtmeisterliche Richtung und Gestalt der Kirche als unevangelisch, ungenügend und verderblich allgemeiner erkannt und getadelt zu werden anfing. So bezeichnet Erasmus in einer seiner gelesensten Schriften, die um diese Zeit erschien, dem Handbuche des christlichen Streiters, den ganzen priesterlichen, nur in der Werkheiligkeit wurzelnden und darin sich auflösenden Gottesdienst geradezu als einen Abfall vom Evangelium zum gemeinen Judenthume, wozu die Unzahl der Mönche und unwürdigen Priester die Christenheit verleitet habe und worin sie dieselbe durch List und Gewaltmittel aller Art festzuhalten suche, was er denn mit den lebendigsten Farben umständlich ausführt. Nur auf Erasmus mag hingewiesen werden, weil er, der gelesenste und einflußreichste Schriftsteller jener Zeit, eine weitverbreitete Ansicht und Stimmung und am meisten gerade in dieser Beziehung aussprach. Auch Luther's Auffassung stimmt mit der seinigen überein. Von jüdischen gottesdienstlichen Gebräuchen redend, weist er von einer ganzen Reihe christlich-kirchlicher nach, daß sie von „unsern Affen," den christlichen Priestern aus dem Judenthume in die Kirche verpflanzt worden [1]). Mit so vielen Dekreten der Päpste, sagt er, so vielen Satzungen und Bräuchen sei die Christenheit beschwert, daß man wol auf den Gedanken kommen müsse, das Gesetz Mosis sei doppelt und dreifach in sie zurückgeführt, wie denn das Ergebniß auch da sei, Pharisäism und Verhinderung der Leute, zu echter Frömmigkeit zu gelangen [2]). Das Christenthum sei nicht nach Christo

1) Ausleg. des 51. Psalms, zu V. 7. Walch V, 806.

2) Kurze Ausleg. des 23. bis 25. Psalms, zu Ps. 24, V. 6. Walch IV, 2247.

und auf evangelisch, sondern nach dem Gesetz und auf mosisch aufgefaßt und behandelt. Das Papstthum habe „die Welt voll Juden gemacht," Evangelium und Gesetz vermengt, und das christliche Judenthum sei noch viel ärger als das jüdische [1]). Denn die gottesdienstlichen Satzungen in jenem hätten doch auf göttlicher Einsetzung beruht, wogegen die der christlichen Priesterkirche aus menschlicher Willkür hervorgegangen wären und die freie christliche Anbetung wider den göttlichen Willen in einen Zwangsdienst verwandelten [2]). „Unsre Juden machen's viel gröber und ungeschickter. Jene Juden hatten doch einen redlichen Schein, daß Gottes Gesetz sie band: unsere Juden, der Papst mit seinen Papisten, treiben uns auf lauter Menschengesetze, und ihre eigenen Fündlein, die Gott verboten hat; und schreien fast sehr von der edlen Tugend, Gehorsam, daß ohne dieselbe möge Niemand selig werden, und durch sie Jedermann selig werde: deuten aber denselben Gehorsam nicht auf Gottes Gebot, sondern auf ihre Gesetze und Fündlein [3])." Bis zur Erkenntniß des Gesetzes hätten es auch die Heiden gebracht. Die Mönche wollten es besser machen als die heidnischen Philosophen, ständen aber weit hinter ihnen zurück, indem sie sich einen Gott vormalten, der droben sitze und Kappen und Platten zuschneide, Stricke, härne Hemden und hölzerne Schuh mache, damit, wer sie anziehe, nicht bloß für sich den Himmel habe, sondern auch Andern hineinhelfen könne, was aber Blindheit über alle Blindheit und um nichts besser als Ochsen und Kälber anbeten, und viel geringer sei, als die Forderung der Bessern im Heiden- und Judenthume, die auf Gesetzerfüllung beständen [4]). Moses und Cato wären viel besser gewesen. Von dem Unterschiede des Gesetzes und Evangeliums finde man nicht einen Buchstaben in allen Büchern der Mönche, Kanonisten und

---

1) Vom Anbeten des Sakraments des heiligen Leichnams Christi, Plochm. XXVIII, 406. Ausführl. Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 2, V. 14. Walch VIII, 1791.

2) Ausleg. des 51. Psalms, zu V. 7. Walch V, 807.

3) Kirchenpostille, Plochm. VII, 308.

4) Ausleg. des 1, u. 2. Kapitels Johannis, zu K. 1, V. 18. Walch VII, 1623 ff.

Sophisten; in allen Schulen und Kirchen sei etliche hundert Jahre daher nichts Rechtes von jenem Unterschiede gelehrt und gepredigt worden, wodurch denn die armen Gewissen in große Gefahr und Schaden gerathen wären, denn wo man Gesetz und Evangelium nicht deutlich und richtig unterscheide, sei es unmöglich die christliche Lehre ungefälscht zu erhalten; das Gesetz gleiche der Hand, die sehr nützlich den Weg zeige, aber ihn nicht führe, die Kraft nicht gebe, ihn zu wandeln; es gleiche einem Spiegel, der die Sünde offenbare und den strafenden Gott, und eben dadurch Verzweiflung anrichte[1]). Ihm habe die Konfusion der Vermengung von Gesetz und Evangelium über dreißig Jahre zu schaffen gemacht, so daß er Christum nicht dafür halten können, daß er ihm gnädig sei, und Gerechtigkeit vor Gott durch der Heiligen Verdienst habe erlangen wollen. „Ach, was haben wir Maria geküßt[2])!" Darum sei der Zustand der Kirche ein entsetzlicher gewesen. „Denn da sahe noch hörete man nichts, das ein Herz in seiner Angst und Noth hätte können trösten und aufhalten, ohne daß man im Jahr einmal schwerlich lehrete die Historie vom Leiden Christi; daraus man ein wenig sehen konnte, wo man Vergebung der Sünden suchen sollte. Das andere Alles (so gesungen, gelehret und geprediget ward) weisete von der Verheißung der Vergebung der Sünden auf eigene Gerechtigkeit. Darum haben wir gesehen, daß in vielen Klöstern Leute durch ihr ganzes Leben in Schwermüthigkeit und Verzweiflung daher gingen, und endlich im Kampf des Gewissens vor Leid und Angst sturben. Die andern Brüder thaten (dieweil die Lehre unbekannt war) nichts, denn daß sie dabei stunden und abgöttischer Weise die Heiligen um Hülfe anriefen. So mußten die armen Leute ohne alle Hoffnung, Hülfe und Rath, in der höchsten Angst des Gewissens, dahin sterben Ist aber das nicht ein schrecklich Ding gewesen? Denn nichts Schrecklichers ist, als in Sünden sein und nicht haben noch wis-

1) Das. zu K. 1, V. 17. S. 1611 ff. Ausführl. Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 3, V. 19. Walch VIII, 2260. Vermischte Predigten, Plochm. XIX, 243.

2) Ausleg. des 1. u. 2. Kapitels Johannis, zu K. 1, V. 17. Walch VII, 1615.

sen können Vergebung der Sünden oder Trost und Verheißung der Gnade [1])."

Das war es, die als Rechtfertigung des Sünders vor Gott gedachte Versöhnung, was er gesucht und jetzt gefunden; gefunden in dem den Geist und die Liebe belebenden Glauben an den gotteinigen Erlöser; denn dieser Glaube vermittelte sie, nachdem Christus die Erlösung vollbracht. Er hatte die ersehnte Einigung mit Gott gefunden in der pauliniſchen Theologie. Der Apostel hatte ohne Gemüthsbefriedigung in den geistigen Banden des den schärfsten Ausdruck der gesetzlichen Richtung des Judenthums bildenden Phariſäism gelegen, der in äußerlichen Werken statt in der frommen Gesinnung das Ziel der Frömmigkeit suchte, in welchem er aufgewachsen und gelehrt gebildet war. So war Luther ohne Seelenstillung von dem christlichen Phariſäism, demselben Gesetzthume seiner Zeit, gefesſelt gewesen und noch tiefer durch seine Erwählung des Mönchsstandes in dasſelbe verstrickt. Denn das Mönchsthum war der schärfste Ausdruck der gesetzlichen Richtung der Kirche und Rückfall zum Juden- und Heidenthume überhaupt durch die letztre und insbesondre durch seine eng mit ihr zusammenhängende Moral, welche das Böse in der Natur, der Aeußerlichkeit suchte. Nach der pauliniſchen Auffaſſung aber war das Böse Verschuldung, freie Geistesthat, einer solchen selbst als allgemeine angeborne Verderbniß entstammend, und nimmer genügte Ueberwindung einzelner Aeußerungen der Sünde — das Höchste, wohin durch Gesetzerfüllung zu gelangen — sondern es kam darauf an sie in ihrem Grunde aufzuheben, was nur durch die als Wiedergeburt, innere Geistes- und Lebenserneuerung gefaßte Buße möglich, wozu das im Glauben zu erfaſſende, zum Glauben weckende Evangelium aufrief. Da die Theologie des Apostels gerade recht ausdrücklich auf Befreiung von der heidniſchen und jüdiſch-gesetzlichen Richtung ging, so konnte nichts willkommener und angemessener für Luther sein, dessen Innerstes gegen die letztre sich auflehnte, die durch den Katholicism, insbesondre Scholaſtik und Mönchthum, worin sie wieder zum Vorschein gekommen, ihn gefaßt hatte. Der Apostel hatte seine Theologie eben im Kam-

1) Ausleg. der Geneſis, zu K. 3, V. 13. Walch I, 328.

pfe wider jene Richtung und zum Behuf dieses Kampfes ausgebildet, den Kampf, welchen Luther vorerst innerlich eben auch begonnen. So hätte er sich nicht besser als durch sie in der Auffassung des Christenthums als Geist und Evangelium befestigen können, und eben sie lieferte ihm ein schon fertiges Rüstzeug, bereite Waffen für seinen Streit.

Indeß verging noch eine lange Zeit, ehe dieser ein äußerlicher wurde. Zunächst hatte er die gesetzliche Richtung — er befand sich über dreißig Jahre in der Konfusion — noch in sich selbst zu bekämpfen, wo sie noch immer sehr mächtig, die paulinisch-evangelische noch sehr lose und unklar war.

Unsicherheit — Hemmnisse.

Denn man darf nicht glauben, daß er jetzt zu voller Klarheit und Gewißheit gelangt wäre, trotz dem daß er sagt, als er die wahre Meinung des Apostels, wenn derselbe vom Glauben und Gerechtigkeit rede, verstanden, sei ihm die ganze Schrift geöffnet. Das ihm gewordene Licht war nur der erste hellstrahlende Schein des aufgehenden und durch Nebel wieder verdunkelten Tagsgestirns, oder gar nur das Aufleuchten eines seine Nacht auf Augenblicke erhellenden Blitzes gewesen. Er war und blieb in Erfurt der eifrigste Mönch und Priester. Seine angeführten Aeußerungen über sein Messelesen und Heilgenanrufen und stetes Traurigsein dabei beziehen sich noch auf diese ganze Zeit. Die „Anfechtungen" kehrten noch immer wieder und mit ihnen die eingewurzelten Vorstellungen, und mehr oder minder entschwand ihm dann die feste Zuversicht zur göttlichen Gnade, die nach seiner Erfahrung „ohne großen Kampf und Streit" weder errungen noch erhalten werden konnte[1]). Die scholastische Kirchenlehre beherrschte ihn noch immer, wenn auch nicht mehr ausschließlich; noch sehr viel fehlte daran, daß er die paulinische Theologie sich ganz angeeignet hätte. Es geschah überhaupt nur sehr allmälig. „Niemand soll denken," sagt er, „er könnte den Artikel von christlicher Gerechtigkeit auf einmal gar auslernen.

1) Ausleg. des 51. Psalms, zu V. 9. Walch V, 843.

Das aber sollen Christenleute thun, St. Paulum oft und wohl durchlesen, und was an einem jeden Orte vor und nachgehet, ja alles, was, er geschrieben mit Fleiß gegen einander halten und vergleichen, so werden sie seine wahre Meinung finden[1])." Er selbst hatte sie so und nur so gefunden. Ja, man könnte zweifelhaft werden, ob der Augenblick, in welchem sie ihm urplötzlich klar wurde, noch in seine erfurter Mönchszeit fällt. Es mangelt dem Berichte eine genaue Bestimmung der Zeit, aus seiner noch so lange fortdauernden Unsicherheit möchte man schließen, daß der Vorgang ein späterer gewesen, und dies scheint sogar durch eigne Aeußerungen von ihm bestätigt zu werden. In der Vorrede zum ersten Theile seiner lateinischen Werke erzählt er, was ihm oben nacherzählt wurde, daß ihn das Wörtchen Justitia Dei am Verständniß Pauli gehindert, daß er es gehaßt und daß er sich wie neugeboren gefühlt, als er zum Verständniß gelangt sei; und dies Alles erzählt er ausdrücklich als Ereigniß aus den Jahren 1519 und 20. Allein zu jener Zeit hatte er die paulinische Auffassung längst zum Mittelpunkte seiner Theologie gemacht, und eben daraus war der ganze bereits mehrjährige Streit entsprungen. Nach Melanthon sagte er selbst, der alte Beichtiger habe ihn auf den richtigen Sinn des Spruches: der Gerechte lebt seines Glaubens, hingewiesen. Er sucht darauf die Bewährung und findet sie, was doch in einem so engen Zusammenhange steht, daß man nicht wohl annehmen kann, es hätte Beides in der Zeit gar zu fern auseinander gelegen. Melanthon sagt ausdrücklich, daß sich das Verständniß der paulinischen Begriffe ihm noch zu Erfurt eröffnet und daß er die Belehrung des alten Mönchs und seine neue Ansicht, so wie den Trost, der dadurch in seinem Herzen angezündet worden, durch das Studium Augustin's und viel helle Sprüche namentlich in Augustin's Auslegung der Psalmen und in dessen Werke vom Geiste und Buchstäben bestätigt gefunden habe. Daß er aber schon zu Erfurt von der Scholastik zu einer anderen lebenvolleren Theologie, der paulinisch-augustinischen sich gewendet, schon hier Schriften Augustin's kennen gelernt und viel gelesen,

1) Ausführliche Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 3, V. 6. Walch VIII, 2053.

berichtet auch Seckendorf, und sein erster von Wittenberg aus geschriebener Brief, seine wittenberger Anfänge beweisen es; und daß ihn Augustin's Buch vom Geist und Buchstaben in seiner neuen Ansicht sehr bestärkt habe, sagt er wieder in jener Vorrede selbst. Seine Irrungen hingen damit zusammen, daß er die Grundsprachen nicht kannte und an den lateinischen Ausdruck der Vulgata, Justitia, sich hielt, was nach einiger Zeit in Wittenberg nicht mehr hätte der Fall sein können. Seine Aeußerungen in der mehrerwähnten Vorrede mögen daher auf einer Verwechslung beruhen, und das Wahre mag darin bestehen, daß er im Sinn hatte, daß seine pauliniſchen Begriffe in den von ihm bezeichneten Jahren lebendig sich fortentwickelten, daß auch in diesen ein Zeitpunkt eintrat, in welchem er plötzlich und unerwartet zu einer noch vollkommenern Klarheit und Sicherheit jener Begriffe gelangte. Doch deutet auch dies darauf hin, daß er nach einem ihm unvergeßlichen Augenblicke noch lange ungewiß blieb, noch lange zwischen scholastischer und pauliniſcher Ansicht, wie zwischen Ruhe und Unruhe, Angst und Frieden schwankte; gerade wie es so lange gewährt hatte, ehe er den Tröstungen und Belehrungen Staupitzens zugänglich geworden war.

Jene andauernde Unsicherheit erklärt sich aus denselben Gründen, welche zur Erklärung dieser längeren Unzugänglichkeit angeführt wurden. Indem wir daran erinnern, fügen wir Folgendes hier noch hinzu. Sein Mönchsleben erneute, verschärfte und befestigte anfänglich die beengenden Eindrücke, die er seit seinen Kinderjahren empfangen. Wo von diesen die Rede war, ist darauf hingedeutet, daß sie nach seinen Selbstbezeugungen lebenslang bei ihm nachgewirkt hätten. Einige weitere Bekenntnisse von ihm sind jetzt um so besser zu verstehen und zu würdigen und verdeutlichen seine Zustände im erfurter Kloster noch mehr. Sie beziehen sich auf anhaltende und gewaltige Nachwirkungen derselben und sind insbesondre auch geeignet, unrichtigen Vorstellungen von seiner Entwickelung zu begegnen. Wir finden sie zerstreut in seinen Schriften und großentheils in Schriften aus seinen späteren und spätesten Lebensjahren.

„Was mehr ist, als daß ich meine Gesundheit verderbte, da ich ein Mönch war, ich verwundete und beschwerte auch mein

Gewissen mit der Werkgerechtigkeit, daß es sich noch jetzt nur kümmerlich will heilen lassen. Denn über unsre Art und Natur, der es angeboren ist, daß sie sich immer der Werke rühmen will, habe ich mir eine zweite Natur daraus gemacht, daß ich stets auf meine Werke und Würdigkeit sehen will [1]). Wie schwer es ist, daß man den Trost der Schrift an sich bringet, bezeugt meine Erfahrung. Ich habe die Schrift nun bei dreißig Jahren mit höchstem Fleiß gelesen und bin noch nicht so gar geheilet, daß ich mit vollkommenem Vertrauen an die heilsame Arznei halten kann, die Gott darin zeigt [2]). Es geht mir noch also, daß mich die Werke hinter sich ziehen von Christo auf mich selber; ich muß mich noch Tag und Nacht damit zerkämpfen [3]). Ich wollte lieber, daß ich einen gnädigen Gott hätte durch mein Verdienst, ohne Glauben, und disputire bei mir allein oft davon, daß michs sehr schwer dünkt, daß ich des hoffen soll, das unsichtbar ist, und nicht zweifeln an dem, das ich nicht sehe, und dasselbige so groß achten, daß ich mich sein freuen und damit trösten soll, und doch weder sehe noch höre, ja, das der Vernunft nach gar nichts ist, und soll gleichwol mit dem Herzen so veste daran hängen, daß ich soll Alles drüber lassen, und mich lassen erwürgen, allein, daß ich Christum habe. Wer dieses nicht erfahren hat, der meinet, es sei ein geringe Ding um den Glauben. Ich aber murre oft wider diese Gerechtigkeit und liebe gottlos Wesen, das ist, ich gläube nicht, daß ich ohne alle meine Werke und Verdienst, allein aus Gnaden, einen gütigen barmherzigen Gott habe, erschrecke vor Gottes Gericht, murre und werde ungeduldig, wenn mich Gott ein wenig züchtiget und angreifet. Also lieb ich diese Dinge, so Gott entgegen sind [4]). Ich weiß bei mir selbst, was es dem Menschen für Leid anleget, die heillose Weisheit und Dünkel der Gerechtigkeit, und

---

1) Comparavi habitum et consuetudinem respiciendi ad mea opera et dignitatem meam. Ausleg. der Genesis, zu K. 29, V. 1—3. Walch II, 677.

2) Das. zu K. 45. V. 12—15. Walch II, 2532.

3) Ausleg. des 6. bis 8. Kapitels Johannis, zu K. 6, V. 63. Walch VII, 2164.

4) Ausleg. des 45. Psalms, zu V. 8. Walch V, 558.

was es für Mühe kostet, ehe der Schlangenkopf zertreten wird [1]). Ich kann es noch schwerlich lassen, daß ich gerne etwas wollte wissen, das ich gethan hätte, darauf ich mich möchte verlassen, obwol ich also drob zermartert und zerschlagen bin, daß ich kaum bei dem Leben bin blieben. Das ist der rechte Mühlstein, den man nimmer kann vom Halse bringen [2]). Es ist ein großer und starker Trost in aller Anfechtung, wer ihn nur recht fassen und solches fest glauben könnte, daß Gott mit uns nicht zürnen, sondern uns freundlich anlachen wolle, wenn wir Christum lieb haben und fest an seinem Worte halten. Aber es will, sonderlich zur Zeit der Anfechtung, nicht in unser Herz. Das Widerspiel gedenken wir, Gott sei uns feind [3]). Greift der Teufel einen an, macht er ihm Himmel und Erde zu enge. Mich plagt er unterweilen auch also, daß er mir aus einer vergeblichen Sünde ein solch Meer und Feuer macht, daß ich nicht weiß, wo ich bleiben soll, und aus dem Tode hat er mir oft ein solch Bild gemacht, daß ich vor Schrecken hätte mögen sterben [4]). Wie es die höchste und größte Kunst bei den Christen ist, daß man Christum mit seiner rechten Farbe male, ist sie auch die allerschwerste. Es wird mir selber sauer, Christum mir also einzubilden, wie ihn St. Paulus vorzumalen pfleget, ob ich wol nun lange Zeit so fleißig darauf studiret, und diese selige Zeit erreicht habe, darin das Evangelium durch Gottes Gnade so hell und klar uns gegeben ist. Also tief ist die giftige Lehre, der schädliche Wahn von Christo, dazu ich gewöhnt bin, daß er nur ein Gesetzgeber und Richter sei, bei mir eingewurzelt, wie ein flüchtiges Oel hat sie sich in meine inwendigen Gebeine gezogen, daß ich doppelte Mühe und Arbeit habe, sie aus dem Herzen und Gewissen wieder los zu werden, mich gegen sie zu wehren und aufrecht zu erhalten. Sie ist eine Plage, die nicht ablassen will, noch immer wiederkehrt und mich anficht [5]).

---

1) Kirchenpostille, Plochm. IX, 356.

2) Verm. Predigten, Plochm. XVII, 95.

3) Hauspostille, Plochm. IV, 76.

4) Das. III, 329.

5) Ausführliche Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 2, V. 20. Walch VIII, 1927.

So stark hatte die religiöse Unterweisung, die ihm in seinen Kinderjahren geworden, und nun seine Angstzeit als Mönch gewirkt; so wenig darf man daran denken, daß seine Irrungen und Bedrängnisse jetzt gänzlich aufgehört hätten, oder auch nur daß er von jetzt an rasch vorgeschritten wäre zu einem völligen, einem nicht blos auflodernden und wieder erlöschenden, sondern fortleuchtenden Lichte. Wir fühlen uns dabei gedrungen, eine leicht umzukehrende Bemerkung zu wiederholen, die Mathesius in seine fünfte Lutherpredigt einflicht: „Wer sein erste Religion, damit er gestillet und gewiegt ist, nie mit Ernst gemeint, der wird bei neuer Religion, und ob er alle Jahr ein andern Glauben annähme, auch nit beharrlich fußhalten."

Andre nicht zu übersehende Gründe seines langsamen Vorschreitens lagen in der Dürftigkeit der ihm zu einem tieferen Schriftverständniß zu Gebot stehenden Hülfsmittel, in den ihn stets wieder irrenden fortgesetzten scholastischen, und selbst in der Richtung der Studien, der patristischen, denen er sich recht eigentlich hingab, wie es scheint, um zur Gewißheit über die scholastischen und die pauliniſchen Begriffe zu gelangen.

Die Väter — Augustin — Gerson — Einwirkungen auf Luther.

Nach den Scholastikern waren es die Väter, die großen Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte, an welche Diejenigen gewiesen wurden, welche mit geistlichen Studien sich abgaben. Die Väter muß man studiren, war auch dem jungen Luther gesagt worden, um ihn vom Schriftstudium abzuziehen. Eine Schrift des Athanasius hatte ihm sein Präceptor in die Hand gegeben. Im dritten Jahre seines Mönchsstandes, wie man annehmen muß, begann er die Väter eifrig zu lesen. Als er auf die Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben hingeführt war, sagt Melanthon. Vornämlich wendete er sich zu den Schriften Augustin's, die ihn gewaltig anzogen, sobald er sie kennen lernte. Augustin genoß unter allen Vätern des höchsten Ansehens, er war der Ordensheilige der Augustiner und das Studium seiner Schriften unter ihnen seit den letzten Jahr-

zehenden neu erwacht. Es muß daher auffallen, es liegt ein Beweis darin, wie wenig es mit diesem Erwachtsein im Ganzen zu bedeuten hatte und wie stark mindestens im erfurter Augustinerkloster der Scholasticism vorherrschte, daß Luther auf das Studium Augustin's weder vom Konvente noch von Staupitz ausdrücklich hingeleitet zu sein scheint. Keine Nachricht, keine Aeußerung von ihm weist darauf hin, und in einem Briefe an Spalatin vom Jahre 1516 sagt er, nachdem er sich dahin ausgesprochen, daß er Augustin als Schriftausleger dem Hieronymus vorziehe, er lobe ihn keineswegs aus Ordensvorliebe, der nicht die mindeste Gunst bei ihm gehabt, bis ihm seine Schriften „in die Hände gefallen" wären [1]).

Schon im apostolischen Zeitalter waren „Irrlehrer" aufgetreten, gegen welche die Apostel ihre Anschauung und Lehre zu vertheidigen hatten. Die letztere, wie sie von den Vätern verstanden und entwickelt wurde, stellte sich als apostolischer Glaube in der Kirche fest. Diese wurde in ihrem Bemühen, nach Außen sich auszubreiten durch Ueberwindung des Juden- und Heidenthums und zugleich im Innern sich zu befestigen, sowol durch Gegner von Außen als durch Abweichende, „Häretiker," im eignen Schoose gestört. Sie hatte wider Beide zu kämpfen. Im engsten Zusammenhange damit standen schwere und langwierige Streitigkeiten über die Frage, was als Irrlehre zu verwerfen, als Orthodoxie festzustellen und zu behaupten sei. Die Entscheidung derselben bestimmte einen sehr bedeutenden Theil der Geistesthätigkeit der Väter, war ihre eigentlichste Aufgabe und Arbeit. Die angeführten Umstände übten den wesentlichsten Einfluß auf die Lehrentwickelung, die großentheils vom Angriff der Gegner, dem Gegensatze der Häresien, dem apologetischen Anliegen abhängig war. Die Wendung, welche der Streit nahm, das große lebendige Anliegen, die ewigen Urbegriffe in der geschichtlichen Erscheinung des Christenthums denkend zu erfassen und zum denkenden Bewußtsein zu bringen, der Einfluß der neuplatonischen Zeitphilosophie, die Geistesrichtung besonders der morgenländischen Völker und Lehrer wirkten zusammen dahin, daß in den ersten drei bis vier Jahrhunderten vornämlich die

1) De Wette I, 14.

Theologie und Christologie, die Lehren von der Dreieinigkeit, von den Naturen in Christo, im Gegensatze zu den andern Religionen, den Lehrsätzen der Philosophen und den Behauptungen der Häretiker aus der apostolischen Verkündigung herausgebildet wurden. Die Glaubenslehre war vorherrschend spekulativ, eine spitzfindige und tiefsinnige Metaphysik des göttlichen Wesens, das im Erlöser sich offenbart. Sie suchte vornämlich zu ergründen, was dasselbe in sich und seiner Offenbarung, und beschäftigte sich viel weniger damit, was es für den Menschen und in diesem sei. Hierbei trat die pauliniſche Anschauung und Darstellung, obwol die weitere Entwickelung der Lehre zunächst von ihr ausgegangen war, zurück, die johanneiſche in den Vordergrund, in welcher man die meisten Anknüpfungspunkte für die spekulative Entwickelung der Lehren vom göttlichen Wesen und Gottmenschen, die meisten Anklänge aus der Zeitphilosophie fand. Das größeste Gewicht wurde auf das Einssein mit der Kirche, die Rechtgläubigkeit, gelegt, und diese war Uebereinstimmung mit dem Kirchenglauben, also vornämlich mit jenen, zuerst im nicäniſchen Symbole festgestellten Dogmen. Der Glaube aber war nicht mehr der innerliche pauliniſche, weil weder die Ausbildung und Feststellung der Lehre, noch die Forderung der Orthodoxie von äußerlichem Zwange frei gehalten wurde.

Seit dem Anfange des 5. Jahrhunderts gelangte der pauliniſche Lehrtropus wieder zu überwiegendem Einfluß und Geltung, begann das Abendland für die Entwickelung des Dogmas statt des Morgenlands die erste Stelle einzunehmen, beides hauptsächlich durch die Persönlichkeit und die Einwirkung des Aurelius Augustinus, dessen Theologie mit Recht der welthistoriſche Uebergangspunkt von der religiösen Objektivität des Morgenlandes zur Subjektivität des Abendlandes genannt ist, eine Richtung, welche durch die Reformation kirchliches Gemeingut und herrschendes Bewußtsein der modernen Welt geworden [1]). An Paulus knüpfte Augustin sein System an und suchte durch ihn die Lehre weiter zu führen. Er war nicht ohne Erfolg bemüht, in die Begriffe Gott und Welt und das Verhältniß der Gott-

1) Ullmann, Theologiſche Aphorismen, in Studien und Kritiken, 1844, 157 ff.

heit und Menschheit spekulativ noch tiefer einzudringen als die Väter vor ihm, stellte indeß die Theologie und Christologie zurück und bildete vorzugsweis die Anthropologie und die Heilsordnung aus, die Lehren von der Sünde und Erlösung, der Gnade und Prädestination. Durch ihn wurde das sittliche Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu Gott die vornehmste Aufgabe der christlichen Wissenschaft, durch ihn verwandelte sie sich aus einem Systeme der Gotteserkenntniß in Erkenntniß der Sünde und erlösenden Gnade, durch welche sich Gott den Menschen ganz mittheilt. War dies Augustin's Richtung und herrschte bei den Vätern das religiöse Anliegen, wie bei den Scholastikern das des Denkens am Dogma vor, so ergibt sich schon hieraus, wie sehr sich Luther und eben bei seinen jetzigen Zuständen zu den Vätern und insbesondere zu Augustin hingezogen fühlen mußte, sobald er sie kennen lernte.

Eine der bedeutendsten Häresien war seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts das dualistische Religionssystem Mani's gewesen. Er nahm an, daß das Böse seinen Sitz in der Materie habe. Die Kirchenlehre dagegen setzte die Sünde in den Willen des Menschen und brachte sie in den innigsten Zusammenhang mit der menschlichen Freiheit. Daneben wurde auch, jedoch ohne schärfere Bestimmungen, ein Zusammenhang der Sünde Adam's mit dem menschlichen Verderben allgemein angenommen. Besonders die morgenländischen Väter hatten die Lehre von der Freiheit und sittlichen Selbstbestimmung des Menschen festgehalten. Die ganze darin liegende sittlich-religiöse Anschauung hoben zu Anfang des 5. Jahrhunderts scharf und einseitig zwei abendländische Mönche hervor, Cölestius und dessen Lehrer, der Britte Pelagius. Sie schienen durch ihre Lehre, den „Pelagianism," die Grundbegriffe und Abzweckung des Christenthums, Einigung Gottes und des Menschen durch den menschgewordenen Erlöser, aufzuheben, mit dem Kirchenglauben und namentlich der paulinischen Bibellehre in Widerspruch zu gerathen. Entschieden, eifrig und erfolgreich erhob sich Augustin dawider. Im Gegensatze zur pelagianischen bildete er seinerseits noch schroffer und einseitiger die entgegenstehende tiefere paulinisch-christliche Lebensansicht, wie er sie verstand, bis zu den äußersten Folgerungen aus.

Nach der pelagianisch genannten Lehre ist der Mensch frei

geboren, besitzt in der Freiheit seines Willens die Kraft, das Gute oder das Böse zu wollen und zu thun. Die Sünde ist daher die freie That jedes Einzelnen, ist so wenig als die Tugend dem Menschen angeboren, der sich bei seiner Geburt in dem Zustande befindet, in welchem sich Adam vor dem Falle befand, dessen Sünde nur ihm selbst geschadet hat und auf die Nachkommen nicht anders als wie gegebenes Beispiel wirkte. Ein fortgeerbtes Verderben gibt es nicht. Der Mensch würde sterben auch ohne Adam's Schuld, wie er auch aufstehen mag ohne das Verdienst des Erlösers. Auch vor der Ankunft Christi sind Menschen, Heiden, fromm und rechtschaffen, ohne Sünde gewesen. Auf verschiedenen Wegen, durch das Gesetz sowol wie durch das Evangelium, kann der Mensch die Seligkeit erwerben. Das Evangelium ist nur die vollkommenste Anweisung, in das Himmelreich zu gelangen.

Diese von der Kirche verworfene Lehre barg unläugbar edle, obwol getrübte christliche Begriffe in sich, predigte die Duldsamkeit, welche der Kirche schon zu jener Zeit so sehr mangelte, empfahl sich dem gesunden Menschenverstande, dem natürlichen sittlichen Gefühle nicht wenig. Ihre Verdammung erklärt sich theils aus Mißverständnissen, dem unchristlichen Fanatism der Gegner und zufälligen äußeren Umständen, theils aber auch aus ihren Gebrechen, daraus daß sie zu sehr bei der äußeren That stehen blieb, die innere Beschaffenheit der Seele zu wenig beachtete, und auf einer sittlichen Ansicht ruhte, die nicht mit Unrecht der Flachheit beschuldigt wird. Sie faßte den Menschen viel zu sehr als vereinzeltes Wesen und berücksichtigte seinen Zusammenhang mit einer höheren Weltordnung nicht; sie stellte ihn als gut von Natur hin und übersah seine Anlage und Bestimmung zu einer ewigen Annäherung an das Urbild aller Vollkommenheit. Sie dachte den Menschen, indem sie ihn durch die Freiheit ehren wollte, nicht hoch genug, verwandelte die letztere in Willkür der Einzelnen und schwächte das sittliche und zugleich das christliche Bewußtsein, indem sie das Gute zu überwiegend aus dem Vermögen der menschlichen Natur, zu wenig aus dem Eindrucke der Erlösung hervorgehn ließ. Außerdem verrieth sie den mönchischen Ursprung, indem sie zwischen einer gemeinen Sittlichkeit aller Menschen und einer höhern asketischen unterschied, die nicht allen

zugemuthet, wozu die Mehrheit nur aufgefordert werden könne. So nährte sie gleich sehr den Hang zur sittlichen Trägheit als die Neigung zur sittlichen Selbstgefälligkeit und zur äußeren Werkheiligkeit, welche der Ausdruck jener beiden Hinneigungen ist. Große Massen von Heiden waren in die Kirche eingedrungen oder hineingenöthigt. Ihre christliche Frömmigkeit konnte meisthin nur eine äußerliche sein. Großentheils daher hatte Veräußerlichung im ganzen Kirchenthume um sich gegriffen. Das Mönchthum, das sich mehr und mehr ausbildete, war doch auch ihr Ausdruck, obwohl es gleich der Askese überhaupt ursprünglich auch Gegenwirkung wider die Veräußerlichung des Kirchenglaubens und Kirchenthums gewesen war, die sich einstellte, seit die Rechtgläubigkeit nicht mehr auf rein innerliche Weise zu Stande gebracht und gefordert wurde. Das Bedürfniß einer erneuten, tieferen, religiösen Anregung und Verinnerlichung machte sich geltend und gelangte durch die augustinische Richtung zu lebendigem Bewußtsein und wesentlicher Befriedigung.

Augustinus war ein viel eindringenderer Geist als Diejenigen, welche die pelagianische Anschauung vertraten. Eine große, geistige und gemüthliche Wahlverwandtschaft zwischen ihm und Paulus und wiederum Luther ist nicht zu verkennen. Auch seine dogmatischen Ansichten waren wesentlich durch seine Herzens- und Lebenserfahrungen bestimmt. Er war Numidier von Geburt. Die Natur hatte ihn mit den reichsten Geistes- und Gemüthsanlagen ausgestattet, ihm insbesondre den innerlichsten Heimwehzug nach Gott mitgegeben [1]). Schon mit der Muttermilch, sagt er in seinen Bekenntnissen, habe sein Herz den Namen des Erlösers eingesogen und tief aufgenommen, und nichts habe ihn ganz ergreifen können, das ohne diesen Namen gewesen sei, der ihm stets als der süßeste gelautet, so weit seine Erinnerung reiche. Dennoch wendete er sich erst spät, nach langem Schwanken und schweren Kämpfen und Verirrungen, der Kirche zu. Er studirte Grammatik und Rhetorik, klassische Philosophie und Redekunst in Madaura und Karthago, doch regellos. Nur seine Mutter war Christin. Vergeblich suchte sie seine Leidenschaftlichkeit zu bezwingen, ihn für die Kirche zu gewinnen. Er schloß sich im

1) Bindemann, Der heilige Augustinus, I, 265.

zwanzigsten Jahre den Manichäern an, gegen welche er die Kirche späterhin so nachdrücklich vertheidigte. Sie zogen ihn dadurch an sich, daß sie verhießen, ihre Jünger von der Autorität und deren Zwange zu befreien, und lediglich durch die einfache Vernunft zu Gott und in alle Wahrheit zu führen. Ihre Bestreitung der Schrift- und Kirchenlehre schien ihm die unzweideutigsten Beweise von einer alle Vorurtheile durchdringenden Wahrheit zu enthalten, unwiderleglich darzuthun, daß das kirchliche Bekenntniß den Ursprung des Bösen, womit er sich lebhaft und anhaltend beschäftigte, auf Gott zurückleite. „Wie im sittlichen so auch im spekulativen Bewußtsein erwachen oft plötzlich Gegensätze, die mit unendlicher Beängstigung den Menschen nach Vermittlung und Versöhnung ringen lassen, und, damit er nur von der innern Qual befreit werde, ihn fast besinnungslos einer sich gerade anbietenden Verheißung zuwerfen, ohne daß er das Verheißende gekannt und aus innerlichem Zuge das Geschenk des Friedens von demselben gehofft hätte. So wurde Luther, als unter einem plötzlichen Todesschrecken seine Sünde der Heiligkeit Gottes gegenüber sich ihm darstellte, in ein Kloster getrieben und so wurde Augustinus, als dieser Stachel, daß Gott zufolge der Kirchenlehre der Urheber des Bösen sei, in sein Denken gedrückt war, gequält und erschöpft eine Beute der Manichäer, indem er durch ihren Dualismus die Wiederherstellung seines gestörten Gottesbewußtseins zu gewinnen wähnte [1]).“ Er war ausschweifend, schon seit seiner frühen Jugend, wie er selbst bekennt. Unter den bittersten Gewissensqualen kämpfte er Jahre lang vergebens wider seine übermächtige Sinnlichkeit. Indeß wurde er mit dem Christenthume vertrauter, der Manichäism wurde ihm mehr und mehr verdächtig und erschien ihm allmälig schwächer als die Lehre der Kirche, von welcher er geglaubt, daß sie ihrerseits dialektisch unhaltbar sei. Hierin bestärkte ihn vornämlich das Lesen der heil. Schrift und insbesondere der paulinischen Briefe. Er lernte aus ihnen die tiefe Knechtschaft der Menschen in der Sünde nach dem Gesetz der Gerechtigkeit Gottes ganz verstehen, zugleich aber den gottmenschlichen Erlöser ganz erkennen, dessen Liebesopfer in unendlicher Selbsterniedrigung und

1) Bindemann a. a. O. 93.

im Gehorsam bis zum Kreuzestode der Menschen Schuld gesühnt und ihnen die Heilkraft neuen Lebens gespendet habe. Das Rechte und das viel Höhere als philosophische Begeisterung war, fand er endlich in dem Gefühle demüthiger Liebe, die ihn in Christo zu Gott hinzog und mit Gott vereinte [1]). Nach neun Jahren beschloß er die manichäische Gemeinschaft zu verlassen und dem Christenthume sich zuzuwenden, sich der Enthaltsamkeit zu widmen und von der Welt sich abzusondern. Es traten öfter Augenblicke bei ihm ein, denen ganz ähnlich, welche wir auf Luther's Entwickelung und Lebensgang so gewaltig einwirken sahen. Nicht auf dem Wege unbefangener gründlicher Studien und anhaltenden ruhigen Forschens und Prüfens gelangte er zu seinen neuen christlichen Ueberzeugungen. Die Leidenschaft eines gepeinigten Gemüths hatte den wesentlichsten Antheil daran. Er schwankte noch. Einst in einem Zustande der lebhaftesten Unruhe der aufs höchste gespannten Einbildungskraft, schon fast daran verzweifelnd zur Gewißheit zu gelangen, glaubte er himmlische Stimmen zu vernehmen, die ihn auf die paulinischen Briefe hinwiesen: ziehet an den Herren Jesum, und wie es dort weiter heißt [2]). Dies bestimmte ihn völlig. Er erblickte in seiner plötzlichen Umwandlung aus einem Ketzer in einen Rechtgläubigen, aus einem Weltmanne in einen Asketen, aus einem Lüstlinge in einen streng wandelnden Frommen, einen Beweis und ein Wunder der unwiderstehlichen göttlichen Gnade. Indeß begab er sich in kein Kloster und beschäftigte sich anfangs noch viel mit weltlicher Weisheit, wie Luther den Wissenschaften, den Klassikern nicht zu entsagen meinte, sondern gerade studiren wollte, als er ins Kloster ging, sodaß bei dem Einen wie dem Andern die Ueberstiegenheit nicht ohne etwas wahrhaft Festes und Besonnenes war. Er lebte mit einigen Freunden asketisch zurückgezogen und den Studien ergeben zu Hippo, wo er Presbyter, im einundvierzigsten Lebensjahre Bischof wurde und 430 sechsundsiebzig Jahr alt starb, nachdem er fortwährend die Manichäer, Donatisten und Pelagianer bekämpft, an allen wichtigen Ereignissen dieses Zeitraums thätigen Antheil genommen und den tiefgrei-

1) Bindemann 267.

2) Bindemann 281.

fendsten Einfluß auf die Entwickelung der Kirche und der Lehre in demselben geübt hatte. Er war mit einer gewaltigen Einbildungs- und zugleich mit großer Denkkraft begabt, mit einem scharfen Verstande und mit der lebhaftesten Empfindung, dem innigsten und heftigsten Gemüth, empfänglich für mystische Anschauung und geneigt und geschickt zu dialektischer Behandlung der Gegenstände des Glaubens, forschbegierig und stets weiterschreitend, wahrheitseifrig und glaubenskräftig, mehr scharfsinnig und geistvoll, als streng wissenschaftlich. Die Maler gaben ihm ein flammendes Herz zum Symbol. Nur so viel an dieser Stelle zu seiner Charakteristik. Eine allseitige Vergleichung anzustellen zwischen ihm und Luther, auf welchen er so tief und nachhaltig eingewirkt hat, kann hier noch nicht statthaft sein.

Die Menschheit stand ihm als großes Ganzes, eine massenhafte Gesammtheit vor dem innern Auge. Seine Ahnung eines geheimnißvollen, in das Dunkel der geschichtlichen wie der Naturanfänge sich verlierenden Zusammenhanges zwischen der Ursünde und der Sünde aller Menschen wurde in ihm zu einer festen Anschauung, zu einem unumstößlichen Dogma, das er besonders bei Paulus wiederzufinden meinte. Er war überwiegend religiös gestimmt, in höchster Lebendigkeit war das christliche wie das kirchliche Bewußtsein in ihm. Sein Blick ging nicht blos auf die nach außen gerichtete That des Einzelnen, sondern tiefer — nach paulinischer Anleitung — auf den dauernden Zustand der Seele und ihr absolutes Verhältniß zu Gott. Sein tiefsinniger Ernst, sein Scharfblick, sein früherer manichäischer Glaube, daß eine fremde Materie in ihm, daß er fast leidend sündige, was er als Strafe betrachtete, seine innern Erlebnisse und Erfahrungen wirkten zusammen, daß er in die innersten Tiefen des menschlichen Herzens und Lebens eindrang, die menschliche Selbstsucht im geheimsten Grunde, in allen Verhüllungen und Gestalten, in ihrer Größe und Allgemeinheit erkannte. Allein er übertrieb, übersah die edlere sittliche Anlage des Menschen oder brachte sie nicht genügend in Anschlag, schloß ohne zureichende Berechtigung von den Untugenden der Kindheit und insbesondere der seinigen, auf eine angeborene Verderbniß, von sich und seiner Erfahrung auf den Zustand des ganzen Menschengeschlechts, erblickte Nothwendiges und Bleibendes in Zufälligem und Vorübergehendem,

beurtheilte seine eigene Besonderheit, Art und Empfindung nicht einmal richtig, indem er — gerade wie Luther bei seinen Wehklagen über seine Sünde — das Gute und Schöne in sich selbst, den Aufschwung, den er genommen, die Erhebung, den Ernst, die Frömmigkeit nicht beachtete, wozu er es in schweren Kämpfen gebracht, die für sich allein schon die menschliche Natur in ihm ehrten, echt Christliches, Sittliches und Großes als vorhanden in ihm bezeugten.

So bildete er die Lehre vom Zusammenhange der Sünde Adam's mit der Sündhaftigkeit aller Menschen in schroffer Folgerichtigkeit zu dem starren Dogma aus: weil in Adam Alle gesündigt haben, sind sie auch eben dieser angeerbten Sünde und Sündenschuld wegen mit vollem Rechte verdammungswürdig vor Gott. Vollkommen an Leib und Seele ging der erste Mensch aus den Händen des Schöpfers hervor, himmlischen Verstandes, frei am Willen, ohne Reiz zur Sünde, eben darum paradiesischer Seligkeit genießend, dem Tode nicht unterworfen. Sein Fall aber, in welchem alle Nachlebenden mitgesündigt, verderbte die ganze menschliche Natur, sodaß der Mensch aus eignem Antriebe nur noch Böses wollen und thun kann. Nicht blos daß er zu seinem sittlichen Streben der Hülfe, der seine Schwachheit unterstützenden, durch mancherlei Veranstaltungen ihm entgegenkommenden Gnade Gottes bedarf, nicht daß diese zur Anstrengung des freien Willens nur hinzukommt und selbst wieder durch den guten Willen verdient werden mag, wie Pelagius lehrte: der natürliche Mensch hat nur Freiheit zum Bösen, die Freiheit zum Guten und der auf dasselbe gerichtete Wille kann nur durch die göttliche Gnade in ihm wieder erzeugt werden, nur sie vermag aus dem selbstverschuldeten, angeerbten Verderben, von dem göttlichen Fluche zu erretten, dem das menschliche Geschlecht mit vollem Rechte unterliegt. Kein menschlicher Entschluß, keine menschliche Kraft, nicht das Verhalten der Menschen, sondern einzig und allein die göttliche Barmherzigkeit ist der Grund eines ewigen göttlichen Rathschlusses, daß aus der verdorbenen Masse Einige zur Seligkeit erwählt werden und die Uebrigen der Verdammniß überlassen bleiben sollen. Prädestination nannte Augustin das Erstere, Reprobation das Letztre, um es zu vermeiden, eine Vorherbestimmung zum Bösen geradezu auszusprechen. So

suchte er auch die theoretische Härte durch praktische Fingerzeige zu mildern. Um der sittlichen Trägheit zu begegnen, welche in der Lehre von der Vorherbestimmung wie in der vom Vorherwissen Gottes eine Stütze suchen möchte, sollte eingeschärft werden, daß aus dem gerechten Streben und Wandel die Mittheilung der Gnade zu ersehen sei. Im Uebrigen erfolgt nach seiner Lehre die Erwählung durch Christum. So wie kein menschliches Verdienst vom Fluch erretten kann, wie nur das göttliche Erbarmen das Verderben von Einigen abwendet, so ist auch die Erlösung durch Christum nur ein Ausfluß der freien göttlichen Gnade. Die Heiden, die zu Christo nicht kamen, von ihm nicht wußten oder wissen, sind in Ewigkeit verloren.

Die große Bedeutung dieser Lehre lag darin, daß sie die bisher vernachlässigte praktische wichtigste Seite des Evangeliums hervorhob. In der bisherigen Theologie war Christus als Gottmensch, als äußrer Gegenstand der spekulativen Erkenntniß dagestanden. Je mehr Gewicht auf die Willensfreiheit, die natürliche Kraft zum Guten gelegt worden, desto mehr ward der Tugendstolz genährt, tiefere Selbsterkenntniß gehindert, Werth gelegt auf die äußere als verdienstlich gedachte That, die Erlösung gering geachtet. Augustin's Lehre belebte das Bewußtsein von einem unendlichen Werthe derselben wieder, führte den Erlöser und dessen Wort und That, dessen ganze Erscheinung in das Innere des Gemüths zurück, weckte gewaltig das Sündbewußtsein und mit ihm das Gefühl des Bedürfnisses der Erlösung. Eben damit — dem Aufrufe zur Buße — hatte die Predigt des Evangeliums begonnen; in seiner nachdrücklichen Hinweisung auf die Wahrheit, daß die Menschen allzumal Sünder, daß alles Gute von Gott komme, hatte wesentlich der Grund der gewaltigen Wirksamkeit des Apostels der Heiden gelegen. Indem Augustin diese Saite anschlug, diese evangelischen Grundbestandtheile in den Vordergrund stellte; indem er statt der theoretischen und spekulativen Seiten des christlichen Dogmas, den Lehren von Gott, seinem innern Wesen uud der Person Christi, die praktischen unmittelbar ins Leben eingreifenden von der Sünde, Gnade, Erlösung und Heiligung schärfer als irgend ein Lehrer vor ihm ausprägte: begann ein Zeitraum der religiösen Erneuerung mit ihm, strömte gleichsam ein neuer Quell des religiösen

Lebens, besonders für die abendländische Christenheit von ihm aus. Seine Theologie wurde um so mehr Grundtypus der ganzen theologischen Entwickelung des Mittelalters, da sie auch wissenschaftlich von durchgreifender Bedeutung war. Es ist schon die Rede davon gewesen, daß er den Anfoderungen der Spekulation zu genügen, Glauben und Erkennen, Autorität und philosophisches Denken zu versöhnen strebte, daß sein Grundsatz, daß das Glauben dem Denken nothwendig vorangehe, aus dem Glauben aber ebenso nothwendig das Denken sich erzeuge, die principielle Basis der bedeutendsten Gestaltungen der Scholastik wurde. Die augustinische Theologie war ohne Frage zu ihrer Zeit die tiefsinnigste und folgerichtigste. Erscheinen einzelne ihrer Behauptungen der unsrigen und zumal dem gewöhnlichen Verstande als gänzlich verkehrt und widersinnig, ja empörend und ungeheuer, so darf nicht vergessen werden, daß nur der Maßstab ihrer dogmatisirenden Zeit mit Recht an sie angelegt wird, und daß die Theologie der ihr vorangegangenen Jahrhunderte nichts Anderes war, als Entwickelung nur anderer Bestandtheile der apostolischen Lehre zu Dogmen, die der gewöhnliche Verstand am Ende für ebenso ausschweifend erklären muß, die aber dennoch bis auf diesen Tag von Millionen geglaubt werden, ja, die die fortgeschrittene Wissenschaft eben jetzt wider den Rationalism, der sie verkannte, weil er sie nicht verstand, neu zu begründen und zum bessern und gläubigern Bewußtsein zurückzubringen bemüht ist und welche jedenfalls der, mag sein mangelhafte Ausdruck für ewige Wahrheiten sind, der Ausdruck der Begeisterung für Christus, der richtigen höheren Ansicht der Kirche von ihm und der Bedeutung des Erlösungswerkes. Die Lehre Augustin's legte in Luther's Fassung den Grund zur deutschen Reformation, sie hat nach ihr bis in unsre Tage fortgewirkt, ihre Wirkungen sind fortwährend sichtbar in den Zuständen der Theologie und Kirche, sie enthält viele der wesentlichsten Begriffe der neuen Philosophie in ihren ersten Keimen, Viele haben aus ihr geschöpft von Anselm bis Leibnitz und noch Späteren. Noch heute beruft man sich auf seinen Grundsatz, daß das Glauben dem Denken vorhergehe. Seine Theologie findet noch immer ihre Gläubigen, wie ihr Urheber seine Bewunderer unter Gesinnungsvollen, Urtheilsfähigen und Freisinnigen, die es für einen

Irrthum der vergegangenen Jahrzehende erklären, den Augustinism als eine Theologie des religiösen Sklaventhums bezeichnet zu haben. Sie weisen darauf hin, daß jene Vorstellung falsch sein müsse, weil Augustin's Lehre sonst nimmermehr vor der Reformation und im Laufe derselben das Bekenntniß und die Standarte aller Derjenigen gewesen könnte, welche die christliche Freiheit wieder hergestellt, während der Pelagianism die Grundlage für die Theologie der Hierarchie gebildet habe; daß Männer, von dem Muthe beseelt, die weltbeherrschende Macht des Papstthums anzugreifen, auch das Ansehen eines Kirchenvaters nicht gescheut haben würden, wenn dieser nicht eine unwiderstehliche Macht über ihren Geist und ihr Gemüth geübt hätte. In der That scheute Luther Augustin's Ansehen nicht, er tadelt ihn und widerspricht ihm nicht selten völlig rücksichtslos; er ist eben in seiner Grundlehre vom allein rechtfertigenden Glauben weit über ihn hinausgegangen. Man hebt ferner die innere Wahrheit, die echt evangelischen Bestandtheile seiner Theologie, die Größe seines Geistes und Charakters hervor. Nach seiner Lehre erscheine der Mensch erst in seiner vollen persönlichen Bedeutung und in seinem unendlichen Werthe, als Gegenstand und Zielpunkt aller von Ewigkeit gefaßten Beschlüsse und Anstalten des Heils, und werde er auch von der einen Seite als absolut abhängig von Gott aufgefaßt, so sei auf der andern Seite diese Abhängigkeit wieder die Quelle seiner vollen Freiheit, weil der aus Gott Geborene und durch Christum Gefreite in sich selbständig und von keiner menschlichen Autorität abhängig sei. Ein außerordentlicher Mensch wird Augustin genannt, der weit seine Zeitgenossen überragt, der einflußreichste Kirchenlehrer seit der Apostelzeit, an Allseitigkeit der Einwirkung vielleicht selbst Luthern überlegen, der den übrigen Reformatoren voran, nicht um eines objektiven Zweckes willen, sondern weil er die wesentliche Wahrheit der augustinischen Grundprincipien selbst erfahren, in den Akkord eingestimmt habe, den Augustin mit gewaltiger Macht angeschlagen. So Ullmann. Aehnlich der neueste Lebensbeschreiber Augustin's. „Der heilige Augustinus gehört zu den größten Erscheinungen in der Kirche. Er steht keinem der Lehrer, welche seit der apostolischen Zeit am meisten in derselben gewirkt haben, an Bedeutung nach, aber man darf wol sagen, daß ihm unter

den Kirchenvätern die erste Stelle gebühre und zur Zeit der Reformation nur ein Luther durch Fülle und Tiefe des Geistes und Großartigkeit des Charakters ihm zur Seite getreten sei. Er ist der Höhepunkt von der Entwickelung der vormittelalterlichen abendländischen Kirche, aus ihm hat sich, nicht minder als die Scholastik, auch die Mystik des Mittelalters genährt; er ward eine der mächtigsten Säulen des römischen Katholicismus, und aus seinen Werken schöpfte der Führer der Reformation, nächst dem Studium der heiligen Schrift, besonders der paulinischen Briefe, am meisten die Ueberzeugung, durch welche ein neues Zeitalter hervorgerufen wurde [1]).

Unläugbar hatte jedoch Augustin's Theologie große Schwächen und Schattenseiten, die auch nur noch selten in Schutz genommen, oft gerade recht scharf hervorgehoben werden. Nicht blos daß die auch jetzt verbreitete pelagianische Lebensansicht wider sie einredet und einreden muß, keine unbefangene Betrachtung vermag sie zu verkennen. Unlauter und unwürdig erscheinen einer solchen im Verhältniß zu den evangelischen die augustinischen Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, die durch eine unbegreifliche Gnadenwahl geehrt werden sollte. Nimmer wird sie im Evangelium die harten Sätze der augustinischen Theologie finden können. Bei aller Folgerichtigkeit ist diese Theologie doch wie psychologisch und erfahrungsmäßig, so selbst logisch unhaltbar. Wenn z. B. Adam war, wie sie ihn schildert, so konnte er nicht fallen. Die Lehre, daß die Gnade, aus welcher alles Gute stammt, eine unwiderstehliche sei, unter der Form der Nothwendigkeit wirke, widerstrebt ohne Frage, indem sie verneint, daß die Persönlichkeit des Menschen an allem Guten, das ihm wird, irgend einen Antheil habe, unsrer sittlichen Natur geradezu. Die Lehre von der Erlösung und Gnadenwahl erhebt nur einen Theil der Menschen, ja der Christen zum Gegenstande des göttlichen Erbarmens und zu einem unendlichen Werthe, und erniedrigt wieder die ganze Menschheit durch ihre Verwerfung der größern nichterwählten Hälfte dadurch, daß sie die ganze menschliche Natur als verpestet darstellt und der Per-

1) Ullmann, Theologische Aphorismen, a. a. O. Bindemann a. a. O. Vorwort.

sonlichkeit, der eignen Kraft und That des Menschen, auch des besten, allen und jeden Werth abspricht. Wie kein Anderer vor ihm hatte sich Augustin in seiner frühesten spekulativen Richtung dem Ziele genähert, das Verhältniß zwischen Gott und Mensch in seiner tiefsten Innerlichkeit und die Erlösung als das geistig Belebende im Christenthum zu erfassen, und keines anderen Vaters Lehre hatte so sehr das Ergebniß, Gott und den Erlöser dem Menschen ganz äußerlich gegenüberzustellen und das Verhältniß zwischen beiden ohne die Möglichkeit einer echten Versöhnung zu zerreißen, als eben die seine, da sie dem Menschen alle freie Selbstbestimmung nahm und Gott und dem Erlöser nur die Macht ließ, mechanisch, von außen her, auf ihn einzuwirken, wodurch die Entzweiung nimmer aufgehoben werden konnte.

Eben darum war sie eigentlich auch nur durch ihre echt evangelischen Bestandtheile wirksam, siegte sie nur äußerlich, drang sie niemals ganz durch, obwol hier auch die weite Verbreitung blos äußerlicher Frömmigkeit in der Kirche und Unempfänglichkeit des Zeitalters für eine innerliche und eine tiefere Auffassung entgegenstand. Sie vermochte den Pelagianism nur aus den Dogmen der Kirche, nicht aus den Ueberzeugungen und Gemüthern zu verdrängen. Nur Wenige eigneten sich innerlich die scharfen und harten Endergebnisse des Augustinismus an. Die Lehre von der Prädestination wurde für Viele von Anfang ein Stein des Anstoßes, den auch die Orthodoxen, namentlich in der griechischen Kirche, zu umgehen suchten, was im Abendlande zum Aufkommen des grundsatzlosen Semipelagianism führte, der zwischen dem Pelagianism und Augustinism eine Mitte suchte und die äußersten Ausläufe zu vermeiden trachtete. Es vergingen nach Augustin's Tode noch fast zwei Jahrhunderte, ehe es Gregor dem Großen gelang, die augustinische Lehre in gemilderter, mehr auf das Praktisch-christliche als Spekulative bezogener Auffassungsweise in die folgenden Jahrhunderte hinüberzuleiten. Ja, das spätere Mittelalter erscheint wieder fast ganz pelagianisch und mönchisch, und freilich auch religiös und sittlich erschlafft [1]).

1) Hagenbach, Dogmengesch. I, 267 f. Schleiermacher, Gesch. d. christl. Kirche, 290 ff. Gesch. d. Philosophie, 165. Ullmann, Refor-

Es kann nach dem Allen durchaus nicht mehr undeutlich sein, daß sich Luther fast von allen Seiten durch Augustin mächtig angezogen fühlen mußte, dessen Geist so gewaltig, dem seinigen so verwandt war. Ein ähnlicher Bildungsgang bei allen Verschiedenheiten, eine ähnliche Geistesrichtung, ähnliche Herzens- und Lebenserfahrungen hatten ihn bereits auf das Bedeutendste in der Lehre Augustin's, auf eine tiefe Empfindung der wesentlichen Wahrheit darin, ja zum Theil der darin enthaltenen Uebertreibung hingeführt. Er war im Suchen nach Befestigung neuer Ansichten und Ueberzeugungen begriffen, die nicht blos seinem Verstande einzuleuchten, sondern auch seinem geängsteten Gemüthe die seligste Befriedigung zu gewähren angefangen hatten. Er fand die gesuchte Bewährung bei Augustin. Die Lehre von diesem hatte sich eben im Gegensatze zur pelagianischen Ansicht so schroff herausgebildet. In demselben Gegensatze eignete Luther die augustinische sich an, deren Härten er eben darum desto weniger wahrnahm. Die Schlaffheit, die gesetzliche Richtung der Lehre der Schule und Kirche, der Zwang derselben, sofern sie ein blos Aeußerliches, Gebotenes und innerlich nicht angeeignet, unverstanden war, hatten ihn unbefriedigt gelassen, ihn verletzt bei seinem tiefen christlichen und deutschen sittlichen Ernste, seiner auf die innerlichste Frömmigkeit gehenden Anlage, dem Ueberwiegen des religiösen Gefühls in ihm. Er hatte der Scholastik selbstdenkend innerlichst nicht zustimmen können, als starre zwingende Satzung griff sie hemmend in seine Entwickelung ein. Die augustinische Lehre kam dieser ganz entgegen, bestärkte ihn in seinem Abhängigkeitsgefühle von Gott, genügte seinem Drange nach Freiheit und Selbständigkeit des Geistes innerhalb des göttlichen zur eigensten Gesinnung gemachten Gebots. Sein lebendigstes Gefühl, das der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, bei Augustin fand er es wieder. So den Gedanken, der ihn jetzt am lebhaftesten beschäftigte, am meisten tröstete, in Augustin's Lehre von der erbarmungsvollen ohn alles menschliche Verdienst erlösenden Gnade.

---

matoren, I, 32. Baur a. a. O. 348 ff. Gfrörer, Allgem. Kirchengesch. II, 2 ff. und Blätter f. lit. Unterhaltung, 1843, Nr. 11, wo Gfrörer's Bewunderung Augustin's und der Theologie desselben mit verständigen Gründen widersprochen wird. Schröckh XV, 223 ff.

„Er fand, sagt Melanthon, als er angefangen Augustin's Schriften zu lesen, in der Auslegung der Psalmen und im Buche vom Geist und Buchstaben viel hellere Sprüche, welche die Lehre vom Glauben und den in seinem Herzen dadurch angezündeten Trost bestätigten. Augustin's Bücher las er am meisten, behielt er am besten."

Nun war aber Augustin, wie so viele Väter, ein äußerst schwacher Exeget. Er verstand die Grundsprachen so wenig, daß er sich fast allein mit Uebersetzungen behelfen mußte. Außerdem kannte er keine bessere als die gebräuchliche mystisch-allegorische Auslegungsweise. Das Beste war, daß er oft gute Gedanken, tiefsinnige, freilich mit oberflächlichen wechselnde sittlich-religiöse Beobachtungen in den Text hineinlegte oder daran knüpfte. Aber noch öfter geschah es mit philosophischen oder dogmatischen Spitzfindigkeiten, wozu er überhaupt nicht wenig hinneigte, und durch sie und die willkürlichen Deutungen verdunkelte er den Schriftsinn und verwirrte er den Leser weit mehr, als daß er ihn wahrhaft aufgeklärt hätte. Wie denn Luther gleichfalls bemerkt, der Wahn, daß man einen allegorischen Schriftsinn suchen müsse, habe auch Augustin betrogen, „sonderlich in den Psalmen, wo er die Historien fahren lässet und lenket sich auf die Allegorien;" eine Richtung, wovon er sich erst spät und nie völlig befreite [1]). Gerade die Psalmen-Auslegung Augustin's enthält manche nicht werthlose dogmatische, manche erbauliche Betrachtung, manchen hellen Gedanken. Er tritt da wol dem uneingeschränkten Lobe des Mönchthums entgegen, weil in den Klöstern auch nicht wenige böse Brüder gefunden würden. Herrliche Gedanken, bemerkt Luther, habe er über die Worte im 63. Psalme: deine Güte ist besser als Leben [2]). Er hatte in der schmerzlich bewegten Zeit seines Schwankens zwischen dem Manichäism und Christenthume mit Vorliebe den Psalmen sich zugewendet, der „allstimmigen Harfe des religiösen Gemüthes," von welcher die Sprache aller seiner Gefühle, bewegt von dem strafenden, er-

1) Ausleg. der Geneſis, zu K. 3, V. 23 f. Walch I, 428. Bindemann, Der heilige Augustinus I, 207.

2) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 17, V. 14. Walch IV, 1321.

munternden, tröstenden und beseligenden Geiste Gottes ihm entgegentönte [1]). Ebenso Luther, der ihm in dieser Vorliebe begegnete und dem er darin durch seine Psalmerklärung gewiß förderlich war. Allein das Ganze besteht doch zumeist aus ungehörigen allegorischen Anmerkungen, weit hergeholten Anspielungen, Spitzfindigkeiten, langen Abschweifungen wider Ketzer und Schismatiker u. dergl. Gleich im ersten Verse des ersten Psalms: Selig der Mann, der nicht im Rathe der Gottlosen sitzt, ist Christus der Mann, der nicht gleich dem irdischen Menschen, welcher seiner von der Schlange betrogenen Frau Beifall gegeben, Gottes Gebot übertrat, und so geht es fort, so wenig konnte seine ihn bisweilen allerdings wie zufällig richtig leitende Dialektik und Metaphysik den Mangel namentlich der zum Schriftauslegen erforderlichen Gelehrsamkeit ersetzen. Peter Kastellan hat in einem gewissen Sinne eben nicht unrecht, wenn er sagt, Augustin habe bei seiner Auslegung der Bibel nur geträumt.

So übel berathen war also Luther jedenfalls in dieser Beziehung bei ihm und den Vätern überhaupt. Augustin's armselige und verkehrte Exegese bestärkte ihn noch in der seinigen, die auch dazu viel zu schwach war, daß er die Mängel seines Meisters als Exegeten sofort hätte erkennen, seine Bewunderung desselben ermäßigen mögen. Was Augustin's Lehre ohne echtes Verständniß der Schrift hatte leisten können, das hatte sie geleistet. Das Letztre mußte hinzukommen, wenn die von ihm begonnene Entwickelung wesentlich fortgeführt und vollendet werden sollte. Luther befand sich auf dem Wege dahin, auf welchem ihn nun aber Augustin auch vielfach aufhielt statt ihn zu fördern. Von der sprachunkundigen Exegese, der Weise der Väter, die Schrift allegorisch zu deuten und dem Einflusse, den dieselbe auf ihn übte, war oben die Rede. Hier noch ein paar Belege, wie sie, und auch Augustin, eben jetzt hierdurch ihn irreführten oder ihn doch rathlos ließen. Es handelte sich bei ihm darum, Gesetz und Evangelium unterscheiden zu lernen. Aber auch „in den Büchern der Väter war kein Buchstabe davon zu finden. Augustin hat diesen Unterschied zum Theil verstanden und dargelegt, Hieronymus und Andre mehr haben we-

1) Bindemann a. a. O. 286.

nig davon gewußt." Es machte ihm so viel zu schaffen, die Begriffe Gerechtigkeit Gottes, Werke Gottes, deine Gerechtigkeit, dein Werk zu verstehen. Allein „hier irrten alle Väter, Augustinus, Ambrosius und andre mehr. Sie stießen sich an Psalm 25 Vers 10, die Wege des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit. Nach ihrer Deutung sollte Gott durch seine Wahrheit alle Gottlosen und Verdammten richten, die Heiligen aber durch seine Barmherzigkeit, und so verdunkelten sie den ganzen Psalm [1])." In einer Predigt der Kirchenpostille sagt er, den Spruch, das Licht leuchtet in die Finsterniß, hätten sie vom natürlichen Lichte der Vernunft so gedeutet, daß der richtige Sinn verdunkelt, der falsche sich ihm tief eingeprägt habe. Die Platoniker hätten Augustin darauf gebracht, der dann „alle mit ihm drein gezogen." So tief prägte die Auslegung der Väter und Scholastiker in der That sich ihm ein, daß er nach jener Bemerkung sich auszurufen gedrungen fühlte: „o daß dieser Verstand aus meinem Herzen gerottet wäre, wie ist er mir so tief eingesessen [2])!"

Dem Buche Augustin's vom Geist und Buchstaben gibt die paulinische Stelle: der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig, den Titel. Er bestreitet darin den Satz, daß die Kraft des menschlichen Willens allein, ohne Gottes Hülfe, eine vollkommene Gerechtigkeit bewirken könne, weil Gott den Menschen mit einem freien Willen geschaffen und ihn durch seine Gebote gelehrt habe, wie er leben müsse, ihm dadurch beistehe, daß er durch seine Belehrungen die Unwissenheit hinwegschaffe. Allein, führt Augustin aus, man muß den göttlichen Beistand noch darin setzen, daß der Mensch den heilgen Geist bekomme, damit in seinem Gemüthe Freude an dem unveränderlich Guten, welches Gott ist, und Liebe zu ihm entstehe. Durch das freie Geschenk des heiligen Geistes entbrennt in ihm erst der rechte Trieb, dem Schöpfer anzuhängen, wird er zur Theilnehmung an jenem wahren Lichte entzündet, damit es ihm aus demjenigen wohl gehe, von dem er das Vermögen dazu hat. Wird auch

1) Ausführliche Erklärung des Galaterbriefs, zu K. 3, V. 19. Walch VIII, 2260. Ausleg. d. Geneſis, zu K. 42, V. 18—20. Walch II, 2181.

2) Kirchenpostille, Plochm. X, 187 f.

der Weg der Wahrheit bekannt, so geschieht doch noch nichts wahrhaft Gutes, wenn nicht Freude daran empfunden wird, und dies ist erst dann der Fall, wenn die Liebe Gottes in die Herzen durch den heiligen Geist ausgegossen wird. So den zum Guten unentbehrlichen Beistand der göttlichen Gnade beschreibend, sucht er dann seine Lehre aus der Schrift zu erweisen. Sie liege vornämlich in dem paulinischen Ausspruche, nach welchem die bloße Vorschrift des Lebens ein nur Aeußerliches, Gesetztes, innerlich nicht Angeeignetes und darum Ungeistiges und Todtes, ein tödtender Buchstabe sei, sofern nicht der lebendig machende Geist hinzukomme. Doch auch viel andre biblische, besonders paulinische Stellen bestätigten die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade; jene namentlich, in welchen Paulus lehre, daß die Gnade, wo die Sünde mächtig wurde, noch viel mächtiger geworden, daß sich die Juden vergeblich der Beobachtung des Gesetzes gerühmt, weil ihnen die Gnade gemangelt, daß das Gesetz der Werke und das des Glaubens ganz verschieden, daß Gott durch den Glauben gerecht mache, daß wir umsonst durch die göttliche Gnade gerecht würden. Im Uebrigen verwandle diese Lehre von der Gnade die menschliche Freiheit mit nichten in Unfreiheit; sie mache den Willen vielmehr noch freier, indem die Gnade nach ihr den Willen heile, durch welchen die Gerechtigkeit frei geliebt wird. Der Glaube stehe insofern in des Menschen Macht, daß niemand glaubt, der nicht will; jedoch sei auch der Wille zu glauben eine Gabe Gottes [1]).

Bei solchem Inhalt mußte vornämlich diese augustinische Schrift Luther willkommen sein und auch fördern. Indeß war ihre Exegese nicht besser, und schon deshalb mancherlei Irrung unvermeidlich und volle Einsicht nur durch saure und lange Mühe zu gewinnen. „Ich fand, sagt er in der Vorrede zum ersten Theile seiner lateinischen Werke, im Buche vom Geist und Buchstaben unverhofft, daß er das Wörtlein Gottes Gerechtigkeit von solcher Gerechtigkeit auslegte, mit welcher Gott uns anzeucht und bekleidet, wenn er uns rechtfertigt. Wiewol das nun noch nicht genug gesagt ist und Das nicht eigentlich ausdrückt und erklärt, wie uns Gott Gerechtigkeit zurechnet, gefiel mir doch dies, daß

1) Schröckh a. a. O. XIV, 392 ff.

er von Gottes Gerechtigkeit so lehrte, dadurch wir gerechtfertigt werden." Was nach Paulus Geist und Buchstabe sei, bemerkt er anderwärts, hätten die Väter nicht verstanden, nur Augustin sei „ein wenig hineingekommen," er selbst noch als gelehrter Doktor darüber ungewiß gewesen [1]). Wir werden unten sehen, daß er auch über andre Begriffe noch lange ungewiß blieb. So trugen Augustin's Vorstellungen von der Buße oder was er dafür halten mußte, nicht wenig bei, sein Schwanken und seine Unruhe zu verlängern. Denn nicht sogleich fand er die Uebereinstimmung zwischen der Schrift und Staupitzens Belehrungen, von welcher er dem Letztern mit so großer Freude schreibt [2]).

Ueberhaupt war es ihm bei seinem jetzigen Bildungszustande unmöglich, die Schwächen der augustinischen Lehre zu entdecken und von ihrer Erkenntniß ausgehend rasch weiter vorzudringen. Sie mußte ihn um so mehr aufhalten, in ihre Irrgänge ihn um so tiefer verwickeln, je stärker er die Macht des Geistes, von welchem sie ausgegangen, empfand und je mehr er sich von ihr beherrschen ließ. Man möchte sagen, dies hätte wenigstens zunächst in einem um so völligern Maße geschehen müssen, je bekannter er mit Augustin's Schriften wurde. Sie sind fast unzählig, meist Gelegenheits- oder Streitschriften, ihre Darstellung ist oft weitschweifig, schwer zu fassen. Je nach den verschiedenen Abzweckungen, Zeitabschnitten und Verhältnissen, in welchen sie geschrieben sind, und als Ausdrücke sehr verschiedener Erkenntnißstufen des Verfassers, enthalten sie große Widersprüche, die der Letztre dann wol mühsam und künstlich auszugleichen oder zu verdecken sucht. Indem er eben nach Verinnerlichung und Selbstbestimmung durch den Glauben hinstrebte, hätten ihn die veräußerlichenden Begriffe Augustin's vom erlösenden Gottmenschen und der Gnade nicht befriedigen können, wären sie ihm nicht flüssig gemacht durch die hinzutretenden staupitzisch-mystischen. Die Wesenheit des allein rechtfertigenden Glaubens war doch auch von Augustin nicht erkannt. Er dachte den Glauben mehr als Wirkung der heiligenden und beseligenden Gnade, denn als innerlich umwandelndes und erneuerndes

1) Walch XIV, 462. Plochm. IX, 233 f.

2) De Wette I, 116.

Lebensprincip, das der Gnade gewiß mache; eine Entwickelung des Begriffs, zu welcher erst Luther wieder hinführen sollte. Große Unruhe und schwere Irrungen mußten seine Entsetzen erregenden Schilderungen des menschlichen Verderbens, wobei er mit Vorliebe verweilt, mußte seine Prädestinationslehre dem Jünger bereiten. Den Irrthum, den Staupitz bei ihm auszurotten suchte, die selbstquälerische Angewöhnung, aus jedem Humpelwerk eine Sünde zu machen, fand er auch bei Augustin wieder, obwol dieser über wirkliche große sittliche Verirrungen zu wehklagen hatte. Augustin's Einwirkungen mußten auch deshalb eine Klippe für ihn werden, weil derselbe als Theolog über seine zufälligen innern und äußern Erfahrungen und Erlebnisse sich nicht erhob. Offenbar befand er sich auf dem geraden Wege zu demselben Fehlgehen und sofern er sich in ihn hineinleiten ließ, mußten auch seine theologischen Begriffe einseitig, befangen, von der objektiven Wahrheit um so entfernter bleiben und dadurch der Kraft und des Nachdrucks entbehren, wodurch allgemeine und nachhaltige Anerkennung bedingt wird. Augustin konnte ihn gar zu leicht selbst in der mönchischen Richtung bestärken, die alles Sinnliche als bös zu unterdrücken trachtet. Es hing ihm lebenslang an, daß er Manichäer gewesen. Er war Asket und hielt viel von der Askese und dem einsamen Leben; das Einsiedlerwesen „gewann einen solchen Schein, daß Hieronymus und auch Augustin es schier anbeteten und nicht hoch genug zu preisen wußten [1])." Augustin erhebt sich oft in großer Geistesfreiheit weit über seine Zeitgenossen. So war er eifrig bemüht, die Unhaltbarkeit der Astrologie aufzudecken [2]). Eben so oft aber steht er mit enger beschränkter Ansicht mitten in seinem abergläubischen Zeitalter. Er preist den ehelosen Stand, fördert die Heiligenverehrung, den Wunderglauben, was mindestens in eben so hohem Grade auch bei den übrigen Vätern der Fall war. Als Mönch habe er, sagt Luther, oftmals von Herzen begehrt, nur einmal eines einzigen Heiligen Leben und Wandel zu sehen, und zwar in der Meinung, es sollte ein solcher sein, der in der Wüste wohnte, nicht äße noch tränke, sondern sich allein von

1) Walch XI, 2513.

2) Bindemann a. a. O. 153.

Wurzeln und frischem Wasser nährte, welche närrische Gedanken von den wunderlichen Heiligen er nicht allein aus der Sophisten Büchern, sondern auch aus den Vätern gefaßt [1]). Wie Augustin's Dogmatik spitzfindig und grübelnd ist, so entbehrt seine Moral fester Grundsätze, ist fast nur kasuistisch, nicht selten durch unevangelische und widersinnige Behauptungen und Entscheidungen entstellt. Er war zuerst Schüler und Lehrer der Philosophie der Alten, trachtete darauf die Spekulation mit dem Glauben zu versöhnen, und schritt fast zur Verachtung des Werthes und der Bedeutung der Philosophie fort. Indem ihm, seit er dem Christenthume sich zugewendet, mehr und mehr nur das mit diesem Zusammenhängende nothwendig und heilsam erscheint, alles Andre tadelnswerth, als dem philosophischen Stolze angehörend; indem er das nothwendige Mißlingen aller philosophischen Forschungen aus dem gänzlichen Verderben der vernünftigen und sittlichen Natur herleitet und auch den heidnischen Philosophen folgerecht jede Tugend abspricht, trägt seine Forschung einen durchaus theologischen und beschränkt theologischen Charakter. Leicht konnte Luther durch sein Studium abgehalten werden von dem Bemühen, tiefer in seine Lehren, überhaupt in das Dogma durch spekulatives Denken einzudringen, während doch nicht anders über sie hinaus und im Begreifen und Bestimmen des Dogma zu einem sichern Abschlusse zu kommen war [2]). Der Einfluß, den er auf Luther übte, war ganz geeignet, die Studien und die Forschung des Letztern in dieselbe Richtung hineinzuziehen und Abneigung gegen die Philosophie in ihm zu nähren. Aber auch in noch einer anderen Befangenheit mußte er ihn bestärken.

Die christliche Lehre hätte sich nicht ohne die Kirche, diese ohne ein lebendiges Gefühl der Gemeinschaft sich nicht halten können gegen die auflösenden separatistischen Tendenzen der Häretiker, die Angriffe von Außen her. Allein der Begriff der einen heiligen allgemeinen Kirche wurde sehr bald veräußerlicht,

1) Ausführl. Erklärung d. Galaterbriefs, zu K. 5, V. 19. Walch VIII, 2740.

2) Raumer über Ritter's Gesch. der christl. Philosophie, in: Blätter für lit. Unterhaltung 1843, Nr. 17.

indem man anfing die Form mit dem Wesen, dessen blos annähernd vollkommener Ausdruck sie auch im besten Falle nur sein kann, zu verwechseln und die Einheit auch in außerwesentlichen Einrichtungen und Lehrsatzungen zu suchen. Auf diesen Abweg gerieth man bei dem an sich berechtigten und nothwendigen Streben, die Einheit der Kirche zu erhalten und gegen die Häretiker zu vertheidigen. Aber die Katholischen gingen bald noch viel weiter. Sie hatten Recht, wenn sie behaupteten, daß in der Kirche die Fülle des Heils liege, es mochte natürlich und unbedenklich sein, wenn sie den Grundsatz aufstellten, daß Rettung und Seligkeit nur in der Kirche zu finden sei, so lange die Angehörigen der letztern eine Minderzahl ausmachten, ja eine Seitens der bürgerlichen und priesterlichen Gewalten bedrückte, verfolgte Minderzahl, die meist aus wahrhaft christlich gesinnten Menschen bestand, welche sich in vollkommener Freiheit zur Gemeinschaft der Kirche hielten und nicht daran denken konnten, Gewalt gegen ihre Mitgenossen oder gar gegen außen Stehende zu üben. Dies änderte sich aber besonders seit dem 4. Jahrhundert, in welchem recht eigentlich die Arbeit begann, die Kirche in den Staat hineinzubilden, wobei Mißgriffe nicht wohl ausbleiben konnten; in welchem die Staatsgewalten für das Christenthum gewonnen wurden und Unzählige aus ganz äußerlichen und oft sehr verwerflichen Gründen in die Kirche sich aufnehmen ließen; es änderte sich, als eine herrschsüchtige Priester-Aristokratie emporkam, weltliche Anliegen mit den religiösen und kirchlichen in Verbindung traten und überhaupt Unduldsamkeit und Glaubenswuth der Gemüther sich mehr und mehr bemächtigten. Man begann eine unheilvolle und noch immer nicht ganz durchlaufene Bahn damit, die lebendige christliche Wahrheit, die einfache apostolische Lehre und die Ergebnisse der natürlichen Entwickelung derselben in fein ausgesponnene und dogmatisch scharf bestimmte Satzungen zu verwandeln, diese durch List und Drang zu Glaubensartikeln zu erheben und Diejenigen als Ketzer zu bezeichnen und von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen, die nicht einstimmen, sich nicht unterwerfen konnten oder mochten. Man ging einen Schritt weiter, indem man mit dieser Ausschließung aus der Kirche auch Versagung der Liebe und bürgerliche Nachtheile verband. Dann wurde durch frevelnden Miß-

brauch mit dem Grundsatze, daß außer der Kirche kein Heil, das edle christliche Gebot der Nächstenliebe so in Verbindung gebracht, daß die Katholischen folgerten, es sei heilige Pflicht, die der beseligenden kirchlichen Gemeinschaft sich Entziehenden nöthifalls auch gewaltsam derselben zuzuführen, daß sie die verderbliche Thorheit begingen, die Staatsgewalten in die Glaubenssachen und Lehrstreitigkeiten hereinzuziehen und zu Zwangsmaßregeln gegen die Widerspenstigen aufzufordern und zu verleiten. Die christlichen Kaiser und Obrigkeiten kamen theils aus selbstischen weltlichen Gründen, theils fanatisirt, auf halbem Wege entgegen, und immer gewaltsamer wurden die Artikel des Glaubens festgestellt und zur Anerkennung gebracht, immer schlechtere Mittel wurden gebraucht, die theologische Richtung bald der Hof-, bald der Priesterparteien, bald Einzelner herrschend zu machen. Nachdem so viel Blut christlicher Märtyrer durch das Heidenthum zur Ehre und Kräftigung der Kirche geflossen war, mußte noch mehr Blut von Ketzern, Abtrünnigen, Irrgläubigen fließen, die oft weit besser und christlicher als die Katholischen dachten und lebten, vergossen werden von Christen zum brennenden Schimpfe und höchsten Schaden der Kirche.

Das harte Dogma Augustin's war ganz geeignet, seine Begriffe von der Kirche, dem nur in ihr zu erlangenden Heil und von den Ketzern zu verschärfen. Zwar hat er sich bisweilen besonnener und milder als manche seiner Zeitgenossen über die im Glauben Irrenden ausgesprochen, weit öfter jedoch die Grundsätze eines Ketzerrichters gelehrt und verfolgungssüchtig sich bewiesen. Er ist der erste Lehrer der alten Kirche gewesen, der umständlich den Beweis zu führen wagte, daß Gewaltgebrauch wider Ketzer eben so nothwendig als nützlich sei. Im hartnäckigen Stolze und Trotze auf seine und der Katholischen Alleinrechtgläubigkeit wollte er den Pelagianern auch nicht einmal Ort und Zeit zur Darlegung ihrer Sache, zur Erörterung des katholischen Glaubens, Seitens der katholischen Fürsten gewährt wissen: die Letztern sollten nicht zweifeln, sondern die Bestreiter und Feinde des Glaubens gebührend strafen. Er war es, der wider die Andersglaubenden, mit welchen er in Streit gerieth, blutige Verfolgungen anstiftete. Er an der Spitze der Katholischen beladete sich mit der ewigen Schmach, „Irrgläubige" zu

nöthigen, ihm die offenbarsten Grundsätze des Evangeliums und der Gewissensfreiheit vorzuhalten, ihn zu erinnern, daß der Kaiser nur über die Seelen Gewalt habe, ihm zu sagen — wie es der donatistische Bischof Petilian that — die Apostel haben niemanden verfolgt, Christus hat niemanden der weltlichen Macht überliefert. Du aber, der du dich einen Jünger Christi nennst, willst die Missethaten der Heiden nachahmen. Gott will keine Henker zu Priestern. Christus wollte die Menschen durch sanfte Ueberredung zum Glauben bewegen, nicht sie mit Gewalt dazu zwingen. Was hängt ihr euch an die Fürsten dieser Welt, in welchen die Christenheit von jeher ihre Feinde erkannte! Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde und darum frei geschaffen. Ist es nicht wahrer Hochverrath, daß menschliche Anmaßung sich unterwindet, zu rauben was Gott geschenkt und daß sie sich noch rühmt, solchen Raub im Namen Gottes zu verüben [1])?

Die Katholischen thaten es, Augustin an der Spitze, und in seine Schule gerieth Luther, während er sich in einer Stimmung befand, in welcher er jeden Andersglaubenden hätte mit den Zähnen zerreißen mögen. In solcher Stimmung las er des hochverehrten Augustin Streitschriften, die mit Ausfällen gegen die Ketzer reichlich versehene Psalmerklärung, die übrigen Väter, die von ähnlichen Vorstellungen über die katholische Kirche, Rechtgläubigkeit, Ketzer und deren Behandlung erfüllt sind. Augustin hatte freilich gesagt, die Kirche sei „mit Auffätzen der Bischöfe so beschwert, daß der Juden Wesen leidlicher und träglicher sei: Christus habe sie nur mit wenigen und leichten Ceremonien, Taufe und Abendmahl wollen beladen haben und niemand sei schuldig das mehre zu halten, sondern möge es ohne Sünde lassen;" er wolle „keinem der Väter glauben, er habe denn die Schrift für sich," keine Schrift sei „der Apostel und Propheten Büchern gleich zu achten [2])." Luther berief sich späterhin darauf, er sagt wol, er folge in Beziehung auf Väter und Koncilien dem Exempel Augustin's, der, fast der Einzige,

1) Hagenbach a. a. O. 210 ff. Schröckh XV, 489, 525. Gfrörer, Kirchengesch., II, 547 ff.

2) Von den Conciliis und Kirchen, Plochm. XXV, 233, 258, 261.

von aller Väter und Heiligen Büchern wolle ungefangen und allein der heil. Schrift unterworfen sein [1]). Gewiß ist auch der Einfluß Augustin's auf diese freiere Richtung seiner Grundsätze nicht in Abrede zu stellen, er begann aber eben so gewiß erst viel später als jetzt, wo es der Fanatism der Väter war, der überwiegenden Anklang bei ihm finden mußte.

Ein besonderer Umstand mußte es ihm noch weiter sehr erschweren Augustin zu verstehen, durch ihn gefördert zu werden und insbesondre von den scholastischen Begriffen und deren Einflüssen durch ihn sich zu befreien, dessen Theologie zu der pelagianisch-scholastischen und kirchlichen freilich im stärksten Gegensatze stand. Allein dies Verhältniß war gänzlich verdunkelt, so daß Augustin in der Schule und Kirche bis in den Himmel erhoben und doch beseitigt wurde. Man hatte nämlich die semipelagianische Denkart, die sich in der lateinischen Kirche verbreitet, für augustinisch ausgegeben und Augustin galt allgemein für ihren Urheber, obwol semipelagianisch gesinnte Kirchenversammlungen des 9. Jahrhunderts ihn, den wahren Augustinus, in der Person des Mönches Gottschalk, der zu seinen Lehrsätzen sich bekannte, verdammt hatten, und es war dabei auch geblieben. Eine Folge davon war, daß die Kirche, die Scholastiker, sich sehr häufig eben für ihre nichtaugustinischen Satzungen und Lehrmeinungen auf Augustin beriefen, wobei seine Aussprüche natürlich mißdeutet wurden [2]). Man habe, sagt Luther, aus dem Ausspruche desselben accedat verbum ad elementum et fit sacramentum die gröbsten Irrthümer hergeleitet, indem man ihn so verstanden, daß er behaupte, ein Sakrament bestehe aus zwei Stücken, dem Worte und dem Zeichen (elemento), woraus folge, daß der Leib und das Blut Christi sogleich da sein müsse, wenn der Meßpriester in Gegenwart des Brots und Weins die Konsekrationsworte gesprochen. Daran sei dann weiter die gangbare Lehre über die Monstranz und deren Anbetung geknüpft, während Augustin's Meinung dahin gar nicht gehe, was er dann

1) Vorr. zum 1. Theile seiner deutschen Bücher, Walch XIV, 423.

2) Wiggers, Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus, II, Kap. 20.

weiter ausführt [1]). Allein das Mißverständniß war allgemein, und Luther war vorerst gänzlich außer Stande, in diesem und in ähnlichen Fällen den richtigen Sinn zu entdecken.

Man sieht schon aus dem angeführten Beispiele, wie leicht es geschehen konnte, ja wie unvermeidlich es war, daß er durch Augustin, statt aufgeklärt zu werden, irregeführt wurde, und es geschah nicht selten. So berief man sich gern und oft für das hohe Ansehen und das Entscheidungsrecht der Kirche in Glaubenssachen auf einen anderen Ausspruch Augustin's, er würde auch dem Evangelium nicht glauben, wenn ihn das Ansehen der Kirche nicht dazu bewegte. Luther verwarf späterhin den darin liegenden Grundsatz entweder geradezu, oder wollte ihn so verstanden wissen, daß ihm zufolge die Kirche das Wort Gottes vom Menschenworte zu unterscheiden, Fug und Macht haben, nicht aber über dem Evangelium sein, oder aber daß die letzte Entscheidung doch der Schrift zufallen solle, wobei er sich auf die Einleitung zu Augustin's Buche über die Dreieinigkeit berief. In der Schrift: Von Menschenlehre zu meiden (1522) kömmt er ausführlich darauf, wie der Ausspruch so gedeutet werde, daß der Kirche mehr als dem Evangelio zu glauben sein solle. Aber, wendet er ein, wenn Augustin auch so gesagt hätte, so würde doch noch nicht folgen, daß man ihm glauben müßte, der oft geirrt habe, der sich dann selbst widersprechen würde, dessen Worte eigentlich lauteten, er würde dem Evangelium nicht glauben, wenn ihn nicht das Ansehen der ganzen Christenheit bewegte, womit er sagen wolle, daß er das Evangelium nur in der Christenheit finde. Allein an die Stelle dieser letzteren setzten die Tyrannen sich selbst, als gehörten die Laien nicht mit dazu, sie wollten, daß Das, was Augustin von der Christenheit in aller Welt sage, vom römischen Stuhle verstanden werde, und forderten, daß ihre Lehre die Lehre der Kirche heißen solle, während sie nur die geringere Zahl wären und davon nicht die Rede sei, daß die gemeine Christenheit befragt werde, was unter ihrem Namen gelehrt werden solle [2]). Indeß kann man nicht

1) Walch XXI, 1588.

2) Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, Walch XIX, 128. Tischreden, Walch XXII, 947. Bericht an einen guten Freund von

zweifeln, daß er Augustin's Ausspruch zuerst so verstand, wie er allgemein verstanden wurde, daß er sich durch ihn in seiner hierarchischen Gesinnung befestigen ließ und daß die Väter überhaupt einen ähnlichen Einfluß auf ihn übten durch ihren mißverstandenen Glaubenseifer, ihre Unduldsamkeit, ihre Verkehrtheit, auch um die geringfügigsten Lehrbestimmungen mit äußerster Hartnäckigkeit und Leidenschaft bis zur höchsten Gefährde nicht blos der eignen Persönlichkeit, sondern der Kirche und des Glaubens selbst zu streiten. Der allgemeine Glaube an das Ansehen der Väter, das Vorgeben der Untrüglichkeit der Kirche hatte ihn jetzt völlig eingenommen, sein Studium der Väter war bei den Voraussetzungen, womit er daran ging, ganz geeignet, seine Finsterniß noch dichter zu machen [1]). Wurzelte doch in ihnen, namentlich einem Theile von ihnen das Mönchische, die scholastische Lehre von der Willensfreiheit, die ihm so viel Noth machte, der ganze Pelagianism der Kirche; das will sagen die geistige Grundlage der Hierarchie, des Mönchsthums und der Kirchenlehre gerade der Theorie von der Werkgerechtigkeit, worin er noch immer befangen war. Er nennt den Pelagianism die „Quelle aller Abgötterei," denn stets sei er in andern Gestalten von neuem hervorgetreten, wenn er überwunden worden, wie er denn auch, von Augustin eine Zeitlang zu Boden geschlagen, wiederum emporgekommen sei und die Oberhand so sehr behalten habe, daß die Kirche ihn geboten und zu ihm gezwungen, die hohen Schulen ihn gelehrt, die ganze Welt von ihm erfüllt gewesen wäre [2]). Jetzt nun las er die anderen Väter neben Augustin, und diesen in der festen Meinung, die (pelagianisch-) kirchliche Denkart auch bei ihm zu finden. Irrungen hätten unmöglich ausbleiben können. Er hatte nicht etwa ein brauchbares Handbuch der augustinischen Lehre, mußte sie aus einzelnen Schriften Augustin's herauslesen und las diese Schrif-

---

beiderlei Gestalt des Sakraments, Walch XIX, 1660. Kirchenpostille, Walch XI, 1889. Von Menschenlehre zu meiden, Plochm. XXVIII, 340.

1) Ausleg. des 1. u. 2. Kapitels Johannis, zu K. 2, V. 23. Walch VII, 1790 ff.

2) Ausleg. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 17, V. 13. Walch IV, 1315.

ten unter verkehrter Anleitung und mit grundfalschen Voraussetzungen. Auch hier waren die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um zu lichtvollen und zusammenhängenden Einsichten und einem sichern Wissen hindurchzudringen, so groß, daß man sie sich nicht leicht groß genug denkt. Wie sehr ihn die Väter und deren Ansehen beirrt, geht vielleicht am deutlichsten daraus hervor, daß er keine Gelegenheit vorübergehen läßt, davor zu warnen, daß man ihren Meinungen nicht einen zu hohen Werth beimesse, auf den großen Schaden, der daraus erfolgt sei, daß man es gethan, und auf ihre häufigen Irrthümer hinzuweisen und Vorsicht bei ihrer Lesung zu empfehlen.

Man darf indeß nicht vergessen, daß die Sache auch noch eine andere Seite hat. Er fand bei den Vätern jedenfalls auch helle, freie, antihierarchische Ansichten und Grundsätze. Wie viele Beweise von der Grundlosigkeit der päpstlichen Ansprüche, wie viele Verwahrungen gegen Anmaßlichkeiten der römischen Bischöfe konnte er aus ihnen herauslesen, was auch späterhin nicht ausblieb [1]). Ein ganz anderes Bild der Kirche als der römischen seiner Zeit trat ihm doch vor die Augen, indem er mit ihnen sich beschäftigte. Von welchen Zeiten der Kirche waren die Schriften der Väter, Augustin's insbesondere, redende Zeugnisse! Welche zugleich erhebende und liebliche Bilder von Christi Reiche, von den Erweisungen des göttlichen Geistes in der Christenheit mußten in seiner Seele auftauchen, wenn er in diese Schriften sich vertiefte. Wie sehr war ihr Studium doch auch geeignet, Geist und Gemüth zu erquicken. Die Mängel der Väter sind großentheils nur Auswüchse eines edeln Stammes, ihrer christlichen Begeisterung. Viele von ihnen sind geistsprühend, genial, tiefsinnig, und wenn sie überhaupt an Gemüth und feurigem Gefühle reicher sind als an klarer Einsicht und Verstande, so ist ihre Anschauung doch eine erhebende. Sie geht in dem großartig aufgefaßten Gegensatze von Welt und Christi Reiche auf. Sehen sie das irdische Leben auch zu düster an, so blicken sie dafür siegesfreudig selbst auf die bedrängte Kirche hin. Neben duldender Weltverschmähung sind sie von Kampfesmuth erfüllt. Neben dem Mönchischen, dem Leid- und Schmerzlustigen liegt

1) Wider das Pabstthum zu Rom, Plochm. XXVI, 137.

in ihrem Sinn und Geiste etwas Kriegerisches, Heldenmäßiges. Wir sehen sie in der Auffassung des Gedankens, in welchem sie leben und für welchen sie streiten, schwer irren und können ihnen dennoch Bewunderung nicht versagen, denn sie setzen jedes irdische Gut dafür ein, ihre Hingebung bis zum Tode ist nicht ohne Seelengröße. War es auch nicht immer das reine Evangelium, war auch die Kirche, für welche sie in die Schranken traten, nicht immer die echteste Entwickelung der christlichen Idee und drangen sie auch nicht ohne mannichfach fehl zu gehen in diese letztere und nicht in alle Tiefen derselben ein: sie haben den Kampf der Erlösung vom Heidenthume, von der ganzen Anschauung der frühern Weltperiode vollendet. Ihre Schriften athmen jene tiefe Ehrfurcht vor dem Ewigen und der durch Christus offenbarten Wahrheit, jene gewaltige unüberwindliche Glaubenskraft und Treue, jene Märtyrergesinnung, durch welche dem Evangelium der Sieg über die Welt gewonnen wurde; sie enthalten die kostbarsten Erfahrungen und erhebendsten Anschauungen über die Herrlichkeit und Erlösungskraft des Gottessohns. So kam es nur darauf an, wie und von wem sie gelesen wurden — ob ihr Jünger und Verehrer Herz und Sinn und Kraft genug besaß, die bessern Bestandtheile ihrer Erzeugnisse in sich aufzunehmen und die unlautern von sich abzulehnen. Selbst in ihrer unzureichenden allegorischen Schriftauslegung hielten sie wenigstens im Verhältnisse zu Häretikern Maß und entwickelten in ihrem Kampfe wider dieselben die ersten Keime einer gesunderen und genügenderen Schriftauslegung. Ihr Allegorisiren bei letzterer wird mit Wahrheit im Gegensatze gegen einen blinden und engherzigen Eifer für eine am Buchstaben klebende Rechtgläubigkeit und eine eingebildete todte Schriftgelehrsamkeit berechtigt und dem damaligen kirchlichen Geiste naturgemäß genannt. Man muß es anerkennen, daß die allegorische Auslegung wenigstens eine Frucht innigster Hingabe an die heiligen Schriften, eine aus frömmster Gesinnung hervorgehende Erweiterung des Buchstabens aus seiner geschichtlichen Einzelnheit zum geistigen Allgemeinen und zur Vorbildlichkeit des Erlösers und seines Reiches war[1]), und so finden wir sie selbst noch in den spätesten exegeti-

1) Bindemann a. a. O. 201 ff., 201 ff. Neander, Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, I, 863, 942.

schen Schriften Luther's, obwol er ihr ernstlich widerredet und entgegenstehende hermeneutische Grundsätze sich angeeignet hatte. Der Bildungsstoff, den die Schriften der Väter für ihn enthielten, war demnach keineswegs durchaus verwerflich, er war vielmehr ein vielseitig anregender und fördernder, ihm weit angemessener als der, der in der Scholastik ihm bisher dargeboten war, und gerade recht wohlthätig nach der Dürre und Kälte der letztern.

Es muß dem Fortgange der Geschichte seiner Entwickelung und seines Lebens aufbehalten werden, ausführlicher zu zeigen, wie und in welchem Maße das Studium der Väter und insbesondere Augustin's Einfluß bei ihm geübt, wiefern der Letztere ihn beherrschte, oder er davon sich frei machte und selbstständig eine höhere Stufe der Anschauung und Erkenntniß erstieg. Hundertfach hat er namentlich Augustin gepriesen, als vor andern Kirchenvätern des Lobes würdig, als einen feinen und frommen Mann und rechtschaffnen Lehrer, den „ernstesten, tapfersten und reinsten" unter ihnen allen [1]). Seine Schriften sind die lebendigen unmittelbaren Zeugen, wie tief und umfassend er ihn auf sich einwirken ließ. Wir müssen hier davon abbrechen, doch gehört noch eine Anmerkung hierher, die uns deutlich machen wird, welch einen Eindruck Augustin und insbesondere eins der Werke desselben sicher schon in dieser Zeit bei ihm hervorbrachte. Nicht blos daß er als wittenberger Lehrer, wie wir sehen werden, mit dem Augustin seine eigenthümliche neue Bahn sich brach und späterhin das Studium der augustinischen Schriften stets und dringend empfahl: im Jahre 1518 erwirkte er die Anordnung alljährlicher Vorlesungen gerade über die vom Geist und Buchstaben. Er hätte wol eine bedeutendere wählen können, doch eben sie hatte ihn so sehr getröstet, gefördert. Er ließ sie in dem genannten Jahre mit einer Vorrede abdrucken, in welcher er u. A. sagt, „ich kann aus eigner Erfahrung sicher behaupten, daß es nächst der heil. Schrift keinen Lehrer in der Kirche gibt, der dem Augustin an christlicher Gelehrsamkeit zu vergleichen wäre. Ich lasse den Andern das Lob, daß sie beredt sind, wie Chrysostomus, in weltlichen Wissenschaften wohl bewandert, wie

1) Tischreden, Walch XXII, 2060, 2062.

Hieronymus: aber wenn man sie alle zusammenfaßt, wird man in ihnen nicht die Hälfte von Dem finden, was Augustin so reichlich darbietet. Darum erwähle ihn nach der heil. Schrift dir zum Lehrmeister. Ich habe manche Stunde über dem Hieronymus, Chrysostomus und Andern verderbt, die ich besser beim Augustin zugebracht hätte. Willst du meiner Erfahrung nicht glauben, so magst du es selber versuchen."

Zu den Schriftstellern, mit welchen er sich in der letzteren Zeit seines erfurter Mönchslebens viel beschäftigte und die nächst Augustin und den übrigen Vätern tiefer auf ihn wirkten, gehört Gerson, von welchem schon ein paar Mal die Rede war. Schmerzliche Sehnsucht nach Frieden in Gott war es gewesen, was Gerson zur Einkehr in sich selbst getrieben hatte. Er suchte und fand Heilung für die Wunden seiner Seele in der Mystik, die er als innere Erfahrungswissenschaft darzustellen und in Verbindung mit dem Nominalismus zu setzen suchte [1]). Luther begegnete demnach in ihm einem verwandten Geiste. Gerson war es, der ihn nach Staupitz auf die Mystik hinführte und von der Scholastik abwendete. Ein ähnliches Gemüthsbedürfniß wie das, das Gerson auf die mystische Theologie hingeleitet, zog ihn zu Gerson hin und er fand es in hohem Maaße bei ihm befriedigt, ohne daß übrigens die scholastische Mystik des pariser Kanzlers auf die Entwickelung seiner theologischen Begriffe wesentlichen Einfluß geübt hätte, so viel sich ersehen läßt. Heilung seiner Seelenwunden suchte und fand er bei ihm.

Es ergibt sich aus seinen Aeußerungen über ihn, aus welchen man zugleich erräth, welche gerson'sche Schriften es waren, die er oder die er doch vorzugsweis in dieser Zeit gelesen. Nämlich gewiß nicht die kirchenrechtlichen und politischen, sondern solche, welche das theologische Studium, das Dogma, das Mönchthum zum Gegenstande haben, exegetische oder moralische, am wahrscheinlichsten eine, von welcher er am meisten spricht, die nach seinen Aeußerungen den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint, und nach seiner Stimmung und seinen äußern Verhältnissen eben jetzt bei ihm am beruhigendsten wirken konnte.

---

1) Liebner, Gerson's mystische Theologie, in Studien und Kritiken, 1835, 279 ff.

„Gerson allein unter allen Lehrern der Kirche," sagt er, „hat von geistlichen Anfechtungen geschrieben; die andern allzumal haben nur leibliche Anfechtung gefühlt — er allein hat von Kleinmüthigkeit geschrieben, taugt und dienet allein die Gewissen zu trösten, indem er darthut, daß nicht Alles, einen Schöpler nicht anziehen, Horen versäumen, gleich eine Todsünde sei. Die papistische Fasten ist eine rechte Mordgrube, damit viel junger Leute verderbet sind gewesen, da die Leute straks ohne Unterschied einerlei Zeit halten, und einerlei Speise essen mußten insgemein durchaus. Also werden die natürlichen Kräfte verderbet. Daher der Gerson, der alte Lehrer zu Paris, ein Trostbüchlein schreiben mußte für die bekümmerten und angefochtenen Gewissen, daß sie nicht verzagten noch verzweifelten. Er konnte allein die Gewissen trösten und aufrichten, weil er es durch Erfahrung gelernt. Ist er als Mönch so weit nicht kommen, daß er den Gewissen hätte können Rath schaffen in Christo durchs Evangelium, hat er doch die Anfechtung und Noth durch Linderung des Gesetzes leichter gemacht. Er ist der Erste gewesen, der aus dem Gefängniß der menschlichen Satzungen gebrochen ist, die die Gewissen überladeten. Sonderlich Gerson hatte mit den Gewissen zu thun, die dadurch verwirrt waren, daß man geistlich und weltlich Recht in einander mengte und die äußerlichen vergänglichen Rechte gleich den innerlichen ewigen achtete. Gerson, der fromme ehrliche Doctor, lehrt unter den neuern Theologen allein, daß man in Anfechtungen der Teufelsgedanken, die das freundliche, tröstliche Bild des Versöhners aus den Augen rücken, sich entschlagen, mit dem Teufel nicht disputiren soll, und daß sie dann von selbst dahinfallen. Der Geist der Lästerung ward es genannt in den Klöstern, wenn die Gedanken vom Zorne Gottes wider die Sünde Ungeduld anrichteten und solche Klagen laut wurden: ach, warum sind wir geboren, warum ist es mit uns nicht wie mit den Thieren u. s. f. Auch dawider hat Gerson viel Tröstung. Viel wurde vom spekulativen Leben geschrieben und gelehrt, die Vornehmsten und Besten in den Klöstern machten sich viel damit zu schaffen. Gerson hat auch davon geschrieben und lobt es gar sehr. Mit ganzem Fleiß hab ich solche Bücher gelesen [1])."

1) Tischreden, Walch XXII, 875, 1219, 1501, 2071 ff. Von Ehe-

Ohne Zweifel hat Gerson auch durch diejenigen seiner Schriften, in welchen er die Kirchenfreiheit dem Papstthume gegenüber vertheidigt, auf ihn eingewirkt, doch ist es ebenso gewiß erst späterhin geschehen. Seine Stimmung in dieser Zeit und noch in den nächsten Jahren würde sonst nicht wohl zu begreifen sein. Aus eben diesem Grunde ist nicht wahrscheinlich, was Manche vermuthet haben, daß er noch im erfurter Kloster, namentlich durch Okkam auf gewisse helle Ideen geführt sei, worauf wir weiter unten kommen werden. Für jetzt hat sich der Einfluß der freieren Geister, mit welchen er allerdings in Berührung kam, sicher darauf beschränkt, ihn den Banden der engsten Mönchsgedanken zu entziehen und im Uebrigen Zündstoffe abweichender Begriffe in seine Seele zu werfen, die jedoch noch vollkommen ruheten. Im Uebrigen ist zu erinnern, daß die Schriften Gerson's, der ebenso sehr noch in seiner Zeit als über derselben stand, doch auch Vieles enthielten, was ganz geeignet war, ihn in seinem Gedankenkreise zu befestigen und auf einem sehr beschränkt-kirchlichen Standpunkte festzuhalten, ihm gerade unförderlich zu sein. Er ermahnte selbst späterhin die Zuhörer, was Gerson vom spekulativen Leben schreibe, mit Vorsicht zu lesen. Auch zu einem Exegeten konnte ihn Gerson so wenig bilden als die Väter. Seine Eingenommenheit und seine ungründliche Schriftauslegung hatten sich zu Konstanz gezeigt, indem er mitgeholfen, die Sätze aus Hussens Schriften auszuziehen, die dem Koncile vorgelegt wurden, um sie als ketzerisch zu verdammen. Seiner großen Befangenheit, trotz seines Zurückgehens auf die Schrift, und seiner Opposition wider das Papstthum wurde schon gedacht.

Rückblick. — Berufung nach Wittenberg.

Es ist nicht zu verkennen, daß Luther durch sein Mönchsleben sehr wesentlich aufgehalten und gehemmt worden ist. Auf

---

sachen, Plochm. XXIII, 152. Kurze Ausleg. des Jesaias zu Kap. 36, V. 11, Walch VI, 695 ff. Ausleg. des 90. Psalms zu V. 7, Walch V, 1132 Ausleg. der Genesis zu Kap. 19, V. 14, Walch I, 1883.

der andern Seite sehen wir ihn im dritten Jahre seines Mönchsstandes dennoch wesentlich vorgeschritten, ja umgewandelt. Abgesehen davon, daß er eine Masse positiver Kenntnisse sich angeeignet hatte, war er doch zu der Erkenntniß wenigstens schon ziemlich nahe hindurchgedrungen, die das eigentlich Reformatorische in ihm und seiner Zeit bildet: daß das wahre Christenthum nichts äußerlich Gesetztes, sondern innerlich Lebendiges, daß die wahre Quelle der Frömmigkeit der durch den Eindruck der Erscheinung des Erlösers entzündete Geist, die Christo ähnliche Gesinnung, das gläubige, auf Gottes Gnade vertrauende, von Liebe und Ehrfurcht Gottes durchdrungene Herz sei. Erfüllt von den Begriffen des veräußerlichten Katholicism, des Mönchsthums insbesondere war er gekommen. Jetzt stand er, obwol im letztern, doch schon als ein halb Gefreiter durch die Einsicht in die Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben da, die wenigstens in ihm begründet war, welcher er, wenn auch noch unsicher, doch nach dem innersten Seelenzuge sich zugewendet hatte. Der Gang, der bei so vielen Klerikern und Mönchen vorgekommen war — er selbst erwähnt solcher Beispiele, wie das des heil. Bernhard — [1]) daß sie, etwa einmal tödtlich krank oder in der Todesstunde an der Möncherei verzweifelten, wiederholte sich bei ihm weit früher, weil die vorgeschrittene Zeit die Gegensätze so viel früher in ihm aufgeweckt hatte, weil er schon seit seinen Universitätsjahren, so gläubig er in ihnen bleiben und so gewaltig und voll der Katholicism, das Mönchthum, der Geist des Mittelalters ihn gefaßt haben mochte, als er gelobte, Mönch zu werden, doch selbst in diesem Augenblicke und so auch während der Zeit seiner eifernden Gesinnung im Kloster die zweifel- und reflexionslose Sicherheit und Hingebung des Glaubens der frühern mittleren Jahrhunderte nicht haben konnte; weil er Todesangst um das ewige Heil schon so früh und oft empfand. Die Tiefe und Kraft der deutschen Art, deutsche Innigkeit und Treue, Hängen am Ueberkommenen und Eingewöhnten und grübelndes einseitiges Versenken in das Innere, das Gemüths- und Seelenleben, hindern ihn, so leicht wegzuwerfen oder zu finden, was die Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, der

1) Walch XIX, 2315.

gemeine Verstand oder eine lebendigere, frischere und gesundere geistige Regsamkeit viel leichter weggeworfen, gefunden hätte. Er läßt nicht leichthin das Geglaubte und Verehrte fahren, enttäuscht das Echte mit dem Schlechten beseitigend, dem er nur schwer und zögernd entsagt, in dem Maße als jenes in Fülle und Schöne ihm erscheint. Mit deutscher Ausdauer und eisernem Fleiße sehen wir ihn dem Kerne nachforschen. Der auf das Innerliche gehende deutsche Freiheitssinn lebt auch in ihm, sträubt sich gegen das blos äußerlich Gesetzte, sofern es das innerste Gemüthsleben ohne Uebereinstimmung damit beherrschen will, sucht die Fesseln zu zerbrechen, sobald ein Widerspruch der Idee und der Satzung ins Bewußtsein zu treten beginnt. Dies hat bei ihm in dieser Zeit angefangen. Er fühlt die Tyrannei der Satzung, sie quält, martert ihn grenzenlos, er sucht Linderung gegen die Pein, welche sie ihm erregt, und in dem Troste, den er sucht und findet, beginnt er sich ihr zu entziehen. Unruhe, Unbehagen, Schmerz erregt sie ihm, freilich noch keinen Haß. Prüfung des als Wahrheit oder Vorschrift äußerlich Gesetzten, nach Begriffen oder Grundsätzen, die im eigenen denkenden Geiste gefunden worden, das Finden und Aneignen von solchen unter Verwerfung des äußerlich Gesetzten, Selbstbestimmung in Sachen des Meinens und Glaubens ist Geistesfreiheit, und eben Zeichen und Stufen derselben sind es bei ihm, daß er von der scholastisch-mönchischen Denkart sich losringt und der Schrift und Schriftwahrheit sich zuwendet. Denn wenn er ihr auch als einer neuen Autorität sich unterwirft, so geschieht es doch mit vollkommenster Zustimmung seines Geistes, weil er ihn in der Schrift wiederfindet. Doch wie stark hat sich auch der deutsche Hang zum Dienen, Gehorchen, Hingeben an Autorität seiner bemächtigt, wie schwer wird es ihm, sich demselben zu entziehen. Wie tief ist er noch im blindesten Glauben, in knechtischer Unterwürfigkeit befangen. Eine durch und durch deutsche, vor allem aber eine religiöse Natur, wie dies in seiner gesammten Entwickelung stets in den vordersten Vordergrund tritt.

Er war ins Kloster gegangen, weil er geglaubt dort um so mehr fromm leben und Gottes Wort lernen zu können. Dieses Doppelziel hatte er, ohne einen Augenblick rechts oder links zu sehen, im Auge behalten, es unermüdlich, mit rastloser höch-

ster Anstrengung, in fortwährender Unruhe und Leidenschaftlichkeit, unter unaufhörlichen innern Bedrängnissen verfolgt. Auf diese und ihre Beendigung, die Befriedigung eines ängstenden Gemüthsbedürfnisses, bezogen sich alle seine Studien — jene Studien der Schrift, der Scholastik, der Väter, wobei er durch ein Labyrinth früh eingesogener, vielfach genährter irrender Begriffe, durch einen unendlichen Wust todter Gelehrsamkeit sich durchzuarbeiten hatte, wobei ihm so große Hindernisse in den Weg traten, nur so dürftige Hülfsmittel zu Gebot standen, so wenig Förderung zu Theil wurde, woneben er Stunden, Tage und Nächte der Askese, der Erfüllung der geistlosesten Ordenspflichten widmete. Und schon deshalb war sein Geist rastlos thätig, weil sein Gemüth in unausgesetzter Spannung war. Eben darum aber und weil er zum Trost eines unsäglich geängsteten Herzens las und forschte, prägte sich ihm Das, was er ergriff, unauslöschlich ins Gedächtniß ein, ergriff und hielt er es fest nicht blos mit dem Verstande, sondern im innersten Gemüthe, als eigenste Erfahrung. Von ihr getrennt ist er gar nicht zu denken, womit seine Schwäche und seine Schwächen namentlich als Theolog zusammenhängen. Allein sie wurde auch das Mark und die Triebkraft seines Wesens und seiner Wirksamkeit, hat ihn insbesondere zum großen Kirchenlehrer gemacht. Er verglich daher auch mit Recht diese Erfahrung und im besondern ihren lebendigsten Ausdruck, seine Bußkämpfe, seine „Anfechtungen," mit der Praxis, die bei dem Arzte zur Theorie hinzukommen müsse, wenn er seine Kunst recht eigentlich inne haben solle. „Ich habe," sagt er, „meine Theologiam nicht auf einmal gelernt, sondern hab immer tiefer und tiefer grübeln müssen; dazu haben mich meine Anfechtungen gebracht, ohne Uebung und Erfahrung lernet man's nicht. Ich will dir anzeigen eine rechte Weise in der Theologia zu studiren, der ich mich geübt habe. Es ist die Weise, die der 119. Psalm lehrt, da wirst du drei Regeln innen finden, durch den ganzen Psalm reichlich vorgestellt, und heißen also: Oratio, meditatio, tentatio." (Ebenso Augustin in seinen Bekenntnissen.) „Wenn wir ohne Anfechtung sind, lernen wir nichts, nehmen gar nicht zu. Sie sind die Uebung und Ritterschaft der Christen, dadurch wir erkennen, daß wir unter dem Schutze der heiligen Engel sind

und daß auch die härtesten Anfechtungen uns nicht schaden. Das ist unsre Theologie, die man nicht so leicht und bald lernen kann, sondern allezeit muß man zu Felde liegen und wider den Teufel streiten, der sich unterstehet, uns vom Worte abzuziehen und unsern Glauben zu schwächen [1])."

Staupitzens Wort, die Anfechtungen wären ihm gut, bewährte sich im weitesten Sinne an ihm. In seinen Kämpfen um Gewißheit des Geistes und um Gewissensberuhigung keimte und wuchs seine Erfahrungs- und Herzenstheologie sammt den Gefahren und Schwächen der Einseitigkeit oder welche sonst mit einer solchen verbunden zu sein pflegen, aber auch seine Glaubenskraft, sein Innigstes u. Tiefstes, Das, worin seine Stärke und Größe eigentlichst lag. Eben daß er so schmerzlich seine Sünde fühlte, daß er die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen, ihrer ledig zu werden, daß er bis zum Herzbluten und Verzweifeln die Nichtbefriedigung der herrschenden Lehre empfand — eben das trieb ihn zu dem tiefen Eindringen, dem allseitigern unermüdlichen wie leidenschaftlichen Suchen an, in welchem er die reinere Auffassung des christlichen Glaubens, oder sagen wir lieber den, ein neues schaffendes Lebensprincip in sich schließenden Glauben fand, dessen er zur Seelenstillung bedurfte; eben das erweckte ihm die Kämpfe, worin er sich dieses Glaubens wie eines Eroberten bemächtigte, seine Kraft und die eigne erprobte. „Laß den Teufel nur plagen und schrecken mit schweren Anfechtungen, die blödes Gewissens sind, es muß doch ihnen nicht schaden. Denn es sind nicht solche, die Gott schrecken und verdammen will als rohe Leute, sondern furchtsame und weiche Herzen, die gerne Trost hätten und nicht finden können, bis so lange ihnen Gott heraushilft und mit seinem Worte tröstet [2]). Gott richtet niemand auf, stärkt und tröstet auch niemand, denn alleine Die, so bis in den Tod betrübt sind. Denn das Wort des Lebens und Heils gehört Denen zu, die in Angst und Verzweiflung sind, zu welchen recht gesagt wird, sei getrost, verzage

---

1) Tischreden, Walch XXII, 939. Hauspostille, Plochm. I, 69. Auslegung der Genesis zu Kap. 17, V. 18, Walch II, 294.

2) Vermischte Predigten, Plochm. XVI, 6.

nicht [1]). Die Mißgeburt der Lehrsätze von den Genugthuungen kann nicht ausgerottet, ja nicht einmal erkannt werden, wo einer nicht die gewaltigen Anfechtungen des Todes, der Hölle, des Gewissens, der ewigen Gnadenwahl empfindet [2]). Außer solcher Erfahrung versteht man nicht, was des Glaubens Kraft sei. Daß die Welt die Lehre vom Glauben gering achtet, das machet, daß sie sicher und ruchlos dahin gehet, und nicht weiß noch erfahren hat, was Schrecken und Sünde und ein verzagt Gewissen thut; aber hernach, wenn sie der Tod und Schrecken übereilet, so weiß sie keinen Rath, und fällt plötzlich in Verzweiflung, und müssen alsdenn, wenn es zu lang geharret, wol erfahren, was für ein Ding ist um den Glauben, das sie zuvor nicht gewußt; nämlich, daß es nicht sind todte Buchstaben, oder Worte auf der Zungen, oder ein lediger Gedanken und Wahn, den die Papisten Glauben heißen; sondern ein unerschrockener, unverzagter Muth, der da könne mit ganzem Erwägen des Herzens trotzen auf Christum wider Sünde, Tod und die Hölle [3]). Wer der Anfechtung entronnen ist, denkt, wie habe ich doch einen so gnädigen Gott; ich war schon verzagt und ging in die Hölle hinab, nun aber sehe ich, daß mir dieser Kampf zum Leben nütze gewesen. Zu solchem Erkenntniß Gottes gehört aber Erfahrung, sonst kann man es nicht verstehen noch Andere trösten [4]). Gottes Zorn fühlen ist ein Anfang zur Seligkeit, wenn man keine Seligkeit siehet vor der Sünde; denn also werden wir zubereitet gleichwie der Acker mit dem Pfluge, den göttlichen Samen zu empfangen, welches Frucht ist das ewige Leben [5]). Der Name Christi hat mir öfter geholfen, da niemand helfen konnte; so habe ich für mich die Sache und die Worte, die Erfahrung und die Schrift, und Gott gab mir beides reichlich: ist mir aber auch sehr sauer geworden durch Anfechtung, das ist

---

1) Auslegung der Genesis zu Kap. 46, V. 2—4, Walch II, 2584.

2) Auslegung der 22 ersten Psalmen zu Ps. 14, V. 1, Walch IV, 1074.

3) Kirchenpostille, Plochm. XII, 208.

4) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 32, V. 32, Walch II, 1182 ff.

5) Ausleg. des 90. Psalms zu V. 12, Walch V, 1154.

mir sehr gut gewesen [1])." Er möge es ohne Ruhm sagen, allein seine Anfechtungen hätten ihn predigen und trösten gelehrt, denn er wüßte keine, die er nicht versucht und gefühlt, ausgenommen den Geiz [2]).

Die Frage, was aus ihm geworden sein dürfte, wenn er im Kloster zu Erfurt geblieben wäre, beantwortet die Geschichte ebenso wenig wie die, was aus ihm geworden wäre, wenn er nicht den geistlichen Stand erwählt hätte, denn er war wie er eben hierdurch zum sehr großen Theil geworden. Jedoch ergibt sich aus dem Thatsächlichen so viel, daß man sagen muß: er bedurfte zu einer rascheren, richtigern, d. h. seinen Anlagen und Kräften angemessenern und mehrseitigern Entwickelung einer freieren Bewegung, einer frischeren Luft, einer mehreren Förderung und Anregung, als die war, deren er innerhalb der Mauern des erfurter Augustinerklosters genoß.

Ihm wurde, was ihm gebrach, und zwar ohne seinen Willen, ohne daß er es vorbereitet oder auch nur geahnt hätte, von außen her, während er sich als einen der Welt abgestorbenen Mönch dachte. Kaum selbst wissend, wie ihm geschah, hatte er sich zur höchsten Ueberraschung seiner Angehörigen und Freunde aus dem lebendigen Treiben der Welt in die klösterliche Stille hineinreißen lassen: überraschend für ihn und Jedermann ward er ebenso plötzlich aus der klösterlichen Stille wieder hinaus auf den Schauplatz der Welt, mitten in einen der bewegtesten Kreise des deutschen Lebens jener Zeit versetzt. Er wurde an die Universität Wittenberg berufen und folgte dem Rufe oder dem Geheiße Staupitzens; denn Staupitz war es, durch welchen diese neue Wendung seines Lebensganges vermittelt wurde.

Die neu gestiftete Universität zu Wittenberg leuchtete schon hell hervor unter den Pflegstätten der Wissenschaft. Durch ihn sollte ihr Licht seinen völligen Glanz, und die Wärme, die Gluth erhalten, nicht nur erleuchtende Strahlen in die aus dem Mittelalter hinausringende Welt zu werfen, sondern zu zünden in der Nation, der Kirche. Eine Erneuerung des deutschen und christ-

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 385.

2) *Götze*, 40, De domesticis Lutheri singularia.

lichen Geistes sollte durch ihn von Wittenberg ausgehen, wie sie, trotz aller hochgespannten Erwartung vom letztern, nicht geahnt wurde. Von ihm selber am wenigsten. Man war ihm dort schon weit voraus, der noch so viel weiter zu führen bestimmt war. Er ging mit einem nicht unbedeutenden, doch sehr mangelhaften Wissen, einer sehr dürftigen und einseitigen Bildung und Richtung, hin und her taumelnd zwischen Licht und Finsterniß, mit engen Mönchsgedanken, noch ganz Mönch, noch halb zerschlagen, aber mit einem hohen Sinne, einem Arbeit gewohnten, durch Mühe und Kampf zubereiteten Geiste und Gemüthe, einer schon errungenen, mächtig anwachsenden, aus der innersten Gemüthstiefe hervorquillenden Glaubenskraft, wie sie Dem nothwendig, der die Geister und Gemüther der Vielen im Innersten ergreifen, zu sich emporheben, mit sich fortziehen, eine große Entwickelung, einen Riesenfortschritt herbeiführen, eine neue Schöpfung, eine neue Gemeinschaft, zumal in dem Gebiete des religiösen Lebens gründen will oder soll. Er war dazu befähigt, obwol er noch weit zurückstand, gerade weil er das vergehende Alte und den Uebergang in das werdende Neue so völlig und so vordringend in sich nicht etwa durchgemacht und durchgelebt hatte, sondern weil er hierin noch begriffen war. Er war dazu befähigt eben nach an sich selbst beklagenswerthen Verirrungen, in der Demuth und Zerschlagenheit des Mönchs und Büßers, des schwer Angefochtenen und Bewährten, dessen „edle Seele selbst vor dem Schatten des Bösen erschrocken," aber vor keiner Schwierigkeit, keiner Prüfung zurückgebebt war; dazu befähigt, als Mönch in der religiösen Stimmung einer klösterlich gehaltenen Seele, die „immer noch am meisten erlaubte, die Energie des Unwillens über den zum Christenthume in der Kirche hinzugekommenen Unrath zu gewinnen, welche erfoderlich war zur gründlichen Reinigung; dazu befähigt als Augustiner und tief durchdrungen von der augustinisch-pauliniſchen Auffassung der christlichen Erlösungs-, Rechtfertigungs- und Heilslehre; als Thüringer-Sachse, nun versetzt noch weiter nach Norddeutschland hinein, in die Hauptstadt des ersten unter den sächsischen Ländern [1]).

1) Planck a. a. O. I, 56. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, III, 3.

Wir schließen hier und eröffnen den Hinblick auf seinen in den folgenden Büchern zu betrachtenden neuen Lebensabschnitt mit eigenen Worten von ihm, die wir angemessen darauf beziehen mögen. „Gott hat sich unser erbarmet, sagte er im J. 1534, und uns zu Gnaden genommen, und dazu durch seinen Heiligen Geist uns beruffen, dass Christus durch uns offenbaret ist und viel grössere Gaben uns gegeben, die andern nicht gegeben sind. Und können uns mit Paulo rühmen, dass Gott durch uns das Evangelium wieder an Tag bracht, und so weit ausgebreitet hat, dass sie uns dennoch müssen den Trotz lassen, daß wir ehe, denn sie, dazu kommen sind und das Evangelium gepredigt haben, daß sie vielleicht nichts davon wüßten, wo wir's nicht zuvor in die Welt bracht hätten. Hätte es Gott wollen anders machen, so hätte er sie wol vorgezogen und heißen reden vor andern, daß wir müssen schweigen und sie hören. So thut es Gott auch darum, daß er solche arme Sünder dazu erwählet, wie St. Paulus und wir gewesen sind, daß er der Klügler Vermessenheit und Dünkel wehre. Denn er will nicht solche sichere, vermessene Geister dazu haben; sondern solche Leute, die zuvor wohl durch die Rolle gezogen, versucht und gebrochen sind, und solches wissen und bekennen müssen, daß sie böse Buben gewesen sind, wie St. Paulus gewesen war, und mit solchen Sünden beladen, die rechte große Sünden heißen vor Gott, als Gottes und des Herrn Christi Feinde; auf daß sie in der Demuth bleiben, und nicht sich vermessen noch rühmen können (wie jene unversuchte Geister thun), sie sein so fromm, heilig, gelehrt gewesen, daß sie Gott dazu erwählet habe; sondern, daß er allzeit den Ruhm und Trotz behalte, daß er zu ihnen könne sagen, wenn sie auch wollten stolz werden: Lieber, was habt ihr, darauf ihr wollt pochen? Oder: wider wen wollt ihr stolzieren? Wisset ihr nicht, was ihr für Leute gewesen seid, und beide wider mich und die Christenheit gethan, und vieler Leute Blut auf euren Hals geladen habt? Oder: wollt ihr vergessen, was ich euch für Gnade und Barmherzigkeit erzeigt habe[1])?"

1) Ausleg. des 15. Kapitels des ersten Korintherbriefs zu V. 8. 9. 10. Walch VIII, 1191 f

Er war „wohl versucht und gebrochen“: das Ergebniß seiner erfurter Mönchsjahre. So ging er nach Wittenberg, wo sich aus seiner Demuth seine höchste Kraft entwickelte, wo er Der werden sollte, als dessen Wahrwort seine Aeußerung gelten kann: „Wie ich mich vor Gott von Herzen bücke und demüthige, so bin ich wider den Teufel und die Welt stolz, trotzig und hoffärtig im Herrn, verachte alle ihre Gefahr, List und Gewalt mit einander [1]).“

1) Ausleg. des 51 Psalms zu V. 12, Walch V. 860.

Drittes Buch.

Wittenberger Anfänge und Fortschritte bis zu den Ursprüngen des Ablaßstreites.

1508—1516.

Erstes Hauptstück.

Zustände in Wittenberg. — Luther's Anfänge.

1508—1510.

Vormerkung. — Kurfürst Friedrich der Weise. — Die Schloßkirche zu Wittenberg. — Friedrich's Frömmigkeit. — Kirchliche Zustände, reformatorische Gesinnung und Strebungen in Sachsen. — Die wittenberger Universität (Veranlassungen und Pläne). — Die Stadt Wittenberg. — Die Universität (erste Einrichtungen). — Die frühesten Lehrer und Lebenszeichen der Universität. — Hergang der Berufung Luther's. — Der Zeitpunkt. — Richtung und Stimmung Luther's. — Der erste Eindruck, aristotelische Vorlesungen, das theologische Bakkalaureat. — Erste Predigten. — Angestrengte Thätigkeit, mönchischer Eifer. — Erfolge.

Vormerkung.

Wir vergegenwärtigen uns vor allen Dingen den Schauplatz der neuen Entwickelung und Thätigkeit der weltgeschichtlichen Wirksamkeit Luther's. Dies war und blieb Wittenberg, wo, als an seinem dauernden Wohnsitze, fortan mit nur jeweiligen Unterbrechungen sein irdisches Dasein verlief. Stadt und Universität wurden hauptsächlich durch ihn zu ihrer vorragenden Bedeutung erhoben. Die Verhältnisse und Zustände in Wittenberg, die Persönlichkeiten, mit welchen er dort in Berührung kam und zum Theil die innigsten Verbindungen anknüpfte, wirkten vielfach und

wesentlich auf ihn ein, zu jeder Zeit und ohne Zweifel auch gerade in den ersten Jahren, in welchen seine Fortbildung noch am wenigsten eine selbständige, sein Auftreten noch am unsichersten, seine Richtung noch am unbestimmtesten war, sich erst zu entscheiden und festzusetzen anfing. Wir werden von ihm und seiner Entwickelung in dieser Zeit eine um so deutlichere Vorstellung gewinnen, wenn wir uns die Einflüsse vor Augen halten, in deren Bereich er trat. Wir werden seine Eigenthümlichkeit und Kraft, sein Streben und Wirken richtiger zu beurtheilen und zu messen im Stande sein, wenn uns die Zustände und Personen gegenwärtig sind, auf welche er seinerseits Einfluß übte. Es mag scheinen oder sein, daß ich lange, zu lange dabei aufhalte. Aber mir däucht, wir sollten das Wittenberg dieser Zeit so genau als nur immer möglich kennen zu lernen suchen. Es ist der Punkt, von welchem aus ganz Deutschland in ein Schlachtfeld seiner größesten geistigen Völkerschlacht verwandelt wurde; der örtliche Mittelpunkt der wichtigsten Bewegung unsers Nationallebens, die in seinen Verhältnissen sich entspann; der feste Standpunkt des Bewegers und Führers, des geistigen Kriegsfürsten.

Bei Dem, was hier zu sagen ist, werden wir am angemessensten von einem Blicke auf die Persönlichkeit des Kurfürsten Friedrich ausgehen, der, fördernd und auch hemmend, so unendlich bedeutsam für Luther, Luther's Wirksamkeit und deren Erfolge und — ein Fürst von seltenen Gaben und Verdienst — durch Luther, den größern Mann, so viel bedeutender und größer in der Geschichte geworden ist; der bis zu seinem Ableben den Thaten Luther's und des Volks, deren Glanz auf ihn zurückfiel, nach Vermögen den Boden ebnete, den Raum freihielt und einen, wenn auch nicht immer kräftigen und entschlossenen, bisweilen nur zagenden, ja zweideutigen, doch wirksamen und dankenswerthen Schutz lieh, und zum Lohne dafür einen Ruhm in der geschichtlichen und Volksüberlieferung erlangt hat, der das Gebührende eher überschreitet, als daß er es nicht erreichte. Von Luther's allmählig und bis 1517 sich ausbildendem Verhältnisse zu ihm darf an dieser Stelle noch nicht die Rede sein. Manches würde hier über ihn nicht gesagt werden, wenn dieses Werk nicht, wenigstens vorerst, mit jenem Jahre schließen sollte; Anderes

wird nicht oder blos andeutend berührt werden, weil es uns jetzt nur gilt, durch das Nothwendigste vom Kurfürsten das Verständniß des Nachfolgenden zu erleichtern, insbesondere die wittenberger Zustände zu veranschaulichen und eine Grundlage zur Würdigung der Verbindung und Wechselwirkung, welche zwischen Friedrich und Luther begann, und des Eindrucks zu erhalten, welchen der Fürst bei dem Mönche hervorbrachte.

Kurfürst Friedrich der Weise.

Die nöthigsten Andeutungen über die Verhältnisse des Herzogthums und Kurfürstenthums Sachsen sind im ersten Buche gegeben. Auch ist dort bereits gesagt, daß der dritte Friedrich 1463 — er war also zwanzig Jahre älter als Luther — geboren und 1486 seinem Vater in der Regierung gefolgt sei. Er hatte mit seinen Brüdern, dem Kurfürsten Administrator Albrecht zu Mainz, dem magdeburger Erzbischofe Ernst und Johann (dem Beständigen), der gleichfalls, doch erst späterhin, in der Geschichte Luther's und der Reformation sehr bedeutend wurde, eine gelehrte Erziehung auf der Stiftsschule zu Grimma, dann durch einen Privatlehrer, Ulrich Kemmerlin, erhalten. Er verstand, schrieb auch und sprach lateinisch und französisch. Manchen Spruch aus den römischen Schriftstellern, dem Terenz und Kato namentlich, hatte er schon seit seiner Jugend dem Gedächtniß eingeprägt. Mit Johann regierte er gemeinschaftlich, doch so, daß er die Hauptleitung der Geschäfte hatte. Die Kur nebst dem Herzogthume Sachsen war ihm ausschließend zu Theil geworden. Bei den Versuchen der Zeit, das Reichswesen wieder in Ordnung und insbesondere Festigkeit in die Stellung des Kaisers und der Stände zu bringen, war er nach Berthold von Mainz der einflußreichste Leiter. 1496 führte er das Reichsvikariat, 1500 trat er an die Spitze des Reichsregiments zu Nürnberg, erhielt er die große und kleine Komitiv vom Kaiser; 1507 bei abermaliger Abwesenheit des letztern ernannte ihn Max zum Reichsgeneralstatthalter mit einer angemessenen Besoldung. Er leitete die Reichsgeschäfte ein Jahr lang zur Zufriedenheit des Oberhaupts. 1509 lehnte er das ihm angetragene

Reichsgeneral-Feldmarschallamt im Kriege gegen die Venetianer ab. Doch hörte in unserm ganzen Zeitabschnitte — bis 1517 — seine Theilnahme an den Reichsgeschäften keineswegs auf. Späterhin sollte sie noch bedeutsamer hervortreten. Dreißig Reichstagen hat er in seiner Regierungszeit beigewohnt. Auch auf die europäischen Angelegenheiten wirkte er ein; mehrfach wurde seine Vermittelung bei den Händeln Maximilian's mit auswärtigen Häuptern in Anspruch genommen. Trefflich verwaltete er sein Land, mehrte die Macht des Kurstaats. Bei Maximilian, dem er auch verwandt war, bei den Ständen des Reichs, in ganz Deutschland und auch im Auslande stand er in hohem Ansehen[1]).

Die Geschichte hat ihm den Namen des Weisen beigelegt; nicht gerade mit Unrecht, obwol es seine eigenthümliche Art noch richtiger bezeichnen möchte, wenn ihn sein Lebensbeschreiber Spalatin mit Fabius dem Zauderer vergleicht. Schon unsere Erzählung wird, ihre Fortsetzung wird noch deutlicher zeigen, daß er hoch, jedoch nicht ganz auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand, ihren Ereignissen, dem Sinn und Streben der Nation nicht völlig gewachsen, und ob auch eine sehr bedeutende Persönlichkeit, einer der bedeutendsten unter den Zeitgenossen, der Liebe und Verehrung würdig, ja groß in einzelnen Zügen und Stunden, nicht überhaupt und im eigentlichen Sinne groß war. Es braucht nicht nach dem lutherischen Fürst Wildpret im Himmel[2])! zu gehen, er ist dennoch ausgezeichneten Lobes werth. Tief durchdrungen war er von seinen Fürstenpflichten. Voller Ernst war es bei ihm, daß er in sein Schlafzimmer an die Wand das homerische „Einem der für Land und Leute zu wachen hat stehet nicht zu die ganze Nacht zu schlafen" geschrieben hatte. Es bezeichnet ihn, daß er mit Wohlgefallen Luther's Schrift: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei? aufnahm; eine Schrift, die unter der großen Mehrzahl der Regenten

1) Spalatin, Leben Friedrich's, 6, 26. Weiße, Gesch. der churſächsischen Staaten, III, 5, II ff. Böttticher, Gesch. des Kurstaates und Königreichs Sachsen, I, 365 ff. Gretschel, Gesch. des sächsischen Volks und Staats, 376. K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen, VIII, 190.

2) Ob Kriegsleute auch in einem seligen Stande sein können? Plochm. XXII, 274. An die Pfarrherren, wider den Wucher zu predigen, Plochm. XXIII, 329.

und fast zu jeder anderen Zeit, obwol sie genau gewogen in guter Gesinnung oder weil sie in wahrhaft guter Gesinnung ohne Rückhalt geschrieben ist, den Verfasser als Majestätsverbrecher in Kerker und Banden geführt haben würde. Allein er wurde und wird auch jetzt noch oft schlecht, weil gedankenlos gelobt, wie neben ihm Luther dasselbe Schicksal gehabt hat. Das Lob ist ihm wol überreichlich zu Theil geworden, nach deutscher Art, Blödigkeit und Ungeschick, viel eher die Wahrheit des Urtheils und der eignen Geschichte zu trüben, als völlige Urtheilsgerechtigkeit gegen einen geliebten und bewunderten Fürsten zu üben. Sodann wurden von Friedrich eben die Gelehrten, die Schriftsteller, die Geschichtschreiber so sehr begünstigt. Sie vor Allen waren seines Ruhms voll und waren damals überschwänglich im Lobe der Fürsten, die der Wissenschaften sich annahmen. Nur wenig, nur ein leiser Tadel klang in den Urtheilen über ihn durch. Manche wollten es ihm nicht zum Besten deuten, daß er „nicht gern Leute hörte." Weltmännisch zurückhaltend, erschien er zu unzugänglich dem Volke. Dann mißfiel auch wol, wie Luther einmal nicht ohne Zurechtweisung der Tadler bemerkt, seine „Sanftmüthigkeit und Lindigkeit," daß er „ein so friedlich, geruhig und eingezogen Regiment und Hof führte." Nicht ganz fehlte die damals allgemeine Klage über anwachsende Steuerbürde, veranlaßt nicht blos durch Reichssteuern und Söldnerwesen, sondern namentlich auch durch Kostspieligkeit des Hofhalts. Noch 1517 mahnt Luther ihn ab, eine beabsichtigte neue und schwerere Auflage nicht auszuschreiben. Schon die vorhergehende habe ihn „so viel gutes Geruchts, Namen und Gunst beraubt." Er nennt ihn einen „züchtigen Herren, der mit Frauenzimmern nicht viel zu schaffen gehabt," und die Züchtigkeit „eine seltsame Gabe an großen Herren, Königen und Fürsten." Einzelne außereheliche Verbindungen kamen vor, doch ging es damit sehr still zu. Friedrich war nie vermählt. Einst hatten die „Räthe und die vom Adel" ihn beredet, sich mit einer Herzogin von Jülich zu vermählen. Er sendete Staupitz, und „ließ das Freien anstehen," als dieser seine Meinung dahin abgegeben, sie „reime sich nicht zu ihm." Auch Luther rügte, daß die an den damaligen Höfen herrschende Trunkliebe von dem seinigen nicht gänzlich verbannt war. Kälte und Strenge gegen die Hofleute, die er jedoch in

Gegenwart fremder Personen abzulegen pflegte, mochte jenen tadelnswerth, Andern lobwürdig erscheinen. So sprachen Manche Mißbilligung über allzugroße Verzögerung der Geschäfte aus, wo Andere nur preiswürdige oder doch entschuldbare Vorsicht, ja Weisheit erblickten [1]).

Alle diese Flecken konnten an sich selbst nicht zu sehr gegen ihn einnehmen und mußten um so leichter übersehen werden, da sie durch zahlreiche helle Lichtseiten weit überwogen wurden, neben welchen die Schatten fast gänzlich und umsomehr verschwanden, weil er seine Vorzüge vor den meisten andern Fürsten voraus hatte. Eine patriotische Anschauung und Gesinnung wie in dem sächsischen Herzoge Albrecht lebte in ihm nicht, so viel er in Reichssachen gethan, so ergeben er Maximilian, so gut deutsch seine Sinnesart war. Er zeigte seine Deutschheit bei der Kaiserwahl Karl's V., und schon früher, um nur das Eine herauszuheben, als er anordnete, daß in der Kanzlei des Reichskammergerichts alle Verhandlungen in deutscher Sprache geführt werden sollten. Gewiß lag das Reich, das Gemeinwohl Deutschlands ihm an; doch nicht im Sinne der Patrioten. Er wußte keinen bessern Rath dafür, als den er in seiner öffentlichen Thätigkeit geltend machte; die höchste echte Hingebung und Aufopferungsfähigkeit war nicht in seiner Art. Die Rücksicht auf Behauptung und Erhöhung der Territorialfürstenmacht überwog bei ihm wie bei seinen Mitfürsten, und wol noch stärker als bei den meisten. Mehr und mehr trat er an die Spitze der ständischen Bestrebungen, das Fürstenthum mit dem Königthume auf gleicher Höhe zu erhalten oder vielmehr es zu erheben über dasselbe. Er hatte wesentlich mitgewirkt zu den Ergebnissen des augsburger Reichstags vom Jahre 1500, der das königliche Ansehen noch enger einschränkte, das Uebergewicht der Macht im Reiche den Ständen, hauptsächlich den Kurfürsten zuwendete und die Unordnungen veranlaßte, in welchen so ziemlich die letzten Hoffnungen zu Grunde gingen, auf dem bisherigen Wege das Ziel der politischen Reform Deutschlands zu erreichen. Es war patriotisch, daß

1) Spalatin a. a. O. 39. Gretschel a. a. O. 417. Weiße a. a. O. 69, 187. Tischreden, Walch XXII, 284, 1888 f. De Wette I, 77.

er sich nach Maximilian's Tode der Wahl des französischen Königs widersetzte. Dieses aber und daß er als Wähler Geschenke zurückwies, hätte man ihm nie so hoch anrechnen und nicht so laut preisen sollen. Es war nur gewöhnliche Schuldigkeit, es deutet auf gänzlich verkommene schämenswerthe öffentliche Zustände, die einer an die Wurzel greifenden Besserung bedurften, an welche er nicht dachte. Bei einem geordneten Verfassungswesen würde die besser vertretene Nation nicht auf den Gedanken, noch in die Verlegenheit gerathen sein, einen ausländischen Fürsten auf die Wahl zu bringen oder zwischen einem Franzosen und Spanier wählen zu müssen. Es war die Folge der Ansichten und des Verhaltens der deutschen Fürsten, Friedrich's namentlich, der sie führte in den Reichssachen und den Ruhm davon hatte. Bei Karl's V. gepriesener und doch verfehlter Erwählung wurde dieser als der erste Kaiser eben auf Friedrich's Betrieb durch eine Wahlkapitulation gebunden, welche, zunächst in nöthiger Vorsicht bestimmt, den Mißbrauch der Kaisermacht zu einem spanisch-despotischen Regiment abzuwenden, die Befugnisse des Oberhaupts insbesondere zum Vortheil der Kurfürsten, wozu keine Noth, noch mehr einengte, ein Vorgang, der die Herstellung der Königsgewalt fortan so gut wie unmöglich machte. Allein die kurfürstlichen Räthe, Hofleute und Hofpublicisten fanden eben in dem Allen späterhin wie schon zu dieser Zeit besondere Gründe des Lobes und Luther gerieth sehr bald mitten in den Bereich ihrer Einflüsse hinein. Wittenberg war nicht der Ort, seine wittenberger Verbindungen waren nicht der Art, ihn mit andern politischen und staatsrechtlichen Ansichten bekannt und vertraut zu machen, als eben den territorialfürstlichen. Ein Zweifel an den Verdiensten, der Weisheit des Kurfürsten hätte ihm von dieser Seite am wenigsten kommen können. Stets hatte er den Segen der Fürstenhoheit und Regierung in einem Musterbilde nahe vor Augen, während er die vielen Schattenbilder derselben nur aus der Ferne sah. Zudem fehlte es eben hier im Mittelpunkte des sächsischen Kurstaats unter diesem Regenten so wenig als irgendwo in Deutschland am „Geprassel" der an das Reich, als wäre es ein Reich, erinnernden Titel und Würden und alle Dem, was zusammenkam, die Nation über ihr Staatswesen zu täuschen und irrezuführen. Es ist sehr bezeichnend, daß Friedrich,

gerade als er bewirkt, daß dem Haupte durch die Wahlkapitulation die Hände noch fester gebunden wurden, und ohne Frage ganz ehrlich das tönende, sein gänzliches Mißverständniß der Lage der Dinge bekundende Wort sprach: „Gott hat uns einen Kaiser gegeben zu Gnaden und Ungnaden." Kleine Schwächen an ihm zu entdecken oder große zu finden, dazu trat ihm Luther persönlich niemals nahe genug. Er kam mit dem günstigsten Vorurtheile für ihn, in dessen Gebiete die Grafschaft Mansfeld lag, der sich einen Landgrafen von Thüringen nannte, dessen Fürstenschaft durch ihre Berechtigungen auch nach Erfurt reichte, in dessen Regierungszeit er herangewachsen war. In allen deutschen Landen und hier zumal ward Friedrich's Name mit großen Ehren genannt. Welch ein Fürst — der erste nach dem Kaiser durch Ansehen, Ruhm, Würden — Herzog in Sachsen, Wähler, Erzmarschall, Reichsverweser, Leiter des Reichsregiments, eben jetzt Generalstatthalter und Gründer und Schützer der neuen Universität. Vor Allem Wittenberg, die ganze gelehrte Welt war gerade seit dieser Zeit seines Lobes voll. Mit mehreren der bedeutendsten Männer und die Bewunderer Friedrich's waren und ihm nahe standen, war und wurde Luther bald bekannt, vertraut [1]).

Man kann annehmen, daß ihm Staupitz den Fürsten gerühmt hatte. Spalatin, sein Studiengenosse in Erfurt, trat von nun an in die engste Verbindung mit ihm wie mit dem kurfürstlichen Hofe. Als Lebensbeschreiber Friedrich's rühmt er dessen Klugheit und Redlichkeit, sein Geschick zu Allem, was er in die Hand nehme, seine gewissenhafte Fürsorge für des Landes Wohl ohne Schaden Anderer. Er habe erkannt, daß das Vorurtheil alt, die Vernunft älter sei, habe so manche Kenntnisse besessen, um die sich die damaligen Fürsten nicht zu kümmern pflegten, noch als Mann lernend, stets wißbegierig; er habe die Wissenschaften, die Musik geliebt, sei gastlich und freigebig, zumal gegen die Gelehrten, geduldig und versöhnlich gewesen, ritterlich gegen Frauen, ein großer Wahrheitsfreund. Nur ungern habe er Steuern ausgeschrieben, einst, als eine solche wegen des

---

1) Gretschel a. a. O. 380. Häberlin, Handbuch des teutschen Staatsrechts, I, 178. Schadow, Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, 44. *Herm. Becker*, Frideric. III, p. p. § 25.

Römerzugs Maximilian's eingezogen gewesen und als dieser Zug unterblieben, den größten Theil des Geldes zurückzahlen lassen; er habe die armen Leute liebgehabt und es sehr ungnädig vermerkt, wenn Herren von Adel dieselben beschwert. Das wog schwer. Es kam dabei immer von neuem zum Bewußtsein, welche Wohlthat gerade für die Schwächern und Geringen, und in diesem zerstückelten herrenreichen Lande, darin gelegen und noch lag, daß eine starke Territorialmacht sich gebildet hatte und als Zaum und Zügel des von Kleindespotengelüsten erfüllten Adels vorhanden war. Großen Nachdruck legt Spalatin darauf, daß der Fürst vor Allem den Frieden geliebt und geschützt, das friedlichste Leben namentlich auch mit seinen Geschwistern, einmüthigst Regiment und Hofhalt mit dem Bruder Johann geführt. Christoph Scheurl, ein wittenberger Docent, mit welchem Luther gleichfalls eine genauere Verbindung anknüpfte, hatte 1505 eine Lobrede auf Friedrich gehalten, welche eben 1508 im Druck erschien. Er nennt ihn darin den gelehrtesten Fürsten Deutschlands und den Fürsten der Gelehrten, den Mäcen der Zeit, der sich des Macedoniers Ausspruch zu eigen gemacht, daß es weit edler und trefflicher sei, in den Wissenschaften voranzustehen, als durch Herrschaft oder Reichthum. Er stimmt ganz in Spalatin's Lobsprüche ein, er rühmt außerdem an Friedrich eine würdevolle Gestalt, Selbstbeherrschung, ein starkes Gedächtniß, Wohlwollen gegen jedermann, Einfachheit, Nüchternheit und andere Vorzüge. Ebenso sprachen sich in Versen Richard Sbrulius, der aus Bologna nach Wittenberg kam, und der Geschichtschreiber Aventin aus. Vollendet in jedem Zweige des Wissens nennt ihn Mutian. So leidenschaftlich sei er für die Wissenschaft eingenommen gewesen, sagt Konrad Celtes von ihm, daß er sich abwechselnd an den Schriften der Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Aerzte, Theologen, Rechtsgelehrten und Mathematiker ergötzt, das Verdienst stets erkannt und belohnt habe. Nicht anders lautet das Urtheil einer Menge anderer erster Geister Deutschlands jener Zeit, von denen wir nur noch Erasmus und Melanthon nennen wollen. Er sei, sagt der Letztere, unter Anderm Meister gewesen in der Kunst zu regieren, habe die höchste Seelengröße, im höchsten Maße die nützlichern und bessern Tugenden, die des Friedens, welchen er seinem Lande stets erhalten, besessen, besser als Einer

die ausgezeichneten Geister erkannt, gütiger als Einer sie gepflegt; innig und aufrichtig fromm sei er gewesen nach den Begriffen der Zeit, erfüllt vom Triebe nach echter religiöser Erkenntniß; noch unter dem Pabstthume habe er gesagt, er wünsche, daß über die Religion nur nach Gottes Wort gerichtet werden möchte [1]). Eben hierin, doch überhaupt in dem Allen, stimmen die Zeitgenossen überein, und hatten ohne Zweifel Recht, Friedrich's mit Liebe und Verehrung zu gedenken. Nicht leicht mag es ein ansprechenderes Bild eines Fürsten geben, als das aus ihren Zeugnissen sich gestaltende. Wir vervollständigen die hervorgehobenen Züge desselben, indem wir Luther's Urtheil, sofern es nicht weiter unten noch berührt werden muß, hinzufügen. Von selbst wird sich daraus zugleich ergeben, wodurch Friedrich am meisten Eindruck auf ihn machte.

„Ich gedenke, erzählte er einst, Herzog Friedrich's, da er mit Erfurt übel stund, wollten ihm etliche Krieger Erfurt erlaufen, wo er fünf Mann wagen wollt. Es wäre zuviel, sprach er, an einem Mann." Er brauchte keine zehn Mann an Erfurt zu wagen, wurde ihm einer andern Nachricht zufolge gesagt. Wollt ihr einer der zehen sein? entgegnete Friedrich. Jener zuckte die Achseln. Friedrich fuhr fort: so ist einem jeden sein Leben lieb, und wüßte ich zehn Erfurte zu bekommen, so wollte ich nicht einen Mann daran wenden. Ihr rathet für meine Unterthanen nicht wohl. „Das war ein Fürst [2])!" ruft Luther aus; und das hier Erzählte mag sich eben aus dieser Zeit herschreiben, wo der Kurfürst gerade gewisse Ansprüche in Erfurt durchzusetzen suchte. Wir bemerken im Vorübergehen als der Beachtung nicht unwerth, daß kurz nach Luther's Abgange in Erfurt Unruhen ausbrachen, in deren Gefolge eine wahre Verwüstung des bürgerlichen Gemeinwesens wie der Hochschule eintrat, bis es — erst 1516 — dem kurfürstlichen Unterhändler Henning Göde gelang, die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Wie oft mochte er sich in jenen Jahren in seinem bürgerlichen und

1) *Seckend.* I, 56 ff. Weiße a. a. O. 68. *Bretschneider*, Corpus Reformator., XI, 90.

2) Vermahnung zum Frieden, 1542, Walch XVII, 1812. Gotha diplom. I, 41.

wissenschaftlichen Frieden unter Friedrich's Schutz und Schirm glücklich preisen. Es fehlt nicht an Spuren, daß ihn gerade jene Vorgänge in Erfurt mit dem lebhaftesten Widerwillen gegen bürgerliche Zerrüttungen, rohe Gewalt, Übergewicht der Menge erfüllt haben.

Wie ganz anders und wie viel besser stand es doch in den Kurlanden bei Friedrich's Klugheit, Friedliebe und sorgfältiger Verwaltung. Luther preist sie wiederholt. „Er wußte stets, sagt er von ihm, Zeit, Ort und Leute richtig zu treffen, und richtete bei seiner Geschicklichkeit mit einem Worte mehr aus als Andere mit größter Anstrengung der Kraft und Macht[1]). Mit Gewalt hindurchdringen geräth nicht alle Zeit wohl, es will auch beharrt und mit Weisheit regiert sein, welch hohe fürstliche Tugend an Herzog Friedrich gepriesen wird[2]). Sich selbst überwinden und seinen Sinn brechen und steuern können, ist der höchste und löblichste Sieg. Herzog Friedrich war ein solcher Fürst, der konnte viel verdauen und ihm selbs steuren, ob er gleich von Natur zornig war; aber er hielt an sich. Sein Wahlspruch Tantum, quantum possum! war der Spruch eines klugen Fürsten, der seine Kräfte bedenkt. Er sammelte ein mit Scheffeln und gab aus mit Löffeln, war genau, hielt wohl Haus. Ein frommer, gottfürchtiger, kluger Fürst wie er ist eine große Gottesgabe. Er war recht ein Vater des Vaterlands, hat wohl regiert, konnte Keller und Boden füllen, daß er noch große Gruben dazu ließ machen und mit Getraide füllen. Er verbaute jährlich an zwölf tausend Gulden und hatte dennoch Gelds genug, denn er war selbst Schösser, nach Klaus Narren Rath. Der sagte einmal zu ihm, da der Herzog klagte, er hätte kein Geld: werde ein Schösser oder Rentmeister, so kriegst du auch Geld. Er hielt scharfe Rechnung mit seinen Schössern, Amtleuten, Verwaltern und Dienern. Daher ließ er auch seinem Lande einen großen Schatz und Vorrath[3]). Den Fürsten gebührt, daß sie für das

1) Ausleg. d. 15 Lieder im höhern Chor, zu Ps. 127, V. 2; Walch IV, 2667.

2) Ausleg. des Predigers Salomo, zu Kap. 5, V. 20; Walch V, 2263.

3) Tischreden, Walch XXII, 1828, 1889, 1891.

Volk sorgen und Versehung thun, daſſ die Unterthanen Leibesnothdurft haben mögen, wenn das Getraide theuer und nicht wohl zu bekommen ist. Denn sie sollen Väter des Vaterlandes sein und Hirten, keine Bären und Wölfe. Herzog Friedrich legte Kornhäuser an, ließ Gruben mit Getraide, Keller mit Wein füllen. Da er aber von Staupitz und den Räthen deshalb getadelt worden, hat er geantwortet, er thue solches nicht aus Geiz oder um Gewinnst willen, sondern wegen der Sorglosigkeit der Leute. Und er hat mit seiner Vorsichtigkeit verhütet, daß in seiner Regierungszeit keine geschwinde Theurung im Lande worden ist[1]). Noch in seinem Alter hat er viel herrliche Häuser gebaut, und selbst am wenigsten gebraucht: er sah aufs Zukünftige. Und so ein sorglicher Hausvater er war, daß er die Verzeichnisse von Einnahme und Ausgabe sich selbst vortragen ließ, ließ er dennoch zu fürstlichen Ehren und rechter Ehrenpracht nichts mangeln[2]). So hat er das Recht ohne Rechtsbücher-gelehrsamkeit auswendig zu treffen gewußt. Die Vernunft ist das Herz und die Kaiserin der Gesetze, die Brunquell, daraus alle Rechte kommen und fließen. Darum könnte man besser regieren mit Vernunft und Rath weiser, verständiger Leute, denn mit Gesetzen, beschriebenen, gewissen Rechten. Aber wo sind solche Leute, die solchen Verstand haben? In hundert Jahren und bei Menschen Gedanken ist kaum einer. Herzog Friedrich war ein solcher Mann[3]) Er ließ seine Räthe rathen und that gleichwol das Widerspiel, doch mit solcher Vernunft, daß sie nicht dawider reden konnten. Etliche große und viele Phormios griffen ihm nach dem Zügel, hätten ihn gerne regiert, er setzte aber seine Hörner auf und ließ keinen gut noch recht sein, der ihm rathen wollte. Ich habe hören von Doctor Staupitz sagen, wie Herzog Friedrich hätte etliche mal geklagt, je länger er regierte, je weniger er könnte regieren; denn die Leute würden so seltsam, daß er nicht wüßte, wem er schier vertrauen sollte. Das war mir eine seltsame Rede, der ich meinte, solches großen

---

1) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 41, V. 33—36, Walch II, 1995.

2) Ausleg. d. Predigers Salomo, zu Kap. 10, V. 18. Walch V, 2333.

3) Tischreden, Walch XXII, 1867.

klugen Fürsten Regiment hätte gar keinen Anstoß noch Anfechtung. Er war geschaffen zu einem weisen Fürsten, im Frieden zu regieren und hauszuhalten, einer der Wundermänner Gottes, wie er denn seiner Zeit im römischen Reiche war, wie man spricht, Lux mundi. In allen Sachen war er ein Mann, womit er dann auch unzählig viel Affen und Gäuche machte, deren ich etliche gekannt. Denn viele, da sie sahen, was ihm wohl anstand, wollten dem Exempel nachfolgen und auch weise werden, fingen an allem zu widersprechen, ließen nichts gut noch recht sein und wollten damit Herzog Friedrich sein, so daß die Schellen an ihnen klangen, man hätte sie meilenweit hören können," u. s. f.[1]).

Man sieht, wie gern er sich im Lobe Friedrich's erging, wie aufmerksam er ihn beobachtet hatte. Er weiß indeß noch gar Manches an ihm zu rühmen; mit besonderer Vorliebe kommt er auf seine Herzensgüte, seine Wahrheits- und Friedliebe zurück. „Ein verständiger, geschickter und feiner Herr ist er gewesen, der allem Gepräng und Gleißnerei und Heuchelei sehr feind gewesen.[2]). Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und, denk' ich, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten, die da haben Ja ja, Nein nein sein lassen, die kein ärger Scheltwort kennen, denn Einen einen Lügner heißen. Den Lügnern war Herzog Friedrich wunderlich Feind. Des frommen Fürsten Ernst und Zorn über die Lügen gerieth mir ordentlich in ein Lachen."[3]) In der Auslegung der Genesis zürnt er, daß „unsere Fürsten" nicht allein dadurch sündigten, daß sie sich der armen Unterthanen nicht annähmen, sondern auch dadurch gar schwer, daß sie mit ihrem vielen, unmäßigen Jagen die Armen beschwerten, den armen Bauern und Ackerleuten die Früchte verdürben und ihnen die Äcker wüst machten. Und da solle denn auf keine Weise das Wild aus den Gärten und Äckern vertrieben werden dürfen, es müsse frei Schaden thun, zerstören, was mit großer Mühe und

1) Ausleg. d. 101. Ps., zu V. 1 u. 6; Walch V, 1196 ff., 1278.

2) Tischreden, Walch XXII, 1888.

3) Ausleg. d. 101. Ps., zu V. 6; Walch V, 1285.

Arbeit bebaut worden. Es werde aber endlich der Türke oder ein anderer Jäger kommen, der den deutschen Fürsten Netze und Jagdspieß aus der Hand nehmen werde. Indeß könne die Jagd, was von Manchen bezweifelt werde, ohne Sünde sein, wenn sie nämlich christlich betrieben werde, „wie wir's, fährt er fort, an Herzog Friedrich gesehen haben. Der hat so gejagt, daß er damit Niemand Schaden gethan, Vielen genützt hat." Selbst geringe Beschädigungen habe er bezahlt, ja doppelt, habe Getreide vertheilen lassen auf den Fall, daß das Wild etwas abfressen würde, wie das einem frommen, lobwürdigen Fürsten anstehe.[1]) Gleichfalls so recht nach Luther's Sinn war es, wenn der Kurfürst gegen Staupitz äußerte, betrachte und erwäge er alle Stände der Menschen und deren Lasten, dann gedenke er Virgil's O fortunatos nimium, sua si bona norint, agricolas, dann scheine ihm gerade der Geringste am allerbesten daran zu sein, denn, ungeplagt von Sorgen des Regiments, genössen die Bauern allein Friedens und guter Ruhe, der allerbesten Güter, und wohnten innerhalb ihrem Zaune bei dem durch Gottes Segen Erworbenen, wenn auch nicht Herrlichen, viel sicherer und glücklicher als die Könige und Fürsten in ihren Schlössern und Vesten[2]). „Also pflegte unser Churfürst, Herzog Friederich, kurz fur seinem Tode zu sagen, der auch aller Stände Leben wohl erfahren hatte, und sprach, das bürgerliche Leben oder das Bauerleben wäre das beste Leben, denn die Könige und Fürsten hätten nur den Glanz und Schein, die Unterthanen aber das Gold."[3]) Am allermeisten gefiel ihm des Kurfürsten Friedliebe, und eben sie hat ohne Zweifel tief auf ihn eingewirkt, Widerwillen gegen Krieg und Gewalt und das Vertrauen, daß auch mit Kriegmeiden fortzukommen sei, in ihm nährend und befestigend. Nie sei der Herzog, meint er, wegen seiner Friedliebe genug zu rühmen. Er habe indeß die Trotzigen, vor denen er doch sitzengeblieben, pochen und scharren lassen, und darauf angeredet, warum er sich so pochen ließe, geantwortet, ich will nicht anheben, muß ich aber kriegen,

1) zu Kap. 25, V. 26 f. Walch II, 126.

2) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 30, V. 8—11, zu Kap. 41, V. 45; Walch II, 809, 2063.

3) Plochm. XXXVI, 173.

so sollst du sehen, das Aufhören soll bei mir stehen[1]). In den Leichenpredigten auf ihn und in einem Trostschreiben an Herzog Johann Friedrich sagt Luther: „bisher haben wir solch ein Haupt gehabt, durch welches uns Gott Friede gegeben, zu welches Zeit nie kein Blutvergießen (im Lande) gewesen: ein friedsamer Mann und Regent, ein stilles Haupt, ein Fürst, der sein Lebenlang ein friedsam, still, ruhig Regiment geführet, daß er billig Friedrich geheißen und seinen Namen mit der That beweiset hat.“[2]) Nach Johann Friedrich's Tode sagte er, „mit Herzog Friedrich ist die Weißheit, mit Herzog Hansen die Frömmigkeit gestorben, und nun hinfort wird der Adel regieren, so Weißheit und Frömmigkeit hinweg ist.“[3]) Vor dem Adelsregimente hatte er stets die meiste Scheu und Abneigung und um so lieber waren ihm wohlmeinende und kräftige Fürsten, deren Friedrich einer war. Man sollte es als gar zu viel für jene Zeiten kaum glauben, daß in des Letztern Landen, während er regierte, buchstäblich kein Blutvergießen gewesen wäre. Allein es verhielt sich in der That so. Hier war Landfrieden schon vor dem Jahre 1495, und auch nach demselben kam hier die Fehde nicht auf. Auch der Aufruhr im Bauernkriege blieb dem Kurkreise fast gänzlich fern, und zwar durch Friedrich's Verdienst, der unter seinen Mitfürsten ein leuchtendes, nur zu vereinzeltes Beispiel von Gerechtigkeit, Milde und Vernunft gab. Er fühlte es und schrieb's kurz vor seinem Tode dem Bruder und Mitregenten, daß man „den armen Leuten zu solchem Aufruhr Ursach gegeben, sonderlich mit Verbietung des Worts Gottes.“ Gerade heraus sagte er, „die Armen werden in viel Wege von uns geistlichen und weltlichen Oberkeiten beschweret.“ Mit Gewalt zufahren sei da „ein großer Handel.“[4])

Es würde zu weit führen, wollten wir die Stellung erörtern, welche er in dem Sturme einnahm, der 1517 losbrach. Nur dies ist in Beziehung darauf etwa noch zu bemerken. Wir finden nämlich nicht, daß Luther, wie es von Andern geschah und noch

---

1) Ob Kriegsleute in einem seligen Stande sein können, Walch X, 601.

2) Plochm. XVIII, 321. De Wette II, 663.

3) Walch XIV, 1360.

4) Das ihn ehrende Schreiben bei Walch XVI, 142.

immer geschieht, so unbedingt und ungemessen seine Verdienste um die Reformation gepriesen hat, zum Zeichen, wie uns däucht, eines hellern, durchdringendern geschichtlichen Blickes und geradern Sinnes. Er war in wichtigen Dingen und Zeitpunkten mehrfach gar nicht einverstanden mit ihm, sprach seine Mißbilligung aus, kehrte sich an des Fürsten Ansicht und Willensmeinung nicht, und zum Glück. Fast immer ließ auch der Erfolg seine Gesichtspunkte, sein Verfahren als richtig erscheinen und zeigte mehr als einmal klar, daß Alles verdorben wäre, wenn er sich dem Hofe gefügt hätte, d. h. nicht festgestanden wäre — er, er allein. Auf den Kurfürsten oder überhaupt auf Fürsten verließ er sich nicht, in den entscheidendsten und gefahrvollsten Lagen und Augenblicken am wenigsten, wies da den fürstlichen Schutz sogar zurück oder entzog sich ihm. Er wußte sich und die Sache, die er führte, unter einem höhern Schirme und so schlug er auch fürstliches Verdienst bei derselben nicht gar zu hoch an. Friedrich hat ihn gegen die Macht und List des römischen Hofs und des römischen Anhangs in Deutschland geschützt, ob auch nicht ohne Zurückhaltung und Zaghaftigkeit. Möglich daß er ohne diesen Beistand erlegen wäre, möglich auch, daß er einen andern und vielleicht bessern gesucht und gefunden, hätte ihn sein Kurfürst im Stich gelassen. Kein Zweifel, er und die ihm folgten, hätten es ohne der Fürsten Zutritt zur Kirchengründung und Ausbildung nicht gebracht, die Reformation nicht machen können, sowie es geschah. Allein es hätte auch auf andere Weise geschehen können, möglicherweise besser. Wäre Friedrich nicht innerlich geneigt gewesen oder Gegner geworden, statt wenigstens halb und halb, bisweilen entschlossen Fürsprecher und Schützer, so würde Luther etwa zu den Rittern Kronberg, Hutten, Sickingen hingetrieben sein, und der beabsichtigte Bund der Ritter, Städte, Bauern zur Befreiung Deutschlands vom römischen Joche und von der Gewalt der Territorialfürstenschaft wäre vielleicht zu Stande gekommen und mit seinen Plänen durchgedrungen, indem Luther ihm Haupt und Haltung gegeben. Dann wäre aber auch Luther jedenfalls ein ganz Anderer geworden, vielleicht ein noch Größerer, vielleicht aber auch ein Kleinerer. Die Persönlichkeit und das Verhalten Friedrich's ist dazwischengetreten, und wirkte auf Luther ähnlich auch in noch andern Beziehungen.

Wir werden, zum Theil wenigstens, noch darauf hingeleitet werden. Friedrich gab ihm Veranlassung zu persönlicher Zuneigung und Dankbarkeit, die er im vollsten Maße ihm zollte; doch späterhin auch wol zur Klage. Öfter hat er sich ohne festen Muth in der Gefahr, ein paarmal selbst unedel gegen Luther benommen, der indeß nie Beschwerde darüber geführt hat, es kaum gefühlt zu haben scheint, weil er, als Friedrich ihn und seine Sache diplomatisch verleugnete, gar keine Anerkennung foderte, weil er den Schutz für seine Person gar nicht in Anspruch nahm, den ihm der Fürst entweder nur karg, berechnend, furchtsam gewährte, oder auch wol, damals als Luther aus Augsburg entflohen war, ob auch nur vorübergehend, entzog. An seine Glaubenskraft, seine Begeisterung für die Freiheit des Evangeliums und Deutschlands reicht die des Kurfürsten nicht von fern, und seinen Glaubensmangel hielt er ihm wol auch vor. Sonst aber hatte Friedrich's nicht immer großsinniges Benehmen gegen ihn auf sein Urtheil keinen Einfluß, vielleicht um so weniger, weil ihn Friedrich Alles in Allem mehr schützte, als ihm lieb war und er es haben wollte, während Hutten den Kurfürsten in einem offenen Sendschreiben von der Ebernburg aus aufmahnte, sich Luther's und der Sache deutscher Nation gegen den Bann, die römische Tyrannei anzunehmen, wider die es an der Zeit sei, sich „ernstlich zu stellen, setzen, sperren." Friedrich ließ sich durch die Nationalbewegung fortziehen, doch stets zurückhaltend und zaudernd, und so spricht sich auch in Hutten's Sendschreiben nicht weniger Ungewißheit als Vertrauen aus. Er habe tröstliche gute Hoffnung zu ihm, habe dafür gehalten, er solle zu einem Freien frei und unerschrocken schreiben, schließt er, jedoch nachdem er ihm stark in das deutsche und fürstliche Gewissen geredet, nicht, gleich den andern Häuptern, seine Pflicht zu verabsäumen, der Nation den Beistand nicht zu versagen, den er nach Vermögen und Stellung ihr schuldig, er vor Allen, und dem geistlichen Tyrannen nicht gegen Luther Gehorsam zu leisten. Eben durch das Dringende der Mahnung scheint die Sorge und der Zweifel hindurch[1]). Es liegt auf der Hand, daß Friedrich einen großen und über-

1) Leo, Lehrb. der Universalgesch., III, 84 ff. Luther im Staatslexicon, X, 130. Münch, Hutten's Werke, III, 596 ff., V. 9 ff.

wiegend günstigen Eindruck bei Luther hervorgebracht hat, was einerseits noch mehr für des Fürsten Werth bürgt und andererseits das Verhältniß, in welches er zu ihm trat, seine Berührungen mit ihm und manches Andere, worauf wir noch kommen werden, von vorn herein ins Licht stellt. Sein Urtheil bildete sich freilich vollständig erst nach und nach aus. Allein wir dürfen auf der andern Seite auch nicht zweifeln, daß er mit günstigen Vorstellungen schon nach Wittenberg kam, daß sie hier rasch befestigt wurden und so wiederum auf sein sich entwickelndes Verhältniß zu Friedrich wirkten.

Die Schloßkirche in Wittenberg.

Friedrich baute gern und viel an vielen Orten seiner Lande. Er meinte, armen Leuten werde damit gedient. Er wohnte abwechselnd zu Torgau und zu Wittenberg. Mehr als alle frühern Regenten that er für die Verschönerung und Hebung dieser Stadt durch Bauten, größtentheils schon vor Stiftung der Universität. Sein Werk war eine treffliche Elbbrücke, später ein Universitätskollegium. Er ließ die Antonienkirche, das Franziskanerkloster und im Jahre 1502 das Augustinerkloster am Elsterthore neubauen[1]).

Allein es ist uns hier vornehmlich um Friedrich's kostbarstes Bauwerk, die in ihrer Art weltgeschichtliche Schloß- und Stiftskirche zu thun, zu Allerheiligen, auch zu St. Ursel oder den elf tausend Jungfrauen genannt. Ihr erster Urheber soll Bernhard, der erste anhaltinische Kurfürst, im 12. Jahrhundert gewesen sein. Doch war es Rudolf I., der 1353 die Schloßkapelle fundirte, dotirte, weihen ließ und die Stiftung eines Kollegiums von Domherren hinzufügte, bestehend aus einem Kapellane nebst sechs Unterkapellänen. In einem 1509 zu Wittenberg gedruckten Buche, „die Zaigung des Hochlobwürdigen Hailigthumbs der

1) Spalatin a. a. O. *Sennert*, Athenae, 175. Leopold, Wittenberg und die umliegende Gegend, 56. Grohmann, Annalen der Universität zu Wittenberg, I, 86. *Zanger*, Oratio sec., in Suevus, Academia Wittebergensis.

Stiftkirchen aller Hailigen zu Wittenberg", wird u. A. berichtet, Rudolf habe König Philipp von Frankreich so tüchtige Kriegsdienste geleistet, daß ihm derselbe zum Lohne einen Dorn aus Christi Dornenkrone „mit einem güldenen Bilde eines König, zusamt einer beschriebenen Historie, die man jährlich davon singet" geschenkt, dadurch denn Rudolf aus sonder inniglicher Begier und Andacht verursacht sei, in seiner Residenz eine Kirche, Gott dem allmächtigen und Marie seiner hochgelobten Gebärerin zu sonder Lob und in die Ehre aller lieben Heiligen zu bauen und zu begaben. Mit jenem Dorne beschäftigt sich noch eine Bulle Papst Leo's X. von 1516. In der That war er der Stock eines Reliquienschatzes, von welchem noch weiter die Rede wird sein müssen. Klemens VI. eximirte die Schloßkapelle von aller bischöflichen Gewalt und unterwarf sie sich und seinen Nachfolgern unmittelbar. Das Stift erhielt von ihm das Privilegium, sich selbst einen Propst zu wählen. Dieser war nicht gehalten, seine Bestätigung persönlich von Rom zu holen. Der Fürst hatte das Recht der Präsentation der Stiftsherren. Das Stift erwarb u. A. das Patronatrecht auch über die Stadtkirche. 1443 ertheilte Bischof Otto von Magdeburg Denen, die in der Schloßkirche ihre Andacht verrichten würden, vierzig Tage Ablaß, zu mehren Malen erfolgten ähnliche Ertheilungen eines vierzig- oder mehrtägigen Ablasses von andern Bischöfen. Die Kirchenversammlung zu Basel, Julius II. und Leo X. bestellten zuerst den magdeburg-halberstädtischen und meisnischen Dekan, sodann den Bischof von Meißen und Brandenburg, zuletzt den Propst des Klosters zu Naumburg in der Vorstadt zu Protektoren, die Kirche wider Jedermann zu schützen, die Schädiger zu strafen, auch wol zu suspendiren oder in den Bann zu thun. Kurfürst Wenceslaus vermehrte die Einkünfte der Kirche sehr ansehnlich, damit besonders an den Altären der Heiligen Sigismund und Wenceslaus fleißig Seelmessen gelesen würden. An allen bedeutendern Festen, namentlich an Allerheiligen, las der Propst selbst Messe. Die heilige Jutta, Kunigunde und Agnes hatten ihre besondern Gedächtnißtage. Durch das ganze Jahr wurden Heiligenfeste begangen. Jeden Sonntag ward abgekündigt, was für Heiligenfeste in der Woche einfallen, welche Reliquien dann an den verschie-

denen Altären gezeigt werden würden. Die letztern hatten sämmtlich ihre Patrone, diese ihre Festtage [1]).

Kurfürst Friedrich ließ die Kapelle niederreißen und die noch jetzt vorhandene stattliche Schloßkirche bauen. Der 1490 begonnene Bau wurde 1499 vollendet. Durch Friedrich erhielt der Reichthum der Kirche an Reliquien, deren Menge auch durch Päpste, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe vermehrt war und wurde, den beträchtlichsten Zuwachs. Gleichfalls mangelten neue Ablaßbegabungen nicht. Die Reliquien waren in acht Klassen abgetheilt, die in eben so viel Gängen gezeigt wurden. Nummer 1. und 2. „Partikeln" von heiligen Jungfrauen und Witwen, 338 und 1663; Nummer 3. Partikeln von heiligen Beichtigern, 363; Nummer 4. und 5. von Märtyrern, 1154 und 684; Nummer 6. von den heiligen Evangelisten, 249; Nummer 7. von den Patriarchen und Propheten, 128; Nummer 8. von Christus, 331, z. B. Kleider, Zähne, Haare in größter Menge, Stücke vom Berge Sinai, von den unschuldigen zu Bethlehem ermordeten Kindern, Milch von der heiligen Jungfrau, Fäden, die sie gesponnen, Stroh und Heu aus dem Stalle, in welchem Christus geboren, Stücke vom Kreuz u. s. f. Am Sonntage Miserikordias fand große Ausstellung statt. Die Summe aller Partikel war 5005. Außerdem enthielt aber ein Sarg mit unleserlicher Schrift noch ungefähr 1700 Stück. An jedes derselben waren hundert Tage Ablaß geknüpft, und jeder der acht Gänge hatte insonderheit eben so viel und ein Karen Ablaß. Wenn man zusammenrechnet, so ergibt sich, daß bei Zeigung des Schloßkirchenheiligthums auf jeden Anwesenden mehr als tausend vierhundert drei und vierzig Jahr Ablaß kamen [2]).

Wir ersehen dies aus dem schon erwähnten Buche „Zaigung des Hochlobwürdigen Hailigthumbs", auf welches wir noch einmal

---

1) *Sennert* a. a. O. 34, 168. Schadow a. a. O. 81 ff. Faber, Kurzgefaßte historische Nachricht von der Schloß- und akademischen Stiftskirche zu Allerheiligen in Wittenberg, 2. 9. 32. 36. 46. 49. 54 ff.

2) Faber a. a. O. 14 ff. Carena, ciborum carentia, Enthaltung von Speisen, wodurch so viel Strafen vergeben werden, als vergeben sein würden, wenn jemand sieben Jahre und vierzig Tage Buße bei Wasser und Brod gethan hätte Tentzel, 263.

zurückkommen, weil es als ein merkwürdiges Zeichen der Sinnesart Friedrich's, des Volksgeistes noch im Anfange des 16. Jahrhunderts und der Art der Erzeugnisse zu betrachten ist, welche die Presse in Luther's erster Zeit in Wittenberg zu Tage förderte. Es gehört in die Klasse der Heiligthumsbücher, die dazu bestimmt waren, zu den Hauptsitzen von Reliquienschätzen anzulocken und den Pilgern zum Unterricht und zur Erinnerung zu dienen. Sie enthalten gewöhnlich Holzschnitte, welche die Schaustellung oder die Reliquien, meisthin aber nur die Geräthe darstellen, worin die letztern aufbewahrt wurden. Ein solches ist die wittenberger Heiligthumszeigung. Sie ist auch in der Kunstgeschichte berühmt und äußerst selten geworden. Sie enthält einen sehr schönen Kupferstich und 119 vortreffliche in den Text der 43 Quartblätter eingedruckte Holzschnitte. Der Kupferstich, wahrscheinlich der erste in Sachsen gearbeitete, hat das Malerzeichen Lukas Kranach's (und beiläufig die Jahreszahl 1510) und auch die Holzschnitte sind wahrscheinlich nach seinen Zeichnungen gearbeitet. Sie geben einen sehr anschaulichen Begriff von dem Reliquienschatze der Schloßkirche oder doch von dem Reichthum und den Ornamenten der Geräthe, worin dieselben aufbewahrt wurden. In der Vorrede werden die Verdienste beider regierenden Fürsten aufgezählt. Auch geschieht darin Erwähnung, wie sie die Universität gestiftet, die durch päpstliche Heiligkeit und kaiserliche Majestät konfirmirt sei, wie sie das Augustinerkloster von neuem gestiftet und dotirt, und ebenso die Schloßkirche, welche darnach vom Bischofe von Gurck geweiht und konsekrirt worden. Die Kirche habe schon viel Heiligthum und Ablaß von vielen Päpsten und Prälaten gehabt, der Kurfürst aber, damit er nichts unterließe, was zum zeitlichen und geistlichen Aufnehmen und Erheben der Kirche gereichen könne, habe auf dem jüngst gehaltenen Reichstage von Konstanz — er vergaß also auch unter den Reichshändeln seine Schloßkirche, seine geistlichen Passionen nicht — vom Papste Briefe an alle Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und Prälaten des Reichs erlangt, mit Begehren, überall wo Reliquien vorhanden, ihm davon etwas mitzutheilen. Die geistlichen Schätze dürften indeß nicht verborgen bleiben, Gott müsse nicht blos in seinem unbegreiflichen göttlichen Wesen, sondern solle und wolle auch in seinen Heiligen gelobt werden, die durch ihr Märtyrerthum,

ihre Verdienste, Übungen und strenges und hartes Leben die Krone der ewigen Seligkeit erworben. Damit nun an schuldiger Ehrerbietung gegen göttliche Majestät kein Mangel und da so viel Heiligthum in der Schloßkirche vorhanden sei, die Fürbitte der Heiligen und Gnade zu erwerben; damit die Christgläubigen zu Ablaß und Auslöschung ihrer Sünden und zu Erlangung ewiger Seligkeit gereizt werden möchten, so sei es — Gott, der Jungfrau und allen Heiligen zu sonderlichem Lob und Ehrerbietung — die Absicht, sämmtliches Heiligthum mit seinen zierlichen Behältnissen in diesem Buche stückweise abdrucken zu lassen, mit Anzaigung der Gnaden und Ablaß, so dazu verliehen worden, damit alle Andächtigen mit Besuchung solchen Heiligthums die damit verbundenen Gnaden verdienen möchten. Und wiewol die Kirche so viel Ablaß besitze, wie mit wenig Worten gar nicht zu vermelden sei, so solle doch bemerkt werden, bei Zaigung jeden Ganges seien hundert Tage Ablaß u. s. f. Durch Besuch der Stiftskirche und inniges Gebet könne jeder merklichen Ablaß verdienen, so auch von jeglichem Alter. Ähnliche Ablaßfülle sei hier zu erlangen wie in der Kirche zu Assisi, und nur an wenig Orten sei so viel Ablaß zu finden wie in dieser und der wittenberger Stiftskirche. Das Buch schließt mit der gewöhnlichen Schlußformel: „Selig sind, die sich deß theilhaftig machen.“[1])

Die Universität bewahrte ein ähnliches Buch, in welchem die merkwürdigsten Reliquien in kolorirten Abbildungen zu sehen waren. Auch von dieser Seite, um dies voraus zu bemerken, war sie mit dem Stift und dem Geiste Friedrich's verwandt. In diesen Kreis von Vorstellungen trat Luther ein, selbst völlig beherrscht von ihm, wie unendlich weit noch entfernt von seiner spätern Ansicht und Stimmung, wonach er die Reliquienschaustellung zuletzt gar in einem Pasquill verfolgte (Neue Zeitung vom Rhein, 1542), wonach er (in der Schrift: Vom Mißbrauch der Messe, 1522, und in den Predigten wider Karlstadt, 1523) sagte, „Ihr habt auch ein Bethaven bei euch, aller Heiligen Kirche,

1) Ein sehr schönes Exemplar bewahrt die wolfenbüttelsche Bibliothek. Ebert, Bibliographisches Lexicon, Artikel Zaigung, S. 1100 f. Heller, Leben L. Cranach's, S. 350 ff. Faber a. a. O. 283. *Sennert*, 168 ff. Allgemeine deutsche Zeitung, 1844, Nr. 242, der ungenähte Rock Christi.

welche Herzog Friedrich von seinen Vorfahren ererbet hat, und durch die Papisten betrogen, trefflich gemehret und erhaben. O wie viel armer Leut hätt man davon in Sachsen ernähren können, die er alle ihm zu Freunde von dem unrechten Mammon hätt machen mügen, auf daß sie ihn, wenn es ihm wird noth sein, in die ewigen Hütten genommen hätten: daß aus dem Exempel zu fürchten ist, daß der Fürsten Geld und Gut gar selten würdig ist, daß es zu christlichen Sachen gebraucht werde; gleichwie es wird selten anders gewonnen, denn Nimrod sein Gut und Geld gewonnen hat. — Wer wollt irgend ein hölzern, schweig denn ein silbern oder güldenes Bild in die Kirche stellen, wenn er nicht gedächte Gott einen Dienst dran zu thun. Meint ihr auch, daß Fürsten, Bischoffe und andere große Hansen mehr so viel köstlicher, silberne und güldene Bilder würden haben in die Kirchen und Stift lassen machen, wenn sie es nicht dafur hielten, daß es etwas fur Gott gelten sollte? Ja, sie würden's wohl lassen. — Ich vermeine, es sei kein Mensch, oder ihr gar wenig, der nit den Verstand hab: das Crucifix, das da stehet, ist mein Gott nicht, dann mein Gott ist im Himmel; sonder nur ein Zeichen. Aber des Mißbrauchs ist die Welt voll. Meinet ihr, Herzog Friederich, der Bischoff von Halle, und die Andern, wurden so viel silberne Bilde in die Kirchen gezeugt haben, wenn sie hielten, es sollt vor Gott nichts sein?"[1]) Es war um so weniger müßig, so lange hierbei zu verweilen, da wir sehen werden, wie manche Beziehung sich späterhin daran knüpfte.

Der Kardinal Raymund, dessen wir mehrfach gedacht, erschien 1502 auch in Kursachsen, Friedrich erzeigte ihm große Ehren und ließ die Magdalenenkapelle in Lochau und die Schloßkirche in Wittenberg von ihm weihen, die bei dieser Veranlassung mit neuem Ablaß ausgestattet wurde. Der Kurfürst vermehrte die Zahl der Stiftsherren auf vierzehn nebst ebenso vielen Vikaren und mehreren Chorales; 1506 fügte er, Messen zu lesen und Horen zu singen zu Ehren der Gottesgebärerin, noch vier Priester, acht Chorales und sechzehn Chorknaben hinzu, welchen ein besonderer Dekan vorstand und die den „kleinen Chor" bildeten, der ausdrücklich dem Dienste der Jungfrau geweiht war. Bei

1) Plochm. XXVIII, 139. 229. 267.

den Vigilien u. s. f. spät und früh, vernahm man fast nur die Legenden der Heiligen, Hymnen an sie und Maria gerichtet. Nahe an zehntausend Messen wurden nach Spalatin's Berechnung durch's Jahr in der Schloßkirche gefeiert, jeder Stiftsherr hatte wöchentlich deren wenigstens vier zu lesen. Bis 36,000 Pfund Wachs wurde Jahr aus Jahr ein gebraucht. „Was hat man, ruft Luther in einer Predigt am Feste Mariä Reinigung aus, allein für Wachslicht geben auf diesen Tag! Wer das Geld hätte, das allein in diesem Fürstenthum auf diesen Tag um Wachslicht ausgegeben ist, der würde ein reicher Herr sein." Ungewöhnlich reich war die Kirche an goldenem und silbernem Geräth, kostbaren Meßgewändern u. dgl. Friedrich ließ sich das Alles viel kosten und hielt nicht wenig darauf. Doch auch der Universität unmittelbar mußte die Schloßkirche dienen gleich dem Stift. Auf besondern Kathedern wurden in ihr die Rektoren und die Doktoren der drei obern Fakultäten kreirt. An die Hauptpforte schlug man die Streitsätze zu den beabsichtigten Disputationen an [1]).

Friedrich's Frömmigkeit.

Friedrich galt für einen der frömmsten, wenn nicht für den allerfrömmsten Fürsten seiner Zeit und strebte nach diesem Ruhme. Schon das bisher von ihm Berichtete zeigt seine Frömmigkeit, wie groß und welcher Art sie war, abergläubisch beschränkt, doch auch die Gesinnung durchdringend, auf Bethätigung durch christliches Handeln gerichtet. Wir fügen hier noch einige Züge und Bemerkungen hinzu.

Er trachtete mit höchstem Fleiß und großer Unkost, wie Mathesius in der 16. Predigt sich ausdrückt, nach römischen Heilthum, alten Knochen, Beinen und verlegenen Haderlumpen, damit er sein Patronin St. Ursula mit ihren elf tausend Jungfrauen schmücken und ihm ein Grad und Staffel zum Himmel baute. Denn weil desmals des Bluts, Verdiensts und Fürbitt

1) Spalatin, 89. Faber, 18, 207. *Seckendorf* I, 274 f. Grohmann I, 62. Plochm. VI, 154.

unsers ewigen und einigen Mittlers in allen Klöstern und Stiften ganz geschwiegen, wollt er ihm und seinem Lande eine eigne Patronin und Mittlerin erwählen, auf welcher Verdienst und Fürbitt er sich an seinem letzten Ende trösten und lassen könnte. „Auf Kirchen, Zierden, Heiligthum und Wallfahrten, bemerkt Spalatin, hielt der Kurfürst so viel, daß es ihm wenig Fürsten, Herren, auch Könige und Andere nicht leicht nachthun werden. Das Stift zierte er mit Kleinodien, Ornaten und Heiligthum, daß es ihm 200,000 Gulden gekostet haben soll. Die Zahl der Personen des Stifts mehrte er von 20 auf 80, unter welchen ein Propst, zwei Chor und zwei Dechant, Archidiakon, Kantor, Kustos, Syndikus, und diese Prälaten mußten Doktoren der heiligen Schrift oder der Rechte sein", worin denn abermals auch sein wissenschaftlicher Sinn sich zeigte. Die Messe versäumte er keinen Tag, auch nicht auf Reisen oder wenn er auf der Jagd war. Aus dem heiligen Lande zurückgekehrt, baute er eine Kapelle zu Torgau, stiftete auch dort Altäre, Horen, Vikarien und eine Dekanei, erzeigte auch andern Stiftern zu Altenburg, Gotha, Eisenach und so allen Klöstern Gnade sein Lebenlang. Auch die Kunst benutzte er zum Dienst der Kirche und Frömmigkeit. Die Schloßkirche war Zeugin davon. Auf einem Flügel des großen Altarbildes von Kranach war der heilige Bartholomäus — den er sich zum Schutzheiligen ausersehen — abgebildet und zu Füßen desselben, auf seinen Knien betend, er selbst, der Fürst. Der linke Flügel des Bildes zeigte ebenso seinen Bruder Johann zu Füßen des Apostels Jakobus. Jener Paltz, von welchem die Rede war, stand in besonderer Gunst bei ihm. Er eignete die lateinische Ausgabe seiner auf Empfehlung des Ablasses berechneten himmlischen Fundgrube, von welcher 1502 eine neue Auflage erschien, dem Kurfürsten Herman von Köln, die deutsche Friedrich und dessen Mitregenten zu. Sie hatten ihn ausdrücklich zu ihrer Veranstaltung veranlaßt, besonders der Erstere, denn sie bestand ursprünglich aus Predigten, die er 1490 in Torgau vor dem Kurfürsten gehalten. Auch für die Verbreitung der paltzischen Schriften — über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau u. s. f. — sorgten sie, gaben das Geld zum Druck derselben her, in der Meinung, sich Lohn von Gott dadurch zu verdienen. Friedrich war es, der die Verehrung der heiligen Anna

in seinen Landen veranlaßte, Alexander VI. beruft sich in der Bulle, welche er 1495 wegen Einrichtung des Annenfestes in den letztern erließ, ausdrücklich darauf, daß Friedrich darum bei ihm angesucht: indem er aus Andacht gegen die heilige Anna eine Pilgerreise nach Jerusalem gemacht, so wünsche er, daß das Fest derselben in seinem und seines Oheims Albrecht Gebiet feierlichst begangen werde. Auch ein kleiner Zug gehört hieher, den Luther berichtet. Friedrich sei äußerst „furchtsam und blöde" gewesen, die Übelthäter zu strafen, „sonderlich die armen Diebe." Ja, sprach er, es ist leicht, einem das Leben zu nehmen, aber man kann es nicht wiedergeben. In der That, eine zu jener Zeit seltene Humanität. Indeß erhält das Ganze noch eine eigenthümliche Wendung durch Das, was Luther hinzufügt: „Herzog Johann pflegte allwegen zu sagen: Ei, er wird noch fromm werden. Und mit solchem weich sein und durch die Finger sehen ward das Land voll Buben. Also waren sie von Mönchen überredet, daß sie sollten gnädig, gütig und friedsam sein." Friedrich lebte also völlig in der geistlichen Anschauung, der Luther späterhin so eifrig ein Ende zu machen bemüht war, ein Streben, worin ihm die weltlichen Stände so bereitwillig folgten, daß man sagen kann, in keinem andern Punkte sei es ihm so vollständig gelungen, die Meinung umzuwandeln. Ein paar Äußerungen von ihm setzen das Angeführte in ein noch helleres Licht. In einer Predigt der Hauspostille rügt er die „Nachläßigkeit im weltlichen Regiment" und fügt dann hinzu, die Mönche wären durch ihre Predigten Schuld daran gewesen, „daß sie gelehret haben, Fürsten und Herren sollten allezeit gnädig sein, nicht Blut vergießen u. s. w. Damit haben sie die weltliche Obrigkeit dahin gebracht, daß sie ihnen ein Gewissen gemacht haben, wenn sie die Übelthäter haben sollen strafen. — Daß weltliche Obrigkeit oft nachläßig und faul ist, ist des Papsts, der Mönche und der falschen Prediger Schuld, welche nicht gelehret haben den Unterscheid zwischen dem geistlichen Regiment, darin Gnade und Vergebung regiren soll, und dem weltlichen Regiment, darin man das Böse strafen soll mit dem Schwert. Man hat's alles unter einander gemenget, geistlich und weltlich Regiment; wie die Bischöfe heutiges Tages weltliche Fürsten sein wollen, und ihr bischöflich Amt anstehen lassen." In einer andern Predigt

sagt er, so hätten sie gepredigt: „daß die Obrigkeit soll nicht blutgierig seyn; sondern Barmherzigkeit erzeigen: damit sie das weltliche Schwert gar stumpf gemachet, daß sich die Leute entsetzt haben, wenn sie über's Blut richten sollten. Ich habe selbst viel feine Männer gesehen und gekannt, wenn sie sollten im Stuhl sitzen, und etwa ein Bluturtheil fällen, sind sie dafür geflohen, und anderswohin gezogen, daß sie ja nicht dabei wären, und sich des greulichen Werks theilhaftig machten." Noch näher trifft es hier, wenn er in den Anmerkungen zum ersten Timotheusbriefe sagt: „Ehe die rechte Lehre, was gute Werke wären, aufkam, kannte ich viel Fürsten, welche glaubten, ihre Obrigkeit wäre ein profanes Amt. Herzog Friedrich hatte einen Mönch um sich, der ihn von allen fürstlichen Verrichtungen abzog, besonders vom Rechtsprechen, daß er nur Messen und Vigilien hörte." [1])

Wir müssen hier weiter der Pilgerreise Friedrich's nach Jerusalem ausführlicher gedenken. Er machte sie im Jahre 1493. Ohne Zweifel war auch sein lebhafter Wissenstrieb dabei lebendig. Auch von Gelehrten, von dem Maler Kranach ließ er sich begleiten. Auf alles Merkwürdige war er aufmerksam. Man sieht es deutlich aus Spalatin's unbeholfener, auf den geringen Kenntnißumfang der Zeit hindeutenden Beschreibung. Allein seine religiöse Stimmung war offenbar der wirksamste vorwaltende Beweggrund. Aus sunder Innigkeit und Andacht, sagt er in seinem vor der Abreise abgefaßten Testamente, auch redlichen Ursachen habe er sich fürgenommen, das Grab unsers Herrn Jesu Christi und andere heilige Stette zu besuchen. Es sei nichts Gewisseres als der Tod, nichts Ungewisseres als Zeit und Stunde desselben; der Menschen, die von der Welt abscheiden und bei Lebenszeit ihre Seele nicht versorgt, werde bald vergessen, und nichts Bessers und Tröstlichers könnten sie im andern Leben finden, als was sie geistlicher Schätze, mit Vollbringung göttlicher Dienste und Uebung guter Werke gesammelt und vorausgeschickt, weshalb er denn vor dem Antritte seiner Wallfahrt zu seiner Seelentrost die — darauf näher bezeichneten — wohlthätigen

1) Spalatin, 12 f. Faber, 196. Gotha diplom. V, 218. Tischreden, Walch XXII, 1818 f. Plochm. V, 213 f. XVIII, 272. Bruns a. a. O. 262.

Stiftungen für arme Studirende beliebe. Es war auch jetzt noch wenigstens häufige Sitte der Fürsten und Edeln, nach Jerusalem zu pilgern — die „Herrenreise" nannte man es — sich wol auch dort die Ritterwürde ertheilen zu lassen, wie sich auch Friedrich in Jerusalem von Heinrich von Schaumburg zum Ritter des heil. Grabes schlagen ließ. Es begleiteten ihn Herzog Christoph von Baiern, mehre Grafen und eine große Anzahl von Edeln und Geistlichen. Ja, noch 1517 zogen acht Ritter und kursächsische Landsassen, unter ihnen Hans von Planitz, einer der bedeutendsten und helldenkendsten unter Friedrich's Räthen und Hofleuten, nach dem heil. Lande, und wir müssen doch eine Nachwirkung der Antriebe, welche einst die Kreuzzüge hervorgerufen hatten, ein Zeichen der noch immer lebendigen mittelalterlichen Frömmigkeit darin erblicken. Die Kreuzzüge hatten vielfach auf die Kenntnißbereicherung, die Bildung des Abendlands eingewirkt, ohne daß es gesucht wäre oder indem doch nur ein dahin gehender dunkler Drang sich geltend gemacht hatte. Dieser kam nun jetzt öfter, kam namentlich bei Friedrich zum Bewußtsein und wurde mitwirkende Triebfeder seiner Reise. Wie sehr aber wenigstens bei ihm die Andacht die vornehmste war, geht gleichfalls aus seinem Thun und Treiben im heil. Lande und insbesondere daraus hervor, daß er sein Augenmerk mit so großer Vorliebe auf Ansammeln von Reliquien richtete. Eben von dieser Reise schrieb sich ein großer Zuwachs des Schatzes der Schloßkirche her. Jedenfalls erscheint er von beengter und abergläubischer Frömmigkeit ungewöhnlich erfüllt und erregt. Ein Johann von Schwarzenberg, der auch unter den Tausenden war, die noch im 15. Jahrhundert nach Jerusalem pilgerten, brachte einen lebhaften Haß gegen alle Arten des Reliquiendienstes von Palästina zurück. Unter den sächsischen Fürsten — von denen nur Friedrich der Streitbare noch genannt werden mag — hatten so viele durch kirchliche Frömmigkeit sich ausgezeichnet: Friedrich III. that es ihnen allen darin zuvor. Gleich der Frömmigkeit mancher seiner Vorfahren war indeß auch die seinige nicht blos eine reinere und edlere, sondern, wie beschränkt sie sein mochte, in gewisser Beziehung doch auch wieder eine verhältnißmäßig helle, minder unfreie. Wir kommen darauf im nächstfolgenden Abschnitte. Hier schließen wir mit der Bemerkung, wie genau doch die Frömmig-

keit des Kurfürsten und Luther's eben auch in der mönchischen Richtung, in ihrer Befangenheit zusammenstimmte, wie geeignet die fürstliche mit ihrem Einflusse war, den Augustiner dabei zu erhalten, es ihm zu erschweren, sich davon loszumachen und sich gegen sie zu erheben. [1])

Kirchliche Zustände, reformatorische Gesinnung und Strebungen in Sachsen.

Von den theilweis helleren Ansichten, den reformatorischen Bestrebungen der magdeburger Erzbischöfe, namentlich des Bruders Friedrich's, war schon die Rede. Auch wurde bereits darauf hingedeutet, daß die sächsischen Fürsten vielfach Sorge getragen, dem Verfalle der Sitte und Zucht im Klerus Einhalt zu thun. Wir fügen hier noch das Nachstehende hinzu. Die Landesordnung Herzog Wilhelm's von 1481 nahm auch auf die Kirchenzucht bei den geistlichen Orden und Weltpriestern Rücksicht. Man suchte durch sie wenigstens Aufrechthaltung der geltenden Kirchengesetze zu bewirken. Hatte doch auch eine 1451 von Johann Busch vorgenommene Visitation die Verderbnisse im Klerus, den Verfall der Klosterzucht erst recht an den Tag gebracht. Herzog Albrecht scherzte wol über die leipziger Ordensbrüder, welche zwar viel Kinder, aber keine Weiber hätten. So eingenistet war das Uebel, soviel Grund war zum Gegenwirken vorhanden. Indeß fehlte es auch unter den Bischöfen, mit welchen die Fürsten in der Regel ein freundliches Vernehmen unterhielten, an wohlgesinnten und hellerdenkenden Männern, einzelnen Besserung erstrebenden nicht.

Das staatsrechtliche Verhältniß der Bisthümer der sächsischen Länder und überhaupt der geistlichen Gewalten, welche Einfluß in denselben übten, z. B. des mainzer Erzbischofs, war im 15. Jahrhundert und auch jetzt noch ein unbestimmtes. Indeß tritt der Umstand bedeutungsvoll hervor, daß die sächsischen Fürsten die Unmittelbarkeit der Stifter nicht aufkommen ließen, und

1) Spalatin, 124 ff. Grohmann I, 2 f. Weiße III, 9 f. Herrmann, Johann Freiherr von Schwarzenberg, 13.

den Eingriffen der geistlichen Gerichtsbarkeit möglichst zu wehren suchten. Sie hielten den höhern Klerus in der Landsäßigkeit und die kirchlichen Anstalten unter der landesfürstlichen Schirmvogtei fest. Kurfürst Ernst, dessen Bruder Albrecht und ihr Oheim Wilhelm wußten die weltlichen Rechte gegen die geistlichen Gerichte, die Anmaßungen der päpstlichen Legaten sehr kräftig zu schützen. Die Landesordnung Herzog Wilhelm's von 1481 verbot Berufung an auswärtige geistliche Gerichte, und es blieb dabei. Schon Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige hatte bei der Kirchenversammlung zu Basel die Abstellung mancher Mißbräuche unter der Geistlichkeit seiner Lande betrieben. Wegen einer Fehde mit Heinrich von Plauen und ihrer Verbindung mit Böhmen hatten Ernst und Albrecht 1466 Anfechtungen von Seiten des Papstes zu erdulden, gegen dessen Vorwürfe sich zu rechtfertigen sie allerdings für nöthig erachteten. Indeß geschah dies sehr männlich und mit Abweisung der päpstlichen Einmischung in ihre weltlichen Händel, ihre politischen Verhältnisse. Den großen Widersacher des Papstthums, Heimburg, nahm Albrecht gegen die Verfolgungen der dresdner Geistlichkeit in Schutz. Erhoben sich die Stimmen der deutschen Fürsten seit dem vorletzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts immer häufiger und lauter gegen die kirchlichen Mißbräuche, die Tribute, die unter dem Namen von Annaten u. s. w. immer höher gesteigert, immer häufiger nach Rom eingezogen wurden, so standen die sächsischen Fürsten darin am wenigsten zurück. Sehr ernstlich setzten sie ihren Widerstand gegen die Uebergriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit fort, deren Nachtheile namentlich auch Herzog Georg, Albrecht's Sohn, Luther's heftiger Gegner, deutlich erkannte und übel empfand. Einst, während Abwesenheit des Vaters, wollte er päpstliche Ablaßprediger nicht ins Land lassen. Die Fürsten beider Linien setzten durch einen Vertrag fest, die Erlaubniß zum Ablaßverkaufe nicht ohne Vereinigung sämmtlicher Fürsten zu ertheilen. Ihre Beweggründe dabei schienen freilich nur finanzielle zu sein. Indeß erklärten 1481 Albrecht der Beherzte und Georg in einem öffentlichen Erlasse, sie hielten die Frage, ob der Papst um Geld Ablaß ertheilen könne, einer nähern Untersuchung werth, welche sie Schiedsrichtern übertragen wissen wollten, was doch sehr gegen die päpstliche Unfehlbarkeit und Unumschränktheit lief. Der

meißner Bischof, Johann von Salhausen, erklärte sich gleichfalls amtlich wider den Ablaß. Der Ordinarius der leipziger Juristenfakultät, Breitenbach, im Vereine mit dem Franziskaner Johann von Bamberg und dem Dominikaner Doktor Georg Orter von Frickenhausen, traten öffentlich wider ein päpstliches Ausschreiben auf, wonach Allen, die zum Aufbau des Doms in Freiburg etwas beisteuern würden, auf zwanzig Jahre der Genuß verbotener Speisen in der Fastenzeit gestattet sein sollte. Er wies dabei in einem rechtlichen Bedenken nach, daß der Papst nicht das Recht habe, Etwas zu bewilligen, das den klaren Aussprüchen der Kirchengesetze entgegen sei, was sich auf einen päpstlichen Freiheitsbrief von 1491 bezog. Freilich wurde diesen Männern vom Papste ewiges Stillschweigen auferlegt. Breitenbach war noch ganz in den Dogmen des römischen Lehrsystems befangen. Er hatte noch kurz zuvor mit Orter eifrigst über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau gestritten, er ließ sich im Mönchskleide begraben. Indeß sind jedenfalls in dem Allen die Spuren freierer Gedanken, abweichender Regungen, insbesondere keimender Abneigungen gegen den Ablaßhandel zu erblicken. Wir gewahren sie an der leipziger wie an der erfurter Universität; an jener in weit höherm Grade. Geschah auch noch fast nichts für das Schulwesen Seitens der Landesfürsten, blieb dies auch jetzt noch der Geistlichkeit überlassen: für seine Universität war Herzog Georg doch eifrigst besorgt. Da waren die Bernhardiner mit einem auf wissenschaftliche Beschäftigungen gerichteten Sinne thätig, die Dominikaner brachten Bücher zusammen, in ihrer Mitte lebte noch 1460 der muthige Bekämpfer der Wallfahrten zur blutigen Hostie in Wilsnack, die leipziger Abgeordneten hatten zu Basel eine sehr thätige Rolle gespielt, und wenn Doktor Johann Kuno Eugen IV. bei den sächsischen Prälaten die Oberhand verschafft, so hatte dagegen der Professor Nikolaus Weigel standhaft behauptet, daß sich der Papst den Aussprüchen der Kirchenversammlungen unterwerfen müsse. Die Humanisten suchten sich auch in Leipzig festzusetzen, lehrten dort und übten ihren Einfluß eine längere oder kürzere Zeit. Herzog Georg, der selbst in Leipzig studirt hatte, berief sogar in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts Georg Held, Richard Krokus, Peter Mosellan und ähnlich Strebende,

nicht ahnend, daß er so dieselbe Bewegung vorbereiten half, die er späterhin eifrigst zu unterdrücken suchte.

Die kirchlichen Gebrechen und ihre schweren Nachtheile hätten Friedrich auf keine Weise entgehen können. Die römischen Einwirkungen und Uebergriffe und was dawider auf den Reichstagen verhandelt worden, das Alles war ihm als Theilnehmer an den letztern genau bekannt. Schon bei seiner Fürsorge für die Wohlfahrt seines Landes, seiner Richtung auf Befestigung und Ausdehnung der landesherrlichen Gewalt war ihm die geistliche überall im Wege. Hätten die Gesinnung, die Strebungen der Fürsten seines Hauses, die freieren und abweichenden Gedanken, die in den sächsischen Ländern zum Vorschein kamen, ohne Einfluß bei ihm bleiben können? Er stand in freundlichem Verkehr mit einer nicht geringen Anzahl der aufgeklärten neuernden Gelehrten, mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, empfahl diesem, wenn er durch Reichsgeschäfte abgerufen wurde, sein Land, schrieb ihm Neuigkeiten, schickte ihm seinen Arzt, ladete ihn — wie Albrecht scherzend — ein, zu kommen, die schönen Kellnerinnen und Köchinnen der Pfaffen in seines Vetters Lande zu sehen. (Sie waren nämlich in Hessen vertrieben worden.) Trotz dem Allen war er auf seine Weise fromm.

Wie aber seine Frömmigkeit in seiner Pilgerreise, seiner Werthschätzung von Reliquien, seinen kirchlichen Stiftungen, Bauten u. s. w. hervortrat, so seine wissenschaftliche Bildung und Neigung hauptsächlich in seiner Errichtung der Universität zu Wittenberg, wenigstens als das Vorwiegende. [1])

Die wittenberger Universität (Veranlassungen und Pläne).

Der Gedanke, in seinen Landen eine Hochschule gründen zu wollen, kann gewiß mit Recht der folgenreichste seines Lebens genannt werden. Daß er sich damit schon vor seiner Reise ins heilige Land trug, geht aus seinem oben erwähnten Testamente

1) Gretschel a. a. O. 88. 328. 365. 370. 391 ff. Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte, 380 ff.

hervor, indem er darin ausdrücklich sagt, daß die Stipendien, welche er armen Schülern in Leipzig und Erfurt aussetze, auf den Fall gestiftet sein sollten, daß in seinen Landen keine Universität aufgerichtet würde. Was ihn darauf hinführte, war ursprünglich seine wissenschaftliche Bildung und seine von frommer Gesinnung durchdrungene Liebe zu den Wissenschaften; wie er denn in seiner Konfirmation der Universitätsstatuten erklärt, daß die Hochschule errichtet sei zur Ehre des höchsten gütigsten Gottes, zur Förderung der Geistlichkeit und zum gemeinen Nutzen der Studirenden. Manchfache äußere Anregungen kamen hinzu.

Es war eine Wirkung des Wiederauflebens der Wissenschaften in Deutschland während des 15. Jahrhunderts, ihrer Erweiterung auf das Feld allgemeiner Kenntnisse, ihrer begonnenen Loslösung von dem Banne der Schule, von der Unfruchtbarkeit, der Geschmacklosigkeit und Beschränktheit der zunftmäßigen Gelehrsamkeit, daß auch andere Stände außer den Gelehrten ergriffen wurden. War und blieb Beschäftigung mit den Wissenschaften und Förderung derselben auch noch immer vorzugsweise Sache der letztern und strebsamer Einzelner, vornämlich in den Bürgerschaften, so fingen doch hier und da auch Obrigkeiten und Fürsten an, den Werth einer höhern Bildung, der Studien zu erkennen und ihrer sich anzunehmen. Die Folge von dem Allen war die Errichtung einer großen Anzahl von neuen Hochschulen seit etwa hundert Jahren: Leipzig 1409, Rostock 1419, Freiburg 1452 oder 60, Greifswalde 1456, Basel 1460, Trier 1454—72, Mainz und Ingolstadt 1471, Tübingen 1477, Frankfurt a. d. O. 1505.

Schon dies war anregend genug und Friedrich kannte außerdem von seinen Reisen die altberühmten Hochschulen jenseit des Rheins, auch die in Tübingen, Heidelberg, Wien. In dem Landesantheile der albertinischen Linie lag die leipziger Universität; da mochte in der That einige Eifersucht bei den Fürsten der Kurlinie mitwirken. Auch der Bruder des Kurfürsten, Ernst von Magdeburg, wird unter Denen genannt, auf deren Rath jener seine Universität errichtet, und wir kennen den Erzbischof schon als einen Prälaten, von welchem sich so Etwas erwarten läßt. Dazu kam, daß Maximilian, mit welchem Friedrich in so genauem und häufigem Verkehre stand, zu den eben jetzt zahl-

reicher gewordenen, vom wissenschaftlichen Sinne der Zeit ergriffenen Fürsten gehörte. Wie es sich damit verhalten mag, daß er, wie gesagt wird, 1495 auf dem Wormser Reichstage bei den versammelten Kurfürsten beantragt oder daß Friedrich vorgeschlagen habe, ein jeder von ihnen möchte in seinem Lande eine hohe Schule gründen, ein solcher Gedanke lag zur Zeit des Landfriedens, von welchem man Herstellung der Ruhe und der Ordnung im Reiche erwartete, um so näher. So viel mag als gewiß angenommen werden können, daß mancherlei Anregungen, die Fürsten zur Theilnahme an dem Bemühen, die Wissenschaften zu heben, heranzuziehen, von Maximilian zu jener Zeit ausgegangen sind und bei Friedrich den schon vorhandenen Gedanken belebten, wenn er ihn nicht seinerseits auf die Bahn brachte. Auch der lebendiger gewordene nationale und patriotische Sinn war nicht ohne Einwirkung. Bis zum 14. Jahrhundert hatten die Deutschen in Frankreich und Italien auf den dortigen europäischen Universitäten studiren müssen. Erst 1348 und 1365 waren in Deutschland Hochschulen gestiftet, zu Prag und Wien. Man wollte auch in Deutschland selbst, späterhin auch in den einzelnen Gebieten Hochschulen haben, es unnöthig machen, daß die deutsche Jugend, um etwas Rechtes zu lernen, das Ausland besuche. Bei der Errichtung der hohen Schule zu Frankfurt wiesen die brandenburgischen Fürsten Joachim und Albrecht ausdrücklich hierauf hin. Der Lokalpatriotismus und die Ausbildung der Landeshoheit wirkten dabei mit. Im Lande selbst sollten die künftigen Mitglieder der gelehrten Stände gebildet werden, so viel leichter die Bildungsmittel finden, so viel mehre sollten studiren können. Doch weder bei den Lehrenden noch Lernenden wurde auf Provinzabstammung gesehen. Jene bildeten einen Gelehrtenstaat, dessen Bürger aus allen Reichskreisen gerufen, in allen leicht heimisch wurden und Verbindungen hatten, so daß doch auch das Gefühl des nationalen Zusammengehörens belebt, der Patriotismus genährt werden mußte, und dies um so mehr, als die deutsche Wissenschaft aufblühete, die Gelehrten mit Selbstgefühl, das Ausland mit Ruhm erfüllte. Was jedoch die Errichtung der wittenberger Universität betrifft, so war es noch viel bedeutungsvoller, daß Anregungen aus den humanistischen Kreisen theils unmittelbar, theils von Männern, die dem in denselben

herrschenden Geiste nicht fremd waren, bei Friedrich auf den Gedanken und die Ausführung einwirkten. Wie schon erwähnt, stand der Kurfürst selbst mit vielen Männern in naher Verbindung, die jenen Kreisen oder doch ihrer Richtung angehörten. So war Celtes durch Martin Pollich, von welchem sogleich weiter die Rede sein wird, nach Leipzig gezogen. Pollich hatte ihm den Kurfürsten als Freund und Beförderer der Wissenschaften und besonders der „Poesie" gerühmt. Celtes eignete 1486 Friedrich seine Ars versificandi zu, der ihn im folgenden Jahre zum nürnberger Reichstage mitnahm und beim Kaiser auswirkte, daß er von diesem zum Dichter gekrönt wurde, eine Auszeichnung, die noch keinem Deutschen wiederfahren war. Celtes widmete dann wieder — 1501 — die von ihm aufgefundenen Werke der Roswitha dem Kurfürsten. Ebenso standen Mutian und Reuchlin bei diesem in großem Ansehen, und Beide waren bei der Errichtung der wittenbergischen Universität betheiligt. Auch den vertrauten Diener Maximilian's, den berühmten nürnbergischen Stadtschreiber und Gesandten Peutinger, zog Friedrich in den wichtigsten Angelegenheiten gern zu Rathe. Vor diesen Allen aber und vor andern Männern ähnlicher Sinnesart scheint es Pollich gewesen zu sein, der den Gedanken und Vorsatz Friedrich's zur Reife brachte, und nächst ihm Staupitz.

Martin Pollich von Melrichstadt lehrte zu Leipzig, war Doktor der Medizin und beider Rechte, Friedrich's Leibarzt — er hatte ihn nach dem gelobten Lande begleitet — bewandert in fast allen Gebieten des Wissens, auch Theolog und so berühmt, daß man ihn Lux mundi nannte. Celtes war nicht der einzige unter den Humanisten, mit welchen er in Verbindung stand. Er wechselte freundschaftliche Briefe mit Bohuslaus von Hassenstein, dem vertrauten Freunde und reichen böhmischen Gönner so vieler freisinnigen Gelehrten, unter welchen er selbst einer der ausgezeichnetsten war. Pollich gehörte der rhenanischen Gesellschaft an, die sich 1493 und 1496 gebildet, an deren Spitze Johann von Dalberg stand, Reuchlin's Beschützer, deren Geschäftsführer Celtes war, unter deren Mitgliedern wir die berühmtesten Namen finden, Trittheim, Eitelwolf von Stein, Zasius, Pirkheymer, Peutinger, Gresemunt, Reuchlin u. A. Die Humanisten hatten auch zu Leipzig harte, ja noch härtere Kämpfe

zu bestehen, als an mancher andern Universität, um sich gegen die Vertreter des Herkömmlichen in der Wissenschaft und Lehrweise festzusetzen und zu behaupten, und es gelang ihnen schlecht; der Scholasticism und das Mönchthum behielten die Oberhand und herrschten gewaltig; Lips barbara tellus sagte man. Schon daraus, daß Pollich die Humanisten herbeizog, auf ihrer Seite stand, geht, wenn man es auch sonst nicht wüßte, hervor, daß er der abweichenden Richtung angehörte.

Staupitzens wissenschaftliche Richtung und Sinnesart wurde schon dargelegt. Gerade zu Anfang des 16. Jahrhunderts berief ihn Friedrich nach Sachsen, wie es scheint besonders deshalb, um sich seines Raths wegen der zu errichtenden Hochschule zu bedienen, und er ließ sich seinen Beistand große Mühe kosten. Nach einer viel verbreiteten Nachricht soll Pollich aus Eifersucht gegen den leipziger Lehrer Samuel Pistoris, mit welchem er einen gelehrten Streit über die damals in Deutschland sich verbreitende Venerie geführt, zur Errichtung einer Hochschule in den Landen Friedrich's gerathen haben. Sie hätten nicht mehr an demselben Orte miteinander leben mögen, Pistoris dem Kurfürsten von Brandenburg zur Errichtung einer Universität in Frankfurt a. d. O. gerathen und Pollich den sächsischen Kurfürsten zur Gründung einer solchen in Wittenberg vermocht. Doch seine Denkart und Stellung als Gelehrter reicht für sich allein schon vollkommen aus, sein eifriges Antreiben zu erklären, und ebenso verhielt es sich mit Staupitz und Andern, welche zuriethen. Die freiere Richtung hatte überall um ihre Stellung mehr oder minder hitzige und beschwerliche Kämpfe zu bestehen, sie wurde kaum geduldet, sah sich überall gefährdet, ihre vereinzelten Vertreter hatten große Mühe, den Verkehr und Zusammenhang unter sich zu erhalten, die Mittheilung unter ihnen war schwierig, kostspielig, mangelhaft, ihr Wirken blieb ein vereinzeltes. Wie nahe lag da der Wunsch, einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt für das gleiche Streben, einen sichern Zufluchtsort für die überall bedrängte Richtung, eine ruhige Stätte, einen Sammelplatz zu finden, wo die Sinnesgenossen einander nahe ständen zu lebendigern Anregungen, näherer persönlicher Verbindung, erleichtertem Gedankenaustausch, erleichterter gegenseitiger Förderung. Die neue Richtung war ebenso kampflustig als bedrängt, sie schritt

gern angreifend vor, wollte nicht blos bestehen gegen die alte, sondern sie überwinden. Eine Hochschule, wo sie die Oberhand hatte, mußte ihr nicht blos schützende Burg werden, sondern selbst eine treffliche Basis des Angriffs. Pollich war des Scholasticism überdrüssig, Staupitz bezog sich in vertrauten Kreisen nicht selten auf Summerhard's Ausruf: wer wird mich Elenden endlich von dieser Zanktheologie befreien! Wenn nun Kurfürst Friedrich eine Universität nach dem Rathe Staupitzens, Pollich's und ähnlich Gesinnter errichtete, so war die ersehnte Befreiung, war jener Mittelpunkt und Sammelplatz gefunden, war erreicht, was die Gegner der herrschenden Gelehrsamkeit und Wissenschaft zunächst nur wünschen konnten.

„Als der geschwinde Satan merket, was hieraus werden wollte, sagt Mathesius in der 16. Predigt, wehret der böse Geist durch Freund und Feinde, Nachbarn und Einheimische, Gelehrte und Ungelernte, so die Unkost und Beschwerung trefflich anzogen, die hieraus folgen würde." Indeß hätten Pollich und Staupitz steif und fest angehalten, bis der Entschluß gefaßt wäre. Als darauf Friedrich mit Staupitz, Pollich, Monhover und Andern die Frage berieth, wo die neue Hochschule errichtet werden sollte, schlug Pollich Wittenberg vor. Friedrich lachte. Die Stadt, meinte er, bestände aus einer geringen Anzahl von Lehmhütten mit Strohdächern, und die Umgegend wäre ebenso wenig einladend; wie man doch einen solchen Ort zum Sitze einer Universität bestimmen könne. Pollich wendete ein: der Fürst möge Gott nicht mißtrauen; er sei diesen Landen und dieser Stadt Dankbarkeit halber solche Wohlthat schuldig; seine Vorfahren hätten da das Kurfürstenthum erlangt; die an dem allerdings nicht glänzenden Orte errichtete Universität werde alle deutsche Hochschulen durch das von ihr ausgehende Licht verdunkeln. Mit solchen Gedanken trug sich Pollich. Der Kurfürst stimmte zuletzt bei, obwol seine Bedenken gewiß nicht unbegründet waren. So spricht Luther mehrfach von der Unangebautheit und Unfruchtbarkeit des Landes umher, der Engigkeit der Stadt, dem Mangel an geeigneten Annehmlichkeiten, Studenten herbeizuziehen; es fehle an Kunstwerken, Kunstfleiß und Handel; er klagt über die Roheit des Volks, die Zugluft der Elbe, die häufigen die Gesundheit bedrohenden Ueberschwemmungen. Mehrmals nennt er

Wittenberg einen verachteten Ort und stellt dann wol Betrachtungen darüber an, wie wunderbar es sei, daß gerade diese Stadt von Gott zu so großen Dingen erwählt sei. Freilich wirkte auf jene und einige ähnliche Aeußerungen ein vorübergehender Unmuth ein. Sie rühren zum Theil aus einer Zeit her, wo er aus ganz andern Gründen mit dem Gedanken umging, Wittenberg zu verlassen. Doch liegt jedenfalls viel Wahres darin. Sie stimmen so ziemlich mit der Ansicht Friedrich's und Anderer überein. Auch Mekum sagt, Wittenberg sei bis zur Errichtung der Universität eine arme unansehnliche Stadt mit alten häßlichen, niedrigen, hölzernen Häusern, einem Dorfe ähnlicher als einer Stadt gewesen. Noch manches Jahr später äußert sich Melanthon in einem Briefe an Camerarius über die Stadt ebenso. Er schicke eine Abbildung derselben, „unsers Dorfes", wie er sich ausdrückt; denn es fänden sich da nur Lehmhäuser mit Strohdächern und zwar sehr wenige, mit einem Worte Bauerhütten. Dem hatte indeß Pollich auch nicht widersprochen; gerade auf eine Aeußerung von ihm beruft sich Luther, indem er sagt: „Wittenberg liegt an den äußersten Grenzen der Civilisation (in termino civilitatis), wären sie noch ein wenig weiter gegangen, so wären sie mitten in der Barbarei."

Pollich hatte recht gehabt. Es war ein bedeutender Nutzen der Vielheit der deutschen Universitäten, daß sie die Wissenschaft und die Bildung in allen Theilen Deutschlands verbreiteten, es war ein großes Verdienst Friedrich's, daß er seine Hochschule an die Grenzen der Civilisation verlegte. Noch waren die südlichen Gegenden am Rheine hinab und die mittleren bis zur Elbe der Hauptsitz der Bildung und geistigen Regsamkeit. Die Anzahl der Lichtpunkte war in jenen viel größer, sowol auf Universitäten und in Klöstern, die für Pflanzstätten der Gelehrsamkeit gelten konnten, als in freien gewerbsamen Städten und Residenzen. Dort, im südlichen und westlichen Deutschland bis nach den Niederlanden hin, war der Humanismus schon seit längerer Zeit mit dem besten Erfolge gepflegt, gerade dort in den großen geistlichen Gebieten war von jeher freiere Ansicht neben der finstersten, war der Widerspruch gegen die hierarchischen Uebergriffe, gegen das herrschende Lehrsystem heimisch; da hauptsächlich hatten die Goch, Wesel und Wessel, die so oft auf oppositioneller

Seite stehenden Mystiker, die großen Kirchenversammlungen gewirkt; da war überhaupt das Volk gebildeter, geistesregsamer, empfänglicher. Umsomehr that eben hier im östlichen Deutschland ein Lichtpunkt noth.

Indeß werden wir in der Lage und den Zuständen Wittenbergs doch auch mancherlei Günstiges finden, wenn wir sie uns etwas näher vor Augen rücken. [1])

Die Stadt Wittenberg.

„Die Wohnungen, Gebäude und Gestalt der Länder verändern sich gemeiniglich in hundert Jahren allweg, bemerkt Luther. Um Halle, Halberstadt und bei uns ist's gar eben, daß man drei Meilen lang über eitel Haide zeucht, da vor Zeiten hart Land und Aecker gewest sind." [2]) Seit dreihundert Jahren mögen denn wieder mancherlei Veränderungen in der Gestalt des Bodens vorgegangen sein. Allein im Wesentlichen paßt die Beschreibung sicher auch auf die damaligen Zustände, wenn gesagt wird, indem von der neuern Zeit die Rede ist, die Gegend sei nicht unfruchtbar, trotz des meist sandigen Bodens, sehr fruchtbar die Elbau, das Trinkwasser vortrefflich, die Luft keineswegs ungesund, die Aussicht überraschend für Den (wohlzumerken), der aus den Sandgegenden der Mark Brandenburg und des Kurkreises komme, und große Abwechselung böten der weit ausgebreitete, ruhig zwischen flachen Ufern dahinfließende, hier von grünen Wiesen, dort von Eichen bekränzte Strom, die weite von

---

1) Grohmann I, 4. 7. Meiners, Gesch. der hohen Schulen, I, 220. Erhard a. a. O. I, 362; II, 22. 66. 110. 279; III, 220. 379. Mayerhoff, Reuchlin und seine Zeit, 57. *Ericeus*, 225. Grimm a. a. O. 64. 67. Gretschel, 379. Mathesius, 12. Predigt. Oratio secularis a Zangero habita 1602 im Suevus. *Sennert*, 15. Progr. hist. de admiranda Acad. Witeb. origine et progressione. *Melanthonis* Declam. Tom. VII. Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1436. Mycon. im 5. Kap. der Ref. Gesch. *Kirchmaier*, Disquisitio hist. de Lutheri imagine reliqua, 221 f. Ullmann, Reformatoren, I, 310. Studien und Kritiken, 1843, III, 754. Seidemann, Beiträge zur Reformationsgesch., I, 5 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2363.

Waldpartien unterbrochene Fläche, die vielen Dorfschaften, die bewaldeten Hügel, die eine halbe Stunde nördlich von der Stadt sich erhebenden Weinberge. [1])

Man wiederholte gern, Wittenberg sei im 8. Jahrhundert von dem Sachsenherzoge Wittekind erbaut. Doch die Gegend gehörte bis ins 10. Jahrhundert zur slavischen Landschaft Lusici, und bis zu dieser Zeit finden sich begründete Nachrichten über die Stadt nicht. Als die Slaven vertrieben wurden oder auswanderten, führte — im 12. Jahrhunderte — Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg Ansiedler hierher aus den Rheingegenden und Niederlanden. In diese Zeiten der Kraftentfaltung des germanischen Geistes nach Osten hin, der großen Beweise politischen Verstandes und der großen Erwerbungen unserer Nation fällt der nachweisliche Ursprung Wittenbergs. Obwol an die Grenzen der Civilisation, wurde Luther doch auch jetzt wieder in einen echten Mittelpunkt deutschen Wesens versetzt. Zum erstenmale erscheint die Stadt um 1180 in Gestalt eines Burgwards, eines Flecken mit oder neben Befestigung. Auch ihr Name deutet auf niederländische Erbauer: witte (weiße) Burg von den weißen Sandhügeln an der Elbe. Man hat ihn oft anders gedeutet, viel darüber gefabelt. Zu Luther's Zeit allegorisirten und hyperetymologisirten die Gelehrten bei dem geringen Stande der Sprach- und Geschichtsforschung gern. Luther hielt sich freier, obwol nicht gänzlich frei davon. Viele Orte umher hatten niederländische Namen, die Namen von andern mögen slavischen Ursprungs sein. Er findet, und Andere sprachen es ihm nach, daß die Städte und Dörfer umher hebräische Namen hätten, wie die Städte und Flecken um Jerusalem, z. B. Globock, Zidon, Jesse u. s. w. „Und Wittenberg selbst, das ist Weissenberg, was ist's anders denn der Berg Libanus?" Es handelt sich da freilich um eine erbauliche Nutzanwendung. Auch setzt er hinzu: „damit sei genug gespielt." Ein anderes Mal leitete er den Namen der Stadt von dem altsächsischen Worte Wit ab, das Zuflucht bedeute. Genug, die Stadt war ein redendes Denkzeichen davon, daß hier das siegende Deutschthum erobernd sich festgesetzt, und die deutsche Art suchte sich rein zu halten

1) Leopold, Wittenberg und die umliegende Gegend, 112 ff.

vom unedel geachteten Slaventhume, drückte sich stark aus. Wie selbst der König von Böhmen nach den Bestimmungen des Sachsenspiegels die Kur nicht haben sollte, wenn er nicht „ein deutscher Mann von Vater und Mutter oder ihrer einem," so durften auch in Wittenberg die Wenden nur in den Vorstädten wohnen, in die Zünfte wurde keiner aufgenommen. Wer Aufnahme nachsuchte, mußte rein deutsche Geburt und vier deutsche Ahnen nachweisen.[1])

Erst im Anfange des 13. Jahrhunderts wird die Stadt wieder genannt; 1266 wurde sie von Albrecht II., als Herzog von Sachsen-Wittenberg, zur Hofburg erkoren, 1293 erhielt sie Stadtrecht. Im 14. Jahrhundert schließt sie schon mehrmals Landfriedensvereine mit andern Städten, erscheint ihre Verfassung schon ziemlich ausgebildet. Wir sehen sie thätig auf den Landtagen, sie behauptet eine Stelle im Ausschuß und hat als Residenz den Vorsitz unter den Städten. Seit dem 15. Jahrhundert ist sie auch Sitz des Hofgerichts für den Kurkreis. Früherhin hatte ein dreifacher jährlich wechselnder Rath bestanden. Bis 1503 bestand der Rath, der alljährlich neu gewählt wurde, aus einem Burgemeister und sechs Rathsfreunden, deren seit 1504, wo sie Rathmanne heißen, acht erscheinen, zwei Kämmerer, zwei Baumeister, ein Richter und ein Stadtschreiber, dessen Stelle eine bleibende war. Das Gericht bestand aus dem vom Landesherrn gesetzten Voigt und den Schöppen oder städtischen Rathsmitgliedern. Diese befragte der Richter und sprach dann das von ihnen gefundene Urtheil nach dem Sachsenspiegel, der magdeburger Willkür und andern Wisthumen, welche alle Jahr öffentlich verlesen wurden, aus. Seiner städtischen Gerichtsbarkeit durfte kein Bürger entzogen werden. Der Landesherr selbst nahm gegen Bürger vor diesem Gerichte Recht oder es wurden bei Streitigkeiten Austräger nach gemeinsamer Uebereinkunft gewählt. Mehre Städte nahmen das wittenberger Stadtrecht, gern riefen die benachbarten Städte und Fürsten die dortigen Schöppen an. In einem ähnlichen hohen Ansehen standen die Zünfte. Die Zünfte aus allen Städten des Herzogthums sollten

---

1) *Sennert*, 2. Leopold, 1 ff. Schadow, 3 ff. Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1436; XIV, 1239.

die Streitigkeiten, die sie vor ihrer Lade nicht schlichten könnten, vor die der wittenberger bringen, die sich nach ihrem alten Spruche umsomehr „rein hielten als ob sie von Tauben gelesen." 1441 überließ Friedrich der Sanftmüthige an Rath und Gemeinde das Stadtgericht auf Wiederkauf. Schon im 13. Jahrhundert hatten die Bürger gegen eine Jahresrente die Freiheit von allen den Abgaben und Schuldigkeiten, womit sie den Fürsten wegen ihrer Grundstücke verpflichtet waren, und weiterhin mancherlei bedeutende Privilegien, Besitzungen und Patronatsrechte erworben. Daß die Stadt befestigt war, versteht sich von selbst. Von 1509 bis 1517 wurden die Festungswerke auf Kosten der Gemeinde wesentlich verbessert. Der Fürst sah in den Wittenbergern seine treuste und tapferste Mannschaft. Mancher Ritter erfuhr ihre schwere Hand. Die Wehrverfassung stand mit den Zünften in Verbindung. Eine Schützenbrüderschaft trieb die Waffenübungen mit noch größerm Eifer. Zum Theil im Zusammenhange damit standen, die Mannichfaltigkeit des Bürgerlebens mehrend, den Ernst durch Heiterkeit mildernd, mancherlei Volksfeste. In den Kämmereirechnungen sind 1498, 1499, 1501, 1502 und 1509 Ausgaben verzeichnet für Armbrust, des Raths-Harnisch und Heerfahrt, für die Stechbahn, beim Rennen um den Ochsen, für Malereien und Larven zu Spielen, bei der Passio und andern Spielen für Kleider, Larven, Flügel, für Pallästе (Gerüste, Tribünen) zu errichten, für Leinwand, Kleider für Satan und seine Gesellen, Judaskleid, Schächerröcke und Hosen. 1508 hielten die beiden Fürsten ein Turnier in Wittenberg. Dann aber ließen es sich Rath und Gemeinde auch wieder angelegen sein, der Ausartung der Lebenslust in Ausgelassenheit und Ueppigkeit Schranken zu setzen. In der 1504 neu durchgesehenen und bestätigten Willkür und Statuten der Stadt fehlen auch die gewöhnlichen Aufwandverordnungen nicht. Da wird die Zahl der Gäste, Tische, Gerichte bei Festlichkeiten oder Gastereien beschränkt. Zum Verlöbniß z. B. soll Niemand den Gästen mehr geben als gebackenen Kuchen, Brod, Käse, Obst und Bier [1]).

---

1) Schreber, Ausführl. Nachr. von den churfürstl. sächs. Land- und Ausschußtägen, 164 ff. Leopold, 22 ff. Förstemann, Neue Mittheilungen, Bd. III, 647 ff.

Im Jahre 1513 zählte man 356 schoßpflichtige Häuser in der Stadt. Es fehlte doch nicht an Schiffahrt, Handel und Gewerbfleiß, an einem gewissen Wohlstande, worauf das Alles schon hindeutet. Das wittenberger Bier hatte bedeutenden Ruf. Seine Stärke und sein Name gab zu der Scherzrede Veranlassung, zu Wittenberg höre man selbst im Winter und bei Nacht den Kuckuck rufen. Auch ansehnliche Mühlenwerke besaß die Bürgerschaft. Unter der Obhut des Mühlenmeisters stand die Niederlage der liebethaler Steinbrüche, welche stark im Gange waren. Daß die gewöhnlichen Handwerke nebst der Kaufmannschaft lebhaft betrieben wurden, beweist das Vorhandensein und die Bedeutung der Zünfte. An manchem mochte es fehlen. Noch 1525 mußte sich Luther nach Nürnberg wenden, um genügendes Werkzeug zum Drechseln zu erhalten. Dagegen siedelten sich sogleich nach Errichtung der Universität Buchdrucker in Wittenberg an. Wolfgang Stöckel und Hermann Trebel waren die ersten, die sich dort niederließen, 1503, und 1509 kam Johann Grünenberg hinzu, der jedoch auch nur deutsche und lateinische Lettern besaß. Er druckte in dem genannten Jahre einen Pomponius Mela. Seine Werkstatt befand sich im Augustinerkloster. Späterhin folgten Lotther der Jüngere und Hans Lufft, den Luther zuerst zum Einsammler der Klosterzinsen gebrauchte. Selbst an Kunstwerken und Kunstübung mangelte es nicht ganz. Ließ doch Friedrich so viel bauen, stattlich bauen, und auch andere Künste bot er auf, seine Schloßkirche zu schmücken. Die letztre und gleichfalls die Stadtkirche war reich an Kunsterzeugnissen manchfacher Art, der getriebenen und der Goldarbeit, der Bildnerei und Malerkunst. Unzählige Denkmäler seiner Kunst ließ Lukas Kranach der Aeltere schon seit dieser Zeit in Wittenberg entstehen. Auch als Dekorationsmaler und Vergolder kommt er vor, besaß auch einen Buchladen und Papierhandel [1]).

Da er den Notabilitäten Wittenbergs und dem Kreise angehörte, in welchem sich Luther bewegte, mag hier um so mehr noch das Nachstehende über ihn gesagt werden. 1472 geboren, war er schon sehr jung an Friedrich's Hof gekommen, und

1) Gretschel, 365. Leopold, 132. Strobel, Neue Beiträge, II, 215. Schadow, 87, 94, 110, 129.

Gemälde von ihm und Albrecht Dürer zierten schon jetzt die Schloßkirche in Wittenberg. Er galt allgemein für den Freund des Fürsten, der ihn in seiner Werkstätte besuchte, an offner Tafel mit ihm speiste, sich auf die Jagd wie nach Jerusalem von ihm begleiten ließ, ihn 1504 zu seinem Hofmaler ernannte und 1507 in den Ritterstand erhob. Im Jahre 1509 reiste er auf des Kurfürsten Verlangen in die Niederlande, den nachmaligen Kaiser, damals achtjährigen Karl V. zu malen. In genauer Verbindung mit ihm standen Männer wie Scheurl, zu denen Luther nach seiner Ankunft in ein näheres Verhältniß trat. Zu Anfang oder in den ersten Jahren, wo Luther seine neue Bahn einschlug, scheint ihm der letztere oder dessen Richtung mishagt zu haben. Man will es daraus schließen, daß er ihn auf ein paar Gemälden als Schächer neben Christus, als Kriegsknecht, der dem Heilande den bittern Schwamm reicht und dann um den Mantel des Herrn würfelt, abgebildet hat. Es mag sein, daß er fromm in der Weise Friedrich's war, namentlich dessen Reliquienvorliebe theilte, der er als Heiligthumsabbildner gedient hatte. Der Fortgang der Erzählung wird uns zeigen, wie sehr Luther bei Hofe dadurch anstieß, daß er sich tadelnd darüber aussprach. Wie dem sei, Luther überwand auch Kranach's Abneigung und schloß das genaueste Freundschaftsbündniß mit ihm. Als Bürger kommt Kranach erst 1512, als Rathsmann seit 1519 öfter vor, 1537 wurde er zum Burgemeister gewählt: das Alles doch wol zum Zeichen, daß die Bürger nicht unempfänglich waren, es bald lernten, Kunst und künstlerischen Ruf zu würdigen und zu ehren [1]).

Wenn es in Wittenberg nun so wenig an Kunstdenkmälern, an Kirchen, an einem stattlichen Rathause fehlte, als an guten Festungswerken, wenn das Lehmhüttenwittenberg allerdings sehr weit davon entfernt war, sich mit einer Stadt wie Straßburg vergleichen zu können, von welcher Aeneas Sylvius um die Mitte des 15. Jahrhunderts sagte, daß kein König sich schämen dürfe, manches Bürgers Haus darin zu bewohnen: so war die Stadt doch nicht ganz ohne jenen Ruhm, daß zwar die Bürger ärmlich

1) Leopold 86. Förstemann a. a. O. V, Heft 4. L. Cranach der Aeltere in Ersch und Gruber. Schadow, 130.

wohnten, es aber an stattlichen öffentlichen Bauwerken nicht mangeln ließen. Auch hier, wie überhaupt in Sachsen, wo allerdings die Fürsten- und Adelsmacht größer war als in manchen andern deutschen Ländern, hatte der Bürgerstand sich kräftig, wenn auch minder selbständig als anderwärts, entwickelt, auch hier trat Luther in ein freies, frisches Gemeinwesen ein, in die Mitte einer Bürgerschaft, die bei verhältnißmäßigem Wohlstande, bei bürgerlicher Selbständigkeit und sächsischer Art nicht ohne alle Bildung und nicht ohne große Tüchtigkeit war.

Die Bildung und Geistesregsamkeit der Bürger wurde dadurch gefördert, daß das Kurfürstenthum doch nahe mit den übrigen sächsischen Ländern, Thüringen, Franken und Böhmen zusammenhing, daß von Wittenberg eine große Anzahl bedeutende blühende Städte — Magdeburg, Halle, Dresden, Freiberg, Chemnitz u. s. f. — nicht fern lagen, daß mit bedeutenden unter ihnen auf- und abwärts der Elbstrom einen häufigen erleichterten Verkehr vermittelte, daß mehre Universitäten nahe genug waren, um bis hieher ihren Einfluß zu erstrecken: Prag und Erfurt, vor allen das nur wenige Meilen entfernte Leipzig. Doch freilich beschränkter waren hier die Kreise der Gebildeten, der von den neuen, den abweichenden Ansichten der Zeit Erfüllten. Wer in freisinniger, in oppositioneller Richtung wirken wollte, fand zunächst nur in ihnen, das will sagen hier nur bei sehr Wenigen einen vorbereiteten Boden, der großen Volksmasse ging die Empfänglichkeit dafür weit mehr ab als im Süden und Westen. Das Kurfürstenthum im Ganzen war arm, wie auch Luther bemerkt. Einer tieferen, gewaltig anfassenden Wirksamkeit kam die Volksart der Norddeutschen, die Stammeseigenthümlichkeit der ihnen angehörenden Sachsen jedoch auch entgegen: ihr größerer Ernst des Sinnes und Lebens, ihre einfacher, sittlich-kräftiger, unverbildeter gebliebene Weise, ihre Gemüthsinnigkeit, ihr vorragender Hang zur Untersuchung und Selbstvertiefung, ihre durch Arbeitsamkeit und Nüchternheit genährte Thatkräftigkeit und Ausdauer, ihr angestammter Freiheitssinn. Hutten spricht davon in dem erwähnten Schreiben an den Kurfürsten und wir mögen die Sachsen und die sächsische Art um so mehr von ihm schildern hören, da es auch hier auf eine solche Zeichnung ankommt und seine Worte Gedanken aussprechen,

welche zu jener Zeit lebendig waren. „Wann die Sachsen seind allezeit frei gewesen, allezeit unüberwindlich. Ja wenn oft schier das ganz Germanien und teutsch Land bekriegt ist worden, so haben die Sachsen allein die fremden Herren abgetrieben, und sich aller Dienstbarkeit gewidert (dann ich zähl unter euch die Westphalen, und die so ihnen vor Zeiten die Cherusci und Chauci geheissen;) ein merkliche Erzeigung ihrer mannlichen Gemüth und Gethät in dem Römischen Krieg gethon, und teutschen Landen den Arminius geben haben, den allerbesten und allerstärksten Hauptmann, der je auf Erden gewesen ist, welches Lob er auch von den Feinden erlanget hat; welcher nit allein sein Vaterland, sondern ganz Germanien und Teutschland aus den Händen der Römer, die Zeit so sie am mächtigsten und reichsten waren, erlediget und gerissen, und die Römer mit viel' und ungehörten Schlachten darniedergelegt, mannlich vertrieben und verjagt. Derhalben derselbig unser Erlöser, was meint er was hält er jetzt in jener Welt, wenn er sieht, weil er die vesten Römer, und Herrn der Welt hie nit hat lassen herrschen und regieren, uns sicht den verzagten Pfaffen und weibischen Bischoffen dienstbar und unterthänig seyn? Sollt er sich nit seiner Nachkommen schämen? O was seind euer Kaiser Ottones für Männer gewesen. Ja auch Kaiser Heinrichen, auch euers Geblüts, Geschlechts und Stammens. Weiter im Krieg, der mit Kaiser Karel dem Großen ist länger denn dreißig Jahr geführet worden, was ist für grosse Stärke, was für grosse Vest der Sachsen erfahren worden. Setzet auch darzu die, so die letzte Haufen der Gothen umgebracht und erschlagen haben; dann es seind auch Sachsen gewesen, auch die Brittanien oder Engelland bekriegt und gewunnen haben, und nach Vertreibung der Inwohner, die Engelländer von ihnen, und Schotten dereingesetzt. Was soll ich auch von den alten Cimbris und Teutones sagen, die vor Zeiten mit grossem Schaden der Stadt Rom aus euern Landen in Italien gefallen seind. Folgend o! wie oft seyn die Sachsen in Italien gezogen; wie oft haben sie zusammt Andern Frankreich verheert, und Hispanien auch darneben angriffen. Ja man findet auch, dass die Sachsen mit den Sarmaten redlich gekriegt haben, und was und wie hochrühmliche Sieg haben E. C. G. Sachsen zu mehrmalen von den Hunnen, und darnach auch von den Ungern

erhalten. Ich übergehe viel Geschichten mit Vorsatz, und willig, dann es ist genug, dieß einigen gedacht haben, daß allein die Sachsen nie keiner fremden Nation unterthänig, und dienstbar gewesen ist, das sich gebührt euch zu sehen, und bedenken, auf daß weil euer Vorfordern so theur Leut gewesen seind, ihr nichts thut, das euerm Geschlecht übel anstünde. Ist wohl wahr, ihr habt das Joch auf euch genommen von den Bäpsten, und Bischoffen, eben wie die andern all durch den Unglauben erweicht. Weil man aber diese Beschwerung mag achten für ein solche Last, die vielleicht durch Ordnung des Himmelslauf die ganz Christenheit in gemein hat söllen übergohn, dennoch werden ihr diese Unehr leichtlich mit einer neuen auslöschen, wann ihr Hauptsächer seynd der allerfeinsten, und ehrlichsten That, damit durch euch die ganz Nation wiederum frei werd, und Germanien, oder Teutschland wiederum zu ihm selbs komm, welches jetzt, o ewiger Herr Christe! nit verstaht, nit weißt, was, und wie unbilliche, und unehrliche Ding es leidet, und erduldet; derhalben lasst uns eintweder aufhören, das Kaiserthum, und oberst Regiment der Welt uns zu zuschrieben, und uns allhie Kaiser zu erwöhlen, die allein den Namen haben, so sie doch mit der That am fernesten darvon seynd. Oder aber lasst uns kühnlich das bäpstisch tyrannische Regiment aufheben und abthun [1]).“

Nicht unempfänglich waren die Sachsen für Erinnerungen und Ansprachen dieser Art; nicht unempfänglich für eine Verkündung der echten christlichen Wahrheit, und ganz geartet, für das besser erkannte Christenthum mit demselben frommen Ernste und derselben Tapferkeit einzustehen, womit sie das versinsterte erfaßt und vertheidigt. Am meisten befähigt waren sie zu dem Geistesaufwande, der sittlich-religiösen Erhebung und dem edeln Unwillen über die eingesehene Verderbniß und erfahrene Täuschung, wodurch die entgegentretende Macht gebrochen wurde. Sie waren, diese Norddeutschen, nicht „geistig zurückgehalten im Drange irdischer Bedürfnisse,“ wie die Skandinaven, nicht sittlich angefault und abgeschwächt, wie die Romanen; nicht zu entfernt von den Lichtstrahlen, welche fort und fort und jetzt wieder so viel mehr und heller von der Kirche ausgingen, nicht

1) Die verteutscht Klag, Münch, Hutten's Werke, V, 14.

zu nahe dem Sitze des kirchlichen Oberhauptes, wo das Licht das falscheste und verderblichste war. Allen freiern Regungen aber, allen guten und besten Eindrücken, aller Bildung, der Aufnahme neuer Vorstellungen und Ueberzeugungen, dem Aufschwunge, der darin etwas thut, sich thatkräftig dafür erhebt, stand ihr Phlegma, ihre geringere Entzündbarkeit, ihr zähes Festhalten am Gewohnten, ihre Unbeholfenheit und abermals ihre Nüchternheit entgegen. Nur Anregungen, die zugleich dem gesunden Verstande zusagten und die Gemüther in den Tiefen ergriffen, nur die innersten mächtigsten Bedürfnisse konnten sie aus sich selbst, aus dem Geleise herausbringen, sie forttreiben. Auch ihre größere Ungeselligkeit konnte der Bildung nicht förderlich sein. Luther spricht darüber eine Reise- und Lebensbeobachtung, gefärbt freilich von augenblicklichem Unmuthe aus, wenn er, die Sachsen mit anderen deutschen Stämmen, Schwaben, Baiern, Hessen, Meißnern vergleichend, sagt: „Sachsen ist gar unfreundlich und unhöflich, da man weder gute Worte noch zu essen gibt; sagen: Live Gast, ick weit nit, wat ich ju te eten geven soll, dat Wif is nit daheimen, ick kan ju nit herbergen. Ihr sehet hie zu Wittenberg, wie unfreundlich Volk es hat, fragen weder nach Ehrbarkeit und Höflichkeit noch nach der Religion, denn kein Bürger läßt seinen Sohn studiren (?), da sie doch ein so groß Exempel sehen und Anzahl der fremden Studenten und Gäste." Ein anderes Mal nannte er die Sachsen stolz, doch aufrichtig und wahrheitliebend. Oder er sagte: „fürnehmlich unser Land allhier trägt solche Menschen, die gar ungezogen, ohne alle Zucht und Höflichkeit sein, daß man wohl sagen möchte, daß Bauern, Bürger und der Adel in diesen Landen den Säuen gleicher sind, als Menschen: so gar ist an ihnen keine Freundlichkeit oder Leutseligkeit. Derohalben ich mich oft pflege zu verwundern, warum doch Gott solchen ungezogenen, groben und wilden Menschen das Licht des Evangelii zum ersten geoffenbaret hat. Ich zweifle nicht, daß in diesem Lande um Wittenberg herum vorzeiten die allerärgsten Leute gewohnt haben." Doch er hat da schon die Wenden, die slavische oder halbslavische Bevölkerung im Sinne, die in diesen Gegenden übrig geblieben war. Sie war ihm stets zuwider. „Von allen die ärgste ist fast die Nation der Wenden, da uns Gott einge-

worfen hat. Denn Gott wendet sich zum schlimmsten Volke, wie er die Propheten und Christum zu den Juden schickte, dem schlimmen Volke, das sie tödtete. So kommt auch Christus hieher unter die Wenden, daß er des Teufels Werke zerstöre und die Teufel austreibe, die hier in Dörfern und Städten wohnen. Wenn ein böser Volk wäre denn die Wenden, so müßte das Evangelium daselbst aufgegangen sein [1])."

Wir können annehmen, daß die alte nationale Abneigung auch bei ihm nachwirkte. Die Deutschen waren von den slavischen Nachbarn genöthigt worden sie zu besiegen, zu vertreiben, deren Art Wildheit, Grausamkeit und Unzuverlässigkeit war und auch auf die Nachkommen sich vererbte. Nie vertrug sich Luther damit, und dazu dann der finstre, arge, fest eingewurzelte und unter dem niedern Landvolke weit umher verbreitete Aberglaube, mit welchem er schwer zu kämpfen bekam. Daß aber das Volk unwissend und abergläubisch, ja noch unwissender und abergläubischer als anderwärts war, dies ist um so erklärlicher, da, so viel wir wissen, das Schulwesen selbst in der Residenz Wittenberg zu dieser Zeit noch ganz darnieder lag. Freilich wird die wittenberger Schule unter den bessern zu Freiberg, Chemnitz, Torgau, Zwickau u. s. w. genannt, allein was von ihnen gesagt wird, gilt schwerlich schon von dieser Zeit. Selbst in Leipzig wurde eine nennenswerthe lateinische Schule erst 1511 errichtet, bis wohin sogar die berühmte Thomasschule nur eine Abrichtungsanstalt für Chorknaben war. Aus brieflichen Aeußerungen Luther's muß man schließen, daß eine lateinische Schule in Wittenberg erst 1519 eingerichtet oder in einen bessern und doch noch immer dürftigen Zustand gebracht wurde. Der Kurfürst hatte genug mit seiner Universität zu thun. Für das Schulwesen hatte der Rath und auch die Geistlichkeit wenig Fürsorge bewiesen [2]).

Ebenso wenig wirkte das freilich glänzende Kirchenwesen für

---

1) Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, III, 4. Böttticher a. a. O. I, 372. Tischreden, Walch XXII, 1888, 2359. Auslegung der Genesis zu Kap. 9, V. 3 f. und zu Kap. 23, V. 5 f. Walch I, 898, 2111. *Ericeus*, 137.

2) Ruhkopf a. a. O. 98. Gräfe, Leipzigs religiöses Leben, 56. Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs, 110. De Wette I, 385, 451.

die Volksaufklärung. Von kirchlichen Anstalten befanden sich in der Stadt außer dem Stifte eine Pfarre, ein Franziskanerkloster und ein sehr ansehnlicher Augustinerkonvent. Die der Jungfrau gewidmete Stadtkirche, neben welcher sich noch eine begüterte Kapelle „zum heiligen Leichnam" befand, war im 13. Jahrh. erbaut; Erweiterungen und Besserungen derselben waren im 14. und 15. Jahrhundert durch Aufkünfte von dazu ertheiltem Ablaß beschafft, den wir also auch bei ihr wiederfinden. „Es war kein Winkel in der Welt, da ihr Ablaß nicht hin verkauft oder gegeben war, alle Welt voll Siegel und Briefe [1])." Die Stadtkirche war reich. Allein zwei ihrer Altäre, Stiftungen aus dem 14. Jahrhundert, waren Inhaber zweier ganzer Dörfer nebst Schulzenlehn, Gerechtigkeiten, Zinsen u. s. f. Ablaß besaß auch das aus dem 14. Jahrhundert herrührende Franziskanerkloster, wo die Gebeine der meisten Fürsten askanischen Stammes ruheten. Es stand unter dem Schutze des Erzbischofs von Magdeburg, der denselben wider Eingriffe in die Gerechtsame des Konvents von Seiten der Pfarrgeistlichen oder der Bürger durch Admonitionen oder auch durch den Bann übte, welcher letztere keineswegs ein leeres Wort war. Gerade in dem Jahre, als Luther kam, war die Stadt von dem Bischofe von Brandenburg, in dessen Sprengel sie gehörte, mit dem Interdikt belegt. Sollte man annehmen dürfen, daß ein solches Zeichen der kirchlichen Macht bei ihm gar keinen Eindruck hervorgebracht hätte? Das bischöfliche Strafurtheil war ausgesprochen wegen gewisser Frevel, von Studenten an den bischöflichen Dienern begangen. In der Kämmereirechnung von 1509 findet sich ein Ausgabeposten für Relaxation vom Interdikte. Die Stadt also zahlte, die Stadt fügte sich [2]).

Ganz roh und unwissenschaftlich konnten die wittenberger Augustiner und Franziskaner, was sie betrifft, nicht sein, da wenigstens einige von ihnen zum Mitwirken an der Universität berufen wurden. So übernahm Peter Bornis (Fontanus), der wittenberger Franziskanergardian, eine Professur. Der wittenberger Franziskaner Schwenningen ward 1518 Doktor, sein Mit-

1) Schadow, II, 89. 91. Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 18.
2) Leopold, 83, 102 ff. Förstemann a. a. O.

konventual Johann Brismann (1505—23 in Wittenberg) ist der spätere Reformator Preußens. Indeß bettelten die Franziskaner nach wie vor und von sonderlichen wissenschaftlichen Leistungen der Klostergeistlichkeit der Stadt oder des Landes ist doch nirgend die Rede. Viel eher gingen verfinsternde Einflüsse von ihr aus, und es war daher um so verderblicher, daß sich so viele Klöster im Lande befanden. Luther zählt im Kurfürstenthume einundzwanzig Bettelklöster. Allein die kleine Stadt Wittenberg habe blos den Mönchen jährlich über tausend Gulden gegeben und verhältnißmäßig hätten ihnen auch die Dörfer umher, bis zu den ärmsten, gesteuert, wodurch Christus gesucht, aber hinweggewesen wäre. Nach genauerer Aufzählung finden wir in den sächsischen Landen, die Nonnenklöster ungerechnet, siebenundsechzig Konvente der verschiedensten Orden, von denen die der Franziskaner und Augustiner die zahlreichsten waren. Die letzteren hatten vierzehn Konvente, wozu dann noch neun der augustinischen Chorherren kamen [1]).

Die städtische Geistlichkeit wurde hier wie anderwärts mehrfach lästig. In der Willkühr und Statuten der Stadt wird z. B. § 9 bestimmt, kein Geistlicher solle ohne Wissen und Willen des Raths Erbe aufnehmen oder eigen Zinse, auf den Gütern in der Stadt, Weichbild oder im Stadtgericht belegen, kaufen. Ebenso wurde Fürsorge getragen, daß nicht Häuser, die zeitweilig in geistlichen Besitz gelangten, ungebührlicher Weise ganz schoßfrei wurden. Der Rath sah sich gegen Uebergriffe vor, und hatte dringende Veranlassung zu einer solchen Fürsorge bekommen. Die Zahl der Häuser war ohne Zweifel gestiegen und doch war die der schoßpflichtigen seit dem Jahre 1430 bis zu dieser Zeit um ein volles halbes Hundert geringer geworden. Indeß hatte man in Sachsen die Schwere wie die Wohlthat des Krummstabes nicht so wie in manchen andern Gegenden empfunden. Da die geistliche Gewalt hier beschränkter, gemäßigter war, und weniger als anderwärts zum Widerstande herausgefordert, so hatte es auch minder tief oder nachhaltig gewirkt, wenn etwa die Nähe

1) Ausl. d. 6. 7. und 8. Kapitels Johannis zu Kap. 8, V. 21, Walch VII, 2458. Tischreden, Walch XXII, 1452. Ausl. der Genesis zu Kap. 25, V. 31—34, Walch I, 160. Löscher I, 323.

Böhmens, der Hinblick auf die dort theilweis durchgeführte Reform Vergleichungen hervorgerufen oder Untersuchungen der Lehre, des Kultus angeregt. Ein verbreiteter, ja nur irgend merkbarer Oppositionsgeist war in jedem Falle nicht vorhanden, nicht einmal unter den Gebildetern oder Höherstehenden, zumal Kurfürst Friedrich unter ihnen den Ton angab. In dem rohen, hier an den äußersten Grenzen der Civilisation von den Zeitbewegungen wenig ergriffenen Volke war das Alte und Hergebrachte noch unerschüttert, eine grobsinnlich-katholische Anschauung lebendig. Was Friedrich für das Aufleben der Wissenschaften that, sein Einwirken auf die Gelehrten und Vornehmen kam den Niedern und selbst den Mittlern vorerst noch nicht zu gut; wol aber mußte seine Frömmigkeit, sofern sie sich beschränkt und abergläubisch bekundete, einen bestärkenden Einfluß üben. Schon seine Schloßkirche mit ihren Ablässen und Reliquien wirkte da ohne Zweifel ebenso weithin als verderblich.

Von selbst läßt sich schon aus dem bisher Gesagten auf die sittlichen Zustände schließen. Sie konnten auf einer hohen Stufe sich kaum befinden, Leben und Sitte nicht anders als ungeschlacht sein, wo die Bildung so gering, der Unterricht fast nicht vorhanden, die religiöse Anschauung so beschaffen war und neben guten Grundlagen für Sitteneinfalt und Strenge so mancher Vorschub für Sittenverderbniß nicht fehlte. Auf eine solche weisen auch manche Spuren deutlich hin. Jene „Spiele," die übrigens damit nicht verdammt sein sollen, gaben gewiß zu beträchtlichen Ausgelassenheiten Veranlassung. Man weiß, daß Johann Kapistran um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch in Sachsen große Ursache zu den schärfsten Bußpredigten fand. Auch in sittlicher Beziehung folgten den Hussitenkriegen lange und schwere Nachwehen. Ein trübes Bild von Zuchtlosigkeit und Entsittlichung beim Volke und Klerus geben die Landesordnungen der Herzöge Ernst und Albrecht, mit ihren Strafandrohungen gegen die Unsitte des Zutrinkens, die Ueppigkeitsauswüchse in Leipzig namentlich, die Unordnungen an Feiertagen, bei Kirchenweihen u. s. w. Ihre öftere Wiederholung und Einschärfung beweist ihre Fruchtlosigkeit. Man kennt die Verwilderung, die bei den Fastnachtsmummereien hervorbrach, den groben Unsinn, die Verhöhnungen des Heiligen, die bei den Palm-

festen vorkamen. Die Volksergötzlichkeiten waren großentheils mit den kirchlichen Festen, ja mit dem Kultus in eine Verbindung gebracht, durch welche das Ansehen und die Wirksamkeit der Religion und der kirchlichen Gebräuche und Anordnungen aufgehoben, Zuchtlosigkeit gefördert werden mußte. In einem Briefe an Link spricht Luther über eine ihm geschenkte Uhr. „Ich bin ihrer fast vollkommen Meister, sonderlich da die Stunden meinen trunkenen Sachsen anzuzeigen sind, die vielmehr auf die Trinkbecher als auf die Stunden achten, und sich nicht eben grämen um ein Irregehen den Sonne, der Uhr oder ihres Meisters." Wie oft klagt er mit so vielen Zeitgenossen über das herrschende Laster der Trinksucht. Wir werden indeß weiter unten darauf kommen, wie er in allseitiger Beziehung die Sittenzustände in seinen Umgebungen einige Jahre später schildert. In den wittenberger Kämmereirechnungen kommen seit 1497 Ausgaben für das gemeine Frauenhaus vor, das die Stadt unter Aufsicht und in Bau und Besserung hielt. Als es 1509 leer stand, erhielt der Marktmeister für jede Woche eine Geldentschädigung. Oeffentlichen Umgang mit Frauen aus diesem Hause strafte freilich der Rath. Unter den Einnahmen von 1506 wird die Buße eines Bürgers aufgeführt, der auf dem Tanzhause vor vielen frommen Bürgerinnen und Jungfrauen mit einer gemeinen Frau getanzt hatte. Ein im Frauenhause getroffener Ehemann wurde gleichfalls gebüßt. Auch sonst fehlte es nicht an Sittenpolizei. So wurden Geschlechtsausschweifungen überhaupt durch Geldbußen gestraft. War ein Mädchen zu Falle gekommen, so schickte ihr der Rath einen Schleier; fand man einen Bürger nach der Wächterglocke in einem Schenkhause, so hatte er eine Geldbuße zu zahlen. Frauenhäuser gab es freilich in jener Zeit in allen oder wenigstens den meisten größeren Städten, so im benachbarten Leipzig, und ist schon dies und was sonst von dem ganzen Wesen bekannt ist, kein Beweis von Sittenstrenge, so sollte man auf eine sehr bedeutende Zuchtlosigkeit von dem Dasein eines Bordells in einer Stadt von so geringer Größe wie Wittenberg schließen. Ersieht man aus den obrigkeitlichen Gegenanstalten, daß keineswegs alles Gefühl für Sittenreinheit entschwunden war, so sind sie doch auch wieder Zeichen der Größe des Uebels. Daß Luther Anstoß daran nahm, läßt

sich von selbst erwarten. Im großen Sermon vom Wucher (aus dem Jahr 1519) sagt er z. B. bei einer Ausführung, daß nicht Alles zu rechtfertigen sei, was die Rechte zuließen, „lassen sie doch zu gemeine Frauenhäuser, die doch wider Gottes Gebot sind, lassen auch viel andere böse Stücke zu, die Gott verbeut [1])."

Dies mag genügen, uns Wittenberg und seine städtischen Zustände vor Augen zu führen, wie er sie fand, als er kam. Es war überhaupt nicht bedeutungslos und insbesondere entnehmen wir daraus, wenn die Stadt auch nicht zu den armseligsten gehörte, sie konnte der Universität, auf welche wir jetzt wieder zurückkommen müssen, weder große Förderung noch Glanz verleihen. Die Hochschule mußte durch sich selbst etwas werden, wenn sie gedeihen und leuchten sollte. Es mußte ihr an diesem Orte schwerer werden emporzukommen, war dann aber auch desto verdienstlicher.

Die Universität (Gründung, erste Einrichtungen).

Man hat in der Art der Gründung, in den frühesten Einrichtungen, Verhältnissen und Lebenszeichen der Universität Wittenberg das entschiedene Vorwalten eines so freisinnigen, aufgeklärten, ja widerpäpstlichen Geistes finden wollen, wie er sich einer genaueren und unbefangenen Betrachtung schwerlich ergeben wird.

Ueber die ersten Verhandlungen wegen Errichtung der Universität schwebt einiges Dunkel. Durch ein Ausschreiben Friedrich's und Johann's vom August 1501 wurde die Eröffnung auf Luciä desselben Jahres angekündigt. Indeß erfolgte die feierliche Einweihung erst am 18. Oktober des folgenden Jahrs, nachdem der herrschenden Denkart und Gewohnheit gemäß die Gestirne befragt waren. Die Universitätsmatrikel zeigt das Horoskop. Sehr merkwürdig ist die kaiserliche Errichtungsurkunde

1) Plochm. XX, 93. Das Betreffende über die wittenberger Unsittezustände in Förstemann's neuen Mittheilungen. Vergl. Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, IV, 264 ff.

vom Juli 1502. Ihr Inhalt ist den päpstlichen Errichtungsbullen in allen Hauptpunkten gleich. Maximilian erklärt darin, daß er durch sie aus kaiserlicher Machtvollkommenheit zu Wittenberg eine hohe Schule errichte, deren Lehrer er berechtige, die Kandidaten ihrer Fakultäten nach angestellter Prüfung zu den hergebrachten Würden zu promoviren. Er ertheilt ferner den Lehrern alle Vorrechte der Graduirten zu Bologna, Paris u. s. f., die Vollmacht, mit Zustimmung des Kurfürsten Statuten zu errichten, Rektoren und andere Beamte zu wählen, worauf Bestimmungen über die eigne Gerichtsbarkeit der Universität folgen. Ausdrücklich wird dann noch gesagt, die auf derselben Promovirten sollten alle den Lehrern und Promovirten der ältesten Universitäten in Italien, Frankreich und Deutschland zustehenden Vorrechte und Vorzüge genießen. Der Universität einen Kanzler zu setzen wagte er freilich nicht; indeß war es neu, daß die Prüfungen und Promotionen der Kandidaten allein den Fakultäten übertragen wurden, und eine sehr dreiste Neuerung lag darin, daß er Rechte, die nach dem Herkommen und der herrschenden Meinung allein dem Papste zustanden, daß er namentlich der von ihm errichteten Universität das Recht ertheilte, an derselben Theologie und geistliches Recht zu lehren und die Kandidaten der Theologie und des geistlichen Rechts zu prüfen und zu promoviren. Er berief sich freilich in seinem Diplome auf den Vorgang der Kaiser, die vor ihm regiert. Allein so wenig ein deutscher als ein französischer König hatte sich jemals Gleiches herausgenommen. Sämmtliche im 15. Jahrhundert gestiftete Universitäten waren von den Päpsten errichtet, und nur dreien — Greifswalde, Freiburg und Tübingen — waren kaiserliche Bestätigungsbriefe ertheilt [1]).

Friedrich, der sich in dem erwähnten Ausschreiben auf die kaiserliche Gestattung bezieht, hatte mit Maximilian Alles verabredet. Das Ergebniß dieser Verabredungen beweist, daß die letztern allerdings in dem Sinne geführt waren, die Reichsgewalt dem päpstlichen Einflusse zu entziehen, was hier um so mehr sagen wollte, da man von Anfang der Errichtung der

1) Weiße a. a. O. 22. Grohmann, 8 ff. Suevus im Eingange. Meiners a. a. O. I, 370 ff.

Universität nicht blos auf die Mitwirkung der geistlichen Konvente in Wittenberg rechnete, sondern wahrscheinlich auch schon an eine freilich erst ein paar Jahre später ausgeführte Maßregel dachte, wobei es schwer oder gar nicht zu vermeiden war, die päpstliche Gestattung nachzusuchen.

Bis zum Jahre 1507 wurde die Universität unmittelbar aus Geldmitteln der Fürsten unterhalten. Doch geht aus den wittenbergischen Kämmereirechnungen von 1502 hervor, daß auch die Stadt manche Unkosten für dieselbe übernahm. Das Alles war jedoch so unzureichend, daß an einen rechten Aufschwung nicht zu denken war, wenn nicht für Herbeischaffung reicherer Mittel gesorgt wurde. Sie boten sich nur in geistlichen Gütern dar. Friedrich inkorporirte daher 1507 die Stiftskirche sammt dem ganzen bedeutenden Stiftsvermögen der Universität. Die Stiftsherren sollten Professoren sein, ihre Einkünfte vom Stift ihnen als Professorengehalte dienen. Es wurden noch einige neue Aemter und Würden beim Stift errichtet und auch die Propsteien Kemberg und Klöden, die Parochien zu Orlamünde u. s. f. der Universität inkorporirt. Die Inhaber derselben waren Professoren in Wittenberg und ließen ihre Aemter an Ort und Stelle durch Vikare verwalten. Ebenso hatte man sich bei der Errichtung anderer jüngst gegründeter Hochschulen geholfen. Die päpstliche Mitwirkung und Genehmigung wurde jedoch nun um so nöthiger, da es sich hierbei um Verwendung geistlicher Güter und Personen handelte. Die Päpste waren oft Mitstifter und Wohlthäter der Universitäten geworden, indem sie geistliches Gut für dieselben bestimmt, und bei Widerstand auch wol durchgegriffen hatten. Allein der Fall war ein anderer, wo die Errichtung einer Universität zur Minderung ihres Einflusses gereichen wollte. War es hierauf abgesehen, so war die päpstliche Genehmigung zur Verwendung der geistlichen Güter in den Nutzen einer Universität gewiß um so schwerer zu erlangen, und doch, was sollte man ohne sie thun? Man entging auch in der That dem päpstlichen Einwirken keineswegs. Friedrich nahm von der päpstlichen Gestattung mit nichten einen kühnen Umgang. In Rom mochte man glauben, dem Kaiser und Kurfürsten den Verhältnissen nach etwas zu gut halten zu müssen; allein man wahrte doch das formelle Recht (oder den Anspruch und den Schein) noch

leidlich genug, und zog außerdem für Das, was man that, einen materiellen Gewinn, während der Kaiser leer ausging [1]).

Aus dem mehrerwähnten kurfürstlichen Ausschreiben erhellt, daß eine noch frühere Urkunde Maximilian's als die besprochene über die Errichtung der Universität vorhanden gewesen sein muß und daß dieselbe sehr wahrscheinlich nur eine allgemein gehaltene Genehmigung zur Errichtung der Universität enthalten hat. Der Kurfürst hielt die kaiserliche Autorisation nicht für genügend. Er wendete sich an den Kardinallegaten Raymund, der im Februar 1502, also sechs Monate, bevor Maximilian's Errichtungsdiplom erschien, eine Konfirmationsurkunde ausstellte, in welcher er sagt, der Kurfürst habe ein Ansuchen an ihn gerichtet, nach dessen Inhalt er vom Kaiser die Autorisation erlangt habe zur Errichtung einer Universität in seiner Stadt Wittenberg, indem er erwogen, wie vielfachen Nutzen gelehrte Männer der Kirche Gottes und einer guten Leitung der Sachen „unserer Religion" bringen könnten. Der Kurfürst habe weiter vorgestellt, er hoffe, daß die neue Universität um so mehr wahrhaft gedeihen und Festigkeit erlangen werde, wenn zur königlichen Errichtung das „Licht des apostolischen Glanzes" hinzukomme. Er — der Kardinal — bewillige Friedrich's demüthige Bitte, autorisire, konfirmire, ratificire und approbire kraft seiner Legationsgewalt die Errichtung der Universität, die königlichen Briefe und deren Inhalt und wolle auch ergänzen, was etwa in der Errichtung oder den Privilegien der Universität mangele oder übergangen sein möchte.

Und nicht blos Friedrich hatte Bedenken gehabt. Auch die designirten Universitätslehrer wendeten sich an Raymund, indem sie ihm schrieben, daß sie an der Gültigkeit der kaiserlichen Privilegien und selbst der Konfirmation des Legaten zweifelten, zum wenigsten insofern, ob sie ohne ausdrückliche päpstliche Vollmacht befugt seien, in der heil. Schrift und im päpstlichen Rechte Kandidaten zu promoviren. Wir entnehmen dies aus einem Diplome Raymund's von demselben Datum, in welchem er ihnen ihre Zweifel zu benehmen sucht. Es scheint ihm gelungen zu sein sie zu beruhigen; allein als in den nächsten Jahren nach

1) Grohmann, 45. Faber, 51. Meiners, I, 370; II, 2, 9, 15.

Eröffnung der Universität die Ausübung ihrer Gerechtsame mancherlei Anfechtungen erlitt, wendeten sie sich an den Papst selbst, mit der Bitte, ihnen einige Konservatoren ihrer Rechte zu bestellen, indem es gar zu lästig, wegen jeder einzelnen Beschwerde seine Hülfe unmittelbar in Anspruch zu nehmen. Man glaubte also von vielen Seiten die Rechtmäßigkeit des Geschehenen schon wegen mangelnder ausdrücklicher päpstlicher Genehmigung in Frage stellen zu dürfen, die landesherrliche Gewalt reichte nicht aus, die Universität gegen Eingriffe in die ihr ertheilten Gerechtsame, gegen Verweigerung des ihr vom Kaiser und Legaten Zuerkannten zu schützen, und so sehr stieß die Neuerung gegen die herrschenden Begriffe an, so fest gewurzelt waren diese noch, daß so Viele zu solchen Eingriffen und Weigerungen sich aufgelegt fühlten. Dies Alles geht aus dem Konservatorium hervor, das Julius II. auf jene Bitte im Januar 1506 erließ, welchem dann ein Subkonservatorium des brandenburgischen Bischofs von gleichem Inhalte in demselben Jahre, und 1509 und 13 Subkonservatorien des Abtes von Saalfeld und des Propstes zu St. Moritz in der Vorstadt zu Naumburg folgten, was sich aus den Verhältnissen der Stiftskirche erklärt. Im Jahre 1507 bestätigte Julius II. durch eine Bulle die Vereinigung des Stifts, sowie der genannten Propsteien mit der Universität, wofür ihm der Kurfürst 2000 Goldgulden zahlen mußte. Im folgenden Jahre ernannte Julius II. Goswin von Orsoy zum Kanzler, im Namen des Papstes die scholastischen Grade zu ertheilen. Goswin, der in Lichtenberg seinen Wohnsitz hatte, übertrug dann wittenberger Dekanen, meist Pollich, die Vicekanzlerschaft. Raymund hatte der Universität übrigens auch im Jahre ihrer Errichtung einen Butterbrief ertheilt, d. h. das Privilegium, in den Fastenzeiten Butter und Milchspeisen genießen zu dürfen. Der Kurfürst nahm das sicher hoch auf. Es war eine übliche Höflichkeitserweisung und er ein großer Gönner der „Butterbriefe," worüber weiter unten mehr [1]).

Der Verfassung wurden die tübinger Einrichtungen zum Grunde gelegt. Von Einführung des zu Leipzig bestehenden Nationensystems riethen Pollich, Staupitz und Wimpina ab. Auch

1) Walch XV, 77 ff. *Zanger*, Oratio secularis a. a. O.

wurden die Fakultäten gleich Anfangs strenger als in Leipzig von einander geschieden. Wie dort bei der ursprünglichen Einrichtung wurden Anfangs in Wittenberg gleichfalls keine ordentlichen Lehrer für einzelne Wissenschaften angestellt. Nachdem aber das Stift der Universität einverleibt war, wurde es denjenigen Doktoren der heiligen Schrift und der Rechte, die Kanonikate inne hatten, zur Pflicht gemacht, über gewisse Theile der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie bestimmte Vorlesungen zu halten. Der akademische Senat bestand aus einem Rektor und den Dekanen der vier Fakultäten. Jenem standen drei Reformatoren zur Seite, die eine nähere Aufsicht über die Vorlesungen führen sollten. Dazu kam eine sorgfältige Aufsicht des Fürsten, der von Zeit zu Zeit auch noch Visitationen anordnete. Der Rektor sollte übrigens unverehelicht sein, sich von der Welt zurückhalten, sich öffentlich nur im größten Glanze und Pompe zeigen. Man wollte seine Person mit einer ausgezeichneten Würde umgeben. Propst und Dekan der Stiftskirche, sowie die theologischen Professoren waren von der Bürde des Rektorats befreit[1]).

Man hat gesagt, die Universität sei in ihrem ersten Zeitraume eine scholastische Anstalt, besonders in Beziehung auf das Verhältniß der Lehrenden und Lernenden, die Ordnung der Lektionen und die Eintheilung der vorzutragenden Wissenschaften, den spätern sogenannten Fürstenschulen ähnlich gewesen und erst in viel jüngern Zeiten sei ein freierer Geist des Studirens an ihr heimisch geworden. Sie hatte allerdings im Ganzen den Zuschnitt der mittelalterlichen Hochschulen, an welchen die Studien und der Geist vielfach beengt waren, die jedoch auch Rechte und Freiheiten besaßen, von denen in den Fürstenschulen nicht die Rede sein konnte. Bei der wittenberger Universität war es neu, bedeutungsvoll und folgenreich, daß sie nicht unter dem Alpdrucke einer besondern, nähern, zum Ein- und Durchgreifen im hierarchischen Sinne befähigten und geistlichen Aufsicht stand. Sehr beengend hätte dagegen die der akademischen Obrigkeit, deren Gesetzen und Anordnungen sich Alles beugen mußte, weiter die der mit großer Gewalt bekleideten vier Reformatoren, denen

1) *Chytraeus*, Suppl. Sax., pag. 129. *Sennert*, 38 f. Weiße, 23. Grohmann I, 101 ff.

der Rektor angehörte und die die höchste Instanz bildeten, und endlich die der Fürsten werden können. Da kam es denn darauf an, wie sie geübt wurde. Der Geist und die Art, wonach Friedrich seine Universität zu leiten begann, gereicht ihm nun eben zum höchsten Ruhme. Weit entfernt war er, sie als ein dienendes Werkzeug zu vielleicht obenein kleinlichen Staats- oder Privatzwecken anzusehen, nach eigenen Standpunkten und Ansichten Alles meistern und zwingen, dem Forschen die Bahn anweisen zu wollen, der freien Wissenschaft zu mißtrauen. Er war von einer großen Ansicht erfüllt. Er dachte nicht daran, dem Suchen nach Wahrheit bei den Lehrenden oder Lernenden Schranken setzen zu wollen; frei sollte die Mittheilung der auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen Überzeugungen der Lehrer, der Ergebnisse ihres Forschens, ungehemmt das Hören, das Empfangen, nicht zügellos, aber doch ohne ängstliche Bewachung die Sitte und Lebensweise sein. Er wollte ein lebendiges, wissenschaftliches Regen und Streben hervorrufen und fördern. Großer wissenschaftlicher Eifer lag in der Zeit und wirkte mit der Kraft und Frische der Neuheit. Er war davon erfüllt, ging mit seinem Beispiele voran, er und sein Bruder fanden sich selbst in den Hörsälen ein als Hörer, als Wißbegierige, Lernende durch ihr Beispiel anzuspornen[1]).

Dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß die weltlichen Fürsten damals noch nicht daran dachten, in dem Maße wie späterhin Einfluß auf den Gang der Studien, der Wissenschaft, der theologischen namentlich, üben zu wollen oder zu dürfen. Friedrich ging in dieser Beziehung so weit als irgend ein anderer Fürst vor oder neben ihm. Nicht zu vergessen ist, daß ein ernstes Zerwürfniß, ein scharfer Gegensatz der Wissenschaft mit dem Bestehenden in Staat und Kirche noch nicht hervorgetreten war, was eigentlich erst im zweiten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts in der Reuchlinistenfehde, dann im lutherischen Ablaßstreite geschah. Wenn die Universität von solchen Bewegungen ergriffen wurde, erst dann kam die Zeit der eigentlichen Prüfung für die Grundsätze, die Sinnesart Friedrich's in Beziehung auf seine Universität. Wir werden zum Theil noch sehen, wiefern sie sich bewährten.

---

1) Grohmann II, 67.

Für jetzt gereichte ihr Walten der Hochschule und jeder an ihr vorgehenden Entwickelung zum wesentlichen Gewinn. Eine große Bürgschaft lag doch in ihnen, in Friedrich's Bildung, seiner Liebe der Wissenschaften, seiner Achtung der Wahrheit, seiner echten Reife und Männlichkeit, womit er fremdes Streben, Wissen und Urtheil zu würdigen wußte, statt das seinige oder das irgend eines ihn beherrschenden Dieners zum alleinigen Maßstabe, zum Gesetz für Alles und für Jeden gemacht wissen zu wollen. Ein bedeutendes Maß korporativer und wissenschaftlicher Selbständigkeit und Freiheit verhieß den künftig zu Wittenberg Lehrenden und Lernenden schon sein Ausschreiben von 1501, sodann die mit dem Kaiser verabredete Errichtungsurkunde. Im Eingange der Universitätsstatuten von 1508 sagt Friedrich, er gründe und regele seine Hochschule mit dem innigsten Herzenswunsche, daß sie Bestand haben, Ansehen und Ruhm erlangen möge u. s. f., „so daß wir mit unsern Getreuen und den Umherwohnenden zu ihr wie zu einem Orakel in hohen Sachen eine sichere Zuflucht nehmen, und nachdem wir voller Zweifel und ungewiß gekommen, nach empfangenem Bescheide allergewissest uns wieder entfernen mögen"[1]).

Nicht aus kleinlicher Furcht oder Herrschsucht, sondern aus Achtung und Liebe der Wissenschaften, aus edler Gesinnung ging seine Fürsorge hervor, daß die Wissenschaften mit Ernst getrieben würden, wohin denn so Manches deutet, z. B. die Ermahnung in den frühesten Verordnungen der Universität, daß die jungen Akademiker sich weniger auf dem Fechtboden aufhalten als die Kollegien besuchen möchten u. s. f. Dergleichen war freilich um so nöthiger, da die Raufluft unter den Studenten jener Zeit groß, überhaupt die Sitte roh war. Ohnehin begünstigten die ausgedehnten Universitätsprivilegien die Ausgelassenheit, den Übermuth der studirenden Jugend. Auch in Wittenberg reichte alle Sorgfalt nur aus, ihre Zügellosigkeit zu beschränken, nicht aber, ihr gänzlich zu steuern. Als Scheurl 1507 Rektor war, schritt er mit Nachdruck gegen das Waffenführen und das Zechen der Studenten in den Schenkhäusern ein, und die größte Ruhe, der schönste Friede herrschte unter seinem Rektorate, wie im Uni-

1) *Sennert*, 46.

versitätsalbum gerühmt wird. Wir hörten schon, daß die Stadt 1508 wegen Unbilden, von Studenten verübt, im Interdikt lag. 1512 erstach ein relegirter, heimlich zurückgekehrter Student den Rektor Udalrich Erbar. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, wie gewaltsam die Zeit noch war, indem wir uns die wissenschaftlich-friedlichen Kreise und Verhältnisse, in welchen Luther in dem nächsten Jahrzehend seines Lebens sich bewegte, und sein Walten darin vergegenwärtigen. Endlich aber, wie viel lag in dem Allen, was hier von Friedrich gesagt ist, lag eben hierin, bei Luther die günstigste Meinung und Stimmung für ihn zu begründen und zu unterhalten[1]).

Merkwürdig genug, um darauf zurückzukommen, sind die erwähnten Statuten von 1508 auch sonst. So handelt ihr erstes Kapitel von den „Schutzgottheiten" (deis tutelaribus). Die Universität überhaupt sollte Gott und der heiligen Jungfrau geweiht sein, nächst ihm dem heiligen Augustin. Zum Schutzpatron der theologischen Fakultät wurde der Apostel Paulus bestimmt. Man erkennt hier leicht den Einfluß Staupitzens. Es war in der That nicht bedeutungslos. Man gab damals so viel auf das Sinnbildliche. An der Universität sollte die scholastische Theologie wenigstens nicht allein herrschen, auch die pauliniſch-augustinische Vertretung finden. An die Schrift, Paulus, Augustin hatte sich Luther in der letzten Zeit ganz hingegeben. Mußte er nicht ein Zeichen, daß er in seiner Richtung beharren, sie um so eifriger verfolgen solle, darin finden, daß Augustin und Paulus zu Schutzpatronen der Universität, an welche er sich versetzt sah, der Fakultät erkoren waren, welcher er anzugehören wünschte? Wie in Erfurt und Wien der heilige Ivo Schutzpatron der juristischen Fakultät war, wurde er auch den wittenberger Juristen bestimmt: er hatte nach der Legende Armen und Bedrückten unentgeltlich gedient. Zu Patronen der Philosophen und der Mediziner wurden jenen die heilige Katharina, diesen die Heiligen Kosmas

1) Grohmann I, 122. Album Academ. Witeberg. ed. Foerstemann, 21. Nach Hormayr (Taschenb. für die vaterländ. Gesch., neue Folge, Jahrgang 6, S. 341) soll auch 1505 ein Rektor von einem Studenten erschlagen sein, dessen Hinrichtung großen Lärm verursacht. Die Mittheilung scheint unverbürgt zu sein, ihr Inhalt dürfte auf einer Verwechselung beruhen.

und Damian bestimmt. Wie in Erfurt und anderwärts wurden die Feste der Schutzheiligen von der ganzen Universität und den einzelnen Kollegien feierlichst begangen [1]).

War dies nun ganz dem Herkömmlichen gemäß, so folgte man diesem auch anderweit. Der scholastische Zuschnitt herrschte in der theologischen Fakultät durchaus. Bevor man zum Doktor promoviren konnte, mußte man — und ähnlich war es in der juristischen Fakultät — Biblikus, Sententiarius, Licentiatus geworden sein. Bezeichnend für die Theologie der mittlern Jahrhunderte war der unterste Grad der des Bakkalaureus tanquam ad Biblia, der nur über die Schrift lesen durfte. Höher, berechtigt die Stunden ihm anzuweisen, standen die Sententiarii, die Admissi ad Sententias und die Admissi ad Formaturam (Formati). Jene hatten das Recht, über die beiden ersten Bücher des Magister Sententiarum zu lesen, diese durften die beiden letzten erklären. So wenig hold ein Staupitz und Pollich der herkömmlichen Studienweise und der Scholastik sein mochten, man dachte bei Gründung der Universität Wittenberg nicht daran, das Ansehen der Sentenzen des Lombarden, des vorragenden Erzeugnisses der Scholastik und des deutlichen Zeichens ihrer Herrschaft, zu schmälern, man wußte nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen, man stellte sie als normgebend hin, wie sie es überall waren [2]).

Ebenso oder vielmehr noch schlimmer stand es mit der Philosophie. Wie anderwärts wurde auch zu Wittenberg nur die aristotelische und nur nach der scholastischen Methode gelehrt. So fand Luther den Zustand, als er kam. Kein Lehrer von echt philosophischer Anlage, der eine neue Bahn eingeschlagen hätte, keiner von den wenigen philosophischen Köpfen, welche Deutschland damals besaß, war für Wittenberg gewonnen, während doch in der Theologie eine neuernde, lebensfrische Richtung Vertreter unter den ersten Lehrern fand und gleich vom Anbeginn

1) *Sennert*, 46. Motschmann, erste Fortsetzung, 5, 147. — „In der Erste war St. Paulus der Universität zu Wittenberg Patron; darnach ists in Siegeln geändert worden; noch regieret St. Paulus jetzunder in unsrer Universität." Tischreden, Walch XXII, 2239.

2) Schröckh a. a. O. XXXIV, 69. Meiners II, 239. Catalog. Promotor., in Suevus.

die Humanisten sich festsetzten. Es hatte indeß große Anstrengungen gekostet, auch nur so viele tüchtige Lehrer zusammenzubringen, als Wittenberg in den ersten Jahren besaß. Gar nicht zu verwundern ist das Unfertige und Lückenhafte, das freilich zur Zeit der Ankunft Luther's noch an allen Seiten sich zeigt, von welchen man die Universität betrachten mag. Schon das ist ein Zeichen davon, daß jene Statuten erst jetzt, sechs Jahre nach Errichtung der Hochschule, publicirt wurden. Die letztere hatte aber auch noch mitten in den Anfängen, in welchen sie sich befand, im vierten Jahre ihres Bestandes sich genöthigt gesehen, wegen der Pest nach Herzberg auszuwandern[1]).

Aus dem folgenden Jahre hat sich ein Lektionskatalog erhalten — der einzige aus der ganzen ersten Zeit — der sehr beachtenswerth ist. Er ist von Scheurl aufgestellt, der einladende Worte voranschickt. Die Lernbegierigen möchten nach Wittenberg kommen; die Luft sei da vortrefflich, die Pest ganz vorüber, das Leben billig, nur acht Goldgulden erfodere ein jährlicher Unterhalt; man lerne da nicht blos edle Wissenschaft, sondern auch die besten Sitten, habe die akademischen Grade durch des Fürsten Huld umsonst, der ein Spiegel seinen Unterthanen sei, sammt seinem Bruder durch Tugend und Frömmigkeit hervorleuchte; und da wird dann auch die Schloßkirche mit ihren Reliquien und dem Stift gepriesen. Die seltensten Privilegien habe die Universität vom Papst, sodaß vierzig Kleriker an ihr die weltlichen Rechte hören und lehren und darin promoviren könnten. Überhaupt sei sie vom Papst und Kaiser mit allen Vorrechten und Vorzügen ausgestattet, deren sich die Universitäten zu Bologna u. s. f. erfreuten. Er, der in Italien sich gebildet, es weithin durchwandert habe, ertheile die Versicherung, eine größere Anzahl gelehrter Männer besitze Padua, ja selbst die mater studiorum Bologna nicht. Die Lehrer würden es sich angelegen sein lassen, daß Jeder, der komme, reicher an Wissen dereinst wieder gehe. — Noch that es also noth, Studirende durch Anpreisungen herbeizuziehen, was denn bald anfangen sollte, sich gänzlich zu ändern, namentlich durch Luther.

Der Lektionskatalog nennt achtunddreißig ordentliche und

1) Grohmann I, 199. Album Academ. Viteb. 19.

außerordentliche Docenten, eine allerdings bedeutende Zahl, wobei indeß nicht zu vergessen, daß Viele früh promovirten und dann sogleich Docenten wurden, zu denen man die Repetenten mitrechnete. So finden sich denn auch unter jener Anzahl viele dunkle Namen. Theologische Vorlesungen — ohne nähere Angabe — werden angekündigt von Staupitz, Pollich, Truttvetter, Ludwig Henning (Franciskaner) und Johann Mantel, einem Augustiner, den Staupitz aus Tübingen hergezogen hatte und der extraordinär las, da die Zahl der ordentlichen Lehrer der Theologie auf vier beschränkt war. Das päpstliche Recht würden lehren: Friedrich von Kitsch, Johann Monhofer, Wolfgang Stehelin, Lorenz Schlamaw, Christoph Scheurl, Udalrich Denstedt, Christoph Groß — es war also reichlich bedacht; das kaiserliche: Hieronymus Schurf und Wolfgang Reisempusch; und endlich das bürgerliche: Scheurl. Als medizinische Docenten werden aufgeführt: Pollich, Johann Schwob, Simon Steyn, Thomas Eschaus. Unter den Docenten in der philosophischen Fakultät finden wir u. A. aufgeführt: Nikolaus von Amsdorf in via Secti, Karlstadt in via sancti Thomae, gleichfalls als Thomisten Peter Lupinus, Mathäus von Torgau und Chilian von Mellerstadt; als Skotisten Wolfgang von Zwickau, Sebastian von Freiberg, Konrad Kunig. Von Wolfgang Ostermayr wird Moralphilosophie, von den Übrigen nur aristotelische Physik, Metaphysik u. s. f. angekündigt. Simon Steyn werde die lateinische Grammatik nach Sulpitius vortragen, Balthasar Phacchus Virgil's Äneis, den Valerius Maximus und Sallust's Jugurtinischen Krieg, Scheurl den Sueton, Georg Sybutus Daripinus (Poeta et Orator laureatus) den Silius Italicus und Sylvulam de Situ altiriorem urbis a se editam erklären.

An Geschichte, an Griechisch und Hebräisch, Mathematik, Naturkunde u. s. f. war nicht zu denken, oder man behalf sich doch, was die letztere und sonstige Realien betrifft, mit Dem, was man an die Erklärung der einschlägigen aristotelischen Bücher anzuknüpfen pflegte. Auch hier ist ersichtlich, wie wenig die weltlichen Wissenschaften noch ausgebildet und wie selten tüchtige Lehrer derselben waren. Erst 1508 konnte ein eigentlicher Lehrer der Arzneikunde gewonnen werden. In diesem Jahre kommentirte ein Mediziner herkömmlicher Weise eine Schrift des Hippo-

krates, erst 1526 begann Augustin Schurff Anatomie zu lehren, doch blos des menschlichen Kopfs. Aus einem Berichte Luther's an den Kurfürsten Johannes aus diesem Jahre erhellt, daß selbst die medizinische Fakultät hierbei noch Hindernisse in den Weg legte, wie weit man zurück und wie verbreitet das Vorurtheil war. Hatte doch auch erst 1482 Sixtus IV. der medizinischen Fakultät zu Tübingen die Zergliederung der Körper von Hingerichteten erlaubt. Ebenso wurde zu Wittenberg Mathematik zuerst 1524 gelehrt. Zu einer Bibliothek war in dieser Zeit noch nicht einmal der allererste Grund gelegt.

Bei dem Allen war die Frequenz der Universität schon in ihren ersten Jahren nicht unbedeutend. 1502 wurden 416, 1503 390, 1504 271, 1505 127, 1506 und 1507 167, 1508 179 inskribirt, von denen die meisten gewiß länger als ein Jahr, viele mehre Jahre blieben. In jedem Jahre findet man unter den Inskribirten eine verhältnißmäßig große Anzahl Ordensgeistliche; die meisten derselben Augustiner, dann Serviten, auch Franziskaner, Dominikaner die wenigsten. Unter diesen erscheint dann auch einmal (1503) ein Inquisitor haereticae pravitatis. Kamen und wurden so viele Theologie Studirende, so viele Ordensleute nach Wittenberg geschickt, so darf man schon hieraus schließen, daß eine geradezu abweichende, wider-kirchliche oder hierarchische Sinnesart und Einflußübung an der neuen Universität durchaus nicht erwartet wurde oder in den ersten Zeiten sich kundgab. Auf ihre lebendige Wirksamkeit mag daraus geschlossen werden, daß gleich in den frühesten Jahren die Zahl der Promovirten so bedeutend war. Wir finden allein in der theologischen Fakultät Biblici von 1505 bis 21 50, Sententiarii von 1506 bis 21 26, Formati von 1503 bis 21 33, Licentiati bis 1521 31 und Doktoren 19[1]).

---

1) Grohmann II, 79 ff. Oratio sec. nom. coll. medici habita ab Andr. Schatone, in Suevus. Erhard a. a. O. I, 316; III, 486, 493. Suevus in den Catalogis Promotor. Album Acad. Viteb. De Wette III, 76. Seidemann, Die Leipziger Disputation, 17.

Die frühesten Lehrer und Lebenszeichen der Universität.

Es wird sich Gelegenheit finden, noch Eins und das Andere über die ersten Einrichtungen der Universität nachzutragen und den Geist noch deutlicher zu bezeichnen, der an ihr bis zu der Zeit lebendig geworden war, wo Luther ihr Mitglied wurde, wenn wir Einiges über ihre frühesten Lehrer und Lebenszeichen sagen. Wir richten dabei natürlich unser Augenmerk vor Allen auf die Lehrer, mit welchen er in ein näheres Verhältniß trat, die auf ihn einwirkten oder sonst irgendwie für ihn und in Beziehung auf ihn wichtig wurden.

Ein sehr großer Theil von ihnen bestand aus Geistlichen und Männern des kanonischen Rechts. Die bedeutendern müssen ihnen fast alle beigezählt werden. Ist da nicht eine scholastische, hierarchische und insofern beengte Sinnesart und Richtung bei der Mehrzahl zu erwarten? Indeß kamen viele von ihnen aus dem südlichen Deutschland, aus Tübingen, wo ein freierer Geist waltete, und überhaupt gingen die Vorschläge zu ihrer Berufung von freier denkenden Männern aus, von Staupitz namentlich und Pollich, und daß sich jener auf Geisterprüfen verstand, beweist schon die auf sein Betreiben erfolgte Berufung Luther's. Er selbst war einer der ersten theologischen Lehrer zu Wittenberg, der erste Dekan in der theologischen Fakultät, als solcher doppelt veranlaßt, für das Emporkommen und Gedeihen der theologischen Studien Sorge zu tragen; er wurde als solcher unmittelbar auf die Lücken hingeführt, auf alles Das, woran es noch mangelte. Ohne Zweifel war es von großer Bedeutung, daß die paulinisch-augustinisch-mystischen Anschauungen, daß der keimende Widerwille gegen die herrschende Dogmatik und Lehrweise zu einer gleichsam offiziellen Vertretung an einer deutschen Universität in seiner Person gelangten, und daß er nicht blos selbst ein Lehramt übernahm, sondern auch die Heranziehung des wittenberger Konvents zur Mitwirkung veranlaßte und aus seiner ganzen Provinz die Geeigneten, die Gleichgesinnten, die fähigsten Köpfe herbeirief. Der schon genannte Mantel war späterhin ein eifriger Vertreter der Reformation in Würtemberg, wie überhaupt die-

selbe unter den Augustinern die ersten und zahlreichsten Anhänger fand, woraus man im Allgemeinen auf ihre Sinnesart, ihre Empfänglichkeit wol auch schon in dieser Zeit zurückschließen darf.

Auf der andern Seite hat man sich indeß zu hüten, die Bedeutung von dem Allen zu hoch anzuschlagen. Wir wissen schon, Staupitzens theologische Denkart war bei allem Abweichenden und Gegensätzlichen doch keineswegs entschieden, bewußt und offen oppositionell, war es kaum gegen die Scholastik, am allerwenigsten gegen die bestehenden kirchlichen Zustände. In seiner ganzen Sinnesart lag nichts Vordringendes, Angreifendes, Kriegerisches, vielmehr das Gegentheil davon. Weit entfernt, daß eine andere als die kirchlich- und hierarchisch-konservative Gesinnung im Orden überhaupt zu finden gewesen wäre. Luther, als ihn Staupitz nach Wittenberg zog, war ein heißköpfiger Eiferer für Papstthum und Kirche. Auch ist von einer sonderlichen Wirksamkeit Staupitzens als Docent oder insbesondere davon nichts bekannt, daß er als Lehrer dem Scholasticism, der scholastischen Methode und deren Vertretern in Wittenberg anders entgegengewirkt hätte als dadurch, daß er nach seiner Weise lehrte. Die aristotelisch-scholastischen Vorlesungen waren in vollem Gange, als Luther kam, keine Spur weist darauf hin, daß biblisch-augustinische oder mystische vor Luther's Anfängen und durch einen Andern als eben ihn ein Zerwürfniß oder nur einen Gegensatz hervorgerufen hätten. Ohnehin wurde Staupitzens Lehrerwirksamkeit durch seine vielfachen Beschäftigungen, seine häufigen Reisen sehr verringert. Er war nochmals 1509 und 1511 Dekan. Im letztgenannten Jahre hielt er im Augustinerkloster eine Synode der Ordensmitglieder, der siebenundzwanzig Doktoren beiwohnten und auf welcher er vier Professoren der Theologie kreirte, ein großes Schauspiel in Wittenberg, wo die theologische Doktorwürde noch nicht eben gewöhnlich war. Luther's Name wird dabei so wenig erwähnt als ein irgend bedeutendes, durchgreifendes Ergebniß. Staupitz entfernte sich bald darauf von Wittenberg[1]).

1) *Sennert*, 86. Gretschel, 393. Ranke I, 290 ff. Grimm a. a. O. 69. *Zanger*, Oratio sec. a. a. O.

Schärfer als er ließ Pollich seine antischolastische Richtung hervortreten. Er wurde zum ersten Rektor der Universität ernannt und unter Staupitzens erstem Dekanate 1503 auch zum Doktor der Theologie promovirt, worauf er auch theologische Vorlesungen begann. 1506 und 1511 war er Dekan der theologischen Fakultät. Er starb, dies beiläufig zu bemerken, 1513. Als eifriger Humanist gab er 1504 oder 1505 eine Schrift (Lakonismen) heraus, in welcher er zu erweisen suchte, daß die Poesie — das Studium der Alten und was man damit verband, die allgemeine Literatur — für die Theologie einen weit größern Nutzen gewähre als die (aristotelische) Philosophie. Er nahm dabei Gelegenheit, sich wider die Grübeleien der Scholastiker auszulassen, erklärte es für unnütz, darüber zu disputiren, ob Adam Kinder erzeugt haben würde, wenn er nicht gesündigt hätte u. s. f. Sofort trat Konrad Wimpina zu Leipzig, der doch noch lange keiner der finstersten Köpfe war, mit einer Vertheidigung der scholastischen Theologie gegen ihn auf und warf ihm Ketzereien vor. Pollich antwortete und ihm wieder Wimpina, indem er die Beschuldigung der Ketzerei gegen Pollich wiederholte und herausfodernd erklärte, er habe ihm den Vorschlag zu einer öffentlichen Disputation an einer Universität gemacht und deshalb auch, freilich vergebliche Schritte beim Kurfürsten, Herzog Georg und deren Räthen gethan; jetzt wolle er die Sache auf andere Weise zur Entscheidung einer Universität bringen. Er appellirte in eventum an den Papst, von welchem er eine fulminante Sentenz erwartete, und verfocht eifrigst den Satz, daß die Theologie der Engel Principien habe. Pollich setzte ihm abermals eine Schrift entgegen, worin er dem Gegner in der Sache — denn der Streit war großentheils über den lateinischen Ausdruck geführt — großentheils nachgab, vorsichtig erklärte, daß er nicht Glaubenssätze hinstelle, sondern nach Sitte der Universitäten disputire, daran erinnerte, daß die Kirche nie verboten habe, an theologischen Dingen rationabiliter zu zweifeln, übrigens aber dabei blieb, daß das am ersten Tage erschaffene Licht nicht die Theologie sei, daß der Teufel den Willen des Menschen nicht ändern oder eigentlich bestimmen könne, daß die Engel keine diskursive Theologie hätten, daß schon vor Moses

Poeten und Philologen gewesen wären, daß Aristoteles in gar zu großem Ansehen stehe u. s. f.[1]).

Es ist allerdings beachtenswerth, daß so viele auf das Wesen der Theologie sich beziehende Fragen damals durchdisputirt wurden, aber noch mehr. Der berühmteste unter den ersten wittenberger Lehrern, der einflußreichste Mann bei Gründung der neuen Universität — seine Grabschrift nennt ihn deren ersten Rektor und Vater — suchte, kaum Doktor der Theologie geworden, eine neue Grundlage für diese, fand sie in der allgemeinen Literatur, erhob sich gegen das Ansehen des Aristoteles, gegen die hergebrachte theologische Gelehrsamkeit und wurde sofort in einen Streit mit deren Vertretern verwickelt. Lag nicht ein Zeichen frischen wissenschaftlichen Lebens an der Universität, ein vorbedeutendes Zeichen ihrer abweichenden Richtung und der Kämpfe darin, welche sie um derselben willen zu bestehen haben sollte? In Wittenberg selbst trat ihm Niemand entgegen. Allein man sieht doch auch, wie festgewurzelt die herrschende Theologie ist, trotz ihrer Erbärmlichkeiten, trotz dem daß „viel gute treffliche Leute an Pollich's Traktätlein ein trefflich Gefallen fanden, die des Morologii samt den Casualibus und Temporalibus und der parvorum logicalium und ponte Asinorum und was der alten Paganterei und Flasiarei mehr war, begunten überdrüßig zu werden.“[2]) Mit welchen Abgeschmacktheiten muß sich der helle Pollich herumschlagen und wie unsicher tappt er, neue Bahnen suchend, umher, welche Blößen gibt er sich. Schon darin, daß er die Theologie auf eine blos nicht herkömmliche Weise zu begründen trachtet, daß er die ausgemachtesten theologischen Grillen und Versteigungen bestreitet, erblickt die zunftmäßige Theologie Ketzerei. Sie vermißt sich, die Neuerung wissenschaftlich durch eine öffentliche, feierliche Disputation zu überwinden, sie zweifelt nicht, schlimmsten-Falls eine Verdammung derselben durch

---

1) Löscher I, 86 ff. Einige wie Ranke (I, 291) und Gretschel, (393) berichten, daß Pollich schon in Leipzig die wunderlichen Übertreibungen der dortigen Scholastik bekämpft habe. Allein wenigstens der Gewährsmann Löscher sagt das gerade Gegentheil, daß Pollich diesen antischolastischen Kampf in Wittenberg begann.

2) Mathesius, 16. Predigt.

Fakultäts- oder päpstlichen Entscheid erwirken zu können, sie hält die Sache wichtig genug, die Gelehrten, die Höfe und Universitäten, das Haupt der Christenheit selbst hereinzuziehen: so sehr ist die Wissenschaft nach Form und Inhalt gemäß den Zwecken der geistlichen Obergewalt zugerichtet und eingeschränkt, so sehr dienen die Gelehrten nur dazu, diese Zurichtung, diese Schranken zu hüten, so groß ist der Geisteszwang der Hierarchie in deutschen Landen, solchen Eindruck macht der Gegenstoß von Leipzig her auch im aufstrebenden Wittenberg, daß der in der Gelehrtenwelt hochangesehene Pollich, der erste Stern der neuen Universität, der Günstling des mächtigsten unter den weltlichen Reichsfürsten sich halb und halb zurückzieht, sich zu sorgsamen Verwahrungen gedrungen glaubt, daß er den Streit einschlummern läßt, daß die Bewegung wieder stillsteht, kein Befähigter da ist, den solche Jämmerlichkeit, solcher Druck hinlänglich erregt, sie fortzusetzen, dem Ende — der Befreiung — zuzuführen. Man muß annehmen, daß Pollich bei seinen Kollegen wenig recht ermuthigenden Beifall fand. Gar nicht zu erwarten ist, daß ihm ein solcher von Dem geworden wäre, der unter den wittenberger Theologen jener Zeit des größten wissenschaftlichen Ansehens genoß, von dem herübergekommenen Truttvetter nämlich, den wir 1507 als Rektor, 1508 als Dekan der theologischen Fakultät genannt finden. Staupitz seufzte ohne Zweifel bei jenen gelehrten Scharmützeln: wer befreit uns von dieser zankfüchtigen Theologie, that aber Nichts oder doch nichts Genügendes dazu. Pollich's letzte Wendung in dem Streite scheint darauf hinzuweisen, daß die bedeutendern Theologen und Kanonisten bedenklich oder abgünstig waren, daß auch der Fürst zum Nachgeben rieth oder doch keine sonderliche Geneigtheit an den Tag legte, seinen Pollich in der Sache zu schützen. Man darf nicht einmal vermuthen, daß ihm vielleicht zum Theil die Augustiner, die von Tübingen Gekommenen, die Humanisten lebhaft zustimmten, oder jene jüngern Theologen, die wir zunächst nennen, weil wir sie bald mit Luther in näherm Verhältniß sehen: Amsdorf, Karlstadt, Link. Erst Luther stimmte die Letztern allmälig um.

Nikolaus von Amsdorf, aus einer edeln meißnischen Familie, nur einige Wochen jünger als Luther, hatte sich von den Knabenjahren an zu den Wissenschaften und in Wittenberg, wo er

studirte, am meisten zur Theologie hingezogen gefühlt. 1504 wurde er Magister, und 1508 war er Dekan in der philosophischen Fakultät; 1507 und 1508 erlangte er die Grade des biblischen Bakkalaureus, des Sententiarius und Formatus; 1511 wurde er Licentiat und Doktor der Theologie, 1513 bekleidete er das Rektorat. Aus dieser Zeit ist jedoch nichts Mehres von ihm bekannt. Es war große Thatkraft und viel Haltung in ihm, er war ein offener Kopf, aufrichtig frommen Sinnes, furchtlos, nahm nicht viel Rücksichten. Diese Ähnlichkeiten der Art, die wir späterhin an ihm stark hervortreten sehen, führten ihn ohne Zweifel um so eher mit Luther zusammen[1]).

Mehr als er hatte sich Andreas Bodenstein, gewöhnlich Karlstadt, um diese Zeit bereits hervorgethan. Er war 1483 oder ein paar Jahre früher geboren, hatte sich der Studien wegen einige Zeit in Italien aufgehalten und sich eifrigst auf die alten Sprachen gelegt. Da soll er denn schon zu Rom in öffentlichen Disputationen aus der Bibel argumentirt haben, worüber er manchen Vorwurf erdulden müssen. Nach Wittenberg kam er 1504, 1507 war er Dekan in der philosophischen Fakultät, 1508 wurde er Sententiarius und im folgenden Jahre Formatus, 1510 Licentiat und Doktor der Theologie; 1511 war er Rektor, Dekan der theologischen Fakultät 1512, 1514 und 1517. Wie Amsdorf erlangte auch er ein Kanonikat im Stift. 1508 hielt Scheurl eine Lobrede auf die Wissenschaften und die Stiftskirche in Wittenberg; 1509 erschien sie zu Leipzig im Druck. Er nennt Karlstadt darin im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ausbündig gelehrt, einen großen Philosophen, noch größern Theologen und den größten Thomisten, was seine Schrift de intentionibus et formalitatibus Thomisticis (Leipzig 1507) beweise. Überhaupt sei er höchst wacker, neide Anderer Vorzüge nicht, sondern preise sie vielmehr, rede von Niemandem verkleinernd, sondern von Jedermann Gutes, „weshalb wir Alle, sagt er, ihn lieben und verehren. Hätten wir viele Karlstadt's, so könnten wir es mit den Parisern aufnehmen." Karlstadt gab 1507 und 1508 noch eine andere thomistische Schrift und Bemerkungen zur aristotelischen

1) Amsdorf, in Adami Vitae Theologorum. *Abr. Berger*, Diss. acad. Nic. Amsdorfium sistens, 4 f. *Sennert* und *Suevus*.

Metaphysik heraus. Aus scholastischen Sätzen bestand die Inauguraldisputation, die er 1510 an der Stiftskirche anschlug. Auch Poet war er, pries 1508 Scheurl und Kranach in lateinischen Versen, seit dieser Zeit mit den berühmtesten Humanisten in und außer Wittenberg bekannt, befreundet, so mit Reuchlin, mit Hutten, der um die Zeit zusprach, als Luther nach Rom pilgerte oder eben heimgekehrt war. Er lehrte mit ausgezeichnetem Beifall. Doch wie wenig hatte die Richtung der Humanisten auf die Schriftstudien und die Abneigung derselben gegen den Scholasticism ihn berührt. Wenn er zu Rom aus der Schrift argumentirt, so war es eben scholastisch, das will sagen ohne Verständniß der Schrift geschehen. Er fing erst an, sie zu studiren, als er bereits mehre Jahre Doktor gewesen, und als er es wurde, hatte er noch nie eine Bibel gesehen. Die aristotelische Philosophie und die Theologie der Scholastiker waren ihm die einzigen Quellen der höchsten menschlichen Weisheit, was sie aussagten, zog er als Göttersprüche allen andern Belehrungen vor. Er fürchte sich, sagte er, als er nach mehren Jahren in Streit mit Luther gerathen war, vor diesem, der zehn Jahre früher „in den Propheten und Aposteln gelesen." Dem Streite ging indeß ein allmälig und unter Kämpfen sich bildendes sehr genaues Verhältniß der Beiden vorher. Denn freilich, so hoch Luther ihn schätzen, an ihm hinaufblicken mochte, der ihm so weit voraus, bereits eine Notabilität war, als er selbst kam: zunächst, bei seiner jetzigen Stimmung, zog ihn der große Thomist schwerlich sehr an, und überhaupt lag in der ganzen Sinnes- und Denkart desselben wenigstens eben so viel, was Luther abstoßen, als was ihn anziehen mußte. Doch hat das Letztere früherhin stärker bei ihm gewirkt, wenn auch noch nicht in seinen allerersten wittenberger Jahren[1]).

Nach Karlstadt ist noch zu nennen Wenceslaus Linck, zu Kolditz um 1483 geboren. Er war sehr jung in das meißnische Augustinerkloster Waldheim gegangen und wurde früh mit Staupitz,

---

1) Adami. Füeßlin, Lebensgesch. Bodenstein's, 7, 10. Riederer, Nützliche und angenehme Abhandlungen, 473 ff. Rotermund, Erneuertes Andenken, I, 63 ff. Mathesius, 12. Predigt. Tischreden, Walch XXII, 31, 612.

mit mehren Freunden Luther's, Lang, Spalatin, bekannt. Luther knüpfte das innigste Freundschaftsverhältniß mit ihm an. Er nennt ihn wol seinen Genossen in allen Trübsalen, seinen süßesten Bruder, der von Kindheit an sein Gleichstrebender gewesen sei. In der That hielt er mit Luther ziemlich gleichen Schritt. Er kam 1503 nach Wittenberg, wurde 1508 Biblikus, 1509 Sententiarius, 1510 Formatus, 1511 Doktor der Theologie. 1512 und 1514 war er Dekan in der theologischen Fakultät. Einen Namen machte er sich jedoch nicht weder als theologischer Docent noch als Schriftsteller, sondern als Prediger und in Ordensämtern.[1])

Wir sagen hiernach ein paar Worte über die Rechtslehrer. Auch mit ihnen mußte Luther in vielfache Berührungen kommen, mancherlei Einwirkungen von ihnen empfangen. Ganz abgesehen von den kollegialischen und geselligen Verhältnissen, von zufälliger Verwandtschaft der Geister: wie eng verknüpft waren die Gegenstände, worauf sich die Thätigkeiten der Theologen und Juristen bezogen, Kirche und Staat, Theologie und geistliches Recht und wiederum dieses und das bürgerliche, das Staatsrecht. Wie oft waren die Theologen Kanonisten, die Rechtslehrer Mitglieder des Stifts. Je allgemeiner und lebendiger die Bewegungen in der Wissenschaft und im Leben wurden, desto mehr Beziehungen traten ein zwischen Dem, was die Theologen und Juristen dachten und trieben.

Wie die neue Universität sogleich eine neue Richtung auf dem theologischen Gebiete zeigte, so auf dem der Jurisprudenz. Eine Wissenschaft des deutschen oder des allgemeinen philosophischen Staatsrechts gab es noch nicht; kaum daß der Gedanke an eine solche aufdämmerte. In Wittenberg trafen die ersten Rechtslehrer in Deutschland zusammen, welche Gegenstände des deutschen öffentlichen Rechts, die Fragen, wenn zunächst noch nicht eigentlich über die Verhältnisse des Volks und der Regenten, doch der deutschen Fürsten zum Kaiser in Vorlesungen, Schriften, Gutachten wissenschaftlich erörterten, und die Theologen, besonders Luther, nahmen sehr bald an diesen Anfängen zur Ausbildung oder Grundlegung einer Wissenschaft des philosophischen und

1) *Verporten*, Sacra sup. aevi Analecta, 11 ff.

deutschen Staatsrechts freilich kaum bewußt, doch so wesentlich und eifrig Theil, daß es schwer zu sagen ist, ob sie oder die Rechtslehrer das mehre dabei gethan. Hier kann jedoch nur auf die Keime dieser Entwickelung hingewiesen werden.

Wenn man Friedrich's Stellung im Reiche erwägt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß ihm gelehrte Erörterungen von Fragen des öffentlichen Rechts sehr nahe und dringend anlagen und daß es von großem Belange für ihn sein mußte, gewiegte und angesehene Rechtslehrer für seine Universität zu gewinnen. Schon seine Verhältnisse als Reichsfürst wiesen ihn darauf hin, wie wir denn auch finden, daß ihm seine wittenbergischen Juristen z. B. bei den Verwickelungen, in welchen er sich mit der Stadt Erfurt befand, eben seit dieser Zeit die wesentlichsten Dienste leisteten. Die Berechtigungen, oder doch die Stellungen und Ansprüche aller Stände waren durch Umwandlungen der Verhältnisse und Begriffe so unsicher geworden, daß alle darauf auswaren, für Das, was sie zu behaupten oder zu erlangen trachteten, eine neue oder verstärkte rechtliche Begründung zu finden. Hatten die Kaiser für ihre Rechte oder Zielpunkte schon längst eine Stütze im römischen Rechte und den Lehrern desselben gesucht, so fingen die Fürsten jetzt an dem Vorbilde mit beschleunigten Schritten nachzufolgen. Indeß wirkte bei Friedrich hier überhaupt schon der Trieb, sich zu unterrichten. Er meinte, regieren sei schwer, Rechtskunde dazu erfoderlich. Auch damit tüchtige Leute zum Regiment gebildet würden, wünschte er die Rechtsstudien zu fördern.

Die ersten Rechtslehrer kamen aus Tübingen, Stälin und Voland. Nach ihnen erschien der bemerkenswerthere Petrus Ravennas. Er hatte schon zu Padua, Pisa und Greifswald gelehrt. Eben von ihm druckten Stöckel und Trebel 1503 und 1505 Vorlesungen oder Reden, die er an Festtagen den Akademikern und überhaupt Gebildeten vortrug. In einer der frühesten sprach er über die Gewalt des Papstes und Kaisers und gerade diese Vorlesungen waren es, in welchen der Kurfürst und sein Bruder und Mitregent als eifrige Zuhörer sich einstellten. Wie merkwürdig, daß Vorträge gerade solchen Inhalts vor den Fürsten und allen Theilnehmenden gleich zu Anfang der neuen Universität gehalten wurden. Auch das mag als beachtenswerth gelten,

daß der erste der Vorträge vom Worte Gottes handelt, die Schrift und deren Studium hoch erhebt und sich gleich im Eingange darauf beruft, daß die Predigt des Evangeliums mit der Aufforderung, Buße zu thun, angefangen habe, wovon wir Luther gleichfalls bei den Ablaßthesen werden ausgehen sehen. Allein nur von mannichfaltiger, aristotelisch-scholastischer, patristischer und klassischer Gelehrsamkeit zeugt doch diese und zeugen die übrigen Reden, und eben auch davon, daß dem Redner ein eigentliches und fruchtbares Schriftstudium völlig fremd gewesen. Ebenso steht er ganz auf dem kirchlichen Standpunkte, den er in der fünften und sechsten Rede über die Wahrheit des Glaubens und die Würde des katholischen Glaubens scharf genug hervortreten läßt. Wie gern er sich mit religiösen und theologischen Dingen beschäftigte ist daraus ersichtlich, daß die Mehrzahl der Reden dergleichen zu Gegenständen hat: die Weltverachtung, die Unsterblichkeit der Seele, die Einzigkeit Gottes, die göttliche Dreieinigkeit, die Gottheit und Menschheit Christi u. s. f. Dafür ist aber auch sein Philosophiren, sein ganzes Wissen ein theologisirendes und von der Theologie beherrscht. Wir haben eine Sammlung kleiner Werke von ihm, die auch einige lateinische Gedichte enthält, deren erstes an die allerseligste Jungfrau gerichtet und von den gewöhnlichen übersteigerten Lobpreisungen derselben erfüllt ist. Ravennas war überhaupt ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Auch solche Fragen wie die, ob der Zehnten auf geistlichem Recht ruhe? zog er in den Kreis seiner Erörterungen vor dem literarischen Publikum. In Wittenberg blieb er übrigens nur wenige Jahre [1]).

Voland brachte den Schweizer Hieronymus Schurff mit. Er war 1480 geboren, hatte zu Basel und Tübingen die Rechte studirt, hier aber auch den Theologen Summerhard gehört, der ihn als Verehrer Gerson's durch sein Bestreben angezogen hatte, die kirchliche Lehre von unnützen Subtilitäten und abergläubischen menschlichen Traditionen zu reinigen. Seine vorwaltende Rich-

1) Die wittenberger Ausgabe der Reden habe ich nicht gesehen. Laut Angabe auf dem Titelblatte des kölner Druckes von 1507 las er die Reden zu Köln noch einmal. Die Aurea Opuscula, worin seine übrigen kleinen Schriften sich finden, erschienen zu Köln 1508.

tung ging auf Frömmigkeit, er war stets sich selbst gleich, ein Mann von großem Ernst und Sittenstrenge, uneigennützig, ein Freund der Armen. In Wittenberg lehrte er zuerst aristotelische Logik als Skotist und erläuterte die aristotelische Schrift über den Himmel und die Welt. Darauf hielt er Vorlesungen über das kanonische Recht; 1508 promovirte er zum Doktor. Zu den Fürsten trat er in ein sehr nahes Verhältniß. Vielfach bedienten sie sich seines Raths und Beistandes in Landes- und Staatsangelegenheiten, ernannten ihn zum Mitgliede ihres höchsten Gerichts. Seine Consilia waren ebenso sehr Beweise von seiner Liebe der Wahrheit und des Rechts, als von seiner Gelehrsamkeit. Sehr enge Beziehungen knüpften sich schon früh zwischen ihm und Luther an. Seine religiöse Sinnesart scheint der Stimmung sehr ähnlich gewesen zu sein, in welcher sich der Letztere zu dieser Zeit noch befand, der u. a. von ihm sagt, so bedenklich sei er beim Beichten gewesen, daß er vor dem Genuß des Sakraments noch drei vier Mal zum Priester zurückgelaufen, ja wenn dieser schon zum Altar gegangen, ihm noch Bedenken ins Ohr geraunt habe. Dieser Freund also konnte schwerlich den Einfluß bei ihm üben, ihn sichrer zu machen, klarer und heitrer zu stimmen [1]).

Nächst ihm war oder wurde als Jurist und Staatsmann Christoph Scheurl berühmt. 1481 zu Nürnberg geboren, entwickelte er schon früh Neigungen, um derer willen man ihn dem geistlichen Stande bestimmen zu müssen glaubte. Auf Zureden seiner Mutter studirte er indeß zu Heidelberg und Bologna die Rechte, wo er 1505 die Doktorwürde erlangte. Bald darauf finden wir ihn in Wittenberg, wo er, wie schon erwähnt, 1507 das Rektorat führte. Das Rektorenverzeichniß fügt seinem Namen ausgezeichnete Lobsprüche hinzu. Von früh an hielt er fromme Männer in hohen Ehren und insbesondere waren ihm die Augustiner werth. Staupitz ehrte und liebte er als väterlichen Freund, und Staupitz war es auch, der ihn nach Wittenberg zog. Zum Kurfürsten stand er in einem ähnlichen Verhältniß wie Schurff. Er wurde kaiserlicher, kursächsischer und nürn-

1) *Schurff*, in Adami vitae Ictor. *Zanger*, Or. sec. *Seckendorf* I, 157 f. *Rebenstock* I, 28.

bergischer Konsulent. In seine Vaterstadt ging er, zur Theilnahme an einer Revision der städtischen Gesetze berufen, einige Zeit nach Luther's Ankunft zurück, indeß werden wir sehen, daß ein vertrauter Verkehr zwischen den Beiden fortdauerte, oder vielleicht durch Scheurl von Nürnberg aus enger geknüpft wurde. Sie wurden, scheint es, zusammengeführt durch gleiche Verehrung Staupitzens, diesen selbst, ähnliche Gesinnung, vornämlich durch den Eindruck, den Luther machte. Scheurl's Richtung und Ansicht ist schon aus den Gegenständen seiner Schriftstellerei zu erkennen. 1508 erschien von ihm eine aus dem Jahre 1506 herrührende Lobrede auf Deutschland und die sächsischen Herzöge, 1507 eine Epistel an den Humanisten Sbrulius, 1509 eine Rede über den Werth der Wissenschaften, 1511 und dann mehrmals zu Leipzig und Nürnberg ein Werk über die Vortrefflichkeit (praestantia) der Priesterschaft und der kirchlichen Dinge, bestimmt zu erweisen, daß die Laien Gott geweihtes Gut bei zeitlicher und ewiger Strafe nicht an sich bringen dürften, gehalten wären auch die schlechten Priester zu ehren und der Verdammung anheim fielen und meisthin eines jähen Todes stürben, wenn sie sich herausnähmen, die Exemtionen der Geistlichen zu schmälern. 1512 und in den nächstfolgenden Jahren ließ er Abhandlungen über den Nutzen der Messe, der Gebete für die Verstorbenen, ein Gedicht an den göttlichen Christophorus und Aehnliches drucken [1]).

Der berühmteste aller wittenberger Rechtslehrer in den ersten Jahrzehnden der Universität war Henning Göde, dessen wir schon im ersten Buche gedacht haben. Einer der ausgezeichnetsten Doktoren in Erfurt, berühmt in ganz Deutschland — man nannte ihn den König (monarcham) der Juristen — auch gewiegt in Geschäften, mit hohen Würden bekleidet, trat er 1509 in Wittenberg auf. In seiner Stellung und Wirksamkeit zu Erfurt befriedigt, gab er den Wünschen des Kurfürsten wahrscheinlich nur in Folge der dort ausbrechenden Unruhen nach,

---

1) Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon, fortgesetzt von Nopitsch, VIII, 70 ff. *Scheurlus*, Epistola ad Priores et fratres aug. Ordinis, vor seiner lateinischen Ausgabe des staupitzischen Libellus de executione eterne praedestinationis, 1517.

jedoch um eine noch bedeutendere Stellung und Wirksamkeit in Wittenberg einzunehmen. Hier knüpften sich wichtige Beziehungen zwischen ihm und Luther an, ob auch wol nicht sogleich in den ersten Jahren. Wir erwähnen seiner an dieser Stelle nur, weil der Glanz und Ruf der jungen Universität durch ihn so bedeutend erhöht wurde, weil sein Name nicht übergangen werden darf, wo von den ersten Lehrern derselben, von dem Kreise ausgezeichneter Männer die Rede ist, in welchen Luther eintrat. Bei seiner Berühmtheit und seinem Einflusse ist außerdem schon das nicht ohne wesentliche Bedeutung für Luther's Auftreten und Wirksamkeit, daß er unzweifelhaft der kirchlicherhaltenden Ansicht und Richtung angehörte, die nach dem Bisherigen in Wittenberg keineswegs fehlte und eben durch ihn ein großes Ansehen und Gewicht behauptete. In ihm durften Neuerungen auf dem kirchlichen Gebiete keine Stütze erwarten und in der That war er in den ersten zwanziger Jahren in heftigem Streite mit Luther, der hartnäckigste Gegner der in Wittenberg und insbesondere beim Stift begonnenen Reformation. Welch ein eingefleischter römischer Kanonist er war, beweist u. A. ein Gutachten über die Wahl des römischen Königs, das ihm, wie es scheint, um 1530 durch Spalatin abgefordert worden war. Er geht darin von der beliebten Annahme, wie von einer unumstößlichen, nie bezweifelten Thatsache aus, daß das Reich von den römischen Päpsten auf die Deutschen übertragen sei. Papst Stephan habe Karl d. Gr. zum Kaiser und Herrn der Welt gemacht. Als wäre nichts dabei zu erinnern und als wäre es ganz in der Ordnung legt er dar, wie das Priesterthum eine Herrschaft von Gott sei, wie es dem Papste zustehe, die den Kurfürsten gebührende deutsche Königswahl zu prüfen, den Gewählten für tüchtig zu erklären, zu entscheiden, ob er kanonisch gewählt, beschollten, exkommunicirt, blödsinnig, Tyrann, Heide oder Ketzer sei, ob nicht andre Hindernisse vorlägen, indem er einen Meineid oder Verfolgung der Kirche und hierdurch ein Sakrilegium sich habe zu Schulden kommen lassen, oder indem er in Uneinigkeit oder mit Stimmengleichheit gewählt worden, in welchem Falle dem Papste die Entscheidung zufalle. Das Alles und mehr, wie der Papst berechtigt sei, die deutschen oder vielmehr die römischen Kurfürsten, wenn sie nachlässig und säu-

mig, zu mahnen und, falls sie ungehorsam, den König selbst zu ernennen; wie der Kaiser schwören müsse, den katholischen, von den Aposteln überlieferten, Glauben zu halten und durch des Glaubens würdige Werke zu beweisen, ein treuer Schützer und Vertheidiger der heil. Kirche und ihr Diener zu sein, dem heil. Vater und der heil. römischen Kirche Schirmvogtei und Glauben ehrerbietig zu leisten, den Frieden der Kirche zu erhalten, dem Papst und der römischen Kirche und der Hierarchie und allen Kirchen die gebührende und kanonische Ehre zu erweisen, was von den Kaisern und Königen der Kirche geschenkt und zugestanden, ihr ohne Kürzung zu erhalten und sie dabei zu schützen — das Alles, wie es hervorgegangen war aus deutscher Frömmigkeit und Treuherzigkeit, einer hohen Auffassung der Königswürde und noch höheren Begriffen von der Kirche und dem Papstthume, aus päpstlicher Größe und List und Uebermuth, legt er ohne die mindeste Rücksicht darauf, daß es zum Mißbrauch und Spott, zur Schmach und Unehre und zum Verderben des deutschen Königthums und der Nation geworden, mit Wohlgefallen stracks und starr aus dem kanonischen Rechte und den bei den Kanonisten gängigen Quellen und Autoritäten dar. Er thut es trotz dem, daß seit Jahren die Entartung des Papstthums, das Verderbliche seiner Stellung zum Reiche so erfolgreich aufgedeckt, die Nothwendigkeit der Befreiung, wenn wir nicht weiter zurückgehen wollen zu den Wimpfeling und andern frühern, durch die Hutten und Luther so deutlich zum Bewußtsein gebracht war. Er thut es, nachdem die Erniedrigungen und Demüthigungen, welchen so viele Kaiser bis auf Sigismund und Friedrich III. bei der Krönung unterworfen worden und die weitern Beschimpfungen des Kaiserthums und der Nation, welche großentheils die Folge davon gewesen, ausführlich und eindringlich zur Sprache gekommen, nachdem Maximilian durch seinen Vorgang gezeigt hatte, wie leicht ein deutscher König der päpstlichen Krönung entrathen und sich selbst die Kaiserwürde beilegen könne, worauf wir unten zurückkommen werden. Er thut es, nachdem Luther das kanonische Recht wegen der Dekrete ins Feuer geworfen, welche die Kirche, die deutsche Kirche und Nation offenbar aufs Tiefste verletzten. Schon Kaiser Karl IV. hatte vom Papste Innocenz VI., obwol vergeblich, die Zurücknahme der ver-

fänglichen Dekrete gefordert, wonach dem Papste bei Erledigung des Kaiserthrons nach göttlichem und menschlichem Rechte die Reichsverwesung zustehen sollte, was kein guter Christ auch nur bezweifeln dürfe, wonach dem Eide der Bischöfe das Versprechen angehängt war, nur Den als römischen König anzuerkennen, der durch des Papstes Beistimmung dazu erhoben würde u. s. f. Man hatte sich thatsächlich losgerissen, der Papst war unversöhnlicher Feind, der Kaiser und König drohete den Evangelischen mit Waffengewalt, unter dem Vorgeben, pflichtmäßig die Kirche und den Glauben schützen zu müssen. Zwischen den alten und den dermaligen Zustand waren solche Enthüllungen, solche Umwandlungen, solche Thatsachen getreten, und wir finden bei dem ersten Hofpublicisten des sächsischen Kurfürsten solche Ansichten über einen solchen Punkt des Reichswesens, solche Verknechtung unter das geistliche Recht und keine Spur von Kritik, keine Spur, daß die vulkanische Neuzeit auf ihn eingewirkt hätte [1]).

Der Gesinnung und Richtung der Scholastiker, Hierarchen und Kanonisten stand nun aber die humanistische mit einem um so stärkeren Gegengewichte zur Seite, weil die Humanisten an der neuen Universität sogleich einen festen Sitz, ihre Bestrebungen eine Art autorisirter Vertretung erhielten. Wir fügen hier dem darüber Gesagten noch Folgendes hinzu.

Das humanistische Fach war zu Anfange nicht schlecht, doch immer nur mittelmäßig bestellt. Die berühmtesten Namen fehlen fast gänzlich. Gewiegte Lehrer des Griechischen und Hebräischen wollten sich noch lange nicht einfinden. Als eines der Männer, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts das Studium der klassischen Literatur zu Erfurt in Gang brachten, wurde Nikolaus von Marschall's erwähnt. 1502 erschien er in Wittenberg, wo er sich freilich nur kurze Zeit aufhielt. Neben und nach ihm wirkten indeß eine nicht geringe Anzahl anderer Lehrer und Förderer der alten Sprachen und schönen Wissenschaften. Als erster öffentlicher Lehrer der „Beredtsamkeit" wird Otto Beckmann genannt, ein Schüler von Hegius, dem vertrauten Freunde Agrikola's, der so viele treffliche Köpfe und freisinnige Männer ge-

1) *H. Goden*, Consilia, Budissinae 1575, 4. ff. Erhard a. a. O. III, 470 ff. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen, II, 184.

bildet, Busch, Murmellius u. s. f. Sbrulius, ein Italiener, Uebersetzer des Theuerdanks ins Lateinische, Verfasser mehrer poetischer Werke — darunter ein Gedicht auf Scheurl —, war dem Kurfürsten auf dem konstanzer Reichstage von Maximilian empfohlen. Friedrich nahm ihn mit nach Wittenberg, wo er seit 1508 lehrte. Bald darauf erschien Herman von dem Busche. Von Leipzig verdrängt, brachte er ohne Zweifel einen um so frischeren Eifer gegen die herkömmliche Gelehrsamkeit mit. Auch er war ein Schüler von Hegius, Mitschüler von Erasmus. Er hatte sich unter Agrikola und Lange, sodann in Italien ausgebildet, war Magister in Heidelberg geworden. Wir können seinen wechselvollen Bahnen hier nicht weiter folgen, und wollen nur noch anmerken, daß er um 1508 auch mit dem bekannten Vorfechter der kölnischen Antihumanisten in Streit gerathen war, mit den berühmtesten Humanisten in Verbindung stand, nach Wittenberg einen bedeutenden Namen mitbrachte und hier mit günstigem Erfolge über Virgil, Lukan, Tibull, Properz, Ausonius und Seneca's Tragödien las. Sein Aufenthalt währte jedoch nicht lange, da sich Sbrulius mit ihm nicht vertragen konnte, der ihn durch Ränke und Uebermuth vertrieb, mehr gelten wollte als alle Deutsche, aber nicht wenig von der wälschen schlechten Art hatte. Daß auch Scheurl und andere mehr im J. 1507 Vorlesungen über klassische Literatur hielten, hörten wir schon. Der oben genannte Sibutus Daripinus, seit 1511 in Wittenberg, zuvor in Köln, war ein Schüler von Celtes. Er war Arzt und Poet, schrieb ein Carmen panegyricum de Maximiliani Caesaris adventu in Coloniam und Torniamenta Friderici et Joannis, Ducum Saxoniae, a se decantata. Manche Gelehrte dieser Richtung setzten sich bleibend in Wittenberg fest. Beckmann z. B. finden wir 1513 als Dekan in der philosophischen Fakultät. Balthasar Phacchus las 1507 über Virgil's Aeneis und den Valerius Maximus. Wir werden ihm noch 1516 wieder begegnen als einem von Denen, die über Luther's Richtung und Vorschritte den Kopf schüttelten, keineswegs einverstanden waren. Andere kamen und gingen, anregend, den Verkehr, die Verbindung der Gleichgesinnten und Strebenden in ganz Deutschland unterhaltend. So 1510 oder 1511, wie schon erwähnt, Ulrich von Hutten, freilich nicht um zu docíren, es scheint bewogen durch die Gewißheit

oder Hoffnung, eine freundliche Aufnahme zu finden, gelockt durch den rasch angewachsenen Ruhm der neuen Universität. Er spricht davon in einer seiner ersten Schriften, den Klagen gegen die beiden Lötze, die ihn zu Rostock so schmählich behandelt hatten, zugleich Sibutus', Spalatin's und Balthasar Bach's als heller Lichter der neuen Universität, des Letzteren als lieben Freundes, auch als Freundes von Spalatin gedenkend. In Bach's Hause schrieb er eine lateinische Metrik in Hexametern, setzte auch aus der Ferne die Verbindung mit ihm fort. 1512 meldete er ihm aus Bologna seine Erlebnisse. Wir wissen, daß die von Celtes gestiftete rhenanische Gesellschaft Anlaß zur Gründung mehrer ähnlicher gegeben hatte. Auch zu Wittenberg bildete sich eine solche, Leukopolitana genannt, der Mathäus Lupinus, dann Bohuslaus von Hassenstein vorstand [1]).

Es würde überflüssig sein zu sagen, welcher Richtung die Humanisten, die Mitglieder dieser Gesellschaften, angehörten, von welchem Geiste es zeugt, wo dergleichen Vereinigungen sich bildeten; nur darf man nicht glauben, daß die kirchliche, die erhaltende Richtung unter den wittenberger Humanisten gemangelt hätte. Wie schön vertrug sich eines Karlstadt's eifriger Scholasticism mit seiner Humanistenfreundschaft, die priesterliche Gesinnung und Frömmigkeit eines Scheurl oder des Kurfürsten mit Vorliebe für die Alten und Verbindung mit Mutian und Aehnlichen. Auch eine weitere Bemerkung darf nicht fehlen, durch welche im ersten Buche Gesagtes bestätigt wird. Luther's vertraute wittenberger Freunde, die Scheurl und Karlstadt, waren, gleich den ältern von Erfurt her, eifrige Humanisten, in genauer Verbindung mit diesen. Er legte sich in den nächsten Jahren mit erneutem Fleiße und Eifer auf die klassischen Sprachen. Dennoch trat er mit den Humanisten vom Fach in keinerlei genaueren Verkehr, ja man muß vielleicht sogar annehmen, daß er, da nicht die leiseste Spur darauf hinweist, mit den Beckmann, Sbrulius u. s. f. nicht einmal näher bekannt geworden ist.

---

1) Löscher, I, 316. Erhard, I, 420; II, 274; III, 70, 178, 221, 351. Jöcher, Gelehrtenlexikon, Sbrulius und Sibutus. Münch, Hutten's Werke, I, 320; VI, 552; I, 66, 79, 144.

Noch ist hier Georg Spalatin zu nennen, der freilich nicht an der Universität lehrte, aber sonst von großer Bedeutung für sie war. Er war ein Jahr älter als Luther, gebürtig aus Spalt — seinen Familiennamen kennt man nicht —, der Sohn frommer Aeltern geringen Standes. Er hatte die Sebaldsschule in Nürnberg besucht und seit 1499 in Erfurt studirt. Er folgte Marschall nach Wittenberg und wurde 1503, der erste unter 24 andern, zum Bakkalaureus kreirt. Er ging darauf nach Erfurt zurück, studirte die Rechte, dann Theologie. 1507 wurde er, nachdem er in Wittenberg die Priesterweihe erhalten, als Pastor nach Hohenkirchen berufen und im folgenden Jahre, auf Mutian's Empfehlung, den er seinen Lehrer nennt, als Präceptor im Kloster Georgenthal angestellt. Er hatte Ruf wegen seiner Kenntnisse in der klassischen Literatur und Geschichte, weshalb er 1509 zum Informator des Kurprinzen Johann Friedrich ausersehen wurde. Zwei Jahre später übernahm er die Führung der jungen Herzöge Otto und Ernst von Braunschweig zu Wittenberg. Der Kurfürst ernannte ihn 1514 zu seinem Hofprediger und darauf auch zu seinem Geheimschreiber. Seit dieser Zeit fand eine nur durch Friedrich's Tod unterbrochene genaue Verbindung zwischen ihm und dem Letzteren statt. Er benutzte seine Stellung, einen vielfachen Einfluß, namentlich auf die Universität, zu üben, wie er denn den Kurfürsten um 1514, vielleicht auch schon früher, bewog, eine Bibliothek zu gründen, welcher er seitdem vorstand und für deren Anwachs er unermüdlich thätig war. Sehr häufig vermittelte er die Verbindungen Friedrich's mit auswärtigen und wittenberger Gelehrten. Der Fürst forderte ihn auf zur sächsischen Geschichte zu sammeln, und darüber korrespondirte er dann im Auftrage desselben z. B. mit Reuchlin. Aber auch mit vielen andern berühmten Gelehrten wechselte er Briefe, war er befreundet, mit Erasm, Kamerarius, Hutten u. s. f. Insbesondere wurde er der beständige wohlwollende Vermittler zwischen dem Kurfürsten und Luther, und als solcher um so wichtiger für diesen und den ganzen Gang der Ereignisse, da der Fürst und der Augustiner persönlich einander fast vollkommen fremd blieben. So viel über ihn an dieser Stelle, um vorläufig darauf hinzuweisen, wie einflußreich sein abermaliges Zu-

sammentreffen, seine immer vertrauter werdende Freundschaft mit Luther für diesen werden mußte [1]).

Dies nun waren die Persönlichkeiten, in deren Kreis wir Luther jetzt eintreten sehen; so sah es in Wittenberg aus, als er der neuen Universität zugeführt wurde.

Hergang der Berufung Luther's.

Von seiner Berufung nach Wittenberg wissen wir fast nur, daß sie durch Staupitz vermittelt wurde, der ihn nach allem Anscheine überraschte, denn es ging mit seiner Uebersiedelung sehr hastig zu. Die Aufforderung und die Ausführung scheinen in die kürzeste Frist zusammengefallen zu sein. Staupitz, in dessen Hände Friedrich die Fürsorge für das Aufblühen, insbesondere der theologischen Studien an der neuen Universität gelegt hatte, nahm dabei vorzugsweis auf Männer seiner Richtung, die am meisten in seinem Orden lebendig war, Bedacht: er mochte glauben der Universität und seinem jungen Freunde zugleich einen Dienst zu leisten, wenn er den letztern empfahl. Wir kennen sein Wohlwollen für Luther, sein Bemühen, ihn von fruchtlosen Grübeleien hinwegzulenken, und wenn Mathesius sagt, er habe ihn gen Wittenberg gefordert, weil er eine sonderliche Geschicklichkeit und Frömmigkeit an ihm verspürt, so heißt dies doch nichts Anderes, als daß er einen jungen Mann in ihm erblickte, den er zwar als excentrisch, aber auch als genial kennen gelernt, einen jungen Gelehrten, wie die Universität ihn brauchen konnte, von dem sich erwarten ließ, daß er sich selbst an ihr ausbilden und helfen werde sie emporzubringen. So wenig auch davon bekannt ist, man kann annehmen, daß Luther allmälig wieder in einigen Verkehr mit Studirenden und Docenten an der Universität zu Erfurt getreten war. Gehörten doch Usingen und andre

---

1) *Schlegel*, Hist. vitae G. Spalatini, 2 sqq., 10 sqq., 20. Förstemann, Neue Mittheilungen, IV: Zur frühesten Geschichte der Universität Wittenberg. *Perthel*, G. Spalatini in emendationem sacrorum merita, 7, 17. Grohmann, I, 91 ff.; II, 99. Die Bibliothek enthielt 1678 erst 1300 Bücher.

Ordensmitglieder der letzteren selbst an. Vielleicht berechtigen auch die Disputationen, wodurch er sich hervorthat, darauf zu schließen, und man würde irren, wenn man sich ein Kloster wie das der Augustiner in einer Stadt wie Erfurt unter dem Bilde einer Einsiedelei, eines Trappistenklosters vorstellen wollte, so einsam freilich das Leben darin für Den immerhin war, der Verkehr nicht suchte, ja geflissentlich mied. Von dem fast durchgängigen Gegensatze des Begriffs und der Wirklichkeit des Mönchslebens redend, bemerkte Luther wol, der alte Name Monachus, Solitarius, Einsiedler, habe längst seine eigentliche Bedeutung verloren. „Ich weiß itzt keine solche Münche, ist auch länger denn in tausend Jahren keiner gewest. Des Papstthums Münche sind mehr unter den Leuten und weniger allein, weder alle Leute sind [1])." Er machte an der Universität als ehemaliges Mitglied derselben und so gelehrsamkeitseifriger, wissenschaftlich fortstrebender junger Mönch nach einiger Zeit sehr wahrscheinlich wieder von sich reden. Die Mönche waren ehrgeizig, wußten sich etwas mit einem solchen Bruder, die Klöster desselben Ordens, die Universitäten standen mit einander in vielfacher Verbindung. So mag sein Ruf begonnen haben, sich weithin zu verbreiten. Maimbourg sagt sogar, wol nicht ohne Uebertreibung, Staupitz habe ihn nach Wittenberg gezogen, weil er im erfurter Kloster den höheren Wissenschaften so beflissen obgelegen und solche Fortschritte darin gemacht, daß man ihn bald den geistreichsten und gelehrtesten seines Ordens in ganz Deutschland genannt habe [2]). Wie dem sein mag, Staupitz würde es sicher nicht auf sich genommen haben, wenn er ohne Auszeichnung gewesen wäre, ihn, und gerade für Wittenberg zu empfehlen, wo ein Docent eben jetzt eine mehr als gewöhnliche Stellung einnahm, wo mit ganz gewöhnlichen Leuten nicht gedient war, nur Gelehrte gesucht wurden, welche entweder schon Ruf besaßen oder viel verhießen.

Nach seinen Zuständen im erfurter Kloster, wie sie uns vor Augen stehen, müssen wir glauben, daß er Staupitz endlose Bedenken entgegengesetzt haben würde, wenn ihm dieser Zeit dazu

1) Von den Conciliis und Kirchen, Plochm. XXV, 248.

2) *Seckend.* I, Sect. 8.

oder überhaupt eine Wahl gelassen hätte, was er als guter Menschenkenner wol mit Absicht vermied. Er scheint als Oberer Luther's Gehorsam in Anspruch genommen zu haben. Luther deutet selbst in einem vom 17. März 1509 datirten Schreiben aus Wittenberg an denselben Braun darauf hin, an welchen der erste der von ihm erhaltenen Briefe gerichtet ist, und der, wie nun auch aus diesem zweiten Sendschreiben ersichtlich, in Eisenach seiner mit großem Wohlwollen sich angenommen haben muß. „Mein theurer Herr und Vater, schreibt er — man liebte es, das Verhältniß der Lehrer zu den Schülern als ein väterliches sich vorzustellen — hör endlich auf, Dich zu wundern, daß ich mich heimlich und ohne ein Abschiedswort von Dir entfernt, entfernen können, als hätte nie Freundschaft unter uns bestanden, als hätte der Undankbarkeit Mutter, Vergessenheit, das Andenken an all Dein liebreiches Bezeigen in meinem Herzen ausgelöscht, ein kalter Nordwind all meine Liebeswärme erstickt. Dem ist nicht so, ich habe so etwas nicht gethan, keinen solchen Gedanken gehabt, obwol ich gethan, was hier wol üble Gedanken von mir erwecken könnte, sofern ich anders gehandelt und nicht vielmehr nur habe geschehen lassen." Nachdem er dann weiter in den wärmsten Ausdrücken versichert, daß er von dem väterlichen Freunde sich nur leiblich entfernt habe, im Geist aber ihm nahe geblieben, ja seinem Gefühle nach näher gerückt sei, fügt er hinzu, es sei mit seiner Abreise so plötzlich gekommen, daß beinahe selbst seine Vertrautesten nichts davon erfahren hätten [1]).

Vielleicht ging er eher gern als ungern und gab unschwer den Vorstellungen nach, woran es von Staupitzens Seite gewiß nicht fehlte. Nicht das erfurter Kloster, der Orden war seine Heimath geworden und einen Sitz desselben, auch erfurter Freunde fand er in Wittenberg wieder. Die abzureißenden Fäden wurden hier sofort wieder angeknüpft. Freilich, daß sein Leben ein so fein „geruhsam" Wesen werden würde, wie er es im erfurter Kloster zu finden gehofft und gefunden zu haben seinem Vater gerühmt, das konnte er nicht erwarten. Allein ohne Zweifel hatten die Vorstellungen vom Klosterleben, die ihn hineingezogen, mancherlei Aenderung erlitten. Konnte er in Witten-

1) De Wette I, 5.

berg, wie er es wol auch in Erfurt nicht gekonnt, oder konnte er in den neuen Verhältnissen noch weniger „fromm leben" in dem Sinne, wie er es sich gedacht hatte, so bot sich dafür die Aussicht, desto besser „Gottes Wort lernen" zu können. Es hatte sich doch schon gezeigt, daß er eben so wenig als sein Augustinus zu einem eigentlichen beschaulichen Mönchsleben geschaffen war. Von der Seite seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen mußte er sich schon wieder in das Leben hinausgezogen fühlen. Sie waren danach, daß er sich im erfurter Kloster bei ihnen nicht befriedigt achten konnte. So groß sein Frömmigkeits- und Mönchseifer noch immer sein mochte, war doch mit großer Gewalt seine deutsche Lust am Denken, Wissen, Lernen mehr und mehr wieder hervorgetreten, und mit ihr bei allem Insichgekehrtsein sein starker inwohnender Drang zur Thätigkeit und Mittheilung nach Außen. Auch dahin deutet seine Lust am Disputiren, daß er es übte als ein erfrischendes Spiel des Geistes nach angestrengtem und anstrengendem Denken und Selbstvertiefen und daß er so eifrig dabei war. Ein Hildesheimer, Oldekop, der in Wittenberg studirte, bei Luther hörte und späterhin ein heftiger Gegner der Reformation in seiner Vaterstadt wurde, hat Aufzeichnungen hinterlassen, in welchen er beim J. 1508 bemerkt, Luther's Abgang hätte die in Erfurt nicht hart betroffen, da er in allen Disputationen Recht haben wollen und gern gezankt [1]). Wir mögen auch hierin eine Bestätigung finden von seinem Eifer um Wahrheit und Wissen, der als Zanklust oder Rechthaberei leicht erscheinen mochte, vielleicht auch wirklich bisweilen in sie überlief, und von seinem Triebe und Bedürfniß des Thuns und Eingreifens bei allem Hange zur Grübelei und Beschaulichkeit. Welch ein Feld verhieß ihm nun Wittenberg für Lernen sowol als Wirken. Ganz anders mußten dort der Fleiß und die Anstrengung sich lohnen, vorwärts zu kommen auf der Bahn der Wissenschaft, tiefer einzudringen vor Allem in die augustinischen Begriffe und echtes Schriftverständniß. Der Friede seines gewaltig gährenden Innern hing davon ab, und die Dürftigkeit der Lernmittel im erfurter Kloster hemmte

1) Lüntzel, Die Annahme des evangelischen Glaubensbekenntnisses in in der Stadt Hildesheim, 154. Vergl. Melanthon.

ihn, die wissenschaftliche Richtung des Konvents durchkreuzte die seinige, in welcher man ihn, wenn es geschah, nur ungern förderte, von welcher man ihn eher abzuziehen suchte, worin er sich unverstanden fühlte, sodaß die Trennung ihn wol noch weniger hart betraf als die Brüder. Mußte es ihm nicht anlockend erscheinen, mit Staupitz in eine so nahe Verbindung zu treten, mit Staupitz statt mit Usingen, an eine Universität versetzt zu werden, deren Ruf bereits überall hin erscholl, wo unter dem Schutze eines so frommen, gelehrten Fürsten ein solcher Eifer des Forschens, Lehrens und Lernens herrschte, solche Geister sich gesammelt?

Genug, wir finden ihn gegen das Ende des Jahres 1508 an seinem neuen Bestimmungsorte, wo er wahrscheinlich zu Anfang des Novembers anlangte, denn Genaues ist darüber nicht bekannt.

Der Zeitpunkt.

Eben war der Zeitpunkt vor der Thür, wo die Bewegung zu einem Ausbruch kommen sollte, die in den von der humanistischen Denkart und Bildung gefaßten Kreisen verbreitet war. Sie war fortgeschritten in den Jahren, die Luther im Kloster verlebt. Mit jedem Tage verstärkte sie sich, obwol noch unter einer ruhigen Oberfläche. Ihre ereignißschwangere Bedeutung wurde empfunden, heller Blickende erkannten, daß Stürme darauf folgen müßten. Sollten wir nicht annehmen dürfen, daß sie auch Luther einigermaßen berührt hätte? Wir sahen ihn allerdings noch immer viel zu sehr mit sich und seinen innern Zuständen beschäftigt, zu entfernt hatte er sich von den Kreisen der Humanisten gehalten, zu abgeschlossen von Welt und Leben war er gewesen, als daß er eine lebhafte Empfänglichkeit für sie, ein deutliches Bewußtsein von Dem, was in den Geistern sich regte, hätte haben oder gar die Ausgänge berechnen können. Doch Denen, die die Zeit bewegen können und sollen, wohnt ein zehnfach leises Empfinden der Zeitschwingungen, ein Ahnungsvermögen inne, das wir zu erklären außer Stande sind, dessen Dasein wir aber anerkennen müssen, und wenn es selbst nur

wäre, um noch größern Räthseln zu entgehen. Möglich, daß ihm von Staupitz noch in Erfurt oder bei seiner Ankunft in Wittenberg geeignete Belehrungen oder Winke wurden. Wie dem sei, der Zeitpunkt, als er nach Wittenberg ging, war ein sehr merkwürdiger, und Das, was denselben auszeichnete, konnte wenigstens nicht lange ohne Einfluß auf ihn bleiben. Auf der anderen Seite, welche Empfänglichkeit lag darin für Einwirkungen von seiner Seite, je nach der Kraft und Richtung, die er mitbrachte! In der That, er kam zur rechten Zeit, worauf stets viel, nicht selten Alles ankommt.

Jene Veränderungen in der ganzen Denkart und Empfindungsweise der Nation, insbesondere des gelehrten und gebildeten Theils derselben, die zu Anfang des neuen Jahrhunderts durch so vielfache Zeichen sich kundgegeben, hatten wiederum mit jedem Jahre in weiteren Kreisen Boden gewonnen und mehr und mehr sich offenbart. Die neuen Meinungen und Ansichten waren klarer und bestimmter, die Versuche, sie geltend zu machen, häufiger und dreister geworden. Zunehmende Unruhe unter den Humanisten und ihren Gegnern und was in Wittenberg sich regte, war nur Schwingung des allgemeiner bewegten Lebens.

Gerade im Jahre 1508 brachte Papst Julius II. das Bündniß von Cambray zu Stande. Von Anfang benahm er sich dabei ohne Treue und Glauben, trat sodann verrätherisch wieder davon ab, misbrauchte 1509 schmählich und schamlos die geistliche Gewalt, indem er zu offenkundig nur weltlichen Zwecken Venedig mit dem Kirchenbanne belegte. Seine Vorgänger hatten durch ihre Persönlichkeit und Regierungsweise dem Ansehen des Papstthums wesentlich geschadet und die Zuneigungen großentheils ausgelöscht und in Abneigungen verwandelt, die demselben seit Pius II. wieder zugewendet waren. Der schlimmste Eindruck hatte sich indeß für jetzt noch zumeist auf Rom und Italien beschränkt. Julius und seine ungeistliche Kriegslust waren bei weitem nicht so arg als Alexander VI. und dessen schandbares Leben. Allein die Kriegsposaune dringt mit ihren Tönen am raschesten durch alle Welt, an jedes Ohr. Daher daß Julius der Ehrfurcht, mit welcher die Christenheit auf ihr Oberhaupt blickte, noch mehr und rascher abbrach wie seine Vorgänger. Eine mittelbare Folge war, daß durch den und neben dem

Unwillen, den er erregte, die Gerüchte von den Thaten jener aufgefrischt, gleichfalls noch weiter herumgetragen wurden und die widerpäpstliche Stimmung auch in der Ferne verstärkten. Zu dem Anstoße, den das regierende Haupt der Christenheit durch seine eben jetzt grell hervortretende Verweltlichung und Vergessenheit der päpstlichen Stellung und Würde gab, kamen eine Unzahl von Aergernissen, die von Seiten der untergeordneten Glieder der Hierarchie, von den Prälaten und Gelehrten bis zu den Ordensleuten hinunter gegeben wurden, hier durch Unsittlichkeit oder Habgier, dort durch Verfinsterungsgeist, beschränkte Streitsucht, Verfolgungseifer oder geistliche, auf den Aberglauben des Volks berechnete Betrügereien und Komödien, wie die schändliche der berner Dominikaner, die eben von 1507 zwei Jahre lang allgemein zu reden und die Dominikaner zum Gespött machte, welche den Unfug und den Lärm zunächst durch ihren abgeschmackten Eifer für die unbefleckte Empfängniß Maria's veranlaßt hatten und nun den Anstoß dazu gaben, daß die Marienverehrung, die Marienlieder und was daran hing, die schlaffe Frömmigkeit und mechanische Andacht, der finstere Aberglaube und Zelotism bestritten und verhöhnt wurden. Eine Menge von Anzeichen weist darauf hin, daß die Einsicht in die kirchlichen Uebelstände, die Entrüstung darüber und das Verlangen nach ihrer Abstellung größer und allgemeiner wurde. 1507 wurde das „Sendschreiben Lucifer's an die schlechten Regenten der Kirche" in Paris gedruckt und von da weithin verbreitet. Der Inhalt war, Satan habe seine Lust daran, daß Papst und Prälaten vom Evangelium schwiegen und durch Menschensatzungen die Seelen zur Hölle führten; Roma sei die babylonische Hure der Offenbarung, der Papst sammt den Prälaten als die Gottlosesten Beelzebub gleich und ihm zugethan u. s. w. Mehrer eben um diese Zeit zu Magdeburg, Erfurt und anderwärts wider die herrschenden Misbräuche eifernden Prediger wurde schon gedacht, und solche Stimmen ertönten nicht mehr ganz vereinzelt. Etwa seit 1507 sprach in Nürnberg Joseph Grunebeck auf seiner Kanzel sehr heftig wider die entartete Geistlichkeit, verkündete laut, es werde anders werden, die Laien würden endlich hineingreifen, Gottes Wort und die Glaubenssache in die Hand nehmen und dem Klerus das weltliche Gut entziehen. In einer

Schrift: Speculum Visionis, die 1508 erschien, wirft er den Geistlichen vor, sie achteten des göttlichen Worts und des Heils der Seelen nicht, und wiederholt jene Verkündung. Zu derselben Zeit bestritt Johann Ruß zu Rostock die Anbetung der Bilder und Reliquien, den Ablaß und den päpstlichen Uebermuth, was ihm freilich eine Verfolgung zuzog, aus welcher ihn nur Flucht nach Liefland rettete. Ebenfalls 1508 wurden mehre neue Schriften und namentlich deutsche Predigten des freimüthigen Geiler von Kaisersberg gedruckt, des Freundes vom Verfasser des Narrenschiffs, von Reuchlin, Hassenstein, Wimpheling, dem er längst sein Herz ausgeschüttet und der ganz mit ihm einstimmte in der Klage über die religiösen Gebrechen der Zeit, die zwar „eine Unzahl von Gottesgelehrten, aber desto weniger Gottesliebhaber" hervorbringe. Gleichzeitig lehrte Thomas Wittenbach in Basel und lernte Zwingli von ihm, allein Christi Tod sei das Lösegeld für die Sünden der Menschen, der päpstliche Ablaß ein Gedicht. Niemand hat um diese Zeit, wie wir uns schon erinnerten, das Thema des Tadels der Geistlichkeit und so mancher kirchlicher Uebelstände so vielseitig und so wirksam behandelt als Erasmus. Am schärfsten geißelt er die Zuchtlosigkeit und Unwissenheit, die abgeschmackten Predigten der Mönche, die zunftmäßig gelehrten und gesinnten Doktoren, ihren Dünkel und ihren Anhang, den religiösen Aberglauben, die Spitzfindigkeiten und lächerlichen Schriftauslegungen der Theologen in seinem Lobe der Thorheit, einer Schrift, die er noch in Italien, wohin er sich 1506 begeben, kurz vor seiner Abreise nach England, schrieb, und die ein Ergebniß der Eindrücke war, welche Italien auf ihn gemacht. In seinem Handbuch des christlichen Streiters lehrt er praktisches Christenthum für alle Stände, wie es von der Mehrzahl des Klerus nicht gelehrt, sondern verdunkelt und beseitigt wurde, so eindringlich, mit einem so freien Geiste, daß das Werk den glänzendsten Beifall gewann und eben wie das Lob der Thorheit so zu sagen von Jedermann gelesen wurde, der nur lateinisch buchstabiren konnte. Noch bei Lebzeiten des Verfassers ist es mehr als fünfundzwanzig Mal, das Lob der Thorheit noch öfter gedruckt, und gerade diese beiden Werke, die sowol durch ihren Reichthum an Geist und ihre Meisterschaft der Darstellung, als durch die Reinheit ihrer Auffassung der christ-

lichen Glaubens- und Sittenlehre, die Neuheit ihrer Gedanken, ihrer Angriffe, einen wahrhaft unermeßlichen Eindruck machten, erschienen, so viel man erforschen können, zuerst im J. 1509, als Erasmus' Schriften überhaupt schon die ganze gebildete Welt erregten. Er war insbesondere für die Studien, denen Luther sich fortan vorzugsweise hingab, und die Richtung, welche Luther einschlug, um diese Zeit bedeutend geworden und wurde es in den nächstfolgenden Jahren mehr und mehr. 1504 war er mit Laurentius Valla's freisinnigen Anmerkungen über das Neue Testament bekannt geworden, und gab sie im folgenden Jahre mit einer ausführlichen Schutzschrift heraus. Seine Beschäftigung mit der Schrift und den Vätern, seine gesammte Thätigkeit im theologischen Gebiete, an welche Luther und die ganze Zeitbewegung anknüpfte, erhielt nun eine bestimmtere Richtung. Mit seiner Ausgabe des Valla und Reuchlin's hebräischen Rudimenten, welche bald darauf um die Zeit erschienen, wo Luther im erfurter Kloster dürftigen Schriftstudien, doch mit der ganzen Leidenschaft des heilssehnsüchtigen Herzens sich zuwendete, begann die Wiedererweckung des wissenschaftlichen Schriftstudiums; auch war sie Vorarbeit seiner wichtigen eignen Arbeiten über das Neue Testament. Sodann hatte kein Anderer den Gedanken, den Wissenschaften und echter liberaler Wissenschaftlichkeit durch Emporhebung der humanistischen Studien aufzuhelfen, so klar aufgefaßt und so eifrig, mit so reichen Kräften und so großem Erfolge für Verwirklichung desselben gearbeitet, womit bei ihm die lebhafteste Abneigung gegen die Scholastik und die Scholastiker naturgemäß zusammenhing; eine Abneigung, worin auch Luther, wie alle gute Köpfe der Zeit bald, oder jetzt schon mit ihm zusammentraf, und die den bedeutsamsten Zeichen der Zeit angehörte [1]).

Was in der deutschen gelehrten Welt gährte und da und dort mehr oder minder heftige Reibungen veranlaßt hatte, kam

1) Wessenberg a. a. O. 559. Gervinus II, 279. Löscher I, 89 ff. Von der Hardt, Hist. lit. reform., V, 22 f. (Sculteti Annal.) Erhard III, 364; II, 555, 566, 612. Münch, Hutten's Werke, VI, 465, wo der Brief Lucifer's abgedruckt ist; IV, 630 ff. Erasmus in Ersch und Gruber, 157 ff.

recht eigentlich zum Ausbruch in dem Kriege der Dominikaner wider Reuchlin und die Humanisten, den man von jeher als das Vorspiel zum großen Kirchenstreite angesehen hat. Eben 1508 erschien die Schrift, welche das erste absichtliche oder unabsichtliche Lärmzeichen des Angriffs derselben auf die humanistische Richtung war, die auch in Wittenberg ihren streitfertigen Anhang hatte, worauf 1509 die Verwickelung und in den nächstfolgenden Jahren die eigentliche Fehde folgte.

Die letztere war das Bedeutsamste von dem Allen, was zusammenkommt, um den Zeitpunkt als einen höchst wichtigen und bezeichnenden erscheinen zu lassen, in welchem Luther nach Wittenberg versetzt wurde. Er tritt ein in einen von frischer wissenschaftlicher Rührigkeit und Lebendigkeit bewegten Kreis, in welchem die abweichende Richtung die allgemeine Erregtheit noch vergrößert hat, denn sie ist mit dem Gegensatze, der überlieferten Wissenschaft und Methode, in eine heftige Reibung gerathen. Das Geräusch der mellerstadt-wimpina'schen Fehde, oder doch der Nachhall empfängt den Ankommenden, denn in jedem Falle war man in Wittenberg noch voll davon. Ueberall ähnliche Regungen und Reibungen, durch Briefe, Schriften, wandernde Studirende und Gelehrte verkündet und in der Ferne, still und geheim, zieht sich das Wetter der Reuchlinistenfehde zusammen, das nach langen Jahren der äußern Ruhe in diesen Kreisen einmal wieder die Geistlichkeit, die Gelehrten, ja die ganze gebildete Welt, Prälaten, Ritter und Reichsfürsten, Papst und Kaiser, man kann fast sagen, die Kirche und das Reich in den heftigsten Aufruhr, an und wider einander bringen soll. Ueberblicken wir das Alles: wie unendlich viel Anregendes lag darin! Schon in dem Streite Pollich's mit Wimpina — für einen Geist von Luther's Richtung. Der Ausgang dieses Streits mahnte aber auch zur Vorsicht.

Richtung und Stimmung Luther's.

Wir fragen, ehe wir weiter gehen, nach der Stimmung und Richtung, welche er mitbrachte. Jene wie diese gibt sich in dem schon erwähnten Briefe von ihm an Braun kund. Keine Spur

deutet darauf hin, daß ihn seine neue Stellung etwa mit einem stolzen oder überhaupt einem sonderlichen Selbstgefühle erfüllt hätte, oder daß er große Dinge ausrichten, nachdrücklich einzugreifen gedächte. Ein stiller, gelassener, frommer Sinn spricht sich aus, eine ergebene auf religiösem Grunde ruhende Zufriedenheit mit der Fügung, die ihn betroffen, eine, die eigne Persönlichkeit und Neigung zurückstellende Hingebung, und in dem Allen der längst zur Gewohnheit, zur eignen Denkart und Neigung gewordene Gehorsam des Mönchs, in welchem das Bewußtsein lebendig und vorherrschend ist, daß er dem Orden und der Kirche angehöre, ihren Zwecken zu dienen habe. „Obwol ich, schreibt er an einer Stelle, wie denn der ganze Brief die Gesinnung der innigsten Liebe, Verehrung und Dankbarkeit athmet, in Nichts, was gut ist, Dir gleich sein kann oder will, so ist doch meine Liebe zu Dir groß, und weil ich nichts Anders besitze, sie Dir längst gegeben habe, so weihe ich sie Dir ganz eigenthümlich. Und ich weiß, Dein großmüthiger Geist erwartet von mir nur was des Geistes ist, nämlich eines Sinnes zu sein im Herren, daß ein Herz und eine Seele sei, wie ein Glaube im Herrn. Da bin ich denn also, fährt er fort, durch Gottes Geheiß oder Zulassung in Wittenberg. Wenn Du mein Ergehen zu wissen wünschst, ich gehabe mich durch Gottes Gnade wohl, nur daß mir das Studium arge Plage ist (violentum est), vornämlich das der Philosophie, die ich von Anfang gar zu gern mit der Theologie vertauscht hätte, der Theologie nämlich, die den Kern der Nuß, das Mark des Waizkorns und der Gebeine erforscht. Doch Gott ist Gott, der Mensch irret oft, ja allezeit in seinem Urtheile; und er ist unser Gott, der uns freundlich leiten wird in Ewigkeit."

Es ist bemerkenswerth, kann jedoch nach seiner Entwickelung, wie wir sie bis in seine letzte erfurter Zeit verfolgt, nicht Wunder nehmen, daß die ersten Aeußerungen, die uns aus seinen wittenberger Anfängen bekannt sind, Abneigung gegen die Philosophie (die aristotelische der Schule) aussprechen, eine Abneigung, die sich hier zum ersten Male deutlich kundgibt. Eben so erklärlich und eben so merkwürdig und bezeichnend für die Richtung und die Bahn, welche er von jetzt an einschlug, sind die Aeußerungen über die Theologie, wonach ihn verlangte. Er hatte

von Kindheit an eine Religion des Herzens gesucht und war auf frommen knechtischen Dienst und äußerliche Andacht hingewiesen. Er hatte sich an die Weisheit der Schule gewendet und nur gefunden, daß sie die mechanische Frömmigkeit des Volks in ein System gebracht. Die Lehre Staupitzens, der Väter, der Schrift hatte sich ihm theilweise erschlossen, ihn mit Ahnungen der echten evangelischen Theologie als der Wegweiserin zur innerlichsten Religion des Gemüths erfüllt, die innigste Sehnsucht und den lebhaftesten Drang in ihm geweckt, sie zu finden. Man erkennt schon den ungefähren Gang, den er nehmen muß, und daß ein heftiger Zusammenstoß nicht wohl ausbleiben kann. Er kommt mit der antischolastischen Gesinnung, den theologischen Begriffen der Pollich und Staupitz, allein, wo diese nur leise vorgeschritten, stillgestanden oder gar zurückgewichen sind, da wird sein Feuergeist und Feuereifer vordringen und sich nicht aufhalten, weder schrecken noch irren lassen. Indeß zeigt sich keine Spur, daß er auch nur die leiseste Ahnung von dem Nothwendigen gehabt hätte, daß er durch seine Abwendung von der Philosophie der Schule und sein Verlangen nach einer tiefer eindringenden Theologie in harte Kämpfe verwickelt werden müsse, äußerliche und innerliche, mit der Schule, dem bestehenden Kirchenthume und sich selbst, dem noch ganz davon beherrschten. Denn wie hätte er seine tiefgewurzelten kirchlichen und mönchischen Ansichten, oder auch nur seine eifernde päpstliche Gesinnung so plötzlich aufgeben können, oder auf welchen Anlaß hätte es geschehen sollen? Wir werden unten die Beweise erhalten, daß er auch in Wittenberg noch lange darin lebte. Wie Vieles war dort auch so sehr geeignet ihn darin zu erhalten und zu bestärken. Er kam mit noch größtentheils gefesseltem umnachteten Geiste, viel unfreier noch, als man in den theilweise schon erleuchtetern Kreisen war, in welche er eintrat. Gewiß hat die verhältnißmäßig größere Freiheit und Helle derselben Einfluß auf ihn geübt, allein wir gewahren vorerst sehr wenig davon und sehen desto deutlicher, daß er sofort neue und selbständige Bahnen einschlägt und seinerseits stärker einwirkt, als er Eindrücke empfängt. Auch darauf deuten seine Aeußerungen über die Philosophie und Theologie schon hin.

Der erste Eindruck. — Aristotelische Vorlesungen. — Das theologische Bakkalaureat.

Der Empfindung des Kurfürsten, als ihm Pollich Wittenberg vorschlug, scheint der erste Eindruck ähnlich gewesen zu sein, den er erhielt, als er, vom schönen Erfurt daherwandernd, in Wittenberg einzog. „Es ist allhie nicht mehr denn ein Schindeleich, sagte er noch in späteren Jahren. In der Erste verwunderte ich mich, daß hie eine Universität war aufgerichtet und fundirt. [1])" So erbärmlich däuchte auch ihm die Stadt. Um so natürlicher, da er in so blühenden Städten, darunter zweien der größesten, gelebt hatte. Gar zu nahe lag ihm die Vergleichung mit Eisenach, Erfurt, Magdeburg. Dem Thüringer, Franken oder Rheinländer muß Wittenberg fast schon wegen seiner Lage mißfallen, muß die Umgegend dürftig und öde erscheinen. Luther kam obenein im unfreundlichen Spätherbste. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er, der so gern wanderte, ein so rüstiger Fußgänger war und bei seinem lebhaften Naturſinne, bald sie liebgewann, ihre eigenthümlichen Schönheiten auffinden und würdigen lernte. Wir wissen, ein Hügel unfern der Elbe — ein Weg von einer halben Stunde führt an dem Strome aus dem Elsterthore dahin — mit einer Aussicht links auf dichten Wald, rechts auf die Stadt, ganz in der Nähe ein stiller Platz mit einer Quelle des klarsten Wassers muthete ihn so sehr an, daß er ihn unzählige Mal aufsuchte, späterhin, etwa 1521, die Quelle fassen und ein Häuschen daneben errichten ließ, sie auch besang und dort an dem noch jetzt unter diesem Namen bekannten „Luthersbrunnen" las, schrieb oder mit Freunden sich erheiterte [2]).

Im Ordensverbande bleibend, zog er ins Augustinerkloster ein. Es bot im Kleinen ein Bild des Neuen und Unfertigen der wittenberger Zustände. Friedrich's noch unvollendeter Neubau erinnerte an das Erstere, die alte verfallene, vorläufig noch

1) Tischreden, Walch XXII, 2229.

2) Leopold a. a. O. Anton, D. M. Luther's Zeitverkürzungen, 185 ff. Pflaum, M. Luther, III, 207.

stehengebliebene Klosterkirche an das Letztere, das Ganze vergegenwärtigte des Fürsten Frömmigkeit und Munificenz. Wie wenig Ahnung hatte Friedrich, als er das Kloster baute, davon, daß er dem Genius die äußere Wohnung bereite; und Luther, als er einzog, daß es der stumme Zeuge solcher Entwickelungen werden sollte. Nur der geringere Theil davon ist noch vorhanden. Nach seinem Tode versammelten sich die Professoren alljährlich am 31. Oktober früh Morgens vor der Schloßpredigt in seinem Wohnzimmer und sangen sein schwungvolles markiges Lied: Es woll' uns Gott genädig sein. Das Zimmer wird noch gezeigt. So ist bis jetzt geschehen, wie er davon dachte. Noch bei seinen Lebzeiten wurde die Niederreißung einzelner Theile der Klostergebäude nothwendig. „Lebe ich noch ein Jahr, sagte er, so muß mein arm Stüblin weg, daraus ich doch den Papst gestürmt habe, daß es um der Ursach willen werth wäre, daß es ewig bliebe stehen. [1])"

Wie neu mußte er sich in dem bewegten Leben fühlen, in dessen Mitte er so plötzlich hineingerissen war. Doch ließ ihn eine angestrengte, bald nach mehren Seiten sich hinwendende Thätigkeit wol nicht zu vielem und häufigem Besinnen darüber kommen.

Berufen über aristotelische Dialektik und Physik zu lesen, begann er diese Vorlesungen, beiläufig, ohne Honorar zu empfangen. Gerade dadurch wurde den Studien aufgeholfen, daß die klösterlichen Konvente zur unentgeltlichen Mitwirkung herangezogen wurden. Sie gaben der Universität, ohne von ihr zu empfangen, von wissenschaftlicher Förderung abgesehen, die auch ihnen wurde. Erst nachdem ganz andere Verhältnisse eingetreten waren, nahm Luther einen Gehalt von zweihundert Gulden an, den der Kurfürst von freien Stücken ihm anbot. „Wäre es nicht geschehen, sagt er, so hatte ich nach meiner Verheirathung mir vorgenommen, für Honorar zu lesen. Aber da mir Gott zuvorkam, so habe ich mein Leben lang kein Exemplar verkauft, noch gelesen um Lohn, will auch den Ruhm, will's Gott, mit mir ins Grab nehmen. [2])"

---

1) Tischreden, Walch XXII, 2154. Grohmann I, 72.

2) Centifol. Luth. 140. Er will sagen: kein Exemplar meiner Schrif-

Bekannt ist über seine philosophischen Vorlesungen nur eben Das, daß er sie mit der innerlichen Unlust hielt, von welcher er gegen Braun spricht. Es läßt sich denken, daß sie ihn vollauf in Anspruch nahmen. Er mußte zu Erfurt die aristotelische Philosophie allerdings eifrig getrieben haben; er würde sonst nicht berufen sein darüber zu lesen. Aber hierauf war er doch ganz unvorbereitet, hatte sehr natürlich mit dem Studiren seine große Noth. Er sah sich genöthigt, die Schulphilosophie fast ausschließlich vorzunehmen, der Beschäftigung mit der Schrift und den Vätern abzubrechen; es wurde so viel eben auf die aristotelischen Vorlesungen gegeben. Er scheint sie freilich nur eine kurze Zeit lang an der Universität fortgesetzt zu haben, hörte darum aber nicht auf, sich und auch Andere mit den aristotelischen Schriften zu beschäftigen. So erklärte er, nachdem er zur Theologie übergegangen war, Aristoteles' Physik in den nächstfolgenden Jahren den Brüdern im Kloster zwei Mal, wobei er sich die Neuerung gestattete, die Glossen unberücksichtigt zu lassen, das will sagen, den Aristoteles aus sich selbst zu erklären und zu einem bessern Verständnisse desselben anzuleiten; so daß wir ihn an der Universität und im Kloster thätig, und hier wie dort seine eignen Wege gehend erblicken. [1]) Das mehrerwähnte Schreiben an Braun zeugt auch von seiner Vielthätigkeit. Er habe, sagt er, damit Braun's Liebe nicht länger an seiner Treue zweifle, das zum Briefschreiben erforderliche Zeittheilchen mit größester Mühe so vielen und manchfachen Beschäftigungen abgestohlen; nur aus Zeitmangel und weil die Boten so selten und unzuverlässig, habe er so lange geschwiegen; auch jetzt schreibe er im Drange, im Fluge.

Er mußte sich aber auch wol eben jetzt nach allem Vermögen zusammennehmen, denn er schrieb den Brief nicht volle vierzehn Tage, nachdem er das biblische Bakkalaureat erlangt, das ihm einen Zuwachs an neuen Beschäftigungen brachte, ihm

---

ten. Für diese boten ihm die Buchhändler oft bedeutende Honorare. Die Drucker wollten ihm jährlich 400 Gulden geben, wenn er ihnen seine Handschriften überließe. Er weigerte sich jedoch stets „aus den gottverliehenen Gaben Geldgewinn zu ziehen."

1) De Wette I, 239.

alle Hände voll zu thun gab, wenn er sich selbst und seiner Aufgabe genügen wollte. Er hatte sich am 8. März 1509 dazu gemeldet und wurde am folgenden Tage zugelassen, unter Staupitzens Dekanate, Viridimontanus (Grünberg's) Rektorate [1]). Damit war das Ziel seiner Wünsche erreicht, er durfte nun Vorlesungen über die heil. Schrift halten, dem Studium derselben sich vorwaltend hingeben.

Wir sprachen schon davon, das Bakkalaureat wurde nur als ein Durchgang zu den höhern Graden betrachtet, die zu Vorlesungen über die Sentenzen des Lombarden berechtigten. Die Schrift wurde nur oberflächlich, stiefväterlich, ohne alle echte Kunde behandelt. Die biblischen Bakkalaureen verstanden die Grundsprachen nicht; es waren eigentlich nur die Auslegungen der Väter, Päpste, Koncilien u. s. w. über einzelne Bücher oder Stellen, welche sie wiederholten oder wieder auslegten. Es verhielt sich damit ganz so, wie Luther in der Schrift an den Adel davon spricht, die lieben Theologen hatten sich aus der Mühe und Arbeit gesetzt, ließen die Bibel wohl ruhen und lasen Sententias. Man sollte meinen, die jungen Theologen hätten mit diesen anfangen müssen, so daß die Schrift den Doktoren geblieben wäre. Es war aber umgekehrt, die Bibel das Erste und fuhr mit dem Bakkalaureat dahin, die Sentenzen das Letzte, und sie blieben dann mit dem Doktorat ewiglich. „Es sollten aller heil. Altväter Schrift nur ein Zeitlang werden gelesen, dadurch in Schrift zu kummen; so lesen wir sie nur, daß wir darinnen bleiben, und nimmer in die Schrift kummen, damit wir gleich Denen sein, die die Wegezeigen ansehen und wandeln den Weg dennoch nimmer. Die lieben Väter haben uns wollen in die Schrift fuhren mit ihrem Schreiben, so fuhren wir uns damit eraus; so doch allein die Schrift unser Weingart ist, darinnen wir all sollten uns uben und ärbeiten. [2])" Ueber die

1) *Suevus* bei Viridimontan und im Catalog. Promotorum. — Die Matrikel hat: „Die nona de Marcio magister *Martinus* ad bibliam est admissus, sed vocatus *Erphordiam* adhuc non satisfecit facultati." Von Luther's Hand steht daneben: „Nec faciet. Quia tunc pauper et sub obedientia nihil habuit. Solvet ergo Erphordia." *Foerstemann*, Liber Decanorum facultatis theologiae academiae Vitebergensis, 4.

2) Plochm. XXI, 349.

Bibel durfte auch wol ein Nichtpriester lesen, und ein Doktor der heil. Schrift — nicht aber der Sentenzen — auch wol ein Beweibter sein [1]). So findet sich auch in dem mitgetheilten Vorlesungenverzeichnisse von 1507 keine einzige exegetische Vorlesung angezeigt, und daß man auch in Wittenberg von Anfang an nicht viel darauf gab, beweisen schon die Statuten der theologischen Fakultät, wonach der Biblikus schwören mußte, ein Jahr über die heil. Schrift zu lesen, ausgenommen, wenn er Ordensmitglied war, in welchem Falle er derselben nur ein Semester widmen sollte [2]).

Luther war der Erste in Wittenberg oder überhaupt an einer Universität, der das biblische Bakkalaureat anders verstand, die Aufgabe desselben sogleich ganz anders angriff. Von jetzt an geschah es, daß er bei seinen Selbststudien und in seinen Vorlesungen die „Skribenten aus den Augen stellte und wegthat„ und allein oder doch vorzugsweise zur Schrift sich wendete. Damit kann freilich nicht gesagt sein, daß er von jetzt an die Beschäftigung mit den Scholastikern gänzlich aufgegeben hätte. Sie blieb ihm schon deßhalb nothwendig, weil er allmählig in den lebhaftesten und anhaltendsten Kampf wider sie und ihre gelehrten Anhänger in und außerhalb Wittenberg hineingerieth. Allein die Schrift wurde mehr und mehr sein Hauptstudium. Freilich war er noch immer weit entfernt davon, sie aus ihr selbst zu verstehen. Er war mit den Grundsprachen noch unbekannt, und mühete sich ab, namentlich durch die Auslegungen der Väter in den Schriftsinn einzudringen [3]), was ihn fördern, aber zugleich aufhalten und vielfach irre leiten mußte, worüber schon im zweiten Buche Andeutungen gegeben wurden und wie er es späterhin auch so wol erkannt hat. Als beziehungsreich für seine jetzigen fortgesetzten umfassenderen Beschäftigungen mit den Vätern gedenken wir hier einiger Aeußerungen von ihm, die bereits angeführten sehr ähnlich lauten. In der Schrift von den Koncilien und Kirchen spricht er von der voraussichtlichen Vergeblichkeit der Hoffnung mancher Wohlmeinenden, daß eine wahrhafte Re-

1) Plochm. XXI, 348.

2) *Foerstemann*, Liber Decanor., 147.

3) Melanthon.

form aus den Vätern und durch Koncilien geschehen könne. Er sehe das für ein unmöglich Fürnehmen an, denn die Väter hätten zu oft geirrt und widersprächen einander zu oft und da würde es denn gelten, das Beste aus ihnen zu entnehmen und das Andere fahren zu lassen, worüber abermals des Streitens kein Ende sein würde. „Denn ich hab die Väter auch gelesen, auch ehe denn ich so steif wider den Papst mich setzet; hab sie auch mit besserm Fleiß gelesen, weder die, so itzt durch sie wider mich trotzen und stolzen. Denn ich weiß, daß ihr keiner versucht hat, ein Buch der heiligen Schrift in den Schulen zu lesen, und der Väter Schrift dazu brauchen, wie ich gethan. Und laß sie noch ein Buch fur sich nehmen aus der heiligen Schrift, und die Glosse suchen bei den Vätern, so soll's ihn gehen, wie mir's gieng, da ich die Epistel ad Ebraeos furnahm mit St. Chrysostomus Glossen, und Titum, Galatas, mit Hülfe St. Hieronymi; Genesin, mit Hülfe St. Ambrosi und Augustini; den Psalter, mit allen Scribenten, so man haben kann, und so fortan. Ich hab mehr gelesen, denn sie meinen, hab's auch durch alle Bücher getrieben, daß sie ja zu vermessen sind, die sich dünken lassen, ich hab die Väter nicht gelesen, und wollen mir das fur kostlich Ding furbringen, so ich vor 20 Jahren hab müssen gering halten, da ich die Schrift sollte lesen." St. Bernhard habe lieber aus dem Borne selbst als aus dem Bache trinken wollen und sei auf dem rechten Wege gewesen. „Also muss doch die Schrift Meister und Richter bleiben; oder, wo man den Bächlein zu sehr nachgehet, führen sie uns zu weit vom Born, und verlieren beide, Schmack und Kraft, bis sie in das gesalzen Meer sich verfließen und verlieren, wie es geschehen ist unter dem Papstthum.[1])"

Wir können hieraus allenfalls abnehmen, über welche biblische Bücher er muthmaßlich zuerst las — mit den Psalmen und den paulinischen Briefen an die Römer und Galater beschäftigte er sich jetzt und noch lange mit Vorliebe — sodann, wie er auf seine Vorlesungen sich vorbereitete, und weiter, wie mangelhaft die letztern sein mußten. Wenn er dennoch Eindruck damit machte, so lag wenigstens ein Hauptgrund ohne Zweifel darin,

1) Plochm. XXV, 230.

daß er einer Zeitrichtung so rechtzeitig entgegenkam. Der Gedanke, der seit den Zeiten der Wesel und Wessel von immer Mehreren aufgefaßt war, daß man auf die Schrift zurückgehen müsse, daß nur durch ein lebendiges Schriftstudium dem Dogma, der Kirche, dem christlichen Leben geholfen werden könne, wurde eben jetzt und war eben in den letzt verflossenen Jahren noch viel lebendiger geworden, weil sich der Mismuth über die kirchlichen Uebelstände, die Abneigung gegen die Schultheologie, die allgemeine Bildung, die humanistische Denkart so rasch und so weit verbreitet hatten, und weil, was hiermit wiederum genau zusammenhing, die Humanisten den Schriftstudien mehr und mehr sich zuwendeten und die Vorliebe für dieselben durch sprachliche und exegetische Arbeiten unterstützten, woran es bis dahin noch immer so sehr gefehlt hatte [1]). Wenn Luther nun anfing, das Schriftstudium in Wittenberg auf die Bahn zu bringen, so that er nichts Anderes als Etwas, das von Andern anderwärts, wenn auch nicht an Universitäten oder doch nicht so, sondern mehr und namentlich durch Schriften geschah — Etwas, wofür eine weitverbreitete Empfänglichkeit schon vorhanden war. Er war nicht, und am wenigsten von Kindheit an, auf die Schrift als auf die höchste Autorität hingewiesen, sondern seine Liebe und Verehrung ruhete auf freier Anerkennung ihres Inhalts als göttlicher Wahrheit. Wie es das erste Zeichen der Selbstbefreiung seines gefesselten Geistes im Kloster gewesen war, daß er aus innerstem Drange und gegen den Widerstand des Konvents zur Schrift sich gewendet, so ging er jetzt zum ersten Male thätig und mitfördernd in ein abweichendes lebhaftes, ja laut werdendes Verlangen und Streben der Zeit, und insbesondere — zum wenigsten theilweis — in das der Humanisten ein. Aehnlich verhielt es sich, sofern er mit den gleichfalls abweichenden augustinisch-mystischen und weselisch-staupitzischen Begriffen zusammentraf, und wenn er zugleich für sie nachdrücklich auftrat, indem er das Schriftstudium emporbrachte und eine tiefer begründete lebendigere Theologie suchte. Dies Letztere schied ihn wieder wenigstens von der Mehrzahl der Humanisten. Doch förderten ihn Einzelne derselben recht sehr durch ihre erwähnten sprachlichen und exege-

1) Erhard, I, 391; II, 490. 555 f.; III, 437 ff.

tischen Arbeiten, welche er von jetzt an nach und nach kennen lernte. Daß er hierzu nunmehr Gelegenheit hatte, war einer der großen Vortheile seiner Versetzung nach Wittenberg. Wie unendlich weit waren ihm die humanistischen Schriftkenner an Gelehrsamkeit und Gedankenhelligkeit voraus, wie viel konnte er rasch von ihnen und in so viel freieren Umgebungen lernen, wozu er im dumpfen erfurter Kloster und bei so beschränkten Hülfsmitteln nur unter unsäglichen Mühen, langsam und vielleicht gar nicht hätte vordringen können.

Erste Predigten.

Er war zum Lesen und nach Maimbourg auch zum Predigen berufen. Bald nach seiner Ankunft, wie es scheint, drang Staupitz in ihn, daß er die Kanzel versuche. Er hatte jedoch eine unsägliche Furcht davor. Nichts erhalte ihn, sagte er 1519, beim Predigtamte als der Gehorsam gegen einen fremden, ja gegen Gottes Willen. Wie er nach seiner Neigung stets ein Grauen davor gehabt, sei er mit seinem Wollen auch mit nichten freiwillig in dasselbe getreten. In seinen spätern Jahren äußerte er, „wenn Einer zum ersten Mal auf den Predigtstuhl kommt, Niemand glaubt, wie bange Einem dabei wird: er sieht so viel Köpfe vor sich! O wie furchte ich mich vor dem Predigtstuhl.“ Er meinte und wendete gegen Staupitz ein, es sei „keine schlechte Sache, an Gottes Statt mit den Leuten reden und ihnen predigen sollen.“ Dazu hing ihm noch immer seine Schüchternheit an, seine verdüsterte Stimmung hatte ihn noch nicht verlassen. Aber eben deswegen mochte Staupitz wünschen, daß er mehr und mehr aus der Klosterzelle in das Leben und dessen Thätigkeiten hineintrete. Einst — wahrscheinlich 1509 — unter einem Birnbaume im Klostergarten kam es zur Entscheidung. Staupitz redete ihm ernstlich zu. Er hatte dagegen wol funfzehn Ausreden. Staupitz ließ sie jedoch nicht gelten und wurde immer dringender. „Herr Doktor, sagte er nun, Ihr bringt mich um mein Leben, ich werde es kein Vierteljahr treiben.“ Staupitz entgegnete: „Wohlan, in Gottes Namen! Dem sei also — wie soll man ihm dann thun? Unser Herr Gott hat große Geschäfte und bedarf da droben auch kluger Leute,“ und was der

Reden mehr waren. Es half nicht, er mußte fort, wie er sagt, und mochte er wollen oder nicht, zuerst im Reventer vor den Brüdern, darauf vor der Gemeinde predigen [1]).

Dies nach Spangenberg und seinen eigenen Aeußerungen. Es ist danach unwahrscheinlich, daß er schon in Erfurt gepredigt hätte. Aus der Angabe der Oertlichkeit folgt, daß sich der Vorgang nicht dort ereignet haben kann. „Unter diesem Birnbaume," sagt er, indem er einem spätern wittenberger Freunde erzählt, dem er, wie einst Staupitz ihm selbst, die Furcht vor dem Predigen auszureden sucht. Auch sieht man, es muß im Frühjahre oder Sommer gewesen sein.

Er predigte ohne Zweifel zuerst in der Kirche seines Klosters oder vielmehr der allenthalben gestützten, dreißig Schuh langen und zwanzig breiten hölzernen Kapelle, indem zur Kirche erst der Grund gelegt war. Die alte bretterne Kanzel war drei Fuß von der Erde, „so daß dies Gebäude, wie Mekum sagt, wol dem Stall, darin Christus geboren worden, mochte verglichen werden. Und in diesem elenden Gebäu wollte Gott zu dieser letzten Zeit sein Evangelium predigen und sein liebes Kind Jesum gleichsam aufs neue lassen geboren werden. Keine unter so viel Dom- und Pfarrkirchen in der ganzen Welt war damals, welche Gott zu solcher herrlichen Predigt erwählet."

Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß er für jetzt, was den Inhalt seiner Predigten betrifft, keine reinere und freiere Ansicht von der christlichen Wahrheit aussprechen konnte, als er hatte. Wir erinnern uns aus dem zweiten Buche seiner Aeußerungen, wie er als Mönch (anfänglich), da St. Anna und St. Thomas seine Abgötter gewesen wären, geglaubt und gepredigt habe. Er hatte jetzt reinere biblische Begriffe aufgefaßt, war indeß aus der Abgötterei noch nicht heraus. Diese trübe Mischung mußte sich auch in seinen ersten wittenberger Predigten ausdrücken; sie mußten besser werden in dem Maße, als es in seinem Kopfe und seiner Theologie lichter wurde. Gewiß machte ihm auch die Form viel zu schaffen, da von einer eigentlichen homiletischen

1) Zuschrift an den Kurfürsten Friedrich zur Auslegung der ersten 22 Psalmen, Walch IV, 167. Tischreden, Walch XXII, 1022, 983. Spangenberg, Adelsspiegel, 88. Vgl. Melanthon.

Anleitung bei ihm nicht die Rede gewesen, da er von den Predigern, wie sie waren, nur sehr wenig Gutes hatte lernen können. Viel mehr wird sich von seinen ersten Predigten nicht sagen lassen. Es hat sich nichts davon erhalten, auch fehlen nähere Angaben über sie. Doch werden einige Rückschlüsse auf sie vergönnt sein, welche sich weiter unten, und zumal dann ergeben werden, wenn die frühesten geistlichen Reden zur Erörterung kommen, die wir von ihm haben.

Angestrengte Thätigkeit — mönchischer Eifer.

Staupitz erreichte seinen Zweck gewiß in weitem Maße, wenn er seinem jungen Freunde zu thun machen wollte, um ihn von seinen Selbstquälereien abzuziehen. Anzunehmen, daß er darauf bedacht, liegt sehr nahe. Es müßte höchlich Wunder nehmen, wenn es urplötzlich nicht mehr nöthig gewesen sein sollte. Unmöglich hätte sich Luther so schnell umwandeln können. Staupitz ernannte ihn bald auch zum Lektor im Kloster, und man begreift umsomehr, daß er sich zur angestrengtesten Thätigkeit genöthigt sah, daß ihm diese nicht gar zu viel Zeit zu schwermüthigem Grübeln, ja kaum die erforderliche zum Verrichten der Mönchswerke ließ. Erstlingsversuche im Predigen kosten, den Aengstlichen zumal, allein schon viel Zeit. Sein innerstes Bedürfniß, der äußere noch so neue Beruf, das Bestreben, den Zuhörern an einer solchen Universität zu genügen, sein Verlangen, eine tiefere Theologie zu finden, trieb ihn zu vielem Denken und Lesen. Es gehört ein Wort hierher über sein Studiren. Er las nicht viele Bücher, die wenigern aber desto öfter und mit angespannterer Aufmerksamkeit, so daß er sich ganz hineinlebte, den Inhalt sich völlig zu eigen machte, bis zum fast auswendig wissen. So hatte er die Klassiker, den Okkam und d'Ailly, die heil. Schrift gelesen, so las er nun ohne Zweifel auch die Väter und was sich ihm sonst darbot, worauf sein heftiger Drang ihn hinführte, das selbstgesteckte Ziel zu erreichen. Seine exegetischen und wol noch mehr seine vielen rasch hingeworfenen Schriften zeigen, wie bewandert er namentlich auch in den Vätern war, wie sicher er überhaupt seinen Wissensschatz beherrschte, wie ihm Alles, was er eben brauchte, stets zu Gebot stand; sie

zeigen, daß der Umfang seiner Lektüre nicht ganz gering, der Ernst derselben aber ungleich größer gewesen ist, und daß es schon früh sein Grundsatz geworden sein muß: „viel Bücher machen nit gelehret, viel Lesen auch nit; sondern gut Ding und oft lesen, wie wenig sein ist, das macht gelehrt und frumm dazu." So pflegte er den Studirenden zu rathen, sie möchten gewisse Bücher vor sich nehmen und mit Fleiß lesen und wieder lesen, sich mit einem guten Schriftsteller oder Buche ganz vertraut machen, so daß sie gleichsam in sein Fleisch und Blut verwandelt würden, als wäre ihnen seine Art zu reden und zu schreiben angeboren. Mancherlei lesen verwirre mehr, als daß man etwas Gewisses dadurch lerne, so wie Der an keinem Orte heimisch sei, der sich ohne festen Wohnsitz umhertreibe. Wie man nicht täglich mit allen guten Freunden Umgang pflege, sondern mit den wenigen Vertrautern und Auserlesenen, so solle man sich auch an die besten Bücher gewöhnen, sie sich gemein machen, sie auf einem Nägelein kennen. So sagte er auch: „Magister Philipp Melanchthon lehret gute Künste, also daß er sie erkläret und erleuchtet, und die Künste nicht ihn lehren noch unterweisen. Ich bringe meine Kunst in die Bücher, und nehme sie nicht aus den Büchern." Das deutet denn freilich auf sein Genie, und das Genie braucht, nach Lessing's in der Dramaturgie und sonst ausgesprochenen Ansicht, tausend Dinge nicht zu wissen, die ein Schulknabe weiß, sein Reichthum liegt nicht in dem erworbenen Vorrathe seines Gedächtnisses, sondern in Dem, was es aus sich selbst hervorbringt; ein Geist, den die Natur zum Mustergeiste bestimmte, ist Alles durch sich, wird ohne Regel groß, geht ohne Leiter, schöpft aus sich selbst, ist sich selber Schule und Buch. Jener Ausspruch Luther's konnte daher auch keinerlei Anweisung enthalten sollen, und er setzt auch hinzu, „wenn ein Schulmeister oder Theologus M. Philippsen und meine Kunst erlangen und nachahmen wollte, und meinte, er wollte es uns also nachthun und machen wie wir, das müßte er noch wol lassen." Die ganze Ansicht steht übrigens bei ihm in genauem Zusammenhange mit jener, wonach er erklärte, das echte Recht sei nicht aus den Gesetzen, sondern nur aus dem natürlichen Verstande zu treffen, wozu aber freilich „Wunderleute', gehörten, deren „nicht viel sind, sie sind seltsam." Doch fügte

er Dem, was er durch sich selbst war, das angestrengteste Studium hinzu, achtete Fleiß und Gelehrsamkeit keineswegs gering, überbot darin die Meisten, wiewol er ein solcher Wundermann war und zu dem Bewußtsein gelangte, daß er es war. Auf seine Lesesparsamkeit der angegebenen Art leiteten ihn indeß auch die Verhältnisse hin. So lange er im Klosterverbande lebte, war er außer Stande, Bücher zu kaufen, da er nichts besaß, und mußte sich mit Dem begnügen, was er aus der Bibliothek des Klosters, aus der der Universität — als erst eine da war — und von Freunden entlehnen konnte. Es ist bekannt, wie armselig der Zustand der Klosterbibliotheken, nur mit einzelnen wenigen Ausnahmen, war. Wir hörten, wie auch Luther einstimmte in die allgemeine Klage darüber, wie gering der Vorrath und noch mehr, wie kläglich die Beschaffenheit der Bücher in den Libereyen der Stifter und Klöster gewesen. Man fand in seiner Wohnung 1523 außer einer Bibel und Bibelkonkordanz nur wenige Bücher. Auch seine Hinterlassenschaft an Büchern scheint sehr unbedeutend gewesen zu sein [1]).

Er studirte so eifrig, daß er bisweilen ganze Tage keine Speise zu sich nahm. Ja, er vergaß darüber wol selbst die feststehenden Mönchsgebete, obwol er sich dann ein schweres Gewissen daraus machte, denn so sehr war dasselbe auch jetzt noch „an die Ceremonien gebunden", daß er „auch nicht das kleinste Gebet unterließ." Hatte er vor Studiren, Predigen und Lesen nicht dazu kommen können, so vergaß er doch der kanonischen Vorschriften nicht, die wenigstens das wörtliche Abbeten forderten, und suchte mit großer Anstrengung nachzuholen. Hatte er während mehrer Tage seine Horen zu beten versäumt, so schloß er sich am Sonnabend ein, aß und trank nicht und betete den ganzen Tag über, bis er die vorgeschriebene Zahl abgebetet, worauf sich dann wol Schwindel und ähnliche Zustände einstellten, die ihn arg plagten. Wir müssen annehmen, daß so etwas eben jetzt oder doch in den nächstfolgenden Jahren, wie auch noch viel später, der Fall war. Nur auf ein sehr flüchtiges Ansehen der

1) Mathesius, 15. Predigt. An den Adel, Plochm. XXI, 349. Tischreden, Walch XXII, 2276. Ukert a. a. O. I, 351. Ranke a. a. O. I, 299. Wessenberg a. a. O. II, 102. Tischreden, Walch XXII, 1867.

darüber vorhandenen Nachrichten hin haben Einige so berichtet, als sei es schon in Erfurt geschehen. Wir mußten des Umstands hier gedenken, weil er einen Zug zum Bilde Luther's in dieser Zeit hinzufügt, der nicht übersehen werden darf. Um eine richtige Vorstellung von ihm, wie er jetzt war, zu haben, und um ihn und seine Entwickelung in den nächstfolgenden Jahren zu verstehen, kann man sich seinen noch immer ungeschwächten mönchischen Eifer kaum groß genug vorstellen. Auch als ein geistlicher gelehrter Doktor, sagt er, habe er nichts Anders gewußt noch verstanden, sondern geträumt, seine Mönchskappe sollte Gott gefallen und wäre der Weg zum Himmel; habe er gemeint, er hätte des Herrn Sinn wohl erkannt und wollte auch sein Rathgeber sein und ihm abverdienen, daß er ihm vergelten müßte. „Sie lehrten in ihren Chören beten und sagen: ich habe gebetet als ein armer Sünder mit Zweifel. Aber solcher Zweifel verderbet Alles. Daß wir sagen sollen, wohlan, es sei gleich, daß ich unwürdig bin, so ist doch Gott wahrhaftig, der es gewißlich verheißen und zugesagt, das haben wir im Papstthum nicht gewußt. Ich, ich Martin Luther, konnte mich lange aus diesem papistischen Traum nicht finden, weil man mir immerdar von meiner Würdigkeit und Unwürdigkeit vorplauderte." [1])

Erfolge.

Von einem wesentlichen raschen Fortschreiten seiner Begriffe in den ersten beiden Jahren, welche er zu Wittenberg verlebte, kann hiernach gewiß nicht die Rede sein. Ohne Zweifel nahmen seine Kenntnisse und Einsichten mit jedem Tage zu, und schon die Thätigkeit, wozu er sich von innen und außen angetrieben sah, gestattete ihm viel weniger, seinem Trübsinn nachzuhängen. Allein der innerste eigentlichste Grund seiner Schmerzen und Bedrängnisse, seiner Irrungen, stand noch da, der Glaube an die

1) *Seckend.* I, 21. Maimbourg, das. 18. Tischreden, Walch XXII, 824. *Rebenstock* I, 106. Kirchenpostille, Plochm. IX, 15. Vermischte Predigten, Plochm. XVII, 124 f. Des Versäumens der Horen wegen Geschäftsüberhäufung erwähnt er selbst in einem Schreiben an Lange vom 26. Oktober 1516; de Wette I, 41.

Mönchswerke und die Nothwendigkeit, durch sie die Gnade zu verdienen, der Glaube an die Untrüglichkeit der Kirchenlehre, mochte er über seinen biblischen Studien einigermaßen irre daran geworden sein oder nach und nach werden. Er war freilich in ein großes Schwanken gerathen, das aber an sich nichts weniger als ein behaglicher Zustand, und weit entfernt war er noch davon, sich die pauliniſch-auguſtiniſchen Anſchauungen, in die er sich hineingeworfen, zur Klarheit gebracht und sich in ihnen befestigt zu haben. Im Wesentlichen war und blieb seine Entwickelungsstufe vorerst noch dieselbe, auf welcher er sich in seiner letzten erfurter Zeit befunden. Wir erhalten wol noch einiges Licht darüber, wenn wir die Erfolge seines ersten Auftretens ins Auge fassen, die, so viel sich ersehen läßt, viel bedeutender waren, als man nach dem Allen glauben sollte. Wenn wir weiter unten bei den ersten aufbehaltenen Proben seiner Gelehrsamkeit und seiner Predigten verweilen — denn aus dieser Zeit ist davon nicht das mindeste übrig geblieben — so wird es uns noch gewisser werden, wie äußerst dürftig und ungenügend, dem Inhalte, wie der Form nach, Das gewesen sein muß, was er jetzt vortrug. Nun waren freilich die Wissenschaften überhaupt noch sehr in der Kindheit, die gewöhnliche Predigtweise war erbärmlich, in Wittenberg noch Alles in den Anfängen, und dies erleichterte einem jungen Docenten und Prediger seine Erfolge. Allein auf der andern Seite hatte die Universität doch eine große Anzahl von gewiegten und berühmten Gelehrten, von gereisten, verhältnißmäßig aufgeklärten Männern, sodann aber auch von streng konservativ, eifrig scholastisch und hierarchisch Gesinnten; der Boden war doch hier am Ende der Art, daß es auch wieder nicht leicht war zu genügen, daß es antischolastischer Neuerung gewiß sehr schwer fiel durchzudringen oder selbst sich nur zu behaupten, und es fällt daher nicht wenig auf, daß Luther bald nach seinem Auftreten nicht etwa blos beträchtliches Aufsehen, sondern so großen Eindruck gemacht zu haben scheint.

Die Studenten hörten ihn gern, da in Wittenberg noch nicht seines Gleichen gehört war, „der jedes lateinische Wort so tapfer verdeutscht hätte. [1])" Doch wurden seine Vorlesungen

1) Oldekop, bei Lüntzel a. a. O. 154.

auch von Professoren, Pollich und Andern, wenn auch vielleicht nicht in der ganz ersten Zeit, fleißig besucht. War so etwas an sich nichts Ungewöhnliches, so konnte es doch nur der Ruf des „guten Verstands" sein, den er zeigte, wodurch sie herbeigezogen wurden. Eine merkwürdige Aeußerung Pollich's wird von Mehren im Ganzen übereinstimmend berichtet. Nach Melanthon, Matheſius und Bzovius sagte er wiederholt: in dem jungen Manne sei solch ein hoher Geist, daß er nicht anders denken könne, denn er würde eine neue Art und Weise zu lehren in die Schulen bringen — „der Münch wird alle Doctores irre machen, eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren, denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schriften und stehet auf Jesu Christi Wort, das kann Keiner weder mit Philosophey noch Sophisterey, Scotisterey, Albertisterey, Thomisterey und dem ganzen Tartaret (ein berühmter pariser Scotist) umstoßen und widerfechten — der Mönch habe tiefe Augen und wunderbare Phantasias, er werde allen Doktoren zu schaffen machen und großen Lärm erregen. Auch über Tisch wollten ihm die „Argument und Solutiones des Mönchs" nicht aus dem Sinne. [1])

Aehnlichen Beifall müssen Luther's Predigten sehr bald gefunden haben, da sie auch den Kurfürsten herbeizogen, den wir, wenngleich erst etwas später, unter seinen Zuhörern und seines Lobes voll finden werden. Besonders häufig hörte ihn Schurff, der sich einer der Ersten in die lutherische Lehre von der allein aus dem Glauben kommenden Gerechtigkeit ganz hineinlebte. Es wird von ihm berichtet, lebendig habe er sich den Ausspruch des heil. Bernhard eingeprägt, der auf Luther zu Erfurt einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, den dieser, dessen Herz noch so voll davon war, wol eben jetzt oft im Munde führen mochte. [2])

Dies leitet wenigstens auf eine nicht zu verschmähende Vermuthung über den Inhalt der Vorlesungen und Predigten Luther's in dieser Zeit hin, denn da es an Nachrichten mangelt, so bleibt nur übrig, von seinen Ansichten und seiner Stimmung, so weit sie

1) Melanthon. Matheſius, 1. Predigt. Bzovii Annal. zum J. 1517, p. 321.

2) *Schurff* in Adami.

bekannt, und von dem Eindrucke, den er machte, auf seine Vorträge zurückzuschließen. Der letztere erklärt sich einerseits aus der Empfänglichkeit und Stimmung, welche Luther vorfand. Die studirende Jugend wurde mit dem Formalismus der Schulphilosophie und Theologie hart geplagt, es war „bös Studiren:" umsomehr fühlte sie sich durch eine freiere, geistigere Methode angezogen. Insbesondere ist es nicht zu verwundern, daß ein Mann wie Pollich die lebhafteste Theilnahme empfand, wenn Luther Abneigung gegen die scholastische Philosophie aussprach, die Schrift über sie emporhob. Ihm kam ferner zu statten, daß die Schrifttheologie, wie er sie bis jetzt bei sich ausgebildet, und so mangelhaft sie auch noch sein mußte, sein auf Christi Wort sich Stellen, in Wittenberg offenbar neu war. Staupitz hatte einen ähnlichen Eindruck nicht gemacht, sei es, daß er zu wenig eigentlich Schriftverständiger, oder daß er mit seiner ähnlichen Richtung nur schüchtern aufgetreten war, oder daß sein Vortrag nicht angesprochen. Da die scholastisch Gelehrten die Schrift nicht kannten, war es um so natürlicher, daß Luther's neue Theologie, Richtung und Methode nicht blos bei den Einen Aufsehen und hohe freudige Erwartungen erregten, sondern auch bei Andern bewirkten, daß sie, wie jener Magister Bach, bedenklich die Köpfe schüttelten oder auch erschraken, was bei Manchen der Fall gewesen sein soll [1]). Die Männer der herkömmlichen Wissenschaft und Gelehrsamkeit wurden durch die Argumente und Solutiones des Schriftkundigen, welche bei einem Pollich Bewunderung erregten, in Verlegenheit gesetzt. Die Waffen der Dialektik wußte auch er tüchtig und besser als die Meisten zu führen, er war in dem Wissen der Schule bewandert, sie nicht im seinigen. Er betrat ein Feld, auf welchem er allein oder doch mehr als irgend Einer neben ihm heimisch war; er zeigte in seinen exegetischen Vorlesungen mehr patristische Gelehrsamkeit, mehr unterscheidende Beurtheilung, eindringenden Scharfsinn und vor allen Dingen mehr innerlich-religiöses Leben und Begeisterung als irgend ein Anderer. Ein solches Hervorheben der Schrift, wenn auch keinerlei Widerspruch gegen das kirchlich-hierarchische System daran geknüpft wurde, hatte etwas sehr

1) Prima Oratio Dresseri de M. Luthero ex libello ejus de festis.

Verdächtiges und erregte natürlich allen Denen Bedenken, die sich erinnerten, welchen Gebrauch die Ketzer zu allen Zeiten von der Schrift und deren Ansehen gemacht, die es wußten, zu welchen Angriffen auf das Mönchthum, den Scholasticism ein Erasmus, der große Spötter, von seinem Hervorheben der Schrift überging. Verdächtig hatte sich schon durch Pollich die antischolastische Richtung gemacht, die er jetzt noch weit entschiedener zu vertreten anfing. Auf der andern Seite finden wir nicht, daß über seine Vorträge Lärm entstanden, die Meinungsgegner darüber laut geworden wären, und hierin liegt eine Andeutung über einen weitern sehr wichtigen Grund seiner tiefern echten Wirksamkeit. Er trat nicht stürmend, nicht lediglich verneinend, sondern mehr begründend auf, nicht prunkend mit der Fortschrittsrednerei und den Freiheitsredensarten der seinwollenden Kraftgenies, er entfaltete gediegenes Wissen, ging auf die Sache, zeigte sich durchdrungen von Ehrfurcht vor so Vielem, was ihm und Andern wichtig, ehrwürdig und heilig war, zeigte sich sogar mönchisch demüthig; er stand selbst noch in dem Begriffskreise seiner Umgebungen, war ihnen selbst noch nicht zu weit voraus und besaß neben dieser Gunst seiner innern Stellung zu ihnen das feine Gefühl, das dem Vordringenden nicht fehlen darf und niemals fehlt, der die Volks- und Zeitgenossen, mit ihnen gehend und sie mit sich fortziehend, weiter führen kann, will, soll.

Die Mängel seiner Vorträge nach Inhalt und Form wurden noch mehr bedeckt durch Das, wodurch er überhaupt ohne Zweifel am gewaltigsten ergriff und fesselte, durch den Ernst und die Innigkeit seines ganzen Wesens, den Genius, der aus seinem Wort, seinen „tiefen" Augen hervorblitzte. War seine Theologie auch noch so weit entfernt, eine folgerichtig entwickelte und ausgebildete zu sein: sie war lebendigste Ueberzeugung, frischer, ureigner Gedanke, eigenstes Erlebniß und Erfahrung, innerlichst Angeeignetes. Sie mochte die evangelische Wahrheit, wie sie in der Schrift daliegt, trüb genug wiederspiegeln, aber sie faßte nicht blos den Verstand, sondern auch die Herzen an, ein hoher Geist und Sinn, ein reiches Gemüth offenbarte sich in ihr. Sie trat, nur in anderer Form, auch in den Predigten hervor, mit denen es sich ähnlich verhielt. Sie waren gewiß sehr mangelhaft.

Aber auch ganz abgesehen von seiner angeborenen Rednergabe, die sich eben, weil sie angeboren war, sicher auch jetzt schon zeigte, von welcher jedoch erst weiterhin die Rede sein wird; abgesehen davon, daß sein Zurückgehen auf die Schrift, seine biblischen Begriffe vom Glauben auch auf der Kanzel neu, ein neues Evangelium waren: vor Allem mußte die hervorleuchtende Gewissenhaftigkeit, die Sinnesart wirken, bewältigen, die es keine schlechte Sache achtete, an Gottes Statt den Leuten zu predigen, die den Beruf und das — von so vielen Klerikern so gering und leicht geachtete — Geschäft des Predigers aus einem so hohen Gesichtspunkte auffaßte.

Ohne Frage spornte der Eindruck, den er machte, wiederum ihn selbst zu rastlosem Vordringen an. Er erwähnt, Pollich habe gesagt, „laß die Doctores Doctores sein, man muß nicht darauf hören, was die heilige Kirche sagt, sondern was die Schrift sagt." Wenn er Dies oder Aehnliches schon in dieser Zeit selbst von Pollich hörte oder, wenn es ihm durch seine Verbindungen mit Staupitz und Andern zu Ohren kam, welche Gährung der Gedanken, welches Herzbluten mußte es ihm verursachen. Nicht hören müssen, was die heilige Kirche sage! Er deutet selbst darauf hin, welche Noth es ihm gemacht, auf die Prüfung einzugehen, die es herbeizog. Ebenso, wenn ihm kund wurde, daß seine Richtung ihm Gegner unter den kirchlich Gesinnten, den Frommen erwecke, ihn bei diesen in den Verdacht neuernder ketzerischer Ansichten oder Hinneigungen bringe. Denn soweit wie einzelne wittenberger Geister war er anfangs noch lange nicht vorgeschritten. Daß er eine neue Lehre aufbringen, die römische Kirche reformiren werde, das waren Gedanken Pollich's, das legte Pollich in seine Vorträge hinein, das folgerte dieser daraus, daß er auf der Propheten und Apostel Schriften sich lege, an so etwas dachte Luther nicht von fern. Wie sehr schwankte er noch zwischen den scholastischen und den biblisch-augustinischen Begriffen; er stützte sich noch keineswegs ganz allein auf die Schrift, rief mit dem Erlöser noch zugleich Maria und die Heiligen an, war eben deßhalb noch schwer von seinen Seelennöthen gequält. „Denn wenn Du, sagt er, zumal in schweren Anfechtungen, zugleich Maria und die Heiligen anrufst,

alsdann ist die Zukunft Christi noch nicht kräftig in Dein Herz kommen, sondern wird alsbald aufgehoben." [1])

Daß es noch immer so mit ihm war, daß er sich eben in dieser Stimmung befand, in einer wankend gewordenen, aber doch noch durchaus mönchischen, eifernden, alle gegensätzliche Richtung, wenn nicht wider die Schulphilosophie und Methode, doch wider Kirche und Papstthum ausschließenden Gesinnung lebte: dies werden wir deutlich sehen, wenn wir ihn auf einer Reise nach Rom begleiten, die sehr bald seine Thätigkeit in Wittenberg wieder unterbrach.

1) Ausleg. des 1. Johannesbriefs, zu Kap. 4, V. 3; Walch IX, 1015.

Zweites Hauptstück.

Die Romfahrt.

1510.

Zeitbestimmung. — Veranlassung, Beweggründe. — Die Hinreise. — Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger (Einflüsse auf Luther's Stimmung). — Kirchlich-politische Vorgänge und Zustände 1510. — Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger (Fortsetzung). — Die Mirabilia Romae. — Eintritt in die Stadt, Andachtseifer. — Geschäftsausrichtung, Besichtigung der Merkwürdigkeiten Roms. — Das Papstthum in unmittelbarer Nähe, römische und italische Zustände. — Fortgesetzte Beobachtungen und Erlebnisse in Rom, Enttäuschung. — Mehrfache Reisebemerkungen, Rückreise, Ergebniß.

Zeitbestimmung.

Luther's römische Reise bildet einen sehr bedeutenden Wendepunkt in seiner Entwickelung. Er kehrte ein Anderer zurück, als er ging. Doch darf hier nur vorläufig darauf hingedeutet werden, übersehen läßt es sich erst, nachdem wir ihn auf seiner Wanderung begleitet. Die Nachrichten über dieselbe sind sehr lückenhaft und dürftig. Sie bestehen fast nur aus gelegentlichen vereinzelten Aeußerungen von ihm selbst. Ihre Beschaffenheit läßt es ebenso sehr als die wesentliche Bedeutung, welche die Reise

für ihn erhielt, bedauern, daß eine vollständigere Kunde nicht übrig geblieben ist. Man hat dies auffallend genannt, will auch finden, daß er selbst über seine römische Reise mit einer bei ihm ungewöhnlichen Zurückhaltung sich ausgesprochen habe [1]). Darin aber irrt man offenbar. Eher läßt sich sagen, daß seine Aeußerungen nicht genügend beachtet und in ein richtiges Licht gestellt sind. Man wird aus der nachstehenden Darstellung entnehmen, daß er sich gerade sehr unbefangen, völlig rücksichtslos und noch häufiger über seine Romfahrt ausgesprochen hat, als über andere Vorgänge seines frühern Lebens. Er selbst und die Zeitgenossen melden aus denselben Gründen so wenig davon, aus welchen er und sie mit nur so sparsamen Nachrichten über seine ganze Lebensgeschichte bis zum Ablaßstreite hinweggehen. Den Mitlebenden wäre sicher aufgefallen, was indeß nicht ersichtlich, wenn er eben über diese Reise zurückgehalten hätte. Es wird nun darauf ankommen, was der Armuth der Nachrichten abzugewinnen ist.

Nicht ganz unwichtig ist es zu wissen, in welches Jahr die Reise fällt. Melanthon scheint, doch nicht eben deutlich — er kann auch 1510 oder 1511 meinen — 1512 anzugeben, die unwahrscheinlichste Angabe. Selnecker sagt 1511, doch ist auch dies gar nicht wahrscheinlich. Man könnte allenfalls nur annehmen, um diese und andere Angaben zu vereinigen, daß Luther sich im letztgenannten Jahre noch eine kurze Zeit zu Rom befunden hätte und zurückgekehrt wäre. Allein nach Melanthon kehrte er in demselben Jahre zurück, in welchem er hinreiste. Seine Reise würde in den Winter gefallen sein, oder er müßte sich zu Rom eine längere Zeit aufgehalten haben. Nach unten anzuführenden Aeußerungen hat er sich aber um Johannis in Rom befunden und nicht länger als ein paar Wochen verweilt; die Fußreise dagegen mag allerdings ziemlich lange gedauert haben. Mathesius und Seckendorf nennen das Jahr 1510, er selbst gleichfalls, und zwar mehre Male. Freilich sagt er auch selbst einmal, daß er 1511 von Rom zurückgekehrt sei, und etwas auffallend in der Schrift: Wider das Papstthum zu Rom, „Anno

1) Planck, Gesch. des protestant. Lehrbegriffs, I, 62 f.

Domini (ist mir recht) 1510 war ich zu Rom." [1]) Bestimmter aber nennen Freunde und nannte er dieses Jahr Freunden, denen er von der merkwürdigen Reise erzählte. „1510 war ich in Rom — 1510 ging ich nach Rom — im Jahr 1510 war Doktor Staupitz in Rom und hörte da ein Prophezei, die bei aller Welt verbreitet war, ein Eremit werde wider das Papstthum aufstehen. In demselben Jahre reiste ich nach Rom." [2]) Man legte zur Reformationszeit großes Gewicht auf die „Prophezei", indem man sie auf Luther, den Augustinereremiten, deutete. Das früheste der angegebenen Jahre paßt endlich am besten zu der Stimmung, in welcher wir ihn auf der Reise finden, und zu dem vornehmsten Beweggrunde, der ihn bewog, sie zu unternehmen.

Veranlassung. — Beweggründe.

Sowie der Papst unter allen Häuptern noch immer das vorragendste, der Regent war, der am meisten die Blicke auf sich zog, in den wirksamsten Beziehungen zu seiner gesammten Mitwelt stand, den Thron einnahm, von welchem herab am weitesten umhergeschaut, geboten, gerichtet und geherrscht wurde: so war Rom immer noch die Hauptstadt der Christenheit, Rathhaus und Rüstkammer der wichtigsten Beschlüsse und Unternehmungen. Italien war der Boden, auf welchem die Absichten und Bestrebungen der europäischen Hauptmächte, namentlich auch der französischen und habsburgischen Höfe, wie im Knotenpunkte zusammenliefen, der vornehmste Schauplatz ihrer Kämpfe.

Rom war der vornehmste Anziehungspunkt für Reisende aus allen Ländern. Unzählige gingen und kamen alljährlich, aus allen Ständen und Klassen, aus den verschiedensten Veranlassungen und Beweggründen; Abgesandte der Könige und Fürsten und

---

1) Mathesius, 1. Predigt. *Seckend.* I, 19. Lingke, Reisegesch., 16 f. Plochm. XXVI, 125.

2) *Ericeus*, 174. Cod. chart. bibl. duc. Goth. Fol. Nr. 262, in: De D. M. Luthero, ejus doctrina, vita, moribus et periculis, und in: D. M. Lutheri Curriculum. Rebenstock II, 14. Noch andere Stellen weiter unten. Spiker a. a. O. Anhang, 61.

anderer weltlicher Obrigkeiten, der Bischöfe und Orden, Gelehrte und Künstler, Pilger und Neugierige. Man kam um zu unterhandeln über Staats- und Kirchensachen, Privatangelegenheiten zu betreiben, päpstliche Entscheidungen nachzusuchen, gerechte und ungerechte Sachen zu fördern u. s. w. [1]). Weßhalb ging Luther nach Rom?

Aus wissenschaftlichen Zwecken? Dies scheint bei einem jungen Gelehrten und Docenten, und der humanistisch gebildet war und in Gemeinschaft mit Humanisten lebte, vielleicht am nächsten zu liegen. Insbesondere die Letztern, ja Alle, die sich klassisch ausbilden, überhaupt auf höhere, feinere Bildung Anspruch zu machen wünschten, gingen nach Italien, nach Bologna, Florenz, Rom. Sie vervollkommneten sich dort im Lateinischen, lernten Griechisch, machten gelehrte Bekanntschaften, erwarben Bücher und Handschriften. So Reuchlin, Celtes und hundert Andere. Wer nicht in Italien gewesen war, galt nicht recht für voll; dort gewesen zu sein, war an sich selbst eine vollgültige Empfehlung. Allein dies ist bei Luther gewiß kaum von fern in Betracht gekommen. Die Gesichtspunkte der Humanisten waren die seinigen keineswegs. Wissenschaftliche Zwecke hatte er nicht, oder doch nur nebenher, im Auge. Ganz unwahrscheinlich schon an sich selbst, und weil sein Aufenthalt nur so kurz war, ist Cochläus' Angabe, daß er sich in Rom unter Anleitung des Juden Elias Levita mit dem Hebräischen beschäftigt habe. [2]) Einer andern Nachricht zufolge wünschte er gelehrte und gottselige Männer kennen zu lernen, doch nur „um sein Gewissen zufrieden stellen zu können." [3]) Der Zusatz weist auf einen ganz andern als einen wissenschaftlichen Zweck hin.

Nach mehren, freilich unzusammenstimmenden Angaben war es eine Ordensangelegenheit, die ihn nach Rom führte, an sich eine sehr wahrscheinliche Angabe, wobei es indeß doch auch an Unwahrscheinlichkeiten nicht fehlt. Laut einer Sage, die bei Dresser sich findet, wurde er abgesendet, um den Brüdern die

1) Roscoe, Leben und Regierung des Papstes Leo des Zehnten, deutsch von Glaser, I, Henke's Vorr. VI. Leo, Universalgesch., III, 31 ff.

2) De actis et scriptis Lutheri, 3.

3) Lingke a. a. O. 15.

Erlaubniß auszuwirken, bei körperlicher Schwachheit Fleischspeisen genießen zu dürfen. Zehn Dukaten hätte man ihm mitgegeben, um sich beim römischen Hofe einen Fürsprecher zu gewinnen. Einer glaubwürdigern Nachricht zufolge war ein Zwiespalt im Orden die Veranlassung der Reise. Sieben Konvente hätten sich einer neuen Provinzeintheilung Staupitzens nicht fügen wollen. So Etwas kam häufig bei Ordensreformationen vor, und man wendete sich dann nach Rom. Nach Cochläus hätten nun die widersetzlichen Konvente Luther zur Gesandtschaft nach Rom bestimmt, weil er klug und herzhaft, geneigt und geübt gewesen, streitige Sachen durchzufechten. Wider seinen Vikar sei er gen Rom gezogen. [1]) Dagegen aber läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß der Entschluß, eine Entscheidung aus Rom einholen zu lassen, von Staupitz und den ihm anhängenden Konventen ausging, und daß diese Luther zum Sachführer wählten; ganz undenkbar ist es, daß Luther in einer Angelegenheit wider Staupitz und von dessen Gegnern gewählt wäre und sich hätte gebrauchen lassen. Auf Ansehen und Zutrauen, das er sich erworben, und das auch Maimbourg als Grund seiner Erwählung angibt, weist die Absendung hin. Mag sein, daß man von seinen Disputationen her meinte, daß er auch einen Auftrag dieser Art mit Erfolg angreifen werde, nur daß Kampflust oder Aehnliches zu der Stimmung schlechterdings nicht paßt, in welcher wir ihn auf der Reise finden. Vielleicht haben wir auch hier ein Anzeichen von Staupitzens wohlwollendem Bemühen zu erblicken, den Verdüsterten und Verdumpften zu beleben, indem er ihn in die große frische Welt zu bringen trachtete. Nach Laing und Aehnlichen zog ihn Ehrgeiz nach Rom. Sobald er sein Geschäft erledigt, hätte er sich um einen Kardinalshut beworben und deshalb noch einige Zeit in Rom verweilt. Ein Verrückter war er indeß nicht, hatte den Sinn auf ganz andere Dinge gerichtet, und wir kommen damit auf den vornehmsten Beweggrund seiner Reise. [2])

---

1) Spiker, Anhang, 62. Seidemann, Beiträge zur Reformationsgeschichte, I, 24.

2) *Grimm*, de Jo. Staupitio a. a. O. 70. Tentzel a. a. O. 157.

Es war kein anderer als der, daß er „Ruhe und Trost für sein Gewissen" suchte. Aus Andacht, als Pilger ging er nach der heiligen Stadt. Es war eine Wallfahrt, die Erfüllung eines Gelübdes, wie er ja so oft sagt, die Lehre, die Predigten hätten dahin geführt, daß die Einen nach diesen, die Andern nach jenen heiligen Orten geeilt wären, den Frieden zu finden, den ihnen die Kirche geraubt und dort verheißen. „Wie ist ein Laufen gewesen unserer Väter, und Vieler unter uns selbst, aus allen Landen, über viel hundert Meilen, gen Jerusalem zum heiligen Grabe, gen Compostel und St. Jacob, gen Rom zu St. Petri und St. Pauli Haupt, da Etliche barfuß gegangen, Etliche im ganzen Harnisch (ich will anderer unzähliger Wallfahrt schweigen), wie die thörichten Leute; da haben wir Geld mit großen Haufen zugetragen, Gott gedanket, und froh worden, daß wir nur des Papstes lügenhaften Ablaß damit kaufen möchten, und würdig werden, die Todtenbein (die sie für Heiligthum geweiset), viel aber des allerheiligsten Heiligthums, des Papsts Füße zu küssen oder zu sehen." [1]) Wir erinnern uns, daß er schon in seinen Knabenjahren und dann zwei Mal in Erfurt gelobt hatte, nach Rom gehen und fromm werden zu wollen. Er sagt ausdrücklich, dies Gelübde sei die Ursache seiner Reise gewesen, [2]) und hiermit stimmt denn auch seine Gemüthsverfassung während derselben und was er in Rom thut und vor sich nimmt. Nirgend spricht er selbst von dem Ordensauftrage, der ihm indeß zur erwünschten Veranlassung und Erleichterung der Ausführung seines Gelübdes gedient haben mag.

Lingke a. a. O. 14. Laingäus, Summarische Historie M. Luther's und Calvin's, 6.

1) Kirchenpostille, Plochm. IX, 345. „Das will die Welt wieder haben und soll ihr auch nichts Bessers werden," setzt er, die Predigt schließend, hinzu.

2) *Rebenstock* II, 14. Cod. chart. Bibl. duc. Goth. Quart, Nr. 79.

Die Hinreise.

Er reiste mit einem Bruder, von welchem er nicht weiter spricht, natürlich zu Fuß, von einem Kloster zum andern pilgernd, und nach der Sitte der Klöster gastlich aufgenommen, wogegen er in Disputationen, auch wol Predigten sich versuchte und versucht wurde. In den Konventen seines Ordens war ihm sein Ruf vorangegangen, er war Staupitz's Sendbote, Staupitz's Empfohlener, von Wittenberg war viel zu erzählen, es fehlte sicher nicht an manchfachen lebhaften Erörterungen. Einer vielseitigern Beobachtung, einer freieren Auffassung mußte es hinderlich sein, daß er aus den Mönchskreisen wenig herauskam, daß er so sehr mit seinen Seelenzuständen und den Pilgerzwecken seiner Reise beschäftigt war. Wie die wirklich andächtigen Wallfahrer mit weltabgewendetem Sinne mitten durch das Gewühl, das weltliche Treiben lebendiger Städte dahinziehen, blickte auch er, in seine heiligen träumerischen Gedanken vertieft, gewiß wenig rechts oder links; indeß werden wir sehen, daß er nicht ganz ohne offene Augen reiste. Er hatte doch zu viel rege Empfänglichkeit, Beobachtungsgabe und gesunden Verstand, um gar nicht zu sehen und zu hören; er würde sonst als Derselbe heimgekehrt sein.

Die Richtung wurde zunächst auf Heidelberg genommen, das eben damals ein Sammelplatz ausgezeichneter helldenkender Männer war. Er scheint indeß mit keinem derselben auch nur in die mindeste Berührung gekommen zu sein. Nach einer heidelberger Chronik sprach er, „als er vom Konvente der Augustiner 1510 nach Rom geschickt worden," im dortigen Kloster seines Ordens ein. Indeß erinnerte man sich von seiner Anwesenheit nur noch, daß er einige Zeit lang verweilt und gepredigt und disputirt habe. [1])

Die Reise ging sodann durch Schwaben und Baiern. Einer Sage zufolge soll er in Hohenschwangau nach dem Reichstage von Worms eine Zuflucht gefunden haben, was nicht sein kann. Nach einer anderen Sage hätte er 1518 nach seiner Flucht von

---

1) Lingke a. a. O. 18.

Augsburg auf Hohenschwangau bei einem befreundeten Wirthe gerastet. In München wird noch heute in der sendlinger Gasse das Haus beim Koche zur Hölle gezeigt, wo er den Durst gelöscht, die Wurst aber schuldig geblieben. Auf dem Bergschlosse Hohenaschau im Isarkreise soll er sich länger verweilt haben; in Ottobeuern wird noch ein Meßgewand gezeigt, worin er dort Messe gelesen. Die Sage verwechselt Zeiten und Ortschaften. Indeß deuten die örtlichen Anhaltspunkte, München, Ottobeuern, Füessen, Hohenschwangau, Hohenaschau, Chiemsee auf die römische Reise hin und geben der Vermuthung Raum, daß er das angesehene schwäbische Kloster zu Ottobeuern an der Günz, und etwa die regulirten Chorherren des heil. Augustin zu Herren-Chiemsee, die Besitzer einer kostbaren Büchersammlung, besuchte, und über Füessen, die Pforte für Baiern und Tyrol, nach Welschland zog. Bei den reichen Benediktinern in Füessen mag er gern verweilt, auch bei den Herren des nahe gelegenen Schwangau gerastet haben [1]). „Wenn ich," sagte er einst, „viel reisen sollte, wollte ich nirgend lieber denn durch Schwaben und Baierland ziehen, denn sie sind freundlich und gutwillig, herbergen gerne, gehen Fremden und Wandersleuten entgegen und thun den Leuten gütlich und gute Ausrichtung um ihr Geld [2])." Baiern wenigstens durchreiste er nur auf seiner Romfahrt. Diese Aeußerungen müssen sich daher auf die Erfahrungen und Beobachtungen der letztern beziehen. Er lernte freilich in den folgenden Jahren in Wittenberg Studirende und Reisende aus allen Theilen Deutschlands und ihre Mundarten kennen. Doch gründen sich auf sein Ohrenzeugniß an Ort und Stelle offenbar wenigstens großentheils seine Urtheile über die oberdeutschen Mundarten, sie wären nicht die rechte deutsche Sprache, nähmen den Mund zu voll und weit, lauteten hart u. s. f. Die deutsche Sprache, bemerkt er, habe so viel Mundarten, und die unter einander so verschieden wären, daß oft Deutsche einander nicht verständen, die Sachsen die Baiern nicht u. s. f. „Sonderlich

1) Maßmann, Luther auf Hohenschwangau, in Illgen's Zeitschrift für die histor. Theologie, Bd. V, St. 2. S. 268 ff. Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, 1835, I ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2359.

die nicht gewandert sind. Ja die Baiern verstehen bisweilen einer den andern nicht recht, was grobe Baiern sind [1])."

Kaum in Italien angelangt, soll er in Lebensgefahr gerathen sein. Dresser erzählt, er wäre in einem Kloster diesseits der Apenninen Zeuge geworden, wie die Brüder das Fastengebot übertreten und hätte sie mit freundlichen Worten auf dasselbe und das geistliche Oberhaupt, von welchem es herrühre, hingewiesen, was ihm freilich, wie er damals gesinnt war, nur ähnlich sähe. Die treuherzige fromme deutsche Art! In Italien kehrte man sich wenig an die Fastenverordnungen, die Deutschen schickten ihr Geld nach Rom für Dispensationen. Hutten sah um diese Zeit und schildert sehr anschaulich, wie die Italiener die Fasten hielten. Wir werden noch darauf kommen. — Nach Dresser's Erzählung hätten die Mönche ihm dann, sei es aus Rachsucht oder aus Furcht, nach dem Leben getrachtet, der Pförtner aber habe ihm den Anschlag entdeckt und sei ihm zum Entkommen behülflich gewesen. Als einst Dr. Basilius an seinem Tische von der „wundergroßen" Bosheit der Italiener sprach, „die Einen könnten vergiften und umbringen, wenn er nur in einen Spiegel sähe," bemerkte Luther, „es sind subtile listige Mörder, die Einem können alle Sinne tödten, heimlich mit Gift [2])."

Die Lombardei scheint ihn sehr angemuthet zu haben. „Italien, sagt er, ist ein sehr fruchtbar, gut und lustig Land; sonderlich Lombardia ist ein Thal zwanzig deutscher Meilen Wegs breit; mitten dadurch fleußt der Eridanus, gar ein sehr lustig Wasser, so breit als von Wittenberg gen Brate ist: auf beiden Seiten sind die Alpen und Apenninusgebirge." Einst rühmte er an seinem mit Obst besetzten Tische, wonach die Kinder lüstern hinblickten, die großen Weinbeeren in Welschland und die Pfirsiche, „dagegen die in unserm Lande wie die Schlehen sind." Er stellte Betrachtungen darüber an, wie wunderbar es doch sei, daß aus den Bäumen solche Früchte wüchsen, die zu Fleisch und Blut gemacht würden. „Denn was sind Bäume anders denn Holz? Du siedest oder brateſt sie, so ist's Holz. Noch sollen

1) Tischreden, Walch, XXII, 2359, 2362.

2) Das. 2364. Spiker, Anhang, 62.

so süße und liebliche Früchte daraus wachsen, daraus Fleisch und Blut ernähret werde. Also hab' ich gesehen, daß in Italien auf harten Steinfelsen die allerschönsten Oelbäume wuchsen. Da lernte ich die Worte verstehen, die im 78. Psalm geschrieben sind, er tränkte sie in der Wüste mit Wasser aus dem Felsen reichlich[1])." Ein Zeichen seiner Reisestimmung, der Gedanken, die ihn beschäftigten. Die Natur faßt er auf in ihren Beziehungen auf das in ihr zu erkennende göttliche Walten. Mitten in der Fülle des Neuen und Herrlichen, das sich ihm öffnet und aufdringt, setzt er die Arbeit fort, in den Schriftsinn immer tiefer einzudringen.

Die Sage, auf welcher Dresser's Erzählung ruht, mag unbegründet sein; er fand indeß jedenfalls Klöster, in welchen man sich noch viel mehr erlaubte, als Fleischessen am Fasttage. Ihre Ueppigkeit mochte ihm eigne Gedanken erregen, wenn er auch noch so gut aufgenommen wurde. „In der Lombardie am Pad, erzählte er, ist ein sehr reich Kloster, St. Benedicti Ordens, das alle Jahr sechsunddreißigtausend Dukaten Einkommens hat. Da ist solche Lust und Schlemmen, daß sie zwölftausend Dukaten auf die Gasterei wenden, zwölftausend auf die Gebäude, das dritte Theil auf das Konvent und die Brüder. Im selben Kloster bin ich gewesen und ehrlich tractirt und gehalten worden[2])." Sein nächstes Ziel war indeß Mailand gewesen.

Bei aller Einförmigkeit, die die römische Kirche anstrebte, war sie nicht im Stande gewesen zu bewirken, daß ihr Christenthum in allen Ländern dieselben Ergebnisse gehabt, bei allen Völkern dieselbe äußere und innere Gestalt bekommen hätte — manchfach und nicht unbedeutend war und blieb der Unterschied zwischen italischem oder spanischem, und deutschem, sächsischem Christenthume. Nicht blos daß die oft gepriesene Einigkeit und Einheit der römischen Kirche in dem Sinne nie bestand, daß die letztere frei gewesen wäre von Zerwürfnissen, Spaltungen, Streitigkeiten, insbesondere auch solchen, die da Zeichen der Bewegung, lebendiger Entwickelung des kirchlichen Dogmas und Lebens sind: eine völlige Gleichförmigkeit wurde so wenig erzielt,

1) Tischreden, Walch XXII, 230, 178.

2) Das. 1468.

daß vielmehr der „Irrthum, Sekten und Rotten" — Luther ereiferte sich in der Kirchenpostille darüber — unzählige waren, deren jede ihre „eigene Weise und Wege hielt, heiliger sein wollte als die andere," deren „keine mit der andern eins war, und doch der Papst alle bestätiget und großen Ablaß zu solcher Rottenbrüderschaft gab." Er setzt hinzu: „Ich will schweigen, was sonst für Uneinigkeit im Papstthum, Stiften, Pfarren und Klöstern allenthalben gewesen, die sich ohn Unterlaß mit einander gezanket, gebissen und gekratzet haben; wie es denn nicht kann anders sein, wo man Heiligkeit und Gottesdienst setzet in solche äußerlich selbst erdachte Werke und Weise, und soll ein Jedes das Rechte sein und Jeglichem das Seine gefällt; da kann man nimmermehr eins werden, welches das Rechte und das Beste sei." Die Kirche war in der That nicht im Stande, solchen Streit zu verhindern, sie hatte, wie sehr sie Gleichförmigkeit anstrebte und obwol es ihr bis auf einen gewissen Punkt gelang, nicht umhin können, einzelnen Nationen, Landschaften und Korporationen Besonderheiten in der Lehre, im Kultus zu lassen oder zu bewilligen. Hier fand er so etwas. „Als ich 1510 durch Mailand nach Rom zog, erzählte er, hatten sie da einen andern Meßkanon, und als ich Messe halten wollte, sagten sie zu mir, ich dürfte bei ihnen nicht celebriren, denn sie wären Ambrosianer." Im 11. Jahrhundert hatten zu Mailand ärgerliche Streitigkeiten über die Abschaffung des gregorianischen Lobgesangs stattgefunden. „Man sagt, daß die Mäyländer etwa mit einander uneins sollen gewest seyn, und gezankt, ob sie Ambrosii oder Gregorii Buch sollten in ihrer Kirche annehmen; haben Gott gebeten, er wollte es ihnen durch ein Mirakel anzeigen. Da sie nun des Nachts beyde Bücher in der Kirchen hingelegt hatten, da fand man Ambrosii Buch auf dem hohen Altar ganz unverrückt, aber Gregorii Buch war in einzeln Stücke zurissen, und hin und wieder zerstreuet. Das haben sie also gedeutet: Ambrosius soll zu Mäyland auf dem Altar bleiben, Gregorius durch die ganze Welt zerstreuet werden. Also haltens die von Mäyland anders, denn die Römische Kirche." Er kommt mehr als ein Mal darauf und knüpft stets Bemerkungen ähnlicher Art daran, nirgend sei so viel Ungleichheit als gerade in der römischen Kirche, daher denn der Spruch gegangen sei: Si fueris

Romae, romano vivito more. Auch die Griechen hätten den römischen Kanon nicht. Die Abgötterei der Elevation sei nur eingeführt, um die falsche Lehre von der Brodverwandlung zu bekräftigen, und könnte um so weniger für einen nothwendigen Glaubensartikel gelten, da man im Bisthume Mailand von Ambrosius' Zeiten her weder den Kanon noch die Elevation noch Dominus vobiscum in der Messe gebraucht habe. Diese Bemerkungen gehören freilich einer viel späteren Zeit an, allein sie wurden ihm doch auch jetzt schon sehr nahe gelegt. Die Verschiedenheiten, auf welche er bei den Ambrosianern zu Mailand hingeführt wurde, mußten ihm Gedanken erregen [1]).

Als einst an seinem Tische viel von der italischen Luft geredet wurde, welche „sehr subtil wäre, also daß man des Nachts alle Fenster und Spalten auf's Genaueste zuschlösse und verstopfte, denn die Nachtluft wäre sehr schädlich und pestilenzisch, machte bald ein Fieber," erzählte er: „Mir und meinem Bruder widerfuhr das. Da wir gen Rom zogen in Italien und ein Mal die ganze Nacht mit offnen Fenstern sehr hart schliefen bis um sechs; da wir erwachten waren uns die Köpfe voller Dunst, ganz schwer und ungeschickt, also, daß wir desselben Tages nur eine Meile konnten gehen: so plagte uns der Durst, und eckelte uns vor dem Wein, daß wir ihn auch nicht riechen konnten, begehrten immerzu Wasser zu trinken, welches doch tödtlich ist. Endlich labeten und erquickten wir uns wieder mit zweyen Granatäpfeln, dadurch erhielt uns Gott das Leben [2]).

Der Vorfall scheint sich auf dem Wege nach Padua zugetragen zu haben, wo er bei seiner Ankunft heftige Kopfschmerzen empfand, die dann durch den vom Wirthe angerathenen Genuß von Granatäpfeln gestillt wurden. Unwahrscheinlich lautet eine hieher gehörende Sage, die in einer älteren Reisebeschreibung erhalten ist, nach welcher er zu Padua unter so großem Zulaufe, namentlich von Studenten, gepredigt haben soll, daß die Kirche die Zuhörer nicht fassen können, und daß er daher unter

---

1) Tischreden Walch XXII, 1515, 896. Plochm. IX, 208. Raumer, Hohenstaufen, VI, 661. Villers, Versuch über den Geist und den Einfluß der Reformation Luther's, übersetzt von Cramer, I, 38 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2364.

freiem Himmel habe predigen müssen. Man zeige die Kanzel noch, welche für ihn deshalb errichtet sei und die man zum Andenken an den Vorgang habe stehen lassen. Möglich, daß ein Kern von Wahrheit in dem Mährchen enthalten ist [1]).

In Bologna überkam ihn ein so heftiger Anfall von Kopfschmerzen und Ohrensausen, daß er sich seines Endes versah. Auf das Deutlichste tritt nun seine vorherrschende Reisestimmung hervor. Wir erinnern uns der Bedeutung, welche der Spruch: der Gerechte lebt seines Glaubens, in Erfurt für ihn gewonnen. Hier, in Bologna, auf dem Krankenlager, am Leben verzweifelnd, war es wiederum jener Spruch, der ihn beschäftigte, mit welchem er sich, wie es scheint, tröstete und aufrechterhielt. Noch mehr, der Spruch war ihm so ins Gemüth gedrungen und so wenig gewiß war er doch des darin liegenden Gedankens noch immer, so groß war auch jetzt noch sein innerer Zwiespalt, daß fortwährend bei Allem, was er vornehmen mochte, die Stimme in seinem Innern erscholl: Der Gerechte lebt seines Glaubens. Auf der ganzen Wanderung nach Rom konnte er sich den Spruch nicht aus dem Sinne schlagen [2]).

Noch heute wird von Reisenden den Italienern der Sinn für werkthätige Liebe nachgerühmt, der die manchfachsten und zahlreichsten Humanitätsanstalten ins Dasein gerufen. Er war von jeher einer der besten Charakterzüge des Volks, seine Zeichen und Erzeugnisse gehörten zum schönsten Schmucke Italiens. Luther achtete sorgfältig darauf. Er besuchte die Siechhäuser mit menschlicher Theilnahme, die Wohlthätigkeitsanstalten aller Art scheinen vorzugsweis seine Aufmerksamkeit gefesselt zu haben. Er spricht mit großer Anerkennung, mit Vorliebe von den zahlreichen und manchfachen, die er in Italien kennen gelernt. „Das habe ich also zu Florenz gesehen, daß die Spitale mit solchem Fleiß gehalten werden. Also werden auch die Fündlinghäuser gehalten, in welchen die Kinderlein aufs Beste ernähret, aufgezogen, unterweiset und gelehrt werden, schmücken sie alle in

---

1) Lingke a. a. O. 19 f.

2) *Seckend.* I, 55. Keil, Luther's Lebensumstände, I, 20.

eine Kleidung und Farbe, und ihr wird auf's Beste gewartet [1]).“

In Siena hörte er von Kaiser Friedrich sagen, „wir haben von eurem Kaiser gelernt viel Sprüche, sonderlich diesen, qui nescit dissimulare, nescit imperare, wer nicht übersehen oder überhören kann, der kann nicht regieren.“ Er setzt, indem er es erwähnt, hinzu, sie hätten gerne gesehen, daß Friedrich mit dem Kopfe hindurchgefahren wäre. Man kann daraus abnehmen, daß bei seinem Verkehr mit den Leuten gelegentlich auch weltliche und politische Dinge, die Beziehungen Deutschlands und Italiens zur Sprache kamen [2]).

Endlich erblickte er die Stadt. Er fiel zur Erde nieder, hob die Hände empor und rief: „sei gegrüßt, du heiliges Rom, drei Mal heilig von der Märtyrer Blut, das da vergossen ist.“ „Ich dachte damals nicht, sagt er, daß ich der Eremit sein sollte, der wider das Papstthum aufstände [3]).“

Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger (Einflüsse auf Luther's Stimmung.).

Er war Eiferer für das Papstthum und die Kirche. Seine Stimmung erklärt sich daraus schon. Um indeß die inbrünstige Ehrfurcht, womit er kam und die Stadt begrüßte, völlig zu würdigen, sodaß uns die ganze Tiefe und Lebendigkeit seiner Empfindung anschaulich und die Vernunft darin deutlich wird, daß er uns nicht lediglich als blinder Thor oder Phantast erscheint, müssen wir uns die Bedeutung Roms vor Augen halten, die Bedeutung, welche es zu jener Zeit zumal für den Pilger hatte. Daß sie ihn so gänzlich erfüllte, darf uns um so weniger Wunder nehmen, da sie ja noch in unseren Tagen, wo sie so viel tiefer gesunken und der Enthusiasmus so viel kälter geworden, Manche zu begeisterten Schilderungen stimmt, auf deren eine und

1) Tischreden, Walch XXII, 786. Mittermaier, Italienische Zustände.

2) Ausleg. des 101. Psalms zu V. 1; Walch V, 1191.

3) Tischreden, Walch XXII, 2374.

andre wir Bezug nehmen wollen. Wiefern das Gefühl, das sie eingegeben, ein wohlbegründetes und berechtigtes ist, bedarf hier keiner Erörterung. Es kömmt uns lediglich darauf an zu zeigen, mit welchen Augen die Gläubigen früherhin und noch zur Zeit der Pilgerfahrt Luther's Rom ansahen, mit welchen Empfindungen der Anblick der Stadt die eifrigen Pilger erfüllte und wie dies bei ihnen und so bei Luther nur ganz natürlich war.

Das christliche Rom war für die neuere Welt, was das heidnische für die alte gewesen, das allgemeine Band; als Hauptstadt der Nationen erfüllte es wie keine andere ähnliche Stadt die Bedingungen seiner Bestimmung als einer solchen und erschien wahrhaft als die ewige, die Völkerstadt, vor allen Dingen dadurch, das es Sitz des Papstthums war, Mittelpunkt der sichtbaren Einheit der als geistiges ewiges Reich alle Völker vereinigenden Kirche. Nach der noch immer lebendigen Ansicht der Gläubigen vertrat der Papst die Stelle des unsichtbaren Hauptes der Kirche, Gottes selbst, untrüglich entschied er über den Glauben, besaß die Schlüssel des Himmel- und Höllenreichs, seine Gewalt erstreckte sich über die Seelen im Fegfeuer, die Fürsten der Welt waren ihm unterworfen. Inmitten der Völker gestellt, vereinigte er als geistlicher Vater die verschiedenen Theile der Christenheit, allgemeiner Hirt der Heerde erhielt er die Gläubigen in ihren Pflichten, schützte sie, schützte den Glauben vor Zerfall wie vor Unterdrückung, die Kirche vor der Welt. Der höchste Schiedsrichter auf Erden war er, gab und nahm den Königen ihre Kronen. Die kirchlichen Obern empfingen von ihm die Bestätigung, von ihm gingen die Gebote, die Legaten aus, wodurch die Kirche und die weltlichen Reiche geleitet wurden, zu ihm wendeten sich, seinen Beistand suchend, auf seine Aussprüche sich berufend, Alle, vom Kaiser bis zum Bettler, Geistliche und Laien; umgeben thronte er von den gelehrtesten, erfahrensten und heiligsten Vätern, den Kardinälen, den Ordensobern [1]).

Wenn alle Gläubigen hinblickten nach Rom bei hundert Veranlassungen, so mußte es dem Mönche fortwährend in Gedanken liegen; wenn sich Alle in lebendiger inniger Beziehung

1) Rom, die Stadt der Völker, in Historisch-politische Blätter, XI, 749 ff. *Chateaubriand*, Genie du christianisme, III, 183.

zur römischen Kirche und ihrem obersten Regenten dachten, bei dem Kleriker, dem Mönche zumal, war dies Bewußtsein ein weit lebendigeres. Das Papstthum war nach Würde und Ansehen gesunken, allein die Liebe und Ehrfurcht vor ihm war noch immer groß bei uns, und Luther als Deutscher und Thüringer und Priesterzögling darin aufgewachsen. Als Zögling der Ordensleute, der Scholastiker und Kanonisten hatte er sich darin bestärkt und war Eiferer darin geworden, als Mönch hatte er sich der Kirche und dem Papstthum ganz hingegeben. Hieran und an alles Das, was darüber gesagt ist, wie es gekommen und was darauf eingewirkt, müssen wir uns jetzt erinnern.

Freilich war seit seinen Kinderjahren ein allmäliger Umschwung in der Stimmung vorgegangen. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatte die seit Pius' II. Zeit eingetretene Gunst, welche der Letztere der Hierarchie und dem Papstthume von Neuem zu wecken gewußt, wieder abgenommen; der Widerspruch war abermals erwacht und mit jedem Jahre stärker und lebhafter geworden. Gerade das Jahr der Romfahrt Luther's wurde durch Vorgänge gezeichnet, welche gleich denen, von welchen wir sprachen, wo wir den Zeitpunkt seiner Ankunft und Anfänge in Wittenberg erörterten, sehr deutlich auf eine Erschütterung des päpstlichen Ansehens in Deutschland, einen zunehmenden Abfall der Meinung, ein zunehmendes Erwachen des Bewußtseins hinweisen, daß man in unleidlichen Zuständen lebe, die in Rom ihre vornehmsten Ursprünge und Stützen hätten. Es muß davon die Rede sein, ehe wir weiter gehen. Sie waren doch, scheint es, gar sehr geeignet, ihn wankend zu machen, in etwaigen Zweifeln zu bestärken, ihn abzukühlen. Ihre Beachtung wird uns noch deutlicher erkennen lassen, wie erhöht und eifrig seine päpstliche und pilgerische Stimmung während seiner Romfahrt war, uns aber doch auch auf Spuren davon hinleiten, daß seine Augen schon nicht mehr gänzlich verschlossen waren.

Kirchlich-politische Vorgänge und Zustände 1510.

Auf den beiden Reichstagen zu Freiburg und Augsburg 1498 und 1500 war beschlossen, eine Gesandtschaft nach Rom

gehen zu lassen, die mit dem heil. Vater reden solle, daß die Statuten und Privilegien der Kirchen deutscher Nation nicht beeinträchtigt, sondern in Kraft gelassen, die Aemter und Pfründen nicht an fremde, der deutschen Sprache unkundige Personen verliehen, die Konkordate aufrechterhalten und alle sonstigen Beschwerden abgestellt werden möchten. Sie sollte sich dabei auf das Blutvergießen berufen, das bei den Deutschen in vorhergehenden Jahren für den christlichen Glauben geschehen, und vorstellen, wie die Deutschen vor allen andern Nationen die christliche Kirche ehrlich und hochbegabt gestiftet und geziert hätten. Doch sei das Alles mit ziemlichen und füglichen Worten zu setzen, auf das allerbeweglichste und freundlichste, damit die Sachen zur Frucht entsprießen möchten. Die Gesandtschaft hatte natürlicher Weise durchaus keinen Erfolg, wenn sie überhaupt abgeschickt wurde, und konnte um so weniger Erfolg haben, da die Verwirrung im Reiche ein kräftiges Auftreten nicht erwarten ließ und auch sonstige Beschlüsse jener Reichstage die deutsche Ohnmacht und Verkommenheit noch stärker darthaten, die sich in den schüchternen Anweisungen ausspricht, welche jener Gesandtschaft ertheilt werden sollten. Zu Freiburg waren ungrische und polnische Abgesandte erschienen mit Hülfsgesuchen wider die Türken, mit Aufforderungen und Vorschlägen zu einem allgemeinen Türkenzuge. Die Reichsstände meinten, die Ausführung sei dem Reiche allein zu schwer, und schoben die christlich-europäische, aber doch insbesondere deutsche Angelegenheit dem Papste zu. Der heilige Vater — der ruchlose und nichtswürdige Alexander VI., der geheime Verbündete des Sultans — solle um Rath und Beistand ersucht und deshalb beschickt werden. Von einer solchen Gesandtschaft war denn freilich keine Abhülfe von Beschwerden zu hoffen, welche sie zu führen daneben beauftragt wurde [1]).

Auf dem Reichstage zu Konstanz von 1507 brachte Maximilian sehr nachdrücklich zur Sprache, wie der französische König widerspenstige Fürsten deutscher Grenzländer gegen ihn unterstütze, die Einigkeit zwischen ihm und den Reichsständen durch geheime Listen und Künste zu zerstören suche, Reichslande an sich gebracht habe, das Papstthum der französischen Zunge einzuverleiben und

(1 K. A. Menzel a. a. O. VIII, 284. Schröckh a. a. O. XXXII, 478.

die kaiserliche Krone und Würde an sich zu reißen trachte. Vortrefflich, wahrhaft kaiserlich und patriotisch lautete seine Berufung an das deutsche Ehrgefühl, das Gefühl der Stände für die Reichsgefahr. Unter den letztern sprach sich ein lebhafter Unwille über die französischen Ansichten, Umtriebe und Erdreistungen aus. Allein sie schienen doch auch den französischen Einflüsterungen das Ohr geliehen zu haben, Maximilian strebe die österreichische Hausmacht auf Kosten der Reichsfürsten zu erhöhen, sich zum Erbkaiser und die deutsche Nation, d. h. die deutschen Fürsten unterthänig zu machen. Abreißung von Reichslanden galt ihnen dagegen für minderes Unglück, mindere Unehre und Gefahr, wie in vielen Fällen vordem und in noch mehren hernach. Sie bewilligten dem Haupte die hinlänglichen Mittel zum beantragten Römerzuge, der zugleich ein Zug wider die französische Macht gewesen wäre, oder eigentlich eben dies sein sollte, nicht. Ihre Bewilligungen reichten hin, Maximilian zu vermögen, denselben zu unternehmen, und er mußte ihn mit Schimpf aufgeben, weil die zugesagte Reichshülfe zu kärglich war und obenein größtentheils ausblieb. Nun that er einen Schritt, der den Schein einer richtigen politischen Einsicht und einer preiswürdigen Entschlossenheit und Kraftentwickelung hatte, und jedenfalls, wenn er nur irgend gewürdigt und verfolgt wurde, für die Befreiung des Reichs und Kaiserthums von der römischen Obergewalt sehr wichtig werden mußte. Im Februar 1508 legte Max zu Trident nach Befragung und Einwilligung der anwesenden Reichsfürsten, ohne päpstliche Genehmigung, den Titel eines erwählten römischen Kaisers sich bei. Freilich hatte der ihn begleitende päpstliche Legat selbst dazu ermuntert, er hatte an den Papst wegen Genehmigung schreiben lassen, und der Letztre ertheilte sie nachträglich, um ihn von der Fortsetzung seines Kriegszugs abzuhalten. Indeß befreite er sich und seine Nachfolger durch den ihm mehr aufgedrungenen als frei gefaßten Entschluß von der Abhängigkeit, welche die Rücksicht auf die in Rom zu empfangende Krönung seit fünfthalb Jahrhunderten seinen Vorgängern auferlegt hatte. Allein wie wenig die an sich erfreuliche Neuerung aus Kraft, Kraftanstrengung und Bewußtsein, aus Einsicht in den wahren Nutzen und die eigentliche politische Lage Deutschlands hervorgegangen war und wie wenig sie vorerst wirkte, die

Deutschen dahin zu bringen, sich über ihre öffentlichen Zustände zu besinnen und sich zu ermannen, wie es noth that, dies könnte schon jenes Gutachten des kursächsischen Publicisten Göde über die Kaiserwahl oder eine neue Regung aus einem der nächsten Jahre zeigen, die mit den soeben erwähnten Vorgängen in einem unverkennbaren Zusammenhange steht [1]).

Es muß uns sehr beachtenswerth erscheinen, daß Maximilian gerade im Jahre 1510 die Beschwerden der deutschen Nation gegen die Kurie ausführlicher als bisher zusammenstellen ließ. Die Stände faßten dieselben in zehn Gravamina, daß die Päpste vermeinten, an die Erlasse und Verträge ihrer Vorfahren nicht gebunden zu sein und alltäglich ohne Scheu dawiderhandelten; daß die Wahl der Prälaten so oft verworfen und umgestoßen werde; daß die theuer erkauften Rechte der Kapitel nicht geachtet, die großen Pfründen und Dignitäten den Kardinälen und Protonotarien vorbehalten, Expektanzen ohne Zahl und Maß ertheilt, die Annaten mit erbarmungsloser Strenge eingefordert würden, wobei obenein noch andre arge Geldschneiderei vorkäme; daß „die Regierungen unsrer Kirchen Ungeschickten und Unwürdigen zu Rom verliehen werden, die besser Hirten geben Esel zu hüthen, als Menschen zu regieren;" daß man die alten Ablässe widerrufe und um immer mehr Geld nach Rom zu bringen, stets neue ausschreibe, „mit großem Murmeln und Unwillen der Laien wider die Klerisei;" daß der Zehnte unter dem Vorwande des Türkenkriegs beigetrieben werde, zu welchem es nie komme, daß man so viele Sachen nach Rom ziehe, die viel besser in Deutschland abgeurtelt werden könnten.

Die Stände überreichten dem Kaiser diese Beschwerden nebst dreizehn Vorschlägen zur Abhülfe. Der Kaiser möge zu Rom vortragen lassen, es falle deutscher Nation schwer, ja unleidlich, es noch länger zu ertragen, daß die Annaten immer höher gesteigert würden, wie z. B. bei der Konfirmation des mainzer Erzbischofs 175,000 Gulden nach Rom gezogen worden wären; Deutschland sei durch Krieg und Pest verwüstet, Ackerbau und Bergwerke brächten wol mehr ein als sonst, allein der Kaiser und die Fürsten brauchten auch Geld zur Reichsvertheidigung,

1) Menzel, VIII, Kap. 35 f. Ranke a. a. O. I, 177.

Handhabung der Gerechtigkeit, Erhaltung der Kirchen, Klöster, Armen u. s. f. Der Papst wolle deshalb „als ein frommer Vater, der seine Kinder lieb habe — Julius II., der alles Andre eher als fromm war, oder ein Vater der Gläubigen und insbesondre der Deutschen — und als ein getreuer vorsichtiger Hirt mit seinen Kindern, der deutschen Nation, milder und sanfmüthiger handeln, damit nicht durch die Strenge in kurzer Zeit eine Verfolgung über alle Priester und geistliche Personen entstehe, oder nach dem Exempel der Böhmen der meiste Theil von der römischen Kirche abfalle." Durch ein solches Verfahren werde man nicht blos zur äußersten Armuth gebracht, übel geschunden, gleichsam ausgedärmt, sondern auch zu Aufruhr und Empörung bewegt. Wo die Leute zusammenkämen, klagten sie einander die Noth und murrten über den Geiz und die Tyrannei der Pfaffen. Der Kaiser möge sich genaue Kunde aus Frankreich vom Inhalte der pragmatischen Sanktion verschaffen, wonach man sich dann auch im Reiche halten, die päpstlichen Uebergriffe abwehren und dem Geize der römischen Kurtisanen Schranken setzen könne. Er möge sich aber wohl vorsehen, daß nicht die geistlichen Kurfürsten aus Furcht vor päpstlichem Bann und Censuren von ihm stimmten; daß die Bettelmönche nicht wider ihn predigten, die dem Papst in allen Dingen gewonnen gäben, aus Furcht, ihre Privilegien zu verlieren, „wollte Gott nicht auf Menschen, sondern auf Christum und die Natur gebaut;" daß der Papst den Kurfürsten nicht befehle zur Wahl eines neuen römischen Königs zu schreiten; daß die Prälaten nicht vermöge ihres Eids dem Papste etwas avisirten; daß der Papst die Unterthanen nicht ihres Eids und Gehorsams entbinde und die umliegenden Völker anreize, in Oesterreich einzufallen; daß er (der Kaiser) nicht in den Bann verfalle; daß der Papst mit seiner Rotte dem gemeinen Volke nicht die pragmaticam aus dem Kopfe schwatze. Am Schlusse fügen sie hinzu, der Kaiser könne nichts Heiligeres, Gott Angenehmeres, ewigem Gedächtniß Würdigeres, vornehmen, als der Geistlichen gottlosem Wesen die Ader abschneiden und Deutschland von seinem schweren Tribut erlösen.

Der Kaiser publicirte darauf zu Inspruck ein Edikt: „wider etlicher Geistlichen unaussprechlichen Geiz, als die kein Ende noch Ziel setzen, Kirchengüter und Pfründen an sich zu ziehen;"

Niemand solle hinfort mehr als ein geistliches Amt besitzen; bisher habe er aus Ehrerbietung gegen den Papst und auch nach dem Beispiele seines Vaters verstattet, daß ansehnliche Einkünfte von kirchlichen Stellen aus dem Reiche an abwesende Kleriker und Prälaten verabfolgt wären; weil aber der Gottesdienst großen Schaden dadurch leide, wolle er es nicht länger dulden. Er schickte Wimpheling nach Frankreich, der ihm einen Auszug aus der pragmatischen Sanktion mit Bemerkungen, wie der Kaiser Anwendung davon auf die deutsche kirchliche Verfassung machen könne, zurückbrachte, wobei es für dieses Jahr sein Bewenden hatte [1]).

Der Kaiser und die Stände empfanden also sehr deutlich den geistlichen Druck, der auf dem Reiche lastete, und begegneten sich in dem Gedanken, denselben abzuwerfen. Aber ein vollkommen deutliches, kirchlich politisches Bewußtsein hatten sie nicht. Die Abhülfen, worauf sie kamen, waren nur äußerliche und griffen weder weit noch tief genug. Die Beschlüsse von Konstanz und Basel hatten schon ganz andere Wege gewiesen, Frankreich hatte wenigstens einen Theil der konstanzer und baseler Beschlüsse unter dem Namen der pragmatischen Sanktion und damit die Freiheit seiner Kirche wenigstens bis auf einen Punkt behauptet, hinter welchem die Deutschen unendlich weit zurückstanden, und die Reichshäupter hatten nur eine ganz allgemeine Kunde davon. Bei ihnen scheint der Inhalt jener Beschlüsse in Vergessenheit gekommen zu sein. Sie hegen große Scheu vor der päpstlichen Macht, sie trauen dem Papste zu, daß er dieselbe auf die schändlichste Weise in Anwendung bringen könnte. Sie fühlen sich gelähmt durch seine Rechte, seine und seines Anhangs Ueberredungskünste, den mönchisch-klerikalischen Einfluß auf den dummgläubigen, Fanatisir- und Verhetzungsversuchen zugängigen Haufen, auf den Pöbel, den die Priesterschaft so oft gegen die weltlichen Häupter, die Aufgeklärten, die Widerstrebenden in Bewegung gebracht, einer ihrer schlagfertigsten Verbündeten, die Ruthe, womit sie drohte und schlug. Die Stände fühlen sich gelähmt durch die Stellung der geistlichen Fürsten im Reiche, sie fürchten die Bettelmönche, den päpstlichen Anhang. Päpstisch

1) Ranke I, 249. Tentzel 35 ff. Schröckh XXXII, 484.

ist der Klerus gesinnt. Das Volk murrt überall, zeigt sich jetzt empfänglich, dem Streben entgegenzukommen, die gesammte Laienschaft für eine geordnete entschlossene Erhebung wider das hierarchische Joch und die damit verknüpften Uebelstände zu gewinnen. Die Reichshäupter und Vertreter lassen indeß kein sonderliches Vertrauen zur Volksmeinung und Kraft durchblicken, und besonders die niederen Klassen kümmerten sich in der That um die Stände und deren Reichsverhandlungen wenig, die ihrer Noth nicht abhalfen, kaum achteten. Es mangelte am rechten Einvernehmen und Zusammenhange zwischen den Häuptern und der Masse der Nation, und mußte daran mangeln, weil die erstern, der Kaiser wie alle übrigen, Sonderanliegen vor den allgemeinen im Auge hatten und davon nicht abkommen konnten. Weil ihnen die Nation fehlte, waren sie schwach zu größern, gemein-nützlichen und nöthigen Dingen, große Herren im engen Kreise, Knechte des Auslands. Wie gedrückt lautet die Sprache der Stände. Die Deutschen erscheinen in ihrer Vertretung am Reiche auch jetzt als die gottfürchtige, geduldige und bescheidene Nation, wie sie sich zu Konstanz genannt, nur nicht von fern so fest und freimüthig wie in der Schrift, in welcher es dort geschah. Wie armselig nimmt sich das Reich aus, zumal wenn man weiß, daß alle jene Verhandlungen und Maßregeln auch nicht den allermindesten Erfolg hatten.

Es ist erklärlich genug. Der Grund der Trennungen und Unordnungen im Reiche lag in der deutschen Art, im Volksunverstande, in Verfassungsfehlern, in der Selbstsucht der Häupter. Das Papstthum hatte sie gern gesehen, benutzt, künstlich vergrößert, bisweilen angestiftet, unterhalten und unterhielt sie, um seine Herrschaft in Deutschland desto fester zu begründen, auszudehnen, zu behaupten. So war es seit Jahrhunderten gewesen, so war es noch. Wie schwach, wie schwankend, wie reichsvergessen hatten sich die Reichsstände, noch früherer Zeiten zu geschweigen, in den Beziehungen zu den großen Kirchenversammlungen, der baseler insbesondre benommen. Sie hatten es zugelassen, daß den Päpsten der Ruhm zufiel, nach dem Falle Konstantinopels die Türkengefahr am richtigsten und vorsorglichsten zu würdigen und mit dem größesten Nachdrucke ihr entgegenzutreten, daß ein Pius II. die nöthigen Reichsversammlungen we-

gen derselben unmittelbar und im eigenen Namen ausschrieb, mit einem Worte, daß das Papstthum wieder die gefürchtete, größre und wenigstens verhältnißmäßig geachtetere Macht im Reiche wurde, trotz dem daß die Inhaber dieser Macht das Papstthum in einem solchen Maße schändeten. Sie hatten es zugelassen, daß der Aufschwung der Wissenschaft, des Druckwesens und des Volksgeistes darin, von päpstlicher Seite, von einem heuchlerischen Tyrannen, wie Alexander VI. war, durch die anbefohlene Büchercensur gelähmt werden durfte, wobei selbst Reichsfürsten zu Hülfe kamen; daß ein Innocenz VIII. seine Bulle über Einsetzung der Inquisition verkünden durfte, wodurch der römische Oberpriester „zum Gesetzgeber und Richter nicht blos über den Glauben, sondern auch über Güter, Ehre und Leben des deutschen Volks, wodurch die ganze Nation den Schergen des fremden Gebieters preisgegeben, im Grunde für vogelfrei erklärt und einer mehr als türkischen Tyrannei unterworfen wurde." Der Kaiser hatte selbst die erste Einrichtung in Schutz genommen, den ersten Inquisitoren die Wege geebnet, und eben in dieser Zeit fingen sie an (die Kölner), in einem großen Beispiele ihre ganze Macht, Unverschämtheit und Gefährlichkeit zu zeigen, ohne daß ihnen die Reichsgewalten sofort nachdrücklich entgegentraten. 1495 auf dem wormser Reichstage hatten sich die Stände auf des Kaisers Antrag äußerst bereitwillig gezeigt, dem durch die Franzosen bedrängten heiligen Vater zu Hülfe zu kommen. Friedrich III. hatte Böhmen durch den Papst zu erlangen gesucht, der das große Reichslehn, das erste weltliche Kurfürstenthum an den König von Polen ausgeboten; mehr als ein Mal hatte er Hülfe in Rom gesucht, hatte beim Papste um den Beistand des geistlichen Schwertes durch Verkündung des Bannfluchs über seine empörten Oesterreicher gebettelt. Aehnlich wollte das Reichsregiment 1501 die kirchliche Macht, von welcher man eben frei zu werden trachtete, zu Hülfe nehmen zur Aufrechterhaltung des ewigen Landfriedens, ließ ihn vom päpstlichen Legaten bestätigen und die Friedbrecher mit Bann und Interdikt bedrohen, ein Zeichen, wie wenig man im Reiche der geistlichen Macht entrathen konnte, oder entbehren zu können glaubte, eine Anerkennung, durch welche man ihr den Vorwand und nahezu das Recht gab, Friedensschlüsse im Reiche zu verbieten, die ihr

nicht genehm waren. Dem schwäbischen Bunde, der Reichsjustiz, dem Reichssteuerwesen sollte durch die kirchlichen Mittel nachgeholfen werden zum Beweise der Unzulänglichkeit der weltlichen, Gesetzlichkeit, Frieden und Ordnung herzustellen, geschweige denn das Reich zu reformiren und vom römischen Joche zu befreien. Es hält schwer nach solchen Vorgängen und bei solchen Erinnerungen sich zu ermannen. Ein Umstand hätte es den Ständen jetzt freilich erleichtert, und ein starker Antrieb lag darin, daß das Papstthum nicht mehr wie vor ein paar Jahrzehenden bei der Masse der Nation beliebt, daß diese nicht mehr gleichgültig gegen den geistlichen Druck, daß eine so wesentliche Aenderung hierin eingetreten war, wie man dies aus den Verhandlungen der Häupter von 1510 selbst deutlich ersieht. Die Volksstimme, sogar Furcht vor der Erbitterung des Volks auch über ihre Unthätigkeit und Vernachlässigung drängte die Stände vorwärts. Sie ließen sich fortdrängen, brachten es aber nur zu Worten, zu ohnmächtigen Klagen, zu Vorbereitungen, nicht zu eigentlichem Wollen und Handeln. Sie waren auch jetzt noch wie sie gewesen waren seit allen Versuchen, dem Reiche aus seiner Zerrüttung und seiner Unterordnung unter die römische Obergewalt herauszuhelfen, vor allen Dingen um ihre Fürstenschaft und deren Anliegen besorgt, während sie die Fessel nur hätten abwerfen können durch die Volkskraft, die sie nicht in das Spiel bringen, einen kräftigen König, den sie nicht haben wollten, und Einigkeit, für welche sie keinen Sinn hatten, es wäre denn die Einigkeit gewesen, darin bestehend, daß alle Gewalt an sie, die Fürstenaristokratie übergegangen wäre [1]).

Eben darum wiegte sich auch das Papstthum in solcher Sicherheit, eben darum war es in der That zumal in Deutschland so mächtig. Denn gerade auf seine Macht deutet doch das hergebrachte Benehmen, das Auftreten des Reichs auch in diesem Jahre am meisten hin: das Bedeutungsvollste für uns, indem wir Luther auf seiner Wanderung nach ihrem Mittelpunkte begleiten. Das Papstthum befand sich auch zu dieser Zeit noch in der befestigten Stellung, welche es seit den großen Koncilien durch die ihm gelungene Ueberwindung seiner Feinde und kluge

1) Menzel VIII, 187, 303 f.

Benutzung des Siegs zu erringen gewußt hatte. Eben die Beschwerden und Vorschläge, welche die Stände dem Kaiser in diesem Jahre überreichten, lassen erkennen, daß die weltlichen Fürsten von den geistlichen — von einem so großen Theil ihrer Mitstände — Verrath der Reichsanliegen an den Papst besorgen, daß die höchsten deutschen Kirchenhäupter nach langen Kämpfen um die erzbischöflichen Rechte der Meinung geworden, nur die Wahl zwischen Druck vom Papstthume oder von den weltlichen Fürsten zu haben, daß ihnen der letztere am meisten zuwider war, daß sie sich deshalb auf die päpstliche Seite stellten; oder daß sie noch immer eingeschüchtert und entmuthigt waren, seit Papst Eugen die Erzbischöfe von Trier und Köln ohne Weiteres entsetzt und beide Kurfürstenthümer und mit ihnen die Herrschaft über große Theile des deutschen Landes und Volks an Ausländer verliehen und alle Gegenbestrebungen gegen diese und ähnliche Unbilden nur den Ausgang genommen, die deutsche Kirche aber- und abermals dem Papstthume zu unterwerfen und damit auch die Nationalfreiheit preiszugeben. Dies war geschehen durch, mag sein abgelistete, aber doch rechtsgültig bestehende feierliche Verträge, welchen dann freilich eine noch weitere, die deutsche Kirche und Nation benachtheiligende Ausdehnung von Seiten der Päpste gegeben wurde. Die Letzteren jetzt endlich zu nöthigen zum wenigsten die Konkordate zu halten, oder gar eine Abänderung von diesen zu erzwingen, dazu wäre ein eben so kluges als muthiges, einiges und kräftiges Auftreten des Kaisers und der Reichsstände erforderlich gewesen und offenbar reichte Das, was sie 1510 unternahmen, nicht von fern dazu aus. Sie zeigen sich dem Papste gegenüber, von welchem sie durch Vorstellungen und Bitten erlangen wollen, was ihm augenscheinlich nur durch Nachdruck abgerungen werden konnte, noch eben so ohnmächtig und rathlos wie bisher. An seinem Sitze hatte das Papstthum gegen alle früheren Zeiten gewonnen und das Reich war ihm dabei zu Hülfe gekommen. Besonders seit Alexander VI. erscheint das Kollegium der Kardinäle ohnmächtiger, der Papst ihm gegenüber ungebundener als je. Mehr als je waren die Päpste jetzt Herren der Stadt Rom. Eben in den letzten Jahrzehenden hatten sie einen völligen Sieg über den früher so oft widerstrebenden Geist der Einwohner und Barone ihrer Haupt-

stadt und des Kirchenstaats davongetragen und auch die Bedeutung des letztern gegen die übrigen italienischen Staaten wesentlich gehoben. Der jetzt regierende Papst war der mächtigste und angesehenste der italischen Regenten. Innocenz VI. hatte 1353 den Grundsatz zum Kirchengesetze erhoben, daß keine Verpflichtung, kein Eidschwur, den die Kardinäle dem künftigen Papste auferlegt hätten, denselben binde, und wie diese Heiligung des Meineids die Päpste von göttlichen und menschlichen Gesetzen entbunden und die Ohnmacht des Kardinalkollegiums herbeigeführt, waren die Päpste überhaupt in der Kirche unumschränkter als je geworden, indem sie die Befugnisse der Bischöfe mehr und mehr verringert und die letztern mehr und mehr eingeschüchtert, indem sie die Berufung einer Kirchenversammlung von ihrem eignen Belieben abhängig gemacht und Appellationen an ein allgemeines Koncil verboten hatten. Pius II. hatte die Uebertreter dieses Verbots vom Kaiser bis zum geringsten Schreiber oder Zeugen dergestalt mit dem großen schon durch die That eintretenden Kirchenbanne bedroht, daß nur der Papst selbst in der Todesstunde ihn sollte lösen können. 1503 hatte der jetzt regierende Papst kurz nach seinem Regierungsantritte das Verbot erneuert und die Zuwiderhandelnden sammt Denen, die dazu gerathen oder nur billigten, als wahre Schismatiker verdammt und die Orte, wo sie sich aufhielten, mit dem Interdikte belegt. Erscheint der Papst in diesem Augenblicke nicht ebenso als wahrer und höchster Gebieter im deutschen Reiche wie in manchen früheren Zeitpunkten, so war der Anspruch doch nicht aufgegeben und seine Macht noch immer groß genug, ihn gelegentlich wieder geltend zu machen. Die Stände fürchten, daß er den Kurfürsten befehlen könnte, zur Wahl eines neuen römischen Königs zu schreiten, daß er die Unterthanen ihres Gehorsams entbinde, daß der Kaiser in den Bann verfalle. Wie endlich die Päpste in Deutschland nicht viel weniger mächtig als in den Zeiten ihrer offenbaren Oberherrschaft und mächtiger als je in Rom, in Italien und nach mehr als einer Beziehung in der Kirche waren, so benahmen sie sich fort und fort als wahre Gebieter und Herren der Welt. Erst 1493 hatte Alexander VI. dem Könige von Kastilien und Arragonien durch eine Bulle die von Kolumbus

entdeckte neue Welt geschenkt und Ferdinand hatte sie sich schenken lassen [1]).

Bringt man nun dies Alles mit Dem, was im Reiche vorging, als Luther nach Rom pilgerte, in Verbindung, so tritt hinter einen ganz andern der erste Gedanke zurück, welcher sich darbietet, wenn man die kaiserlichen und ständischen Verhandlungen allein ins Auge faßt. Aber dennoch, sollte man annehmen können, wie eifernd hierarchisch und päpstlich er gesinnt sein mochte, es hätte gar nicht eingewirkt auf seine Stimmung, daß die Häupter des Reichs eine widerstrebende Stellung gegen Rom annahmen, so schwere Anklagen aussprachen, eine so arge Meinung vom Papste laut werden ließen, und das Volk so erregt über die kirchlichen Uebelstände war? Dies Alles sollte wirkungslos bei ihm geblieben sein können, während er doch nicht mehr gänzlich blind war und sein konnte und da er denn doch nachgerade zu viel schlechterdings Verwerfliches und als verwerflich unmöglich zu Verkennendes gesehen und gehört haben mußte?

In der That hatten sich ihm Bedenken auch jetzt schon aufgedrängt. Wir haben wenigstens einige ob auch nur dürftige Nachrichten darüber, daß er selbst in seiner Leidenschaft für die Kirche entfernt davon war, auch nicht die mindesten Flecken an ihr zu erblicken, daß er keineswegs Alles und Jedes im kirchlichen Wesen in der Ordnung fand. Im Jahre 1521 war ihm von Latomus vorgeworfen, er habe im Anfange (ohne Zweifel ist die Zeit der Ablaßhändel gemeint) seine Schriften nur mit Worten, zum Scheine, dem Papste unterworfen. In seiner Gegenschrift sagt er, er bedaure, daß es im vollen Ernste geschehen sei; Papst, Koncilien und Universitäten hätten im allerhöchsten Ansehen bei ihm gestanden. Freilich wäre ihm vieles an ihnen ungereimt und völlig anders als Christi Wille erschienen, allein er habe seine Gedanken nach Salomo's Spruche: verlaß dich nicht auf deinen Verstand, über zehn Jahre bezähmt und sich vorgehalten, es gebe doch auf Universitäten noch immer Theologen, die nicht

1) Menzel VII, 187 ff.; VIII, 175 ff. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen, II, 22. Eisenschmid, Römisches Bullarium, I, 372, 380.

dazu schweigen würden, wenn Das, was sich ihm so zeigte, wirklich gottlos wäre, und hätten sie ihm nicht ihre unsägliche Unwissenheit und Nichtswürdigkeit so überdeutlich verrathen, so würden sie ihn, „mich Narren" sagt er, fort und fort bis ans Ende bethört haben. Er wurde also schon früh auf Gebrechen aufmerksam, vielleicht schon in seinen Studienjahren, in seiner letzten erfurter Zeit, in Wittenberg noch wahrscheinlicher. Erinnern wir uns, als er einst im erfurter Kloster so viel Christliches in Hussens Predigten gefunden, der so greulich verdammt war, eilte er mit verwundetem Herzen davon, wußte sich nur damit zu trösten, daß Huß wol nur so geschrieben, bevor er ein Ketzer geworden. Dies und Aehnliches deutet eben darauf hin, daß ihm schon in seinen jugendlichen Jahren Manches anders „als Christi Wille" zu erscheinen angefangen hatte. Doch still und langsam war der Gang seiner innern Entwickelung, und seine ersten Bedenken waren schmerzliche und keusche, die er sich kaum selbst gestehen mochte, bei denen er sich selbst nicht traute. Ueberwiegend waren sie noch lange nicht, er unterdrückte sie, behielt den leuchtenden Begriff fest im Auge und ließ sich durch die trübe Erscheinung nicht beirren, nicht abwenden, nicht einmal dahin bringen, in der letztern den offenbaren Abfall zu erkennen, geschweige denn sie zu verwerfen wegen der Größe ihres Widerspruchs mit dem Urbilde. Er wäre sonst nimmermehr so nach Rom gepilgert. Wer durfte indeß auch zweifeln? Das Ansehen des untrüglichen heiligen Vaters bedeckte Alles und vor Allen die Ordensleute waren erfüllt davon. Er war „ihr Patron, Schutzherr, ja Schöpfer und Gott, und sie seine Kreatürchen." Noch in seinen spätesten Jahren spricht Luther Verwunderung aus, daß „des Papstes Majestät" habe fallen können. „Denn davor mußten sich alle Monarchen, Kayser, Könige, Fürsten und Herren fürchten und erzittern: keiner durfte auch das Geringste nicht vornehmen noch mucken wider den Papst, der sie alle nur mit Winken und einem Finger erschreckte und eintrieb." Zeugniß davon jene furchtsamen Maßregeln des Reichs, und die weltlichen Häupter waren es auch nicht, von welchen er hoffte, daß sie die Gebrechen durchschauen, dareinreden, helfen würden. „Bei unsern Papisten, sagt er, sonderlich zu Rom, sind schändliche Laster und Greuel genug gewesen, so viel große Unzucht

Geiz, tyrannische Pracht, Hoffahrt, Haß, Neid, Rotten, Zwiespalt, Gotteslästerung, Lügen, teuflisch gottlos Wesen wie zu Sodoma und Gemorra; das alles aber ist zugedeckt mit der Möncherei und allerlei päpstlicher Heuchelei." Dies war das Entscheidendste bei ihm [1]).

Von Dem, was der Kaiser und die Reichsstände verhandelten, wurde ihm auf seiner Wanderschaft auch wol nicht einmal etwas oder doch nichts Genaueres und Gewisseres kund, und wenn es der Fall war, so konnte es nach dem oben Erörterten seine Achtung vor der weltlichen Macht nicht leicht erhöhen und seine Ehrfurcht vor der geistlichen nicht leicht vermindern. Er befand sich stets in geistlichen Kreisen und so wurde ihm auch die Volksstimme schwerlich gar zu genau bekannt, obwol sie viel eher an ihn herandringen, ja kaum gänzlich von ihm überhört werden konnte. Doch hätten die Beschwerden des Reichs und Volks so großen Eindruck auf ihn machen sollen? Die Aeußerlichkeiten, worauf sie sich durchgängig bezogen, lagen ihm so nahe nicht an, der mit dem Verhältniß der Seele zu Gott, dem Glauben, der Lehre fast ausschließlich beschäftigt war. Er beurtheilte alle jene äußerlichen Dinge aus dem Standpunkte des durch und durch religiös Gestimmten, des Klerikers, des Mönchs; mit Geistlichen, mit Ordensleuten verkehrte er fast allein und schon aus den Verhandlungen im Reiche läßt sich abnehmen, wie die Mönche gestimmt waren, wenn da auch zunächst die Franziskaner und Dominikaner gemeint sein mochten. Wie ganz anders wurden unter ihnen die gewöhnlichen Beschwerden der weltlichen Stände angesehen. Je mehr Unmuth und Feindschaft diese zeigten, desto eifriger waren sie in der Schutzrede: wo die Laien tadelten, fanden sie ihrerseits Grund zum Lobe, verschönten und entschuldigten auch das Tadelnswertheste, kehrten das Bild eines vom apostolischen Geiste beseelten allgemeinen Hirten hervor, rühmten die vielen großen und ehrwürdigen Päpste und schwiegen von den schlechten und schlechtesten, stellten die von schlimmen ausgegangenen unleugbaren Uebel als vorübergehend und

1) Confutatio Rationis Latomianae, Opp. lat. ed. Jen. II, 401. Tischreden, Walch XXII, 1343. Vorr. zu Justus Jonas Büchlein von der Türken Religion, Walch XIV, 273.

gering, die von guten, dem Papstthume überhaupt, der Kirche hergeflossenen Segnungen als bleibend und weit überwiegend dar. „Als ich gen Rom zog," sagt Luther, „da nannte man Rom Fontem justitiae, Brunnquell der Gerechtigkeit [1])." Er brachte das sogar von Wittenberg mit. Waren doch selbst Juristen wie Scheurl so tief von der Würde und den Rechten des Priesterthums durchdrungen; wie sehr beeiferte er sich, die auch viel Wahrheit enthaltenden Grundsätze zu unterstützen, daß man die geistlichen Häupter entschuldigen müsse und daß persönliche Unwürdigkeit derselben der Würde des Amts keinen Eintrag thue. Darstellungen und Urtheile in diesem Geiste waren eben jetzt wieder erleichtert. Selbst die Verworfenheit der Päpste, in deren Regierungszeit Luther zum Jünglinge herangewachsen war, hatte ihm zu großen Anstoß nicht erregt. Seit einigen Jahren trug wieder ein Papst die dreifache Krone, der den verhältnißmäßig Preiswürdigen beigezählt werden mochte, dem sich viel Treffliches nachrühmen ließ, dem jedenfalls der Glanz einer großen geistigen Begabung und einer gewaltigen Kraftentwickelung nicht gebrach, worüber hernach ein Mehres. Wie viel kam zusammen, Luther in seiner päpstischen Ansicht und Hinneigung zu bestärken, wol gar noch zu befeuern, so gewiß auch das ist, daß die Zeitstimmung und die Zeitverhältnisse und Vorgänge geeignet waren, ihn darin zu stören oder wankend zu machen, den Zwiespalt zu erhöhen, der durch seine abweichende Theologie, seine Auffassung evangelischer Begriffe in ihm begründet war, die Bedenken und Zweifel zu mehren, die er längst gehegt, seine Aufmerksamkeit auf die Uebelstände zu schärfen, die er bei halbgeöffneten Augen längst wahrgenommen und die ihm auf der Reise unverhüllter, die Beachtung mehr auf sich ziehend entgegentraten. Er übersah sie indeß um so leichter über seinen Pilgergedanken und Empfindungen. Wie oft mag er mit glühender Phantasie die Romfahrt im Geiste voraus gemacht haben, die ihm von den Knabenjahren an im Sinne gelegen. Jetzt befand er sich auf der heißersehnten. Von Kindheit an hatte das glänzendste Bild der heiligen Stadt ihm vorgeschwebt. Jetzt sollte er sie sehen, erblickte er sie. Die Dekrete rühmten, St. Peter sei zu Rom ge-

1) Tischreden, Walch XXII, 1357.

martert mit St. Paulo. „Es liegen viele tausend Märterer zu Rom, die da gemartert sind [1])." Das lockte und zog ihn hin. Auch die Kenntnisse und Anschauungen, welche er aus seinen klassischen Studien gewonnen, mußten seine Empfindungen erweitern, beleben, steigern.

Bedeutung Roms für die Gläubigen und Pilger. (Fortsetzung.)

Zum zweiten Male war Rom Welt- und Völkerstadt geworden. Zeugen vom Siege des Lebens über den Tod, waren die Jünger Christi muthig ausgezogen in alle Welt, ihr die frohe Botschaft der Erlösung zu bringen. Auch nach den Sitzen des Geistes und der Macht kamen sie, das Heidenthum empfing sie wie die Juden ihren Herrn und Meister, sendete auch sie in den Tod. Ihr Märtyrerthum erweckte andre und immer mehre Zeugen, die gleichfalls Blutzeugen wurden. Durch das Blut der Märtyrer wurde die römische Erde getränkt und geweiht, ward Rom nach Jerusalem die heilige Stadt. Die ersten Christen mußten ihren heiligen Dienst in tiefster Verborgenheit, in den Gräbern begehen, wo sie weinten und beteten, während über ihnen die Imperatoren triumphirten und die rohe Menge am Hinwürgen neuer Märtyrer sich ergötzte. Hatten sie ausgelitten, so trugen die Brüder in der Nacht die blutigen Gebeine hinab in die schweigenden Grüfte, führten die unterirdischen Höhlen mit ihren Särgen, Kapellen und Kirchen immer weiter, bis Rom unterhöhlt, eine unterirdische Stadt der heiligen Gräber entstanden war. Noch jetzt sind mehr als sechzig Katakomben rings um Rom her bekannt, welche tausende von Gräbern befassen. Der verborgene Keim trat aber siegreich ans Licht, die Tempel, Paläste, Triumphbögen der kriegerischen Weltstadt sanken, aus dem Schutt und über den Gräbern erhoben sich christliche Kirchen und das neue christliche Rom; je tiefer das alte in die Erde sank, desto höher stiegen sie empor, die Kirchen der Apostel, der Sitz ihrer Nachfolger. Welch eine Entwickelung,

1) Wider das Pabstthum, Plochm. XXVI, 170.

welch ein Sieg der bloßen Kraft des Glaubens über die äußere Macht der Welt und ihre verführerische Herrlichkeit. Jene Gräber wurden Lebensquellen. Die dort gläubig Betenden fanden Linderung ihrer Schmerzen. Weil der Kampf hier am heißesten gewesen, wurde die Stadt würdig befunden, daß in ihrer Mitte der heilige Stuhl des obersten Hirten sich erhebe, der von hier neue und immer neue Boten aussendete, das Evangelium allen Völkern zu verkünden, damit alle eine Heerde unter einem Hirten würden. Zwischen den Trophäen des besiegten Heidenthums erhob sich die Metropole der christlichen Welt, die Kirche im Lateran, mater et caput omnium ecclesiarum urbis et orbis. Gen Rom zogen die deutschen Könige, dort wo die alten Cäsaren gethront die heilige Weihe ihrer kaiserlichen Würde zu empfangen. Alles erinnerte dort an eine große Vergangenheit, eine große Gegenwart. Keine andere Stadt konnte sich Rom in der Würde einer Märtyrerin der streitenden Kirche nur von fern vergleichen. Seit Jahrhunderten wallfahrteten die Gläubigen zu ihr, um gesühnt und begnadigt den Segen von der Hand des Vaters aller Gläubigen zu empfangen, den er über die Stadt und den Erdkreis vom Himmel erflehte. So Viele hatten lebenslang keinen heißeren Wunsch gehegt, als in ihrer geweiheten Erde auszuruhen, so Viele waren da gestorben, ihre Gräber hatten sich an die früheren gereiht. Allen Vaterlandlosen bot die Stadt als ein gemeinsames Vaterland sich dar, alle Völker und Stände waren dort in den Pilgern vertreten, alle hatten dort ihre Kirchen und Grabstätten, aus Spenden der Pilger oder durch Roms Bewohner gegründet, den Bedürfnissen der Fremden durch entsprechende Anstalten zu genügen. Alle aus allen Nationen fanden Beichtiger, die in ihren Landessprachen ihnen Vergebung verkündeten, Schulen und Zufluchtstätten für jede Noth. Die Wohlthätigkeitsanstalten aller andern Nationen wurden durch die von Deutschen gegründeten Hospize des Campo Santo, bei Santa Elisabetta und der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell' Anima durch Eigenthümlichkeit der Plananlage und Großartigkeit weit übertroffen. Ein universales Hospiz wurde Rom, wo jeder auf seiner irdischen Pilgerschaft einen Augenblick einkehren und ausruhen konnte. In heiliger Würde erschien Rom dem katholischen Mittelalter selbst in den

Zeiten, wo es eine Stätte der Greuel und des Unheils war. Hunderttausende wallfahrteten zu den heiligen Gnadenstätten, unbeirrt von alle Dem, was diese schändete, ungeschreckt von den Mühseligkeiten und Gefahren, die auf der Romfahrt ihrer harrten. Selbst ein Dante, der solche Zornworte den unwürdigen Päpsten aufs Haupt schleuderte, spricht von der anbetungswürdigen Heiligkeit Roms, der geweiheten Gottesstadt; er sei überzeugt und des festen Glaubens, daß die Steine innerhalb ihrer Mauern der Verehrung würdig, daß der Boden, auf welchem sie stehe, würdiger als Menschen sagen können. Petrarca, der die Schmach und das Elend Roms so wohl kannte, nennt es eine Stadt, der keine ähnlich sein werde, eine Städtekönigin, deren Anblick das Herz des Christen mit Entzücken füllen müsse, die auf Erden des Himmels Abbild zeige, voll sei von den Reliquien der Heiligen, gebadet vom Blute Derer, die glorreich den Glauben bezeugt. Dieselbe Gesinnung führte ihr ungezählte Schaaren zu. Als Bonifaz VIII. ein ablaßreiches Jubeljahr 1300 verkündet, fanden sich zu Rom das ganze Jahr hindurch zwei Mal hunderttausend Pilger, ohne jene zu zählen, welche kommend und gehend unterwegs waren. Noch gewaltiger war der Zudrang der Pilger, noch glühender ihr Andachtseifer funfzig Jahre später, beim abermaligen Jubeljahre, als die schreckliche Pest die Gemüther erschüttert hatte. Ihre Menge war nicht unterzubringen. Die Deutschen und Ungarn, in ganzen Schaaren daherziehend, brachten die Nächte auf dem Felde, der Kälte wegen um große Feuer gelagert, zu. Um Weihnacht und von den Fasten bis Ostern zählte man anhaltend über eine Million Pilger, zwei Mal hunderttausend war ihre geringste Zahl. Dies Zusammenströmen so verschiedenartiger Nationen und Menschen trug nicht wenig bei, Rom seinen großartigen Charakter zu geben. Ausgleichend, beschwichtigend und beruhigend wirkte sein Anblick auf die Gemüther, wo so Vieles zusammenkam, die Persönlichkeiten mit all ihren Schwächen und Kleinlichkeiten verschwinden zu machen und mit dem erhöheten Gefühle auch den Blick des Geistes zu erweitern [1]).

1) Rom, die Stadt der Völker, und: Jerusalem und Rom, die Städte der heil. Gräber, in Histor.-polit. Blätter, XI, 7 ff., 721 ff. Deutsche Allg. Zeitung, 1845, Nr. 146.

So war, auf Gedanken und Erwägungen dieser Art ruhte die Anschauung und Empfindung der Gläubigen von den mittleren Jahrhunderten an. Sie war noch mehr oder minder lebendig in Hunderttausenden, vielleicht Millionen, zu der Zeit als Luther nach Rom ging, war lebendig auch in ihm, ja in völligster, mittelalterlich-katholischer Lebendigkeit, zumal in dem Momente, als er beim ersten Erblicken der Stadt sich zur Erde niederwarf und ausrief, sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!

Die Mirabilia Romae.

Auch dafür war gesorgt, in Denen, die nach Rom wollten oder kamen, jene Anschauung zu beleben, ihr einen Anhalt zu geben, sie zu leiten. Es war dafür gesorgt durch das bekannteste und verbreitetste aller Heiligthumsbücher, das zugleich als Fremdenführer für die Romfahrer gelten konnte, die Mirabilia Romae, 1475 erschienen, 1481, 1499, 1500, 1510 und noch viel öfter deutsch und lateinisch, auch xylographisch, deutsch selbst in Rom gedruckt. Es enthält eine elende und äußerst trockne, mit Fabelhaftem und Legendenartigem untermischte Geschichte und Beschreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten. Es wird darin u. a. berichtet, wie Konstantin die Stadt und den Kirchenstaat dem Papste geschenkt habe, ganz unbefangen wird die Geschichte von der Päpstin Johanna erzählt, die Alterthümer werden beschrieben, doch ausführlicher die Kirchen, die Plätze, wo die heil. Märtyrer gelitten, die Reliquien, Stationen, Abläße. Mehr als auf die altrömische wird auf die Heiligengeschichte hingewiesen. Gleich im ersten Abschnitte: de Portis, wird z. B. bei der Porta latina bemerkt, da sei der heil. Johannes in Oel gesotten u. s. f. [1]).

Seltner ist ein ähnliches Produkt dieser Art geworden, oder vielmehr eine deutsche Bearbeitung und Erweiterung der Mirabilia Romae. Der Titel gibt weitläufig an, in dem Büchlein stehe geschrieben „wie Rome gepauet wart und von dem ersten kunig

1) Vergl. Deutsche Allg. Zeitung, 1844, Nr. 242. Niederer a. a. O. III, 394 ff.; IV, 123.

zu Rome, wye sye geregieret haben, wye kayser Constantinus getaufft wart und vom Aussatz gereynigt war, wye er dem pabst sand Silvester dye stat Rome und das landt daselbst gabe ym und allen seynen nachkomen und satzt yn und sein nachkomen zu einen haubt allen christen. Was Kirchen in Rome syn und was heyltum und genad in den Kirchen allen ist. Alle die stationes in den kirchen über das ganz jar [1]).“

Die Geschichte von Erbauung der Stadt, den Königen, der Republik und den Imperatoren ist durchaus fabelhaft. Bei der Kaiserzeit angelangt, nimmt sie Legenden auf, z. B. beim Tiberius die von der heil. Veronika. Legendenartig wird die Geschichte von Christus und dem Christenthume eingeflochten. Der Erzählung von der konstantinischen Schenkung folgt — jene wälsche und verwälschende Geschichtschreibung! — wie Konstantin den Papst über alle Bischöfe in aller Welt erhoben, wie der Papst ein Herr sei über alle Welt und weltliche Herren, wie die Kirche den Zehnten und so viele Privilegien erworben und was weiter dahin gehören mag.

In einem zweiten Abschnitte folgt sodann Das, worauf es dem Verfasser und den Pilgern am meisten ankam, die Wundergeschichten, die zu Rom geschehen, die Beschreibung der Abläße, Reliquien, Stationen, besonders in den sieben Hauptkirchen. Der Inhalt ist zu merkwürdig und beziehungsreich, wir müssen ihn uns in der Kürze vorhalten, denn es wird sich zeigen, wie genau Luther's Andachtseifer in Rom damit übereinstimmte, so daß man um so mehr glauben muß, daß er das Buch, oder doch eins der ganz ähnlichen, in der Hand gehabt.

Papst Gregor, heißt es im letztern, gab der Kirche im Lateran so viel Tage Ablaß von Pein und Schuld der Sünde, als es drei Tage und Nächte Tropfen regnet, Christus hat diesen Ablaß bestätigt und Bonifaz ihn noch gemehrt, sodaß er unzählig ist, daß ihn Niemand zählen kann als Gott allein, wie denn Bonifaz auch den Ausspruch gethan: selig ist die Mutter, die das Kind gebar, das gen Rom kommt zu den Kirchen.

---

1) Nürnberg, 1491, mit Holzschnitten. Ein gutes Exemplar bewahrt die leipziger Universitätsbibliothek. Die Mirabilia Romae findet man noch sehr häufig in den Bibliotheken.

Sämmtliche Kirchen, Altäre und Reliquien haben wieder ihre besonderen Abläſſe. Es wird Anweiſung gegeben, wie man da und dort durch Paternoſter und Ave Marias ſo und ſo viel Seelen aus dem Fegefeuer erlöſen könne. Dann von der Peterskirche. Eine Stiege von achtundzwanzig Staffeln führt zu ihr hinauf. Wer auf ihnen in Andacht hinauf- oder hinuntergeht, hat tauſend Jahre Ablaß aufgeſetzter Buße. In der Kapelle der Peterskirche, worin St. Petrus Meſſe geleſen, iſt abermals großer Ablaß. In der Kirche befinden ſich hundert Altäre, deren jeder achtundvierzig Jahre Ablaß und eben ſo viel Karen hat; die ſieben Hauptaltäre haben noch mehr u. ſ. f. Wer das Schweißtuch der heil. Veronika mit dem Bilde des Erlöſers anſieht, verdient, ſo oft er es thut, ſiebentauſend Jahre Ablaß, zweitauſend Jahre und das dritte Theil Vergebung aller Sünden, Pein und Schuld, wer dazu über das Gebirg oder Meer herkommt. Wer an Kirchweih kommt, verdient ſo viel Ablaß, als Niemand zählen kann denn Gott allein, und Vergebung aller Sünde. Vor St. Peter's Münſter iſt der heil. Jungfrau Bild gemalt. Ein verzweifelter Spieler hat ihr geflucht und mit einem Steine nach ihr geworfen. Da iſt ein Wunderzeichen geſchehen, Blut aus dem Bilde gefloſſen und auf einen Stein geſprützt, man ſieht die Spuren noch unter dem darüber angebrachten eiſernen Gitter. Der Teufel hat an derſelben Stelle dem Spieler den Hals gebrochen und ihn mit Leib und Seele in die Hölle geführt. Im Paradieſe der Peterskirche befindet ſich ein großer meſſingener Knopf von der Kirche Maria rotonda, als ſie ein Tempel der Abgott geweſen. Als man ſie zur Kirche weihte, führte Satan den Knopf weg und warf ihn in die Tieber. Durch ein Wunder iſt er wieder hiehergeſetzt. So iſt in der Kapelle unſrer lieben Frauen zu den Muelen ein Bild der Jungfrau, das vom Himmel gekommen. Als die Tiber einſt die Kapelle überſchwemmt, iſt es dennoch nicht naß geworden, das Licht davor nicht erloſchen. Da ſind alle Tage tauſend Jahre Ablaß. Zu den drei Brunnen wurde St. Paul enthauptet, das Haupt that drei Sprünge von der Erde, rief bei jedem Sprunge Jeſus und eben ſo oft entſtand ein Brunnen, bei deren jedem dreihundert Tage Ablaß ſind. Zwiſchen dem Koliſeo und St. Klemens ſteht eine verfallene Kirche. Da ſtarb die Frau, die Papſt geweſen

war. Sie trug ein Kind. Der Engel fragte sie, ob sie ewig verloren werden oder zu weltlichen Schanden komme wolle. Sie wählte das Letztre. In der Processíon genas sie bei jener Kirche eines Kindes. Noch ist da ihr Bild mit dem Kinde in Stein gehauen zu sehen.

Von solchen Geschichten ist das Buch voll. Doch die Abläße sind die Hauptsache. Bei dem hohen Altare der Peterskirche ist alle Tage achtzehn Jahre Ablaß und eben so viel Karen. Allen Pilgern, die in guter Meinung dazu kommen, hat Papst Gregor Vergebung aller Sünden und Abnehmung der Gelübde verheißen, die sie gelobt und nicht vollbracht haben, noch vollbringen mögen, und hätte einer von ihnen Vater und Mutter geschlagen bis zum Blutvergießen, es wird ihm hier vergeben, wenn er Reue darüber hat.

Auf ähnliche Weise wird von den Gnaden aller Kirchen, Altäre, Bilder, Reliquien u. s. w. gehandelt. Ausführlich ist von den vielen tausend Märtyrern die Rede, die zu Rom begraben liegen und bei deren Grabstätten gleichfalls unzähliger Ablaß zu verdienen ist. Beim Choraltare liegen vierzehntausend. Von Himmelfahrt bis zu Mariä Schiedung wird dort ein Tuch ausgehangen, das Papst Gregor über die heil. Märtyrer decken ließ. Wer darauf hergeht in gutem Vorsatz und rechter Meinung, verdient vierzigtausend Jahre Ablaß und eben so viel Karen. Wer für eine Seele sieben Mal darunter hingeht und dabei sieben Paternoster und Ave Maria spricht, erlöst die Seele, sofern sie nicht verdammt ist; wenn sie aber vor erlöst ist, so kommt es ihr zu Freuden und dem für sie Andächtigen zu nutz und Vergebung der Sünden.

Unzählig sind die Reliquien, Christi Wiege, das Seil, womit er ans Kreuz gebunden worden, Blut von ihm, Milch aus der Jungfrau Brüsten, das Bild der Jungfrau von St. Lukas gemalt (es kommt ein halbes Dutzend Male vor), der Stein, auf welchem Gott selbst gestanden, als er St. Peter bei Rom erschien, der Stuhl, worauf St. Peter in seiner päpstlichen Würdigkeit gesessen, ein Bild St. Peter's, wie er seinen Fuß zum Küssen darreicht. Wer diesen gemalten Fuß küßt, hat alle die Gnaden, als hätte er's dem Papste selbst gethan.

Niemand soll daran zweifeln, daß alle Kirchen und Reli-

quien ihre Abläſſe haben. Wer daran zweifelt, ſündigt gröblich und ſehr, da ſo viel heilige Päpſte dort begraben liegen, die die Abläſſe gegeben haben, weshalb es ſo ſehr möglich, daß die Kirche ſo viele Abläſſe hat. Am Schluſſe heißt es: hat man in einer Kirche ein Stück Heiligthum, z. B. ein Stück vom Haupte, Arme oder Finger eines Heiligen, ſo nennt man es das Haupt, den Arm oder Finger des oder des Heiligen. So thut man bei allen Gliedern, wenn ſie nicht ganz da ſind. Darum ſoll Niemand zweifeln, wenn er Stücke von Heiligen öfter und an verſchiedenen Orten findet. Es iſt damit ſo, wie wenn Jemand über Land reist und zu einer Stadt will. Erblickt er einen Thurm oder ein Stück von einer Mauer, ſo ſagt er, er ſehe die Stadt. Ebenſo verhält es ſich mit dem Heiligthum. Auch haben oft verſchiedene Heilige dieſelben Namen, wie es z. B. mehre heil. Peter gibt.

Die Aufzählung der Kirchen ſammt ihren Heiligthümern und Abläſſen erfordert übrigens in dem Buche ſiebenzig und einige Seiten. Man kann ſich von dem Ganzen hiernach einen deutlichen Begriff machen.

Eintritt in die Stadt — Andachtseifer.

Wer von Deutſchland her in Rom einzieht durch die Porta del popolo, erblickt ſogleich linker Hand eine kleine Kirche, von welcher noch heute die Sage geht, Luther habe da Meſſe gehalten [1]). Es iſt an ſich ſehr wahrſcheinlich, daß er ſeine Andacht ſofort beim Eintritte in Rom mit Abhaltung einer Meſſe begann. Er las deren mehre in Rom, doch auch wol, wenn nicht vorzugsweis, in der Kirche der Auguſtinereremiten, die durch ihre Architektur und Kunſtſchätze merkwürdig, erſt im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, zum Zeichen der Bedeutſamkeit des Ordens in Rom, erbaut war [2]). Er wollte durch ſein Meſſeleſen ſeine Freunde aus dem Fegfeuer erlöſen, und

1) Maßmann, Luther auf Hohenſchwangau, a. a. O.

2) Ein Brief des Kardinals Paſſionei an Marco Foscarini, in Blätter für liter. Unterhaltung, 1845, Nr. 239.

war so eifrig dabei, daß es ihm, wie er in einer Zuschrift an den Ritter Hans von Sternberg zu einer Erklärung des 117. Psalms von 1530 sagt: „schier leid war, daß sein Vater und seine Mutter noch lebten." Gar zu gerne hätte er sie aus dem Fegfeuer erlöst durch seine Messen und andern trefflichen Werke und Gebete mehr. Man sage zu Rom, selig sei die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis Messe halte. „Wie gerne hätte ich da meine Mutter selig gemacht! Aber es war zu drange," setzt er mit der lächelnden Ironie hinzu, die sich späterhin so oft in seinen Ernst eindrängte, „und konnte nicht hinzukommen und aß einen rustigen Hering dafür [1])."

Er bekam also zu Johannis wenigstens einen schwachen Begriff von dem Zudrange und Andachtseifer der Pilger, und einer der Andachtseifrigsten und Gläubigsten war er selbst. Ein weiteres hierher gehöriges Bekenntniß kommt gleichfalls in jener Zuschrift vor. Er sagt darin dem Ritter von Sternberg „ich wünsche, daß solche (in die Schrift einführende) Büchlein Euch wohl gefallen, und daß Euer Herz eine bessere, seligere Wallfahrt darinnen finde, denn diejenige, so Ihr zu Jerusalem etwan gethan habt: nicht, daß ich solch Wallen verachte, denn ich möchte selbst solche Reise gerne thun, und nun ich nicht mehr kann, höre und lese ich doch gerne darvon; wie ich denn Euch auch neulich mit Lust so gerne und fleißig zuhörete: sondern, daß wir solch Wallen nicht feiner Meynung gethan haben; gleichwie mir geschah zu Rom, da ich auch so ein toller Heiliger war, lief durch alle Kirchen und Klüfte, gläubte Alles, was daselbst erlogen und erstunken ist. Wohlan, so haben wir gethan, wir wußten's nicht besser und der römische Stuhl strafte nicht solche ungeschwungene Lügen." Freilich, die Mirabilia Romae wurden unter den Augen des Papstes gedruckt und verbreitet.

Natürlich genug war seine Blindheit, sein Andachtseifer bei der erhöheten Stimmung, in welche die Reise, der Eintritt in die heilige Stadt, ihr erster Eindruck ihn versetzt hatte. An Keinem ließ er es fehlen. Auf den Knieen erklomm er die zu St. Petrus' Kirche hinaufführende heil. Treppe, den hohen Ablaß zu erlangen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war. Doch

1) Mathesius, 1. Predigt. Walch V, 1646.

indem er es that, war ihm zu Muth, als ob ihm eine Donnerstimme mit großem Schrecken zugerufen hätte: der Gerechte lebt seines Glaubens. [1]) Also auch hier wieder. Wenn ihm aber jetzt der Spruch wie eine Donnerstimme tönte, wenn er erschrak, so müssen wir doch ein Zeichen darin erblicken, wie sehr die evangelischen Begriffe, welche er aufgefaßt, die Unbefangenheit seiner Andacht störten, die auf mönchisch-kirchlichen und scholastischen ruhete, und daß der Widerspruch zwischen beiden, sowie der Zwiespalt zwischen dem in ihm schon gewordenen neuen Menschen und seiner ganzen Möncherei und seiner Romfahrt zu hellem Bewußtsein in ihm drängte, daß sein Innerstes gegen die letztere, wozu sein alter Mensch ihn trieb, sich gesträubt, und daß er gewaltsam die aufgehende Klarheit in sich niedergekämpft hatte. Bis zur Andachtsgluth der mittlern Jahrhunderte hatte er die Empfindung, in welcher er von Kindheit an gelebt, in sich gesteigert, auf seiner Wallfahrt, als er die zu St. Peters Kirche hinaufführende Treppe erklomm. Aber das Alles war unnöthig, eitel, vergeblich, wenn der Glaube mit Gott versöhnt und einigt, ja als Götzendienst und Sünde begann es seinem Gewissen schon zu erscheinen. Darum ängstete ihn auch das so Tröstliche, daß der Gerechte seines Glaubens lebt, auf der ganzen Fahrt, und erregte ihm plötzlichen Schrecken in demselben Augenblicke, wo der mittelalterlich-mönchische Eifer am lebendigsten in ihm geworden, als er im höchsten aller Pilgerwerke begriffen war. Indeß unterbrach er es nicht, ließ überhaupt nicht ab.

Manche Aeußerung von ihm bezeugt genauer, wie er durch alle Kirchen und Klüfte lief, und Gedanken und Bilder stiegen dabei in ihm auf, die noch in seinen spätern und letzten Jahren wiederkehren. „Zu Rom bei St. Kalixt liegen in einer Kluft mehr denn acht tausend Märtyrer begraben, wie sie sagen, und ist eine große Heiligkeit dabei. In Kalixti Kirche liegen begraben hundertsechsundsiebzig Tausend heilige Körper, und fünfundvierzig Päpste, Märtyrer; sie liegen unter der Erde schrenkigt. Denselben Ort heißen sie Cripta. Schier dreihundert Jahr währte die Anfechtung der Christenheit, und ward endlich des Wütens und Tobens der Tyrannen wider die Christen so viel, daß auf

1) *Seckend.* I, 55.

einen Tag, wie man in Historien findet, durch das römische Reich siebzig tausend Märtyrer erwürgt wurden, wie man noch zu Rom einen Kirchhof findet, darauf, wie man sagt, achtzig tausend Märtyrer und sechsundvierzig Bischöfe begraben liegen. Zu Rom sind viel tausend Märtyrer begraben, die alle ihr Blut daselbst um des Herrn Christi willen haben vergossen. In solchem Wüten und Tyrannei ist die Christenheit doch blieben und sind dagegen die Tyrannen zu Boden gegangen. Keinen Zweifel sollen wir haben, die Kirche wird, aus den Gräbern von Gott erwecket, lebendig wieder hervorkommen, und den Vater unsers Herrn Jesu Christi, und seinen Sohn, unseren Erlöser und Heiland, samt dem Heiligen Geist, ewiglich loben, rühmen und preisen. Denn, wiewol andere Kayserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften ihre Aenderung haben, und bald, wie die Blumen, verwelken und dahin fallen; doch kann dieß Reich, das so hoch und tief eingewurzelt ist, durch keine Macht noch Gewalt zerrüttet, noch verwüstet werden, sondern bleibet ewig. Zu Rom, in dem zu einer Kirche umgewandelten Pantheon sind alle Götter gemahlet gewesen, die sie aus der ganzen Welt haben können zusammenbringen. Und diese haben sich alle mit einander wohl können vertragen, und ist guter Friede unter ihnen gewesen, denn der Teufel hat damit nur der Welt in die Faust gespottet: Aber wie nur der Christus kommt, den können sie nicht leiden, da werden die Teufel, alle Götzen und Ketzer toll und thöricht. Denn der ist der rechte Mann, und er hat sie auch alle über einen Haufen gestoßen." Wiederholt spricht er von dem Pantheon und beschreibt es, erzählt die Geschichte seiner Umwandlung aus einem heidnischen Allergöttertempel in eine christliche Allerheiligenkirche. „Da ich, D. M. Luther, zu Rom war, hab ich diese Kirche gesehen: die hatte keine Fenster, sondern nur oben hatte sie ein rundes Loch, davon sie Licht hatte, und war hoch gewölbet: sie hatte so dicke marmelsteinerne Säulen oder Pfeiler, die unsrer Zween schwerlich umgreifen könnten. Oben am Gewölbe waren alle Götter der Heyden gemahlet, Jupiter, Neptunus, Mars, Venus, und wie sie mehr geheißen haben. Diese Götter allzumal waren mit einander eins, auf daß sie nur die ganze Welt bethöreten und

betrügen möchten; aber da Jesus Christus kommt, den wollen sie nicht leiden: noch hat er sie ausgestäupert." [1])

Da ließ er sich denn auch den Stein zeigen, der die Päpstin Johanna vorstellen sollte, deren Geschichte er etwas anders, als sie erzählt zu werden pflegt, wol nach der Volksüberlieferung erzählt, die ihm eben an Ort und Stelle kund geworden. „Zu Rom habe ich gesehen in einer großen Gassen, so straks nach St. Peters Münster gehet, öffentlich in einen Stein gehauen einen Papst, wie ein Weib mit einem Scepter, päpstischen Mantel, trägt ein Kind im Arme; durch dieselbe Gasse zeucht kein Papst, daß er solch Bild nicht darf sehen. Denn ein Weib, mit Namen Agnes, so von Mäynz bürtig war, ist etwan von einem Cardinal knabenweise in Engeland geführt, und endlich gen Rom bracht. Da ist sie von Cardinälen zum Papst gewählet worden, aber sie ist zu schanden und offenbar worden, daß sie öffentlich in derselbigen Gasse ein Kind gehabt." [2])

Wenn er Alles glaubte, was zu Rom „erlogen und erstunken" war, so erscheint dies um so natürlicher bei seinem gewiß fast ausschließlichen Verkehr mit Mönchen, der ihn darin bestärkte. Auch davon kommen Spuren vor. Er sagte einst, als von des Papstes Krone, die da heiße Weltreich, die Rede war, er habe von einem Mönche zu Rom gehört, die päpstliche Krone sei eine solche, die ganz Deutschland sammt allen seinen Fürsten nicht bezahlen könnte. Hier in Rom mochte er, und wol gleichfalls von Mönchen hören, was „man vor dieser Zeit sagte," daß der Papst „in einem Finger mächtiger wäre, denn alle deutsche Fürsten," und sicher verfehlte es den Eindruck bei ihm nicht, wol um so weniger, je mehr ihm kund war von der Reichsstände Kraftanstrengungen in Worten. Vielleicht ließ er sich in Erörterungen ein, hatte vielleicht Einwendungen gemacht, hervorgegangen aus dem Gefühle der Bedeutung seiner deutschen Kirche und Nation. Die Wahlen sprachen: „was meinest du, daß der Papst nach Deutschland frage?" [3])

---

1) Tischreden, Walch, 1355, 1391, 413, 946, 413, 465. Kirchenpostille, Walch XII, 1672.

2) Tischreden, Walch XXII, 1319. *Rebenstock*, II, 65.

3) Tischreden, Walch XXII, 1343, 1310.

Er würde es ohne Zweifel erwähnt haben, wenn er den Papst gesprochen hätte, was Einige wissen wollen und was an sich nicht eben wahrscheinlich ist. Doch kann man annehmen, daß er sich bemüht ihn zu sehen, etwa in einem öffentlichen Aufzuge ihn sah, von diesen Aufzügen jedenfalls sich erzählen ließ, und welch eine Veranschaulichung der päpstlichen Majestät waren sie! „Der Papst triumphirt mit hübschen geschmückten Hengsten, die vor ihm herziehen, und er führet das Sakrament auf einem hübschen weißen Hengst." [1]) Unbeachtet und vielleicht ganz bewältigt stand da der deutsche Mönch, der Procession zuschauend, wenn er sie sah, er, wie Jedermann ohne Ahnung, wer sich in ihm erheben würde. Möglich, daß er auch Zeuge der Gebräuche bei einem Bannspruche war, noch wahrscheinlicher, daß er an Ort und Stelle davon reden hörte, sich unterrichtete. Er beschreibt sie sehr anschaulich. „Wenn man zu Rom einen in Bann thut, so sitzen bei zwanzig Cardinäle, und schiessen brennende Fackeln von sich, und löschen sie im Werfen aus, damit anzuzeigen, daß der verbannten Personen Glück und Heil mit den ausgelöschten Fackeln auch solle ausgelöschet sein; und man hat's genennet beleucht und beläutet. Und also ging's auch zu im Deutschen Lande in den Pfarrkirchen: wenn man einen in Bann thäte, so hatte der Pfarrherr auf dem Predigtstuhl ein Wachslicht, das warf er herunter, daß es ward ausgelöschet, und läutete dazu mit einem kleinen Glöcklein." [2]) Er hätte zu dieser Zeit nimmer gedacht, daß er selbst einst beleuchtet und beläutet werden sollte, daß er es verachten würde.

Wir müssen hier auf den damals regierenden Papst zurückkommen. Julius II. war der Bestechung, dem Nepotismus nicht zugänglich, edel gesinnt, sofern sein Handeln in der Vaterlandsliebe eine treffliche sittliche Grundlage hatte. Er war ein ruhmgekrönter Fürst, vor Allem ein kriegerischer geistlicher Herr, ein Imperator, nur auf Feldzüge und Eroberungen, sehr wenig auf kirchliche Dinge bedacht, bot dadurch der Satyre und bitterm Tadel reichen Stoff, wie dies schon an einer andern Stelle berührt wurde. Allein die Doppelseite der geistlichen Häupter, wo-

1) Tischreden, Walch XXII, 2376.

2) Das. 1006.

nach sie sowol Kleriker als Staats- und bisweilen auch Kriegsmänner waren, galt jener Zeit beiweitem noch nicht für so anstößig als der spätern, wenn es auch begann, daß großer Anstoß daran genommen wurde. Sieht man doch auch jetzt noch wenigstens Kardinäle Kriegszüge, wenn nicht gegen auswärtige Feinde, doch gegen Empörer, und bluttriefende Standgerichte über dieselben leiten. Julius schritt freilich in seiner Kriegslust ungewöhnlich aus. Allein er war eben jetzt ein siegreicher Kriegsfürst. Die römischen Dichter besangen seine Kriegsthaten, feuerten ihn zu neuen an, nannten ihn den Göttlichen, dem auf Erden die höchste Stelle gegeben sei, forderten ihn auf, mit dem Schwerte darein zu schlagen. Der Tadel, der ihn traf, erschien großentheils, wie der aus Frankreich, selbst aus dem Schooße einer Kirchenversammlung ertönende, als parteiisch, zweideutig, ungerecht, denn er rührte von den Feinden Italiens her, dessen Freiheit Julius wider sie durch Kriegsgewalt schützte. Wie treulos sein Benehmen bei Gelegenheit des Bündnisses von Cambrai sein mochte, es ließ sich nicht ohne Schein auch von einer bessern Seite darstellen. Nach der die Vielen stets wenigstens eine Zeit lang täuschenden offiziellen Angabe bezweckte es die Vertheidigung des heiligen apostolischen Stuhls und das Wohl der ganzen Christenheit. Im Siegeslaufe hatte Julius zuerst erkannt, daß er Venedig nicht gänzlich sinken lassen dürfe, er betrachtete es als nothwendige Vormauer gegen die Türken, wollte keine Uebermacht der Fremden in Italien, bot die Hand zur Aussöhnung, die Venetianer bewilligten ihm jetzt Alles, was sie früher abgeschlagen, im Februar 1510 hatten ihre Gesandten in der Vorhalle der Peterskirche zu seinen Füßen sich niedergeworfen, seine Verzeihung angefleht und er hatte sie darauf vom Banne losgesprochen und ihnen nur die Genugthuung auferlegt, die sieben Hauptkirchen Roms zu besuchen. Nun hatte er auch als Friedensfürst und geistlicher Vater sich dargestellt. Geschichtschreiber, wie Audin (in der Histoire de Léon X.), wollen seine unziemliche Kriegslust auch wol noch jetzt mit der Doppelstellung der Päpste als geistliche Obere und als Könige und mit den Verhältnissen rechtfertigen, welche ihn genöthigt zu jener Zeit die letztere Seite hervorzukehren. Noch viel eher mag es zum wenigsten auf dem Standpunkte des italischen Politikers Geltung

haben, wenn von ihm gesagt wird, er hatte die Meinung der Geistlichkeit und der Patrioten für sich, war einer der edelsten Charaktere des damaligen Italiens, erfüllt von hohen für ganz Italien dringenden Plänen (Leo). Er war wol kein Gelehrter und gestand dies selbst, doch auch nicht, wie Paul II., Feind und Verfolger der Gelehrten. Die von ihm ernannten Kardinäle waren ausgezeichnete Männer, er verlieh den Künsten und Wissenschaften Schutz, sie machten Fortschritte, gewannen eine neue Gestalt unter ihm. Er war Männern von Begabung gewogen, jene großen Geister, die unter seinem Nachfolger in ruhigern Zeiten die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten, bildeten sich während seiner Regierungszeit heran; schon waren Bembo und Andere zu bedeutendem Rufe durch ihre Werke gelangt, schon hatte Ariosto nicht blos den Plan zu seinem unsterblichen Werke entworfen, sondern auch einen beträchtlichen Theil desselben ausgeführt. Julius hatte (1508) Rafael nach Rom eingeladen und beschäftigte ihn, wie schon seit längerer Zeit Michel Angelo, in einem edeln und großen Sinne. Den deutschen Kaiser verachtete er als einen Mann, der weder mit Geld noch mit der Zeit hauszuhalten verstehe. Unleugbar ist, daß sich Maximilian schwankend, unbeständig, unklug und machtlos gezeigt, weder den Nutzen Deutschlands noch den der Christenheit wohl bedacht, die Türkengefahr außer Augen gesetzt hatte. Immerhin Stoff genug, die Begeisterung eines für das Papstthum schon Begeisterten am Sitze des glänzenden Julius, am Mittelpunkte seines Ruhms und unter seinen Preisern noch zu erhöhen, dem Voreingenommenen mindestens die Schattenseite noch länger zu verhüllen, den zweifelhaft-Gewordenen von Neuem zu gewinnen, zu bestärken; und nicht anders verhielt es sich mit Vielem, was Luther in Rom sah und hörte. So lange zumal sein erster Andachtseifer währte, können wir ihn nicht empfänglich halten für eine unbefangene Ansicht, ein abgünstiges Urtheil. Es mußten starke Eindrücke, sehr ins Auge springende Thatsachen sein, die ihn umzustimmen vermochten. Vorerst nahm ihn die Lichtseite noch zu sehr ein, und hatte doch eine solche selbst einem Alexander VI. nicht gefehlt, in welchem bei aller Verworfenheit das Bewußtsein wenigstens eines Theils der päpstlichen Pflichten noch lebendig und rege geblieben war, dessen Schändlichkeiten

durch manche große Eigenschaften einigermaßen versöhnt wurden, dem selbst seine Feinde großes Genie, ein umfassendes Gedächtniß, Beredtsamkeit, Thätigkeit und Gewandtheit, Regenten-Vorsorglichkeit, Mäßigkeit zugestanden, der die Künste ermunterte, sich freigebig gegen Gelehrte, den Reichen und Mächtigen hart, dem Volke mild und leutselig erwies, und dem das Glück treu blieb bis an seinen Tod. Wie geneigt war aber der aufrichtig Fromme, der eifrige Freund der Kirche und des Papstthums, alles Rühmliche zu glauben, was von dem Oberhaupte der Christenheit, dem Stellvertreter Christi gesagt werden konnte und mochte! [1])

Geschäftsausrichtung. — Besichtigung der Merkwürdigkeiten Roms.

Nächst und vielleicht auch noch neben seiner Andacht war es sein Geschäft, was ihm zu thun machte. Es liegt in der Natur der Sache, er hatte sich an die zu Rom residirenden Mitglieder seines Ordens zu wenden, worauf denn Unterhandlungen mit Beamten des päpstlichen Hofs, einem oder dem andern Kardinale oder welchen kirchlichen Würdeträgern sonst folgen mochten. Staupitz hatte dem jungen Freunde und aufstrebenden Docenten doch sicher günstige Empfehlungen mitgegeben. Auch andere Wittenberger waren ja in Italien, in Rom bekannt, hatten dort Verbindungen. Es war bei seiner Stimmung natürlich, daß er nicht, wie so viele Andere, welche damals nach Rom gingen, zu einem Hauptgesichtspunkte bei seinem dortigen Aufenthalte machte, Bekanntschaften mit bedeutenden Männern, Geistlichen und Gelehrten anzuknüpfen. Mag er größtentheils nur mit Niedern, mit Ordensgeistlichen verkehrt haben, so mußte doch schon sein Geschäft — wenn er anders ein solches hatte — mancherlei persönliche Berührungen herbeiführen; außerdem aber lassen seine Berichte über Das, was er zu Rom gesehen und ge-

1) Alzog, Universalgesch. der christl. Kirche, 3. Auflage, 692 ff. Leo, Universalgesch. III, 36; Geschichte Italiens V, 217. Raumer, Gesch. Europas, I, 70. Schröckh XXXII, 458. Reform. Almanach von 1817, 95. Roscoe a. a. O. II, 41 f. III, 400; I, 358.

hört, nicht wohl daran zweifeln, daß er vielfache Bekanntschaften gemacht hat. Wie hätte er unbekannt bleiben können mit seinem Ordensgeneral, und dies war damals Aegydius von Viterbo, ein Mann von reifer Beurtheilungskraft und erstaunlicher Belesenheit. Er hatte schon in früher Jugend in seinen Gedichten Proben eines gebildeten Geschmacks abgelegt und wendete sich in spätern Jahren den ernsten Wissenschaften zu. Er war auswärtiges Mitglied der Akademie in Neapel, welcher am Ausgange des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts die berühmtesten Gelehrten und Schöngeister Italiens angehörten, bis ihr Glanz durch die Stiftungen Leo's X. verdunkelt wurde, der indeß auch schon als Kardinal — zu dieser Zeit — die besten Männer der Wissenschaften und Künste um sich sammelte. Aegydius gehörte diesem Kreise an. Leo ernannte ihn, als er Papst geworden, zum Kardinal, und bediente sich seines Raths bei seinen Kardinalernennungen und sonst bei den wichtigsten Angelegenheiten. Genug der günstigen Anknüpfungspunkte, wenn Luther geneigt war, unter den römischen Gelehrten sich umzuthun. [1])

Nach Maimbourg und Laing entledigte er sich seines Auftrags mit so viel Glück, daß Alles wider Verhoffen aufs Beste ausgeglichen und der Friede in Staupitzens Provinz vollständig hergestellt wurde. So thätig und mit so viel Geschick habe er die Sache betrieben, daß ihm Staupitz nach seiner Rückkehr befohlen, den theologischen Doktorgrad anzunehmen, eine freilich in jedem Falle ungenaue Nachricht.

Schon der Besuch so vieler Kirchen und Heiligthümer aus Andacht machte ihn mit einem großen Theile der Merkwürdigkeiten Roms bekannt. Er widmete ihnen aber auch außerdem noch besondere Aufmerksamkeit. Vierzehn Tage, sagt er, hätte er die Stadt durchwandert und in Augenschein genommen mit großer Gefahr. Andern ob auch unsichern Nachrichten zufolge soll er sich einen Monat lang in Rom aufgehalten haben. Möglich daß seine eigne Aeußerung so zu verstehen ist, er habe nach abgemachtem Geschäft oder beendeten Andachtsübungen vierzehn Tage auf Besichtigung der Stadt verwendet. Er fügt dieser Bemerkung sogleich hinzu, das alte Rom, wo die prachtvollsten

1) Roscoe a. a. O. I, 89; II, 340.

Gebäude gestanden, wäre von den Gothen geschleift und der Erde gleich gemacht; auf dem Berge und Schlosse, dem Kapitolio, stände ein Barfüßerkloster; der Berg Tarpejus genannt sei höher gewesen als der aventiner Berg, Kapitolium und Quiriter; das Theater und Spielhaus (d. i. das Kolosseum) sei rund gebaut, funfzehn Stuffen hoch in die Runde gerings umher erhaben über einander, daß man schichtig sitzen und zusehen können, in zweihundert tausend Menschen: die Mauern davon ständen noch, das Fundament sei noch vorhanden. Auch hier kommt er wieder auf den Kirchhof von St. Kalixt mit seinen tausenden von Märtyrern, zum Zeichen, worauf er vor Allem in Rom geachtet. [1])

Zu einer andern Zeit erzählte er: „Rom, wie ich es gesehen, ist groß, in das Gevierte umfangen eine gute Meile Wegs, so weit als von Wittenberg auf den Poltersberg, daraus ein jeglicher wol abnehmen kann, was es vor ein großer Platz in die Runde muß gewest sein. Des alten Roms Fußtapfen kann man kaum noch erkennen, da es gestanden ist. Das Theatrum sieht man und die Thermas Diocletianas, das warme Bad des Diocletiani, welches geleitet ist fünfundzwanzig deutsche Meilen von Neapolis in ein schön herrlich gebauet Haus. Ach da sind der Welt Schätze und Reichthum gewest, darum nahmen sie auch vor und thaten, was sie gelüstete. Das Gebäu und Kirche St. Peters Münster hat über dreizehnhundert Jahre gewähret. Es ist eine große Summe Geldes darauf gewandt. Denn der Papst gebot den Engeln, daß sie die Seelen Derer, die auf dem Romwege stürben, von Stunde an in Himmel sollten tragen, darum Johann Huß wider den Papst schrieb, denn er hätte keine Gewalt über die Engel, ihnen zu gebieten. So gewaltig nahm der römischen Päpste Tyrannei überhand. Rom, wie es jetzund gesehen wird, ist wie ein todt Aas gegen den vorigen Gebäuden. Denn da jetzt Häuser stehen sind zuvor die Dächer gewest, so tief liegt der Schutt, wie man bei der Tiber wol siehet, da sie zween Landsknechts Spieß hoch Schutt hat.“ [2])

---

1) *Seckend.* I, 18. Juncker, Ehrengedächtniß, 284. Tischreden, Walch XXII, 2317.

2) Tischreden, Walch XXII, 2373 ff.

Daran knüpft er denn Betrachtungen, die ihn oft beschäftigt hätten über das Steigen Roms zu solcher Höhe bei solchen Kriegen und Widerstand und ohne Erkenntniß Gottes, wo der oft bei ihm wiederkehrende Gedanke zum Grunde liegt, den wir neuerdings bei Hegel wiederfinden, daß derselbe Geist des Volks in der Religion sowol als im Staate lebe, und daß daher Völker, welche einen schlechten Begriff von Gott haben, auch keine gute Gesetze, keine gute Regierung haben können. Denn so oft er auch die Weisheit der Alten in bürgerlicher und politischer Gesetzgebung und Regiment pries, erschien ihm die darin sich offenbarende Weisheit doch stets, als blos aus der von Gott verlassenen unerleuchteten Vernunft herstammend, klein und nichtig. Diese Ansicht blickt dann auch bei den weitern Bemerkungen durch, worin er sich ergeht, über das Sinken Roms, das weltgeschichtliche Verhängniß, das aus dem Unterliegen Karthagos sich entwickelt, über Cäsar's Sicherheit im Vergleich mit der Voraussicht des auf den Trümmern der zerstörten Feindesstadt weinenden Scipio. Dem klassisch Gebildeten und religiös Gestimmten mußten sich in Rom Betrachtungen dieser Art aufdringen.

Aber auch nach andern Seiten richtete er seine Aufmerksamkeit. So gedenkt er beifällig der römischen Polizei. „Zu Rom ist ein trefflich hart Regiment. Denn der Parasel, der Hauptmann und Richter, reitet alle Nacht mit dreihundert Dienern in der Stadt umher, hält die Schaarwache stark. Wen er auf der Gassen erwischt, der muß herhalten, hat er eine Wehre bei sich, so wird er entweder gehänget, oder ertränket und in die Tyber geworfen, oder ein Strapedechorde gegeben." Auch davon spricht er, wie übel es Solchen ergangen, die sich unterstanden wider die päpstischen Irrthümer zu reden, und bezieht dann die Wachsamkeit und Strenge der Polizei auf ihre besondere Thätigkeit wider die Freiheit der Meinungsäußerung. „Wer nur ein Wort sich wider den Papst vernehmen läßt; denn sein Name heißt Noli me tangere, greif mich nicht an!" Man beschuldigt Alexander VI., daß er zuerst geheime Kundschafter und Auflaurer angestellt habe, was freilich nur beitrug, seinen Namen bei den Römern in ein noch schlimmeres Gerücht zu bringen. Auch Luther sollte Beweise davon erhalten, wie wir unten hören werden. Theilweise anerkennend urtheilt er, von seinem Aufenthalte

in Rom redend, über die römische Verwaltung. Die päpstliche Regierungskunst flößte ihm eine Achtung ein, die er ihr auch noch zollte, als sich seine Meinung über das Papstthum längst geändert hatte. Mehrfach kommen Aeußerungen bei ihm vor wie die, der Adel maße sich an und wolle regieren, könne es aber und verstehe es nicht. „Der Papst aber weiß es nicht allein, sondern kann auch regieren mit der That. Ein schlechter Papst kann besser regieren denn hundert vom Adel an unserm Hofe." Ebenso lobt er das Consistorium und die Curia Rotä, „da die Händel und Gerichtssachen fein rechtmäßig gehört, verrichtet und geörtert werden." [1])

Er sollte indeß noch in Rom selbst einen ganz andern Begriff vom Papstthume und der heiligen Stadt bekommen, als der war, den er mitgebracht hatte. Wenn diese Wendung erzählt wird, müssen noch mehrfache Zeugnisse von Dem, was er während seines Aufenthalts gesehen und beobachtet, angeführt werden. Zum bessern Verständnisse der Thatsache seiner Umstimmung und seiner spätern Urtheile über das Papstthum und die römischen Zustände wird es indeß erforderlich sein, zuvor auf diese einen Blick zu werfen.

Das Papstthum in unmittelbarer Nähe. — Römische und italische Zustände.

Schon im ersten Buche war von dem religiösen und Bildungszustande Italiens um das Jahr 1500, und dort und anderwärts gelegentlich von mancherlei Zeichen der Entartung des Papstthums und der Verderbniß der Kirche zu dieser Zeit die Rede. Dahin Gehöriges wird auch späterhin noch erwähnt werden müssen. Jene Entartung und Verderbniß ist unleugbar, allgemein bekannt und zugestanden. Es ist nur peinlich, und gern vermeidet man es, soweit man darf, bei so dunkeln Punkten, so schmachvollen Seiten der Geschichte des Reichs Christi und seiner Entwickelung zu verweilen. Es handelt sich hier darum, Luther's

1) Tischreden. Walch XXII, 2376, 2157, 2373. Roscoe a. a. O. I, 356.

Enttäuschung und seinen beginnenden Haß gegen Rom zu erklären, was indeß beiweitem leichter ist, als seinen Eifer für das Papstthum begreiflich zu machen, da er eben in der Zeit der tiefsten Versunkenheit desselben und wachsender Verachtung der Päpste, zunehmenden Abscheues und Entsetzens vor ihnen gerade bei den Klügsten, Besten und Frömmsten aufwuchs und in päpstischen kirchlichen Eifer gerieth; und da wir uns gewöhnt haben, den Abfall der Meinung und die Verbreitung abweichender Ansicht zu dieser Zeit uns doch wol größer und allgemeiner zu denken, als es den Thatsachen angemessen. Aus allen diesen Gründen eilen wir flüchtig an den Greueln und Schändlichkeiten des Papstthums und der Päpste beim Ausgange des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts vorüber. Nur Weniges davon soll angedeutet oder in Erinnerung gebracht werden, je nach den Erfordernissen unsers Absehens, die neue Wendung der Entwickelung Luther's, deren Anfänge zunächst berichtet werden müssen, in ein Licht zu stellen, durch welches wir sie völliger verständlich zu machen wünschen.

Seit große und zum Theil gute Päpste bis zum 13. Jahrhundert die Oberherrschaft in der Kirche und den Sieg über die weltliche Fürstenschaft errungen hatten und auf der höchsten Stufe wünschenswerther Macht, Ansehens und Einflusses angelangt waren, entartete das Papstthum mehr und mehr bis zur Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon und zur großen Kirchenspaltung, welche, wie die Deutschen schon zu Konstanz unwiderleglich gezeigt hatten, Folge davon gewesen und in der die Verschlimmerung unverhüllt und unverhüllbar an den Tag getreten war. Auch während dieses drei Menschenalter überdauernden Zeitabschnitts verschlimmerte und schändete es sich in zunehmender Fortschreitung. Zu den gemeinsten und schandbarsten Zwecken wurde es von den Päpsten selbst misbraucht, zu niedriger Geldschneiderei, Ausplünderung und Mishandlung der römisch-christlichen Nationen. Die Gegenpäpste überboten sich in Schlechtigkeit und Verächtlichkeit, entweiheten und verwirrten die Kirche, der eine noch mehr wie der andere, machten die Gläubigen irre am Glauben, die Kirche zum Gespött und riefen Erbitterung gegen das Papstthum hervor, am meisten in Italien, in Rom selbst. Überall begann die Meinung von ihm sich

abzuwenden. Man darf dabei nicht vergessen, soviel die Päpste verschuldeten, daß ihre Sünden und Frevel nur möglich waren bei einer ihnen gleichfalls, doch nicht allein zur Last fallenden allgemeinen Verderbniß der Kirche, einer allgemeinen Verschuldung der christlichen Nationen. Die Schlechtigkeit und Unzulänglichkeit der Häupter war großentheils Erzeugniß der Untüchtigkeit, Erlahmung und Fäulniß der Glieder. Doch waren diese noch immer besser, als die Häupter, war mehr gesundes, religiöses Leben und guter christlicher Geist in der Kirche, den christlichen Nationen als in den Päpsten geblieben. Daher erhob sich in jenen am Ausgange des 14. Jahrhunderts der Ruf nach Besserung und der Trieb, eine solche einzuleiten und zu Stande zu bringen. Zeichen der größern und hoffnungslosen Gesunkenheit des Papstthums war es, daß die Reformation von seiner Seite vereitelt wurde, Zeichen der Größe des Uebels, noch immer allgemeinen Verfalls, noch zu schwacher Einsicht und Erhebung des öffentlichen Geistes, daß ihm die Verhinderung der Reformation gelang, die auf den großen Koncilien des 15. Jahrhunderts erstrebt wurde.

Das Papstthum ging aus dem Kampfe erneuert und befestigt, doch wesenhaft umgewandelt, hervor. Als bezeichnender Ausdruck seiner neuen Art und Eigenthümlichkeit, doch immer noch mehr nur nach der bessern Seite, welche es darin entwickelte, kann die Persönlichkeit und Regierung Pius II. gelten. Seit den Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel war er unter den Päpsten des Jahrhunderts der geistig und sittlich Ausgezeichnetste, der Wohlmeinendste, am meisten erfüllt von höhern und edlern Begriffen seiner Stellung und Würde, am meisten bedacht auf die Gesammtanliegen der Christenheit. Allein nur selten blieb er sich der erstern bewußt, die letztere behielt er nicht fest im Auge, weil ihn Ehrgeiz und Leidenschaftlichkeit beherrschte. Er erkannte sie so wenig klar und tief als den eigentlichen Schaden der Kirche oder die Erschütterung, welche die päpstliche Macht innerlich erlitten. Die wahren Mittel der Abhülfe standen ihm theils nicht zu Gebot, theils verwarf er sie. Die Wiederbelebung des religiösen Geistes konnte von ihm nicht ausgehen; zur Vereitlung der Reformation und zur Unterdrückung der darauf gerichteten Wünsche und Bestrebungen, an welchen er

selbst mit Beeiferung Theil genommen, that kein anderer Papst soviel als er. Für Reinigung, Erbauung, Vergeistigung der Kirche hatte er keinen Sinn. Die Ausbreitung und die Verstärkung der Macht der Kirche und seiner Obergewalt in ihr war sein herrschender Gedanke. Er setzte seinen Lebenszweck darin, das Papstthum wieder zu seiner vormaligen Höhe des Einflusses, nicht der Würde, zu erheben. Ihm fehlte eine bedeutende Herrschergabe nicht, daneben aber war er so gemein herrschsüchtig und so kurzsichtig zu verkennen, daß in der unermäßigten Machtfülle des Papstthums und dem ungebesserten Zustande der Kirche, in den Verderbnissen, die er zum Theil selbst noch vergrößerte, denen er seinen Schutz lieh, die schlimmste Gefahr für beide liege. Durch Abfall von sich selbst, durch Verrath und Ränke bewirkte er den Sieg des Papstthums, insbesondere die Unterdrückung der wiedererstehenden deutschen Kirchenfreiheit. Kein Mittel war ihm zu schlecht, seine schlechten und guten Zwecke, die schlechten gegen Deutschland gerichteten insbesondere, zu erreichen. Die deutsche Kirchenfreiheit zu zerstören, übte er Verrath an der Nation, verleitete er den schwachen Kaiser zum Verräther an ihr zu werden. Um einem Freunde zum Bisthume Brixen zu verhelfen, bot er Alles auf, was Verwüstung und Elend über ein deutsches Land bringen konnte, Bann und Interdikt, Anstachelung der Schweizer und des Herzogs von Mailand zum Einfall ins tyroler Gebiet. Schwere und lange Zerwürfnisse brachte er zwischen deutsche Fürsten und einen blutigen Krieg über andere deutsche Lande durch seine Bannung und Absetzung des mainzer Erzbischofs Diether von Isenburg. Zu offen lagen seine zweideutigen und eigennützigen Nebenabsichten am Tage, als daß ihm sein großer Entwurf eines allgemeinen Verbündnisses wider den vordringenden Islam hätte gelingen, daß er in den christlichen Fürsten und Völkern Gemeinsinn und eine edle nachhaltige Begeisterung hätte wecken können. Die Päpste hatten ihre Herrschaft über die Deutschen gewonnen, indem sie Gewalt über die Geister und Gemüther derselben geübt und daneben die Mittel altrömisch-selbstsüchtiger und treuloser Staatskunst angewendet; Pius erneuerte durch die letztere die päpstliche Herrschaft in Deutschland, woneben seine Bemühungen, die geistige Allgewalt des Papstthums wiederherzu-

stellen, nur geringen Erfolg hatten und weit hinter dem Machiavellism zurückstanden, den er ausbildete und der seit ihm der vornehmste Hebel der päpstlichen Obermacht, insbesondere im deutschen Reiche, wurde, erste Triebfeder und vornehmstes Mittel des Kirchenregiments, dem alle eigentlichen kirchlichen Zwecke untergeordnet wurden. Wir wollen im Uebrigen nicht vergessen, daß er nicht ohne Verdienst um die Hebung des wissenschaftlichen, überhaupt des geistigen Lebens, und gerade auch in unserer Nation war.

Nach ihm aber, der der beste Papst war seit langen Zeiträumen und bis auf Leo X. oder Julius II., trat eine zunehmende, nicht mehr wie bis dahin jeweilig unterbrochene Verschlimmerung durch eine Reihe der schändlichsten und verächtlichsten Päpste ein. Das Papstthum zeigte seit Paul II., mit welchem für dasselbe der traurigste, in mancher Beziehung noch schmachvollere Zeitabschnitt als das 10. Jahrhundert beginnt, immer weniger des Guten, das unter Pius ihm noch beigewohnt, des Schlechten wurde mehr und es wurde ärger. Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI. Man braucht die Namen nur zu nennen, um Abscheu, Zorn und Schmerz in jedem für die Kirche und deren Wohl und Ehre fühlenden Herzen zu entzünden. Sie sind gleichbedeutend mit tiefster Entwürdigung des Papstthums, schimpflicher Unterjochung, Schändung und Verderben der Christenheit. Zum Zeichen, daß innerhalb der Kirche ein besserer Geist immer noch nicht erstickt war und wurde, erhoben die eifrigsten Freunde und Anhänger derselben von jeher den lautesten und schärfsten Tadel darüber, wie auch unter den katholischen Geschichtschreibern die nennenswerthen darüber einstimmig sind. Frevel, wie die Welt sie kaum je gesehen, ließen jene Päpste ohne Zahl sich zu Schulden kommen, viele ungleich größere, als tyrannische und nichtswürdige, blos weltliche, mit so hohem Amt nicht betraute Häupter sie nimmer begehen können. Das Papstthum wird unter ihnen bezeichnet durch eine Erstorbenheit aller ehevorigen Größe und Würde, eine so gänzliche Verweltlichung im schlechtesten Sinne, eine so tiefe Verderbniß, und eine Bösartigkeit, wie es sie bis dahin noch immer nicht, wenigstens so anhaltend nicht hatte blicken lassen: eine Bösartigkeit, die aus dem geheimen, seine freche Sicherheit durchkreuzenden

Gefühle seiner Schuld, des Wankens seiner Macht und seiner Unfähigkeit, sich darin durch geistige edle Mittel zu erhalten, herfloß. Seine Herrschaft war, wenn schlechte Päpste auf dem heil. Stuhle gesessen, von jeher um so häßlicher erschienen durch den Gegensatz der edeln und umfassenden Begriffe, worauf es ruhete, und seiner engen Gesichtspunkte und gemeinen Wirklichkeit, der Höhe der Aufgabe und Stellung, der Würde des Amts und der Verwerflichkeit Derer, die sich darin befanden. Schroffer als je sprang dieser Gegensatz jetzt hervor und noch nie waren Heuchelei und Schamlosigkeit zugleich in so schreckbarer und widriger Gestalt erschienen. Gleich sehr befleckt war das Privatleben und das Regiment jener Päpste. Daß sie Worte der sittlichen und religiösen Mahnung im Munde führten und falsche Eide schworen, oder Gegner, ihnen misbeliebige Personen, durch Gift aus dem Wege räumten, oder daß sie Ablaß ausbieten ließen unter dem Vorwande, die Christenheit mit dem aufkommenden Gelde gegen die Türken zu vertheidigen, mit diesen aber sich insgeheim verbündeten, wie Alexander VI. mit dem Sultan Bajazet, ist noch nicht das Aergste, und sogar noch sehr wenig. Macchiavellism auf der äußersten Spitze, wo er so viel als Nichtkunde oder Verachtung oder Misbrauch guter Zwecke zu Vorwänden oder Deckmänteln des Betrugs, Richtung auf die schlechtesten Zwecke und völlige Gleichgültigkeit gegen die Beschaffenheit der Mittel bedeutet, ist dem Papstthume am Ende des 15. und im Beginne des 16. Jahrhunderts eigenthümlich. Endlich darf noch ein Zug nicht fehlen, der in der geistlich-römischen Despotie so wenig als in irgend einer andern fehlte. Die Kardinäle, obwol mehr und mehr in ihren Befugnissen beschränkt, überhaupt die römischen Hofgeistlichen, meisthin Italiener, hatten an der scheinbar unbeschränkten Kirchen- und Weltherrschaft der Päpste einen wesentlichen, oft überwiegenden und weil ungeordneten um so nachtheiligern Antheil behalten. Mit dem Papstthume, dem religiösen Volksgeiste und der Staatenpolitik Italiens hatten auch sie und hatte jenes ganze Uebel sich verschlimmert, durch welches die päpstliche Obergewalt für die ihr unterworfenen außeritalischen Nationen um so drückender und schimpflicher wurde. Es bezeichnet die damaligen Mitregenten der Kirche hinlänglich, daß sie ohne Zwang, ganz nach freier Uebereinkunft Roderigo Borgia,

der sich Alexander VI. nannte, zum Papste erwählten, durch dessen Wahl „dem apostolischen Stuhle die tiefste Schmach zugefügt wurde, die er je erlitten," ihn wählten, als er bereits „mehrere Kinder in ehebrecherischer Verbindung erzeugt hatte und dessen Tücke und Grausamkeit Niemandem unbekannt war"[1]).

Durch das Alles litt keine andere Nation nur entfernt so wie die deutsche. Die Kardinäle, die Kurtisanen waren die dienstbaren Werkzeuge der schändlichen Päpste und ihrer ruchlosen Politik und durften dafür zum Lohne Deutschland um die Wette mit denselben ausbeuten. Luther beschreibt das Unwesen ausführlich in der Schrift an den Adel. Er leitet den Abschnitt mit einer Frage und Antwort ein, die nur Wahrheit enthielt. „Zum Andern, wozu ist das Volg nutz in der Christenheit, daß do heißt die Cardinäl? Das will ich dir sagen: Welsch- und Deutschland haben viel reicher Klöster, Stift, Lehen und Pfarr; die hat man nit wüßt baß gen Rom zu bringen, dann daß man Cardinäl macht, und denselbigen die Bißthumb, Kloster, Prälaturn zu eigen gebe, und Gottisdienst also zu Boden stieße. Drumb sicht man itzt, daß Welschland fast wust ist, Kloster vorstoret, Bißthumb vorzehret, Prälaturn und aller Kirchen Zinse gen Rom zogen, Städte verfallen, Land und Leut vordorben, da kein Gottisdienst noch Predig mehr gaht. Warumb? Die Cardinäl mussen die Guter haben. Kein Turk hätt Welschland so mugen vorderben, und Gottisdienst niederlegen. Nu Welschland ausgesogen ist, kommen sie ins Deutschland, heben fein säuberlich an; aber sehen wir zu, Deutschland soll bald dem Welschen gleich werden. Wir haben schon etlich Cardinäl. Was darinnen die Romer suchen, sollen die trunken Deutschen nit vorstehen, bis sie kein Bißthumb, Kloster, Pfarr, Lehen, Heller oder Pfennig mehr haben. Der Endchrist muß die Schätz der Erden heben, wie es vorkundet ist (Dan. 11, 8. 39. 43.). Es geht daher, man schäumet oben ab von den Bißthumen, Klostern und Lehnen; und weil sie noch nit alls duren gar vorschwenden, wie sie den Welschen than haben, brauchen sie dieweil solch heilige Behendikeit, daß sie zehen oder zwänzig Prälaturen zusammen koppelen, und von einer iglichen ein jährlich Stuck reißen, daß doch ein Summa draus werde.

1) Alzog a. a. O. 692.

Pröbstei zu Würzburg gibt tausend Gulden, die zu Babenburg auch etwas, Mänz, Trier und der mehr: so mocht man ein tausend Gulden oder zehen zusammen bringen, damit ein Cardinal sich einem reichen Kunige gleich halte zu Rom." Aehnlich Hutten in der Klag und Vormahnung wider den Gewalt des Bapsts:

Und send der Curtisanen voll
All Land, das sicht man leider wohl;
Vor der Gewalt und Büberei
Kein Stiftung jetzt mag bleiben frei.
Dann, wo noch etwas wär vorhand,
Zu Rom, der Kammern unbekannt,
Da legens auf ein Pension,
Obs hat gestift ein Teutscher schon u. s. f. [1])

Es wurde wenigstens in dieser Beziehung nicht anders, seit der vielgerühmte Julius II. die dreifache Krone trug. Seine Persönlichkeit hatte einen bedeutenden Wechsel zur Folge gehabt. Er war nicht von fern ein Alexander VI., seine Politik aber, obwol durch ungewöhnlich lebendigen Patriotismus veredelt, ihrer machiavellistischen Grundart nach die seiner Vorgänger, und Deutschland und Maximilian erfuhren ihre Wirkungen im vollen Maße. Wie seinen Vorgängern waren ihm die eigentlichen höheren Begriffe und Zwecke der päpstlichen Stellung und Würde fremd. Er machte die letztere, indem er durch weltliche Vortheile und Gelüste, durch Launen und Leidenschaften sich bestimmen ließ, politisch-kriegerischen Zwecken und Unternehmungen dienstbar, deren Gelingen nothwendig des deutschen Reichs und Kaiserthums Schaden war. Schlau und fein wußte er die Schwächen des deutschen Staatswesens, der deutschen Nation und ihres Königs zu benutzen. Auf Treue und Glauben kam es ihm dabei niemals an und stets warf er Maximilian die Erlangung der Kaiserkrone, die Kaiserwürde, die Reichsansprüche in Italien nebst den habsburgischen Hausvortheilen als Köder hin, wonach der König und Kaiser haschte, während der Papst Deutschland in Unterwürfigkeit hielt und nach wie vor ausbeutete. Max soll gesagt haben: „Ewiger Gott, wie würde es der Welt gehen, wenn du nicht eine besondere Aufsicht über sie hättest unter einem Kaiser, wie

1) Plochm. XXI, 293. Münch, Hutten's Werke, V, 78.

ich, der ich nur ein elender Jäger bin, und unter einem so boshaften Papste, wie Julius II. ist." Eine große Wahrheit liegt darin. Julius sagte, daß er Kaiser, Maximilian aber Papst hätte sein sollen. Luther schrieb: „solcher lediger Name des Kaiserthums hat die Deutschen viel gestanden: denn die Päpste hernach unser Kaiser zu Knechten gemacht haben. Wenn ihnen etwas gemangelt, haben unser Kaiser auf ihr eigen Kost den Päpsten und welschem Lande müssen zu Hülfe kommen, dafur sie ihnen hernach gelohnet und gedanket mit aller Schalkheit und Büberei, etliche Kaiser vergift, etliche geköpft, oder sonst verrathen und umbbracht; wie denn päpstliche Heiligkeit und Teufelsgespenst hat sollen und müssen thun. Aber mit den ledigen Namen und Titeln haben gleichwohl die Klauen je länger je mehr eingeschlagen; darnach mit der Krönung und Salbung solchs gestärkt, immer weiter und weiter nach dem Reich getrachtet, auf daß sie nehmen möchten, als die Stifträuber und Kaisermörder, was die Deutschen ererbet, oder mit dem Schwert gewonnen haben; nach dem Sprüchwort unsers Herrn, Joh. 4, 38: Ein Ander ärbeitet, ein Ander nimpts. Ja, sage ich, sie wären gern Kaiser durch unser Deutschen Gut und Blut." Ganz auf ähnliche Weise spricht sich Hutten nicht selten, und eben auch über Julius aus, dem er überhaupt so gram war, wie wenigen Menschen, der ein Hauptgegenstand seines Spottes ist. Er ging um diese Zeit nach Italien und bildete sich hier seine Meinung über ihn, sprach sie auch in bittern Epigrammen aus, die in Deutschland handschriftlich rasch verbreitet und auch gedruckt wurden. Zu unentschuldbaren Kriegen rege der eine Mensch den ganzen Erdkreis auf, bei dringender Türkengefahr; der Hirt gebe den Wölfen die Heerde dahin; statt wie Petrus für die Völker zu beten, freue er sich des Blutvergießens; der sich an den Schlüsseln Petri genügen lassen solle, handhabe das Schwert; Troja sei durch Treulosigkeit gefallen, die er nun erneuere; zu einer schlimmen Pest des menschlichen Geschlechts sei er geboren, es sei Noth, daß er sterbe, der sich alle denkbaren Unthaten gestatte, keinerlei Aehnlichkeit mit Christus und Petrus, nichts habe, das eines römischen Bischofs würdig sei; zum Kaufmann mache er sich, indem er alle Welt durch seine Ablässe betrüge, den Himmel verhandle, woran er selbst keinen Theil habe, und der nur durch Rechtschaffenheit erkauft werden

könne u. s. f., woran sich Mahnungen an den Kaiser anknüpfen, wider solche Unbilden einzuschreiten [1]).

Es muß dahingestellt bleiben, ob wir uns besser gestanden, wäre Julius mit seinem Geiste und seiner Kraft statt Maximilian Kaiser gewesen. Ein Kaiser von deutsch-patriotischen Entwürfen, wie er sie für Italien hegte, that uns noth. Darin jedoch glich ihm Max und hatte dabei mehr von der Redlichkeit und Hochherzigkeit, die bei uns nicht minder Bedürfniß war. Julius dagegen hatte weit mehr von der Eigensucht und zuletzt kleinlichen Berechnung, die so verführerisch für den deutschen König war, die Anliegen der Hausmacht denen des Reichs voranzustellen. Mit größerer Gewißheit kann man von Julius sagen, daß er ein echter Nachfolger seiner Vorgänger war, die unsere Kaiser zu Knechten gemacht und sie verlockten auf ihr eigen Kost den römischen Oberherren und wälschem Lande zu Hülfe zu kommen und ihnen dafür mit aller Schalkheit und Büberei lohnten; daß er gleich andern seiner Vorgänger im Papstthume oder noch mehr, wie Luther einmal gerade heraus von ihm sagte: „nach dem Kaiserthum trachtete und gerne Kaiser gewesen wäre" [2]) durch unser Deutschen Gut und Blut; vor Allem, daß er der Kirche überhaupt und bei uns insbesondere nichts von Dem war, was er als Papst ihr hätte sein sollen, daß er ihre Anliegen und seine Pflichten gegen sie gänzlich vernachlässigte, sie nur als Geldquelle und Mittel zu Pracht, Krieg und Gewalt, ihrem Bedürfniß und Wohle zuwider, behandelte. Denken wir nur an die Beschwerden des Reichs von diesem Jahre 1510, die das Offenbare, daß eine solche Oberherrschaft die Aufreizung zu zehn Empörungen statt einer in sich faßte, so schonend aussprechen und zugleich beweisen, wie übermäßig viel die Nation, ohne zum Aufstande zu schreiten, von einer Anzahl gekrönter und infulirter Buben, was die römischen Beherrscher in Beziehung auf die Kirche und Deutschland waren, sich gefallen ließ.

Auch das bleibt zweifelhaft, ob Julius II. wenigstens für sein Vaterland selbst politisch wohlthätig und nützlich gewirkt. Daß

---

1) Wider das Papstthum, Plochm. XXVI, 227. Münch, Hutten's Werke, I, 220 ff., 333 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 1315.

er an der Kirche überhaupt sich verfehlte, strafte sich auch in Italien schwer. Seit Dante und Petrarca die Welt mit ihren Klagen über den Greuel der Verwüstung am Sitze der obersten Kirchenhirten erfüllt hatten, bis in die Zeiten der unmittelbaren Vorgänger Julius' II. war es nicht besser, unter ihrem Regimente war es schlimmer geworden; ja selbst bessere Eigenschaften und Bestrebungen verhältnißmäßig besserer Päpste wirkten nicht mehr heilsam. Weit verbreitete Unwissenheit, das barbarische Wissen der Gelehrten und deren beschränkte Vorliebe für dasselbe hatten wesentlich zum Mislingen der Besserungsversuche der großen Concilien mitgewirkt. Die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst, dieses großen Hebels einer raschen Mittheilung von Kenntnissen, war gleich im Anfange nirgend eifriger zur Förderung der Studien benutzt, als in Rom, und zwar unter dem Schutze Nikolaus' V., der überhaupt so viel für die letzteren that. Allein diese Studien waren seit Paul II. wenig gepflegt, sie fingen unter Julius, in dessen Kriegsgewirre halb erstickt, erst wieder an, sich zu heben, sie durften vom Christenthume, aber nicht vom Priesterthume ablenken, sie waren vornämlich die humanistischen, die in Italien keinen auferbauenden, sondern in hohem Maße und fast allein einen zerstörerischen Einfluß auf dem kirchlichen, religiösen und sittlichen Gebiete übten. Kein Fortschritt aus der religiösen und sittlichen Verwilderung und Verderbniß ist unter Julius' Regierung wahrnehmbar. Eben darum konnte es zu einer wahren Erhebung nicht kommen trotz aller sich mehr und mehr verbreitenden philosophischen und religiösen Aufklärung, die sogar nachtheilig wirkte selbst für den weltlichen Nutzen des Landes und Volkes. Man muß den letzteren nur nicht in Einzelnem und Vorübergehendem suchen wollen. Die Italiener zogen allerdings mancherlei weltlichen Gewinn daraus, daß ihr Land der Sitz des Papstthums war, ihre Nation der Kirche und der Welt die Gebieter gab; sie hatten die feinere Bildung und deren Vortheile aus erster Hand, welche von Päpsten, wie Nikolaus V. und Pius II., mit so großer Gunst gefördert wurde, hatten aber mit ihr auch deren Nachtheile, namentlich die mit ihr verbundene Förderung der längst in alle Adern, ins Herzblut der Nation gedrungenen Irreligiösität und Entsittlichung aus erster Hand, die dann wieder erschlaffend auf den Nationalgeist und vergiftend auf die gepriesene Bildung und

auf das Papstthum zurückwirkte. Die Italiener, die sich alle christlichen Länder tributbar machten, konnten im eigenen Lande die Fremden und deren Einfluß und Einfälle nicht abwehren. Die Franzosen sagten, als sie unter ihrem Könige Karl Rom eingenommen, ihr Latein und Griechisch (woran ihr modernes Heidenthum hing) mache die Italiener so feig. Das Papstthum glich dem Mittelpunkte einer durch mancherlei Glanz verhüllten, doch in der Nähe erkannt, Ekel und Grauen erregenden Pestbeule an einem faulenden Körper, von welcher Tod und Verderben für alles edlere Leben, statt eines Lebensodems, statt Heilung und Heiligung ausströmte[1]).

Fortgesetzte Beobachtungen und Erlebnisse in Rom. — Enttäuschung.

So war der Schauplatz, welchen Luther betreten, so das Rom, das er als die heilige Stadt begrüßt. Die letzten Päpste bis auf Julius hatten da die großen Ueberlieferungen von den frühern ausgelöscht, die sich an die Spitze der ihre Zeit beherrschenden, großentheils so edeln und hohen Triebe und Begriffe gestellt. Luther fand trotz dem Glanze des regierenden Papstes die Gemeinheit, den Verfall. Er war unter der Einwirkung jener Ueberlieferungen, erfüllt von ihnen, gekommen. Er gehörte nicht zu Denen, die das Papstthum für Das ansahen, was es war, die sich ihm innerlich oder äußerlich entgegenstellten. Ganz dem Bedürfniß und Zuge der innigsten, eifrigsten Frömmigkeit hingegeben, war er eine der ernsten deutschen Naturen, einer der ehrlichen deutschen Kleriker, welche den Begriff der Kirche Christi auf Erden mit dem Begriffe des Papstthums und das wirkliche mit dem urbildlichen Papstthume verwechselten, von aufrichtiger Ehrfurcht durchdrungen, der Welt und des Weltlaufs unkundig. Manche gelangten auch in der Ferne zur Erkenntniß im vollen Maß. Er mußte, damit sie in ihm nur recht begönne, Rom in der Nähe sehen. Die Welt war von Widerspruch erfüllt, sofern zum wenigsten den Gebildeten und Denkenden die Augen aufgegangen

1) Leo, Universalgesch., III, 19.

waren: wie nahe mußte er hinangeführt werden, ehe seine zähen Vorstellungen und Empfindungen zu wanken anfingen. Angesehen, wie viel ihm bereits von der Wirklichkeit vor Augen getreten war und wie viel freisinnige und abweichende Ansicht und Gesinnung ihn schon seit Jahren, ja von Kindheit an umgeben hatte, würde man geneigt sein müssen, ihn bis zu diesem Zeitabschnitte seines Lebens für beschränkt bis zur höchsten Einfalt zu erklären, wenn die anscheinende Beschränktheit nicht vielmehr als jene Verblendung tiefinnerlicher Gemüther, wie eines Paulus, erschiene, die eben aus ihrer Innerlichkeit und Geistestiefe, der ungewöhnlichen Kraft und Leidenschaft ihrer Seelen hervorgeht, in welcher sie jede einmal aufgenommene Vorstellung oder Liebe mit einer Hartnäckigkeit festhalten, die der gewöhnliche Verstand, das ruhige Gefühl nur schwer begreift.

Von so kurzer Dauer sein Aufenthalt in Rom und so wenig ausgebreitet sein Verkehr sein mochte, er benutzte seine Zeit so gut, sah und hörte und erlebte so Mancherlei, beobachtete so scharf, als ihm die Augen erst aufzugehen anfingen, die Verderbniß war so groß und allgemein und lag zu einem sehr bedeutenden Theile nur so leicht verhüllt oder so offen am Tage, daß die wahre Gestalt der römischen Zustände sich ihm freilich nicht vollständig, doch hinlänglich enthüllte, um die schmerzlichste Enttäuschung bei ihm zu bewirken.

Er hatte gehofft, durch die am Sitze der Heiligkeit anzustellenden frommen Uebungen, und durch den Trost, den er sich von gelehrten und gottseligen Männern versprochen, sein Gewissen zufriedenstellen zu können. Aber er fand zu Rom „die ungelehrtesten Leute", die ihn „mehr ärgerten als erbaueten." Er lernte die „Meßpfaffen" in Italien als größtentheils „grobe, ungelehrte Esel" kennen, die wenig oder gar kein Latein verstanden, sich nur vom Meßhalten nährten, noch viel ungelehrter waren als die deutschen. Hätte man sie nach der Zahl der Sakramente gefragt, und wie dieselben hießen, so wäre die Antwort gewesen: drei, der Sprengwedel, das Rauchfaß und das Kreuz[1]).

Er kam mit der tiefsten Ehrfurcht vor der heil. Schrift, erfüllt von Hochachtung echter Schriftgelehrsamkeit. Die römischen

1) *Rebenstock* II, 14. Tischreden, Walch XXII, 1517.

Gelehrten gaben sich, Wenige ausgenommen, damit nicht ab, achteten die Schrift nicht, kannten sie nicht, heidnische Bildung, Denkart, Sitte, Redeweise fand er in ihren Kreisen. Es ist bezeichnend, daß der hochangesehene Kardinal Bembo äußerte, er habe seine Zeit nie schlechter angewendet, als wenn er in der Bibel gelesen; daß er zu seinem Freunde Sadolet, als er ihn über einer exegetischen Arbeit traf, sagte: er möge die Läppereien liegen lassen, die sich für einen rechten Gelehrten nicht schickten; daß er sich eine der schönsten Buhlerinnen hielt und von den süßesten Liebesgedichten überfloß. Auch die berüchtigte Lukretia Borgia besang er, zu deren Günstlingen er gehörte, wie nachmals zu den Günstlingen Leo's X. Er war es, dem die italischen Kunstrichter einmüthig das Verdienst zuerkannten, sowol durch sein Beispiel als seine Grundsätze einen verbesserten Geschmack in ihrer Literatur geltend gemacht zu haben, „mit dem das Zeitalter Auguſt's (das Papst Leo in erster Stelle hereinführte) von Neuem begann." Und so war nun das beginnende neue augusteische Zeitalter, daß man unter Anderm die Buhlschaften der Geistlichen einfache Sünden nannte, durch welche die Begierde einstweilen getödtet werde und die durch späte Buße gesühnt werden könnten. Johannes della Casa, später Erzbischof von Benevent, schrieb ein Schmutzgedicht, in welchem er der unnatürlichen Wollust das Wort redete. Die Schriften der italischen Geistlichen zeichneten sich durch die schamlosesten Unanständigkeiten aus und ihr Wandel war nicht reiner. Der Aeußerung, daß man, als er gen Rom gezogen sei, Rom die Brunnquelle der Gerechtigkeit genannt, fügt Luther den Nachsatz hinzu: „aber ich sahe, daß Rom eine Hure oder Hurenhaus war." Auch Einzelheiten führt er an. „Zu Rom hab' ich gesehen etliche Kardinäle, die man als die Heiligen ehrte, darum daß sie sich an dem Umgange mit Weibern genügen ließen. Denn daselbst wird greuliche Schande begangen, nicht heimlich im Winkel, sondern öffentlich, und gehen in solchem Spiel voran die Obersten und Vornehmsten sammt der ganzen Stadt. Was konnte da für Rath oder Hülfe wider solche Greuel gefunden werden? Wer hätte sich unterstehen mögen, sie zu strafen, bei denen Sünde und Schande für löbliche Gewohnheit galt? Andre sündigen doch heimlich und werden darüber schamroth. Aber so waren die Sodomiter nicht gesinnt, darum war keine Besserung bei ihnen zu

hoffen, es war auf's höchste mit ihnen gekommen, keine Hülfe noch Rath möglich." Er rede im Hörsale, sagte er, über das 19. Kapitel der Genesis lesend, nur ungern über die Sünde der Sodomiter, weil der Deutschen Ohren noch rein davon wären. Freilich sei sie durch gottlose Kriegsknechte und liederliche Kaufleute auch in deutsche Lande gebracht, müsse aber doch ganz in der Stille verübt werden. „Die Karthäusermönche (denen man darum feind sein soll) sind die ersten gewesen, die solche greuliche Schande aus den wälschen Klöstern in Deutschland gebracht haben. So wohl und löblich haben sie zu Rom studirt und sind sie da unterrichtet." Unverschämt wären dort als ein ehrlich löblich Ding die stummen Sünden getrieben, und recht geschehe den Verächtern des Ehestandes, daß eitel „Hundehochzeit (und wollt' Gott, daß eitel Hundehochzeit wären), ja eitel wälsche Hochzeit und florenzische Bräute" bei ihnen wären. Wer zu Rom und in wälschen Landen sich umgesehen, wisse, mit welcherlei Zorn und Plage Gott das Eheverbot räche, sodaß die Greuel Sodoms gegen die römischen als Scherz und bloßes Vorspiel erschienen[1]).

Die Florentinerinnen waren seit Boccaccio, dem glücklichen Verspotter der Geistlichkeit und des päpstischen Wesens, berüchtigt. Was für Gedanken mußte ihm aber dies Alles erregen, die Beobachtung, daß Entsittlichung von der heiligen Stadt, dem Sitze des Stellvertreters Christi, von seinem Hofe, von der römischen Kirche ausging, die mit solcher Salbung in die christliche Welt hinein sich hören ließ. Er lernte jetzt, wo er den Ursprung zu suchen, zu erkennen hätte, wenn er mit nunmehr helleren Augen in Deutschland so manches Aergerliche erblickte, z. B. wenn wenigstens einzelne Domherren die Meinung vertheidigten, daß Liederlichkeit unter ledigen Personen keine Sünde sein könne. Sie war „zuerst von den Wahlen" aufgebracht und in Schutz genommen. Aehnlich Hutten in der späteren Ausgabe seiner Klag' und Vormahnung: Auferwecker der teutschen Nation.

„Der wälschen Possen sieht man viel,
Der ich sie keinen nennen will,

---

1) Tischreden, Walch XXII, 1357. Ausl. der Genesis zu Kap. 19, V. 4 f. Walch I, 1840, 1844. Vom Kriege wider den Türken, 1529; Plochm. XXXI, 72. Villers a. a. O. II, 62. Roscoe a. a. O. III, 12.

Dann lästerlich zu reden laut,
Das, der zu würken keinem graut,
Und haben bracht in unser Land,
Das vor den Teutschen unbekannt,
Da habens uns beflecket mit." [1]).

Das zum Theil schandbare Leben in den italischen Klöstern hatte er wol ebenso wie das üppige schon unterwegs kennen gelernt. Denn von seiner römischen Reise erzählend, sagte er, daß er unterwegs in den gottlosesten Klöstern geherbergt habe. In Rom offenbarte sich ihm noch eine andere Seite des klösterlichen Reichthums und der Schicksale desselben. Wenn das Papstthum, sagt er, ähnlich wie in der angeführten Aeußerung über die Kardinäle, noch zehn Jahr gestanden hätte, so würden alle Klöster auch in Deutschland wüst geworden und gen Rom gefallen sein. In den reichsten wälschen Klöstern hätte man nur einige wenige Personen spärlich erhalten und ernährt und das übrige Einkommen den Kardinälen gegeben. Bei der von Heiligkeit umgebenen Kalixtkirche wären nur zwei Minoriten gewesen, die Alles, was eingekommen und erschunden sei, dem Papste abgeliefert und sich mit sechzig Dukaten begnügt hätten.

Auf seinen römischen Erinnerungen scheint es gleichfalls wenigstens großentheils zu beruhen, wenn er in der Schrift wider das Papstthum sich darüber ausläßt, daß die Evangelischen in deutschen Landen Ketzer gescholten würden, die die Kirchen, Klöster, Messen, die römische Abgötterei verwüsteten. „Siehe mir da zu, wie sie selbs, die solche Abgötterei für rechten Gottesdienst lehren, zu Rom damit umgehen." Die Kirche der heil. Agnes, worin früher hundert und funfzig Nonnen gewesen, St. Pankratii, Sebastiani, Pauli und alle reichen Kirchen und Klöster innerhalb und außerhalb Roms wären von Papst und Kardinälen verschlungen, die nun „zu uns herauskommen, greifen unsre Stift und Klöster auch an, mit Palliis, Annaten und viel ander Räuberei und Schinderei" [2]).

Die Erzählung, wie mit den Einkünften der Klöster in Ita-

1) Walch I, 1843. Münch, Hutten's Werke, V, 66.

2) *Rebenstock* II, 70. Tischreden, Walch XXII, 355. Plochm. XXVI, 130.

lien, in Rom gehauſet ſei, führt ihn auf eine Schilderung der Heiligkeit, die dort zu finden geweſen wäre oder noch zu finden ſei. „Wenn einer will Meſſe halten, da laufen die Leute zu mit großen Haufen, die Präſenz begehren, und wenn einer eine halbe Stunde verzeucht, ſo bekommt er eine ganze Hand voll Groſchen, und iſt ein ſolch Gedränge mit dem Schandgreuel der Opfermeſſe, daß zween Pfaffen zugleich über einem Altar gegen einander ſtehen und halten Meſſe: ſind mächtig fertig mit ihrem Handwerke, haben eine Meſſe in einem Hui geſchmidet. Wenn dieſelbigen abgehen, ſo treten andere zween über und halten Meß; es muß aber ein jeglicher ſein eigen Meßgewand mit ſich bringen." So ſei es dort gegangen mit dem Trödelmarkte des Papſtes, dem ſeine Lügen indeß ein zehn tauſend Gülden eingebracht hätten. „Ich wollte nur wünſchen, daß ein jeglicher, der ein Prediger ſollte werden, zuvor zu Rom wäre geweſt und hätte geſehen, wie es da zugeht", ſetzt er hinzu, und man hörte ihn dies öfter ſagen [1]).

Wer es ſah, dem hätte am allerwenigſten entgehen können, wie ſehr es bei der römiſchen geiſtlichen Herrſchaft auf das Geld der Gläubigen abgeſehen und wie zu Rom Jedermann käuflich, Alles feil war. Er hat ſich ſpäterhin oft darüber ausgeſprochen, und die Erinnerung an Selbſtgeſehenes blickt offenbar an hundert Stellen durch, z. B. in der Schrift an den Adel deutſcher Nation, wo er über die Errichtung eines eignen „Kaufhauſes, des Datarii-Hauſes" zu Rom ſich ausläßt. „Hie werden die Gelübd aufgehebet, hie iſt feil der ehelich Stand der Geiſtlichen, hie mögen alle Unehre und Schand zu Würden kommen. O wilch ein Schätzerei und Schinderei regiert da, daß ein Schein hat, daß alle geiſtlich Geſetz allein darumb geſetzt ſein, daß nur viel Geldſtrick wurden, daraus ſich muß loſen, wer ein Chriſten ſein ſoll. Ja, hie wird der Teufel ein heilig und ein Gott darzu. Was Himmel und Erden nit vormag, das vormag dieß Haus. Es heißen Compositiones, freilich compositiones, ja confusiones. O wie ein ſchlechter Schatz iſt der Zoll am Rhein gegen dieſem heiligen Hauſe" [2]).

Bei dem Meſſeleſen, womit er begann und das er ſo eifrig

1) Tiſchreden, Walch XXII, 1356.

2) Plochm. XXI, 304.

fortsetzte, scheint er die ersten Erfahrungen gemacht zu haben, die ihm die Augen öffneten. Er habe, sagt er in einer Streitschrift gegen Tetzel, in Rom mehr als eine Messe für die Seelen gehalten; allein der Glaube, worin er es gethan, habe ihn gereuet, denn die scholastische Lehre, worauf derselbe ruhe, sei zwar von den Päpsten bestätigt, doch ohne Bewährung, womit man redlich bestehen könne, „und sie selbs zu Rom des nit viel achten." Während er durch sein Meßopfer die Seinigen aus dem Fegfeuer erlösen wollte und sehr andächtig und langsam seine Messe hielt, wurden an einem andern Altare neben ihm sieben Messen verrichtet, ehe er fertig war, und die römischen Priester riefen ihm zu: fort, fort, schicke unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim. Als ob nämlich die Mutter Christi des Sohns so lange entbehren müßte, als er in die Hostie verwandelt und in dieselbe gleichsam festgebannt wäre. Eine anstößige Mönchsrede der Art, wie in Erfurt eine bei den Augustinern gebräuchlich war. Hier aber hörte er sie am Altare, mitten in seiner Andacht, von Priestern, welche offenbar unheiligen Sinnes die heilige Handlung durch rohe Leichtfertigkeit entwürdigten und ihn in dieselbe Frivolität hineinzuspotten suchten. Indem Mathesius den Vorgang erzählt, bemerkt er, daß Luther den heiligsten Vater und seine güldene Religion und ruchlose Kurtisanen und Hofgesinde gesehen, habe ihn hernachmals wohlgestärket, da er so ernstlich wider die römische Greuel und Abgötterei schriebe. Von ihm selbst hören wir noch Ausführlicheres in seiner Schrift von der Winkelmesse und Pfaffenweihe: „Ich bin zu Rom gewest (nicht lange), hab daselbs viel Messe gehalten, und auch sehen viel Messe halten, daß mir grauet, wenn ich dran denke; da höret ich unter andern guten groben Grumpen, über Tische Curtisanen lachen und rühmen, wie Etliche Messe hielten, und über dem Brod und Wein sprächen diese Wort: Panis es, Panis manebis, Vinum es, Vinum manebis; und also aufgehaben. Nu ich war ein junger und recht ernster, frommer Münch, dem solche Wort wehe thäten: was sollt ich doch denken? Was konnte mir anders einfallen, denn solche Gedanken: Redet man hie zu Rom frei offentlich über Tisch also; wie? wenn sie allzumal, beide Papst, Cardinal sampt den Curtisanen also Messe hielten? Wie fein wäre ich betrogen, der ich von ihnen so viel Messe gehört hätte. Und zwar

eckelt mir sehr daneben, daß sie so sicher und fein rips raps kunnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Denn ehe ich zum Evangelio kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgericht, und schricen zu mir: Passa, Passa, immer weg, komm davon u. s. w.“[1]).

So Etwas war ihm in Deutschland nicht vorgekommen. Aehnliches, wenn auch minder Anstößiges, mochte ihm begegnet sein, und er hatte es nicht beachtet. Das, was er jetzt erlebte, schärfte seinen Blick zu sehen, was er späterhin sah, daß viele „der Curtisanen Tugend und Glauben aus Rom und Welschland nach Deutschland gebracht“ und Stifter und Pfarren dadurch verunreinigt worden seien; „denn wir haben viel ruchloser Domherren, Vicarien und Altaristen gesehen, die fast eines wilden wüsten Lebens, mit Schwelgen und Hurerei Tag und Nacht zubrachten und dennoch des Morgens Messe gehalten haben. Wer will hier Bürge davor sein und uns gewiß machen, daß sie nicht auch haben auf solche römische und curtisanische Weise Messe gehalten und uns lassen eitel Brod und Wein anbeten? Ich bin durch solch Exempel gebrannt, gewitzigt und gewarnet, daß ich nimmermehr will bei solcher Winkelmesse sein“[2]).

Auch in andern Beziehungen wurde er darauf hingeführt, daß und wie sehr man in Rom Spott mit dem Heiligen trieb und die Gläubigen absichtlich betrog, mit falschen Reliquien und sonst; wie zweifelhaft es um so manches „Heiligthum“ und die sich daran knüpfenden Legenden stand. „Man weiß zu Rom nicht, wo St. Peter's und Pauli Körper begraben liegen, und weiset doch an ihrem Tage falsche Körper.“ Eine ähnliche Bewandniß habe es mit ihren Häuptern, die man im Vorhofe zu St. Peter's Münster ausgehauen sehen könne mit dem Verse darüber gegen Morgen und Aufgang der Sonnen:

Ecclesiam pro Mari rego, mihi climata Mundi
Sunt Mare, scripturae Retia, Piscis homo.

„Man weiß nicht einmal zu Rom selbst, wo der Apostel Petri

1) Freiheit des Sermons, 1518, Plochm. XXVII, 20. Mathesius, 1. Predigt. Von der Winkelmesse, Plochm. XXXI, 327.

2) Das.

und Pauli Häupter und Leichname mit ihrer völligen Historie hingekommen, obschon die Päpste alle Jahr dem blinden und einfältigen Pöbel zwey hölzerne und geschnitzte Köpffe Petri und Pauli vorzeigen, und demselben weiß machen wollen, es wären die natürliche Hirnschalen Petri und Pauli; auch über dem Altar, wo solche verwahret liegen, die bischöfliche Pallia weihen: und indem sie vorgeben, sie würden von oben herab den Häuptern der Apostel zugesendet, wie in ihren Decretalien stehet, durch ihre unglaubliche Falschheit und unsinnige Begierde zu lügen die ganze Welt betrügen, zum Preis und Ehre des Lügenvaters, des Teufels, dessen Diener sie sind. Eben so machen sie es auch mit der falschen Tafel der Veronicä, und ob sie gleich wissen, daß nichts daran sei, so zeigen sie doch dieselbe mit großem Pomp und Gepränge, und gebens für das Bildniß unsers Heilandes aus, so auf sein Schweißtuch (wie sies nennen) wäre eingedruckt worden; die Tafel selbst aber ist mit Tüchern so zugedeckt, daß Niemand, auch Diejenigen selbst nicht, die sie vorzeigen, etwas davon sehen und erkennen kann. Und wer sollte wol Das sehen, das da nichts ist[1]). Sie rühmen zu Rom und tragen sich mit den Häuptern Petri und Pauli, weisen die und halten sie für groß Heiligthum, so es doch hölzerne Häupter sein, etwa von einem ungelehrten Schnitzer gemacht und zugerichtet[2]). Das kann ich fröhlich sagen, wie ich gesehen und gehört hab zu Rom, daß man zu Rom nicht weiß, wo die Körper St. Pauli und Petri liegen oder ob sie da liegen. Solchs weiß Papst und Cardinal sehr wohl, daß sie es nicht wissen. Doch stellen sie zwei Häupter auf an St. Petri und Pauli Tag, geben für, und lassen den gemeinen Mann gläuben, es seien der Aposteln natürliche Häupter: da läuft der andächtige Pöbel zu mit Hannsen von Jenä. Aber Papst, Cardinal und ihr Gesindlein wissen sehr wohl, daß es zwei hülzen, geschnitzt und gemalet Häupter sind; gleichwie sie mit der Veroniken auch thun, geben für, es sei unsers Herrn Angesicht in ein Schweißtüchlin gedruckt, und ist nichts, denn ein schwarz Bretlin viereckt, da hänget ein Klaretlin für, darüber ein anders Klaretlin,

1) Tischreden, Walch XXII, 1413, 1396. Vorr. zu Major's Leben der Väter, Walch XIV, 385.

2) Vermischte Predigten, Plochm. XVI, 123.

welches sie aufziehen, wenn sie die Veronika weisen; da kann der arm Hans von Jenä nicht mehr sehen, denn ein Klaretlin für eim schwarzen Bretlin: das heißt denn die Veronika geweiset und gesehen. Und hie ist große Andacht, und viel Ablaß bei solchen ungeschwungen Lügen"[1]). Als Mekum die Geschichte von dem Betruge erzählt hatte, den ein wälscher Geistlicher in Italien mehren Deutschen mit einem Eselsknochen gespielt, bemerkte Luther: „das war der Wahlen Ruhm, daß sie der Deutschen also spotteten, als grober unverständiger Leute"[2]).

Wie tief dieser Spott bei ihm einschnitt, sieht man deutlich aus dem Zorne, der späterhin lichterloh darüber in ihm aufflammte. Bis dahin, in Deutschland, war wol meisthin nur sein religiöses Gefühl verletzt, jetzt wurde es doppelt und dreifach, und das Nationalgefühl dazu beleidigt und aufgestachelt. Der Ingrimm erregende Gedanke, daß ein so unheiliges Priesterthum zu seinen unheiligen Zwecken die Deutschen regiere, tyrannisire und brandschatze, trat hinzu, wenn ihn, den Gläubigen und Frommen, seine römischen Beobachtungen ärgerten. Wie sehr dies aber der Fall war, wie vielfach eine ganz andere Anschauung, als die er mitgebracht, sich ihm aufdrängte, sagt er theils ausdrücklich, theils ist es aus seinen Urtheilen über Päpste und römische Zustände deutlich zu ersehen. „Niemand soll so närrisch sein, sagte er dem Franziskaner Alveld zu Leipzig, daß er glaube, es sei des Papsts und seiner Romanisten und Schmeichler ernste Meinung, seine gewaltige Obrigkeit sei aus göttlicher Ordnung. Alles, was göttliche Ordnung ist, deß wird zu Rom nicht das kleinste Buchstäblein gehalten, ja es wird verspottet wie eine Thorheit, so Jemand sein gedenket. Sie mögen auch leiden, daß das Evangelium und christlicher Glaube in aller Welt zu Boden sinke, und gedenken nicht ein Haar darum zu verlieren; dazu alle böse Exempel geistlicher und weltlicher Büberei aus Rom, als aus einem Meere der Bosheit, fleußt in alle Welt. Deß wird alles zu Rom gelachet, und wer darum trauret, der ist ein Bon Christian, das ist, ein Narr. Wenn ganz Deutschland auf die Kniee fiele vor den Römern und dem Papst, sie möchten unsere Bischöfe und

1) Wider das Papstthum, Plochm. XXVI, 171.

2) Tischreden, Walch XXII, 1359.

Pfarrherrn umsonst bestätigen, sie würden sich mit aller Bitte dazu nicht lassen treiben. Aber weil es Geld gilt, so muß es göttliche Ordnung sein, was sie nur gedenken dürfen. Mainzer Bisthum hat bei Menschengedenken fast acht Bischofsmäntel aus Rom kauft, der ein jeglicher bei dreißig tausend Gülden steht; ich schweige die andern unzähligen Bisthume, Prälaturen und Lehen. Also soll man uns deutschen Narren die Nasen schneutzen, und darnach sagen, es sei göttliche Ordnung, keinen Bischof ohne römische Gewalt zu haben. Mich wundert, daß Deutschland, das je die Hälfte (so nicht mehr) geistlich ist, noch einen Pfennig hat vor den unaussprechlichen, unzähligen, untreulichen römischen Dieben, Buben und Räubern. Man spricht, der Endechrist soll die Schätze der Erde finden. Ich meine, die Romanisten haben sie funden, daß uns Leib und Leben wehe thut. Werden die deutschen Fürsten nicht mit tapferm Ernste in der Kürze dazu thun, so wird Deutschland noch wüste werden oder sich selbst fressen müssen. Das wäre auch den Romanisten die höchste Freude, die uns nicht anders denn Bestien halten, und ein Sprüchwort von uns zu Rom gemacht, also: Man soll den deutschen Narren das Geld ableckern, wie man kann." In der Schrift wider das Papstthum zu Rom: „So hab ichs zu Rom selbst gehört sagen von etlichen Curtisanen, es ist unmöglich, daß so sollt länger stehen, es muß brechen"[1]). Rom mußte noch voll sein von den Geschichten der letzten schändlichen Päpste, die mit hundert Stimmen in das Anfangs ohne Zweifel abgewendete und sich abwendende Ohr des Pilgers fielen. „Papst Alexander war ein Maran, sagt er, das ist ein getaufter Jude, der gar nichts gläubte. Ihm war Papst Julius, der an seine Statt kam, so feind, daß er alle Thüren und Fenster, darinnen seine Wapen waren, ließ ausbrechen und abthun." Er erzählte die Geschichte Alexander's VI., „was er vor ein Leben hätte geführet; er hätte zween Söhne und eine Tochter, mit Namen Lucretia, gehabt, mit welcher beyde, Vater und Sohn, gebuhlet und Blutschande begangen hätten. Ein Bruder hätte den andern um einer Hure willen auf dem Pferde umbracht und erwürget. Der Cardinal Valentinus hätte

1) Vom Papstthum zu Rom, wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig, Walch XVIII, 1200 ff. Plochm. XXVI, 131.

den andern Herzogen zu N. N. erstochen, und war Herzog worden, und schrieb von ihm: O Caesar, O nulo: Kaiser oder nichts. Darnach bat der Vater Alexander, sammt seinen Sohn, alle Cardinäle, die Columneser, zu Gaste, und wollte ihnen vergeben mit Gift, so in einer sonderlichen Flaschen zugerichtet war, aus welcher ungefähr dem Papst und seinem Sohn geschenkt und gegeben ward: der Vater starb davon, aber der Sohn soff Baumöl, ließ sich an den Beinen emporhängen, und brache den Gift also wieder von sich. Endlich ward der Sohn, nachdem er viel böse schändliche Thaten begangen hatte, gefangen vom Könige zu Castilien in Hispanien, und da man ihn richten wollte, rief er zuvor im Gefängniß: Misericordia! begehrte zu beichten. Da ließ man einen Mönch zu ihm hineingehen, der ihn sollte beichten hören; denselben erwürgte er, und zog seine Kappe an, und kam also davon." Er setzte hinzu, „das hab' ich zu Rom für gewiß gehört; also haben sie es getrieben." [1])

Von Julius II. erzählt er das Bekannte, er habe einst die Franziskaner reformiren wollen und auch Verwendungen verschiedener Höfe nicht beachtet, worauf ihm die Franziskaner eine heftige Supplik und achtzigtausend Goldstücke geschickt hätten, die ihn erweicht und zu der Aeußerung bewogen, wer kann so viel Geharnischten widerstehen? Einen trotzigen und sehr klugen Mann und leibhaftigen Teufel nennt er ihn bei dieser Veranlassung. [2]) „Papst Julius sprach, wollen wir nicht fromm sein, so laßt uns doch anderen Leuten nicht wehren fromm zu sein." [3]) In Welschland sei ein so schändlich Trennen, Zwietracht und Elend, weil keine Treue und kein Glaube, selbst beim Regiment. Das sei der eigentliche Teufel, wenn dies Laster in die hohen Leute komme, wie es bei Papst Julius der Fall gewesen. Er habe mit dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ein ewiges Verbündniß gemacht und dabei das Sakrament in drei gleiche Theile getheilt, zum Zeichen, daß ihre Einigkeit so fest sein solle, wie Vater, Sohn und heil. Geist ein Gott sei. Nur zu bald aber wäre der heil. Vater mit dem Sohne und heil. Geiste

1) Tischreden, Walch XXII, 1317, 1321.

2) Das. 1455.

3) Ausleg. des 101. Psalms, zu V. 2, Walch V, 1211.

uneins geworden.[1]) Ein trefflicher Mann in Kriegen und Regiment sei er gewesen, von großer persönlicher Tapferkeit, gefürchtet von den Kardinälen und Römern, habe die Gassen rein gehalten, solchen Eifer gehabt, daß er Morgens früh um zwei Uhr zu den Geschäften aufgestanden sei. Allein er war „ein Weltmensch. Als er vor Ravenna von den Franzosen geschlagen war, lästerte er Gott im Himmel und sprach, bist jetzt gut französisch in tausend Teufel Namen und schirmst also deine Kirche? Heiliger Schweizer, bitte für uns![2]) Ein anschlägiger Kriegsmann, ein gottloser Mensch und grausamer Wüthrich war er, die letzte Flamme in der Lampen, wenn sie bald erlöschen will, das letzte Vornehmen des Satans ist er gewesen, der mit Bann und Schwert blitzte und donnerte.[3]) Er hat König Ludwigen zu Frankreich sehr geplagt; also, daß er an alle Universitäten in Frankreich schrieb, und begehrete, sie wollten seine Hoffart mit öffentlichen Schriften dämpfen. Wenn ich zur selben Zeit wäre kommen, so hätte man mich gegen Paris mit großen Ehren gefordert. Aber ich war ihm noch zu jung, und Gott wollte nicht zur selben Zeit, daß ich wider ihn sollte schreiben, auf daß man nicht gedacht hätte, als wäre er durch des Königes von Frankreich Gewalt, oder des Papstthums Weisheit gestürzt und vom Stuhl gesetzt, sondern allein durch Gottes Wort.“[4])

Wir dürfen nicht zweifeln, daß auch diese Urtheile zum großen, wenn nicht zum größesten Theile Ergebnisse seiner eignen Beobachtungen, der Eindrücke sind, die er zu Rom empfing. Wenn er sich aus der Ferne oder auch anfänglich noch in Rom selbst für Julius hatte einnehmen lassen, so erregte ihm der unmittelbare Anblick oder die längere Beobachtung des weltlich-kriegerischen Papstes und Regenten doch sicher je länger je mehr Anstoß. Vieles überhaupt, das er aus der Ferne mit Ehrfurcht angestaunt, erschien ihm unangemessen, unwürdig in unmittelbarer Nähe und bei eigner Anschauung. So das Fußküssen.

---

1) Ausleg. des 101. Psalms, zu V. 7 f. S. 1286.

2) Tischreden, Walch XXII, 1314 f.

3) Das. 1310.

4) 1315.

Hätte ihm, der so eifrig die Schrift gelesen, mit ihrem Inhalte sich so vertraut gemacht, nicht schon damals das Beispiel des Erlösers dabei einfallen sollen, der den Jüngern zum Vorbilde die Füße wusch? Sollte er nicht schon damals eine „ärgerliche Hoffarth" darin gefunden haben, wenn der Papst „wie ein Abgott mit unerhörter Pracht" sich tragen ließ, er „der ein Haupt sein wollte Derer, die weltliche Pracht verschmähen sollen, der Christen," der Stellvertreter Christi, der „sammt den Aposteln zu Fuße gegangen war?" Und wenn er nun gar den Papst in kriegerischer Rüstung, einen Heereszug anführend, gesehen hätte! Er eifert über das Alles in der Schrift an den Adel deutscher Nation, er sagt da, „welch Christenherz mag oder soll das mit Lust ansehen, daß der Papst, wenn er sich will lassen kommunicíren, stille sitzt als ein Gnadjunker, und lässet ihm das Sakrament von einem knieenden gebeugten Kardinal mit einem güldenen Rohr reichen, als wäre das heilige Sakrament nicht würdig, daß ein Papst, ein armer stinkender Sünder, aufstünde und seinem Gott eine Ehre thäte." Sollte er dergleichen in Rom ohne Bedenken, Anstoß, Entrüstung haben ansehen können? [1])

Einmal, über Rom sprechend, erzählte er die Geschichte Boccaccio's vom pariser Juden Abraham. Er hatte sie muthmaßlich eben zu Rom gehört, wo sie im Volke lebte. „Ein Jude, der sich wollte taufen lassen, und der Christen Glauben annehmen, beichtete einem Priester, und sagte: Er wollte zuvor gen Rom gehen und das oberste Haupt in der Christenheit sehen, ehe er getauft würde; welches Vornehmen der Priester aufs Heftigste bemühete zu hindern; denn er furchte, wenn er das Aergerniß und Büberei zu Rom würde sehen, so würde er vom Christenthum abgeschreckt werden. Aber der Jude zog gen Rom, und da er greuliche Dinge gnug gesehen hatte, kam er wieder zum Priester und bat um die Taufe, und sagte: Nun will ich der Christen Gott gerne anbeten, denn er ist geduldig gnug: kann er solche Büberei und Bubenstücke zu Rom leiden, so kann er auch alle Schalkheit und Untugend der Welt leiden." [2])

---

1) Plochm. XXI, 315 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2316.

In einer Vorrede zu einer Ausgabe der Schrift: Unterricht der Visitatoren von 1545, sagt er, „so hab' ich selbs zu Rom gehört sagen für 34 Jahren: ist eine Hölle, so ist Rom drauf gebauet." [1]) Er kommt mehrmals darauf. „Niemand glaubt, was zu Rom vor Büberei und greuliche Sünde und Schande gehen: man kanns keinen bereden, daß so große Bosheit da ist, er sehe, höre und erfahre es denn. Daher sagt man: Ist irgend eine Hölle, so muß Rom darauf gebauet sein: denn da gehen alle Sünden im Schwang: nicht der bettlerische Geiz, sondern der blinde Geiz, nämlich Gottes Verachtung, greuliche Abgötterei, Sodomitische Sünde u. s. w." Selbst der heidnische Kaiser Tiberius, wie arg ihn auch Sueton schildern möge, sei noch ein Engel gegen das Wesen am päpstlichen Hofe. [2]) „Zu Rom, erzählt er in der Schrift: Wider das Papstthum, hörte ich diese Geschichte sagen: Es liegt ein Flecken, mit Namen Roncilion, etwan sieben deutscher Meilen herwärts von Rom; daselbs ist gewest zur Zeit Pauli 2. (welcher für 70. Jahren regiert hat,) ein Amptmann des Papsts, der sahe das lästerlich, teufelisch Wesen des Papsts und seiner Grundsuppen zu Rom, und gab dem Papst nicht sein jährlich Gebühr vom Ampt. Der Papst ließ ihn laden; er kam nicht. Und was der Papst gebot, das verachtet er. Endlich thät ihn der Papst in den Bann; da fraget er nichts nach. Darnach ließ ihn der Papst mit Glocken beläuten, und mit Liechten von der Kanzel ausgelöscht, werfen und verdammen, wie die Gewohnheit ist; daran kehret er sich nichts. Zuletzt, weil nu solch verstockter Ungehorsam gegen den Papst in seinem geistlichen Recht Ketzerei heißen muß, ließ er den Amptmann auf ein Papier malen, mit vielen Teufeln über dem Kopf und zu beiden Seiten, und für Gericht bringen, verklagen, und als einen Ketzer zum Feuer verurtheilen, und flugs darauf mit dem Papier zum Feur zu und verbrannt. Der Amptmann ließ auch auf ein Papier malen den Papst mitten unter den Cardinälen, und oben drüber und umb sie her alles voller Teufel, ließ Gericht sitzen, und den Papst mit den Cardinälen verklagen, als die ärgesten Buben, so auf Erden leben, und

1) Plochm. XXIII, 10.

2) Tischreden, Walch XXII, 2377.

thäten unmäßlichen Schaden armen Leuten, und wenn ihr Oberster stürbe, so setzten sie mit Fleiß an desselben Statt den Allerärgesten, so sie unter sich finden könnten: wären wohl des höllischen Feurs werth, und wurden deß viel Zeugen dargestellet. Da fuhr Richter, Amptmann mit Klägern zu und sprachen: man soll sie verbrennen; und flugs in tausend Teufel Namen mit dem Papst und Cardinälen zum Feur zu und verbrannt; bis ihn der Papst mit Gewalt vertrieb." Die Geschichte erscheine vielleicht lächerlich, zeige aber, welch ein Aergerniß die Päpste gegeben hätten, und wie epikurisch die Leute dadurch geworden wären. Fast Alle, die von Rom wiederkämen, brächten ein päpstliches Gewissen mit, was eben soviel sei als ein epikurischer Glaube. Denn es leide keinen Zweifel, Papst und Kardinäle glaubten gar nichts und lachten dazu, wenn sie vom Glauben reden hörten. Frei auf den Gassen habe er in Rom sagen hören, wenn eine Hölle sei, so stehe Rom darauf, was soviel heiße, als daß nach den Teufeln selbst kein ärger Volk sei als der Papst mit seiner Bubenschule. [1])

Rom mußte ihm, je mehr er sah und hörte, als der Hauptsitz der kirchlichen Gebrechen, so weit sie ihm schon aufgefallen waren oder sich jetzt enthüllten, als eine Quelle der schlimmsten Uebel, als durch und durch verdorben erscheinen. Er äußert sich freilich nicht immer schlechthin verwerfend, führt wol den Gedanken aus, die Sonne leuchte in alle Welt und viele Leute sähen ihr Licht nicht, weil sie den Tag verschliefen; so sei es auch nicht des Evangeliums Schuld, wenn Viele durch dasselbe nicht erleuchtet würden; auch sein Licht leuchte in alle Welt, und setzt dann hinzu, wie es ja selbst in Rom geblieben sei, wo es doch Etliche hätten. Er beschließt aber freilich, „und wo doch der Teufel leibhaftig wohnet." [2]) So war sein Urtheil im Ganzen, und es ruhete wesentlich auf seinen an Ort und Stelle empfangenen Eindrücken. „Von ihrem Leben und Wandel ist nicht noth etwas zu sagen. Je größere Ehre und Würden sie haben, desto muthwilliger sündigen sie, daß daher vorlängst das Sprüchwort ist gemacht worden: je näher Rom je ärger Christ."

---

1) Plochm. XXVI, 125.

2) Kirchenpostille, Plochm. VI, 159.

So in der Auslegung des Propheten Micha. [1]). In der Schrift an den Adel räth er die Abschaffung der Wallfahrten nach Rom, gestützt auf seine eignen Erfahrungen, an. Er wolle das Wallfahrten an sich nicht bös nennen, jetzt aber gerathe es übel, weil die Pilger zu Rom kein gut Exempel, sondern eitel Aergerniß sähen, wie denn aus Italien selbst das Sprüchwort stamme, je näher Rom je ärger Christen. Die Pilger brächten nur Verachtung Gottes und seiner Gebote mit, wie man denn sage, wer das erste Mal gen Rom gehe, suche einen Schalk, zum andern Male finde er ihn und zum dritten Male bringe er ihn mit heraus. Sie wären indeß so geschickt geworden, daß sie die drei Reisen auf ein Mal ausrichteten und hätten in der That solche Stücklein aus Rom nach Deutschland gebracht. „Es wäre besser, Rom nie gesehen noch erkannt." [2])

Jonas lobte an seinem Tische einen Herrn von Schlieben als verständig und gottfürchtig. Er erzähle viel böse Stücke vom römischen Hofe, denn er sei fünf Jahre in Italien und sieben Wochen in Rom gewesen. Viel Bubenstücke habe er da gesehen und insbesondere die Beobachtung gemacht, wie viel schändliche Meineide dort um Geld geschworen würden. Ihm selbst wären zwanzig Dukaten geboten, wenn er einen solchen schwören wolle, und als er sich geweigert, hätte man ihn verspottet und gesagt, die Bestie will nicht um zwanzig Dukaten schwören! Luther bemerkte, „wer etlichermaßen das Wesen des römischen Hofes gesehen hat, der findet, daß es des Satans Reich ist, der gewaltig regieret." In einer exegetischen Schrift sagt er, Welschland habe die Verlogenheit von den Griechen gelernt, daß sie zusagten und schwörten, was man wolle, und danach spotteten, wenn sie es halten sollten. [3])

Fäulniß, die entsetzlichste Fäulniß war es, was er mehr und mehr hinter dem gleißenden Scheine entdeckte. Da fand er denn auch zuletzt, trotz seiner Anerkennung des Eifers der römischen Polizei, daß ihr zum Trotz ein „wüstes Leben und Mor-

---

1) Zu Kap. 3, V. 11; Walch VI, 2837.

2) Walch X, 346.

3) Tischreden, Walch XXII, 2157. Ausleg. des 101. Psalms, zu V. 6; Walch V, 1284.

den" in Rom sei, worauf sich jene Aeußerung beziehen mag, daß er mit großer Gefahr die Stadt durchwandert habe. Mit einem Worte, er erkannte, daß die Stadt, die „zu der Märtyrer Zeiten die heiligste und vornehmste der ganzen Kirche in der Welt gewesen, in allen Winkeln mit den unverschämtesten Lügen und thörichsten Fabeln, wobei die Päpste durch die Finger sahen, vor andern angefüllt und die Grundsuppe aller Schande und Laster war." Dahin habe es der Teufel gebracht, daß er die vornehmste Kirche der Christenheit in eine Mördergrube verwandelt. „Rom ist die heiligste Stadt gewesen, aber die allerärgste und schändlichste worden. Es gehet uns wie den Propheten, die klagen auch über Jerusalem und sagen, die feine gläubige Stadt ist zur Hure worden. Wer zu Rom gewest ist, der weiß wol, daß leider ärger ist, denn Jemand sagen noch glauben mag." Daher denn seine wiederholten Aeußerungen, er würde es um Vieles nicht geben, daß er in Rom gewesen, weil er nimmermehr geglaubt hätte, daß dort eine so grenzenlose Bosheit im Schwange gehe; er wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß er nicht hätte Rom gesehen, und selbst augenscheinlich erfahren, wie die Päpste und Bischöfe die Welt deludiret hätten. Denn Judas Strick wäre auch für Heiligthum zu Rom gewesen. „Dieses soll man nicht vergessen, auf daß man betrachte, in was vor Finsternissen unsere Vorfahren gewandelt haben." Zum Licentiaten Liborius aus Magdeburg und zu Spalatin sagte er einst: „weil mich unser Herr Gott in den heßlichen Handel und Spiel gebracht hat, wollte ich nicht hunderttausend Gülden dafür nehmen, ich müßte mich sonst immer besorgen, ich thäte dem Papst Gewalt und Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir." [1])

---

1) Tischreden, Walch XXII, 2376, 2378, 2372. Warnung an seine liebe Deutsche, Plochm. XXV, 33. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. D. M. L. Curriculum. Mathesius, I. Predigt.

Mehrfache Reisebemerkungen. — Rückreise. — Ergebniß.

Es sind hiernach noch einige auf seine Romfahrt sich beziehende oder von ihren Eindrücken zeugende, auf seine Enttäuschung hinweisende Bemerkungen von ihm nachzutragen, die im Bisherigen nicht füglich eine Stelle fanden und zu allgemein ausgesprochen sind, als daß man auch nur eine Vermuthung darüber hegen könnte, ob er sie in oder außer Rom oder auf der Hinreise oder Rückreise gemacht.

Dies gilt sogleich von einer Erzählung, die in den Tischreden sich findet und lebhaft an Das erinnert, was der Reisende noch heute in den italienischen Albergos beobachten kann. „Wir wollen das päpstische Fasten gar nicht haben, sagte er, da die Collationen besser waren denn vieler armer Leute Mahlzeiten," worauf er denn erzählte, „ein Fremder wurde vom Wirth in der Herberge gefragt, ob er auf den Abend wollte über den Tisch sitzen, da man eine rechte Mahlzeit hielte, oder nur eine Collation haben? Da er nun zum rechten Abendmahl, da man ordentlich speisete, wählete, trug man Rostige und Bratheringe, und andere schlechte, geringe, gemeine Speise auf; am andern, Collationtische aber, hatte man allerlei gute Fische, Rosin, Feigen, Confect, und andere eingemachte Dinge, Denen, die da fasteten, und einen guten Wein dazu. Es ist eine lautere Heuchelei und des Teufels Gespött und Gespenst," setzte er hinzu. [1])

Durch Anführung der nachstehenden Aeußerungen ergänzen wir sein allgemeines, theils anerkennendes, theils und überwiegend abgünstiges Urtheil über die Italiener, das Volk. „Gott hat das Papstthum nicht ohne Ursach in Italien gesetzt, denn die Wahlen können viel Dinges machen und zurichten, als sei es wahr und ist's doch nicht, haben listige verschmitzte Köpfe. Italiener sind die allerlistigsten tückischsten Leute, die muß man vornehmlich beschämen, betäuben, und ihnen ihre Schande aufdecken, daß sie schamroth werden, und andere Leute nicht so ver-

1) Walch XXII, 1501. Maßmann a. a. O.

achten, als wären sie allein klug. Denn ein böser Ast will einen harten Keil haben, man wird ihn nicht mit einem Splitterlein spalten, man muß Axt und Schlägel dazu haben. Darum ist allzeit mein Rath gewesen, daß junge Gesellen, wenn sie ihren Catechismum zuvor wohl gelernet haben, und in Gottes Wort recht unterrichtet sind, Italien besehen, ihre Tücke und Büberei erfahren, damit sie sich wissen davor zu hüten. Die Italiener verachten und verdammen andere Nationen, da sie doch vor Gott ein Greuel sind, gottlos und hoffärtig. Ihr Fasten ist scheinbarlicher und besser, denn unsere herrlichsten Mahlzeiten. Ihre Kleidung ist köstlich, halten sich reinlich: tragen wir eine Ellen Sammet für einen Gülden, so tragen sie eine Ellen für sechs Gülden. Ihre Keuschheit ist wie zu Sodom: das beweiset und zeuget die That. Sind in einen verkehrten Sinn gegeben, denn sie achten der Ehe nichts, die doch natürlichen und göttlichen Rechtens ist, ja, verbieten sie noch. Sie sollten auch das Schmeissen verboten haben. Italiener halten nicht über menschlicher Gesellschaft und Gemeinschaft, keiner trauet dem andern: kommen nicht frei zusammen, wie wir Deutschen: gestatten auch nicht, daß jemand öffentlich rede mit ihren Weibern, oder sie anspreche. Große heftige Eiferer sind sie, lassen ihre Weiber nicht ausgehen unverhüllet, noch mit aufgedeckten Angesichten: allein an St. Gregorii Tag, im Jahre einmal, haben sie Privilegium und Freiheit auszugehen, da gehen sie zu allen Kirchen, und freuen sich ihrer Freyheit. Die Italiener spotten und lachen unser, daß wir Alles der Schrift gläuben. Der Papst spricht: Christus wird bleiben, denn er ist geboren von einer Jungfrauen, und die Jungfrau, so da geboren hat, ist die Gebärerin und Mutter. So viel gläuben sie der Schrift, und sagen: Wenn wir Gott ganz sollten vertrauen, so wären wir die ärmsten Leute, könnten nimmermehr fröhlich werden; sondern man muß guter Dinge sein, sumere bonum vultum, und nicht Alles glauben." [1])

Er leugnete nicht, daß Einzelne dem Papste und der Kirche mit Ernst anhingen, die Uebrigen aber wären ganz und gar Epikurer, die der Hölle nicht zutrabten, sondern zurennten, an

---

1) Tischreden, Walch XXII, 1341, 2363, 2365, 2366 f.

Christum nicht glaubten und auch des Papstes nicht achteten, wiewol sie in Worten heilig wären. „Die Wahlen sind entweder gar abergläubisch oder epikurisch, denn der wenigste Theil von ihnen glaubt eine Auferstehung der Todten, und ist eine gemeine Rede in Italien, wenn sie wollen in die Kirche gehen: lass uns zum gemeinen Irrthum gehen. Es ist nicht zu verwundern, daß die Kirchen wüste sind und verlassen von Pfarrherren, denn es ist ein sinnreich und gescheidt Volk, das des Papst Uebermuth und der Mönche Unwissenheit merkt, die alle Religion als Fabel verspotten. Darum halten sie es auch so und spotten darüber." Aus Frankfurt an der Oder wurde von einem Juristen geschrieben, er lobe öffentliche Häuser und Liederlichkeit und habe an seinem Tische geordnet, wer von etwas Anderm rede als von Dirnen und Unzucht, solle einen Gulden Strafe bezahlen. „Das hat er aus Italien mitgebracht!" rief Luther entrüstet aus. [1])

Melanthon klagte einst, daß Servet's Irrthümer in Italien bedeutenden Eingang fänden. Luther bemerkte, Italien sei voll von mancherlei irrigen und schädlichen Meinungen. „Wir Deutsche und andere Nationen sind gleich wie eine bloße Tafel, aber die Wahlen sind die Tafel, darauf viel falsche Opiniones gemalet, die man nicht leichtlich kann fahren lassen und geschickt sind noch viel ärgere anzunehmen." [2])

Er verkannte es nicht, daß jedes Volk „seine besondern Fehler und Gebrechen habe." Die Deutschen mit den Italienern vergleichend, sagt er von den Erstern, sie wären auf allerlei Ding fürwitzig und jächgierig, wären einfältiger und hätten die Wahrheit lieber als die Italiener — von diesen, sie wären ruhmredig, könnten viel Prangens und große Bellitschier machen. Sie hätten ein gemeines Sprüchwort, man müsse das Gewissen tödten und sagen: es sei nichts. Eines Kardinals Rede sei gewesen, das Gewissen ist eine böse Bestie, welche macht, daß der Mensch mit sich selber uneins wird. Das lateinische Sprüchwort sage,

---

1) Vorr. zu Jonas, Buch von der Türken Religion, Walch XIV, 271. Tischreden, Walch XXII, 1465, 289. *Rebenstock* I, 72.

2) Tischreden, Walch XXII, 2367.

alle Fasten der Deutschen und alle Andacht der Wälschen sei eine Bohne werth. [1])

Sehr oft kommt er auf die Geringschätzung zurück, womit die Letztern die Deutschen beurtheilten und behandelten. „Wir wissens fast wohl, daß die Wahlen uns Deutsche nicht für Menschen, sondern für eitel Hülsen oder Schemen halten, sogar stolz und sicher, daß sie meinen, wenn einem Kardinal ein fauler Bombart entführe, so wäre den Deutschen ein neuer Artikel des Glaubens geboren. Wie vor Zeiten die Griechen verachten heutiges Tags die Wahlen alle andere Völker und nennen sie Barbaren, lassen sich dünken, sie sind allein Menschen, alle Welt eitel Unmenschen, Enten oder Mäuse gegen sie." [2])

Vorzugsweise verhaßt waren ihm die in Italien entnationalisirten Deutschen. „Alle Nationen gegen die Sachsen sind einfältig; darum, wenn Sachsen oder Flämminger in Italien kommen, so sind sie ärger denn die Italiener selbst, also, daß sie sagen, Allemani Bassi sind die ärgsten Schälke. Und ist bei ihnen ein Sprüchwort: Vno to Tescho Italiano e vno Diabolo incarnato: Ein deutscher Wahl ist ein lebendiger Teufel. Darum hüte dich für einem Italo Germano, Deutschen Wahlen; denn so bald ein Deutscher in Italien den Epicurismum gelernt hat, und verdauet das Hölleküchlein, so ist er viel ärger und tückischer, denn ein Wahl." [3])

Bei einem solchen Urtheile über Italien und die italienischen Zustände war sein Wunsch natürlich, daß alle angehenden Prediger vor ihrem Eintritt ins Amt Rom und Italien gesehen haben möchten; natürlich aber auch seine Ansicht, daß die Reise gefährlich wäre; wie er denn in dem Sendschreiben an den Rath und die Gemeinde der Stadt Prag sogleich im Eingange den Böhmen räth, ihre Priester nicht mehr nach Italien zu schicken

---

1) Tischreden, Walch XXII, 2361. Ausführliche Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 3, V. 1; Walch VIII, 1954. Ausleg d. Geneſis, zu Kap. 43, V. 18; Walch II, 2340. Kirchenpostille, Walch XII, 1668.

2) Von den Schlüsseln, 1530; Walch XIX, 1155. Ausleg. d. Geneſis, zu Kap. 35, V. 22; Walch II, 1429. Von den Juden und ihren Lügen, 1543; Walch XX, 2317.

3) Tischreden, Walch XXII, 2362.

um sie dort weihen zu lassen. Denn von den Kosten, Mühen und Gefahren der Reise nicht zu reden, kehrten sie, um ihre Landsleute zu regieren, mit nur zu viel erholten Krankheiten, bösen Sitten und verderbten Gewissen zurück. [1])

Von der Rückreise ist am allerwenigsten bekannt. Sie ging über Augsburg, und auch dies würden wir nicht wissen, wenn sich nicht in den Tischreden die Nachricht von einem Reiseerlebniß fände, das ihm dort begegnet war, als er, wie man ihn hier sagen läßt, Anno 1511 wäre von Rom kommen, und das er einst zum Beweise der Blindheit, welche im Papstthume geherrscht habe, erzählte; und allerdings kann es als ein Zeichen des alle Stände beherrschenden abergläubischen und wundersüchtigen Geistes der Zeit gelten. Wir sehen aus seinem Berichte, wie merkwürdig auch ihm die halb und halb geistliche Komödie däuchte, aber auch, daß er den Betrug sogleich ahnte, wenn nicht durchschaute, wol eine Folge davon, daß ihm die Augen in Rom so viel weiter aufgegangen waren. Er erzählt, als er auf dem Heimwege durch Augsburg gezogen, wäre dort eine liederliche Weibsperson gewesen, genannt Jungfer Ursel, die durch das Vorgeben, daß sie weder äße noch tränke und überhaupt von allen körperlichen Bedürfnissen frei sei, alle Fürsten des Reichs sammt dem Kaiser Maximilian getäuscht hätte. Jedermann habe ihr Glauben geschenkt. Er ließ sich durch einen Kapellan zu ihr führen und unterredete sich mit ihr. Er sagte ihr unter Anderm, sie möchte wol ebenso gern todt sein als leben, und ob sie nicht Gott bäte, daß er sie sterben ließe? Sie verneinte und fügte hinzu, hier wisse sie, wie es zugehe, nicht aber wie dort. Die Aeußerung empörte ihn. Er sagte: „Ursel, schau nur, daß recht zugehe.“ Sie erwiederte, Gott solle sie vor unrechten Dingen behüten, und führte ihn und den Kapellan in das Gemach, in welchem sie ihre Andacht zu verrichten pflegte, wo denn zwei Altäre standen mit Kruzifixen darauf, „mit Harz und Blut also gemacht, in Wunden, Händen und Füßen, als tröffe Blut heraus.“ Er war indeß nicht zu überzeugen. Sie erhielt noch eine Zeit lang große Geschenke von Fürsten und Herren. Funfzehnhundert Gulden brachte sie zusammen. Zuletzt ließ eine Herzogin von Baiern

1) Walch X, 1816.

sie zu sich beschieden, und da wurde der Betrug entdeckt. Man fand Pfefferkuchen unter ihrem Schurztuch. Die Herzogin legte Fürbitte für sie ein, und sie ging mit ihrem Gelde und einem jungen Gesellen auf und davon. [1])

Wir haben keinen Reisebericht von ihm, sondern nur gelegentliche Aeußerungen. Er suchte sich weder in Rom hervorzuthun, noch machte er Geräusch von seiner Reise, wie es viele aufstrebende Gelehrte thaten, sei es, daß sie in der Weltstadt durch Disputationen zu glänzen oder nach ihrer Heimkehr durch irgendwelche Art von Erinnerung an ihr in Italien, in Rom gewesen sein sich ein Ansehen zu geben suchten. Er mag in den frühern, der Romfahrt noch näher liegenden Jahren, aus Scham und Unsicherheit zurückgehalten, gegen Vertraute öfter und ausführlicher sich ausgelassen haben — gegen Staupitz z. B. gewiß — allein damals wurden seine Mittheilungen und Aeußerungen noch nicht aufgezeichnet. Für manche seiner Bemerkungen mochte den Aufzeichnenden Sinn oder Verständniß abgehen, sie beachteten sie nicht. Wenn er in seinen Schriften oder Vorlesungen über Das, was er in Italien und Rom gesehen und empfunden hatte, sich aussprach, so gaben ihm ihre Gegenstände und Veranlassungen doch fast nur Gelegenheit, die religiöse, kirchliche, sittliche Seite zu berühren. Mancher Eindruck, manche Erinnerung mochte sich im Lauf der Jahre bei ihm verwischen, allmählig ganz verloren gehen. Wir können daher annehmen, daß er Vieles gesehen und empfunden, wovon keine Nachricht sich erhalten hat, und dürfen nicht schließen, daß er für dieses oder jenes keinen Sinn gehabt, weil Nachrichten darüber fehlen.

Den Humanisten gehörte er nur halb an. Um so erklärlicher ist es, daß er nicht gleich andern jungen Deutschen die italischen Gelehrten mit Beflissenheit aufsuchte, mit wie vielen oder wenigen von ihnen er auch in Berührung gekommen sein mag. Jene Gelehrten waren eben nur oder fast nur Humanisten, und das war sein eigentliches Fach, seine Stärke nicht, er mochte zu wenig Selbstvertrauen haben, sich ihnen mehr zu nähern, als er gethan zu haben scheint. Von angeknüpften Bekanntschaften mit ihren Koryphäen ist fast keine Spur vorhanden. Der Haupt-

1) Tischreden, Walch XXII, 2112.

grund mag in der Eigenthümlichkeit des italischen Humanism gelegen haben. Was er sogleich fand, sah und hörte, stieß ihn zurück. Die Wissenschaft Italiens hätte ihn nicht stärker anziehen, noch weniger fesseln können.

Selbst die italische Kunst und Natur scheint tiefere Eindrücke bei ihm nicht hervorgebracht zu haben. Man darf indeß aus der Sparsamkeit seiner Aeußerungen darüber auch nicht zu viel folgern. Es ist keine Nachricht aufbehalten, daß er der Musik Italiens, eines Genusses oder einer Einwirkung, die ihm durch sie dort geworden, jemals erwähnt hätte, und sein Wohlgefallen an ihr, seine Liebe zu ihr war doch so lebendig, er übte und hatte sie von frühen Jahren an selbst geübt, war Kenner. Ein tiefer und lebhafter Naturſinn ging ihm nicht ab, und er spricht fast gar nicht von den Naturschönheiten, die sich in Italien und sonst auf der Reise ihm aufthaten. Eher kommt einmal eine Aeußerung über die Malerkunst und Erzeugnisse derselben vor, für welche er, wie wir schon hörten, stets eine große Vorliebe hegte und die er mit richtigem Gefühl zu würdigen verstand. Er hat Gemälde in Italien offenbar mit Lust und Aufmerksamkeit betrachtet, und daß es geschehen war, daß er davon zu sagen wußte, hatte sicher Einfluß darauf, daß er und die heimischen Maler Kranach und Dürer einander sich leichter näherten und in einen regern engern Verkehr traten. Einst sagte er von den wälschen Malern, „wie geschickt und sinnreich sie wären, denn sie könnten der Natur so meisterlich und eigentlich nachfolgen und nachahmen in Gemählden, daß sie nicht allein die rechte natürliche Farbe und Gestalt an allen Gliedern geben, sondern auch die Geberde, als lebten und bewegten sie sich;" eine auf den noch unentwickelten deutschen Kunstsinn hinweisende Bemerkung der Art, wie man sie über Kranach's Bilder, zumal die frühern, die Jagdstücke und dergleichen in Sachsen zu machen liebte. [1])

Auch aus seinen zerstreuten blos gelegentlichen Bemerkungen geht hervor, daß er mancherlei und mehr gesehen und beachtet, manche Kenntniß und Beobachtung heimgebracht, die man kaum

1) Tischreden, Walch XXII, 2279. Schadow, Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei.

vermuthen sollte. Er läßt sich über die deutschen Handwerker aus, z. B. die Schneider. Sie forderten zur Anfertigung der Kleidungsstücke viel Zeug, dem sie dann doch keine rechte Gestalt zu geben wüßten. „Darum ist's in Welschland wohl geordnet, da die Schneider haben eine sonderliche Zunft, die nur allein Hosen machen, und sonst keine Kleider mehr: hie gießen sie Hosen, Wammes und Rock alles in eine Form, und über einen Leisten." Er brachte ein Zuckerrohr mit nach Hause, dessen er sich ohne Zweifel als Wanderstab auf der Rückreise bedient hatte. [1]). Es war eine Merkwürdigkeit zu der Zeit, erinnernd an ihre Länderentdeckungen, ihre neu eröffneten Verbindungen mit andern Erdtheilen, ihre erweiterte Weltkunde. Es mag indeß sein, daß er für Manches keine Augen oder doch nicht den rechten Sinn hatte, schon in Folge seiner einseitigen Bildung und mangelhaften Vorbereitung; dann aber auch, weil sein besonderer andächtiger Zweck, seine Seelenzustände, seine herrschenden Gedanken ihn zu sehr beschäftigten, sein innerer Zwiespalt, seine Unruhe und seine Schmerzen es nicht leicht zu klaren Anschauungen und ruhiger Betrachtung, geschweige denn zum Genuß, zu behaglichem Vertiefen in Das, was sich darbot, kommen ließen.

Er ist in seinem Leben viel gereist und zwar meisthin zu Fuß. Seine Reisen sind ohne Frage den bedeutendsten Mitteln seiner gesammten Ausbildung beizuzählen. Man hat berechnet, daß er von seiner ersten Schülerfahrt an bis zu der Reise nach Eisleben, auf welcher er starb, nahe an dreitausend Meilen gemacht, mehr als der halbe Umkreis der Erde beträgt. [2])

Durch die Romfahrt lernte er deutsches Land und Volk, Sprache, Denkart, Sitte genauer, sodann ein Stück vom Auslande und auf der Reise, in Italien, in der Völkerstadt auch die Wälschen und aus manchem andern Lande Leute, insbesondere die kirchlichen Zustände, die Klöster genauer kennen. Das Thun und Treiben der Menschen auf einem größern Raume öffnete sich ihm. Einen wesentlich erweiterten Gesichtskreis, ein gutes Theil Welt- und Menschenkunde, und eine größere Sicherheit,

1) Tischreden, Walch XXII, 2279. Lingke, Reisesch. 24.

2) Lingke a. a. O. 345.

ein erhöhtes Selbstgefühl brachte er mit heim. Er hatte Fährlichkeiten bestanden, in schwierigen Lagen sich helfen gelernt, in der Behandlung von Geschäften, in der Kunst des Umgangs sich geübt, Sittenrauheiten abgeschliffen, so viel Verführerischem und Beirrendem Festigkeit der Ansicht und Gesinnung entgegengesetzt, den Charakter erprobt, gekräftigt. Ein erhöhtes Ansehen daheim mußte von selbst folgen und wieder belebend auf sein Selbstvertrauen wirken.

Blicken wir noch einmal zurück, in welcher Stimmung, mit welchen Ansichten und Gesichtspunkten er nach Rom ging, dort anlangte: Geist und Gemüth nur auf einen einzigen Punkt gerichtet, erfüllt von glänzenden Phantasiegebilden, mit dem tiefsten religiösen und sittlichen Ernste. So sah er manches Beachtenswerthe nicht oder nicht recht, so faßte er um so schärfer und anhaltender das Eine ins Auge, was ihm das Wichtigste war, ihn fast allein anzog; so wurde bei ihm kein geringes Maß von Scharfblick, gesundem Verstande und Besonnenheit erfordert, durch den äußern Schimmer in die innere Mißgestalt hindurchzuschauen und nicht wol gar noch mehr geblendet und eingenommen zu werden; so blickte er, als dies nicht der Fall war, sobald er erst etwas entdeckt, erst angefangen hatte zur Besinnung zu kommen, um so tiefer hindurch in die von glänzendem Scheine verdeckte Leere und Fäulniß der heiligen Stadt und des hochverehrten Papstthums. Ist ihm im kirchlichen Wesen auch wol schon früher Einzelnes als verkehrt oder ungöttlich erschienen: er hat doch von Dem, was ihm in Rom offenbar werden sollte, keine Ahnung gehabt; urplötzlich thut vor seinen Augen der klaffende Riß sich auf, der die Kirche von ihrem Urbilde trennte. Was er mit tiefster Innigkeit und Leidenschaft verehrt ist unwerth, gottlos, Larve, hinter der sich ihm das Häßlichste statt des Schönsten, Tod statt Leben enthüllt, ein widrigschreckbares Zerrbild der Kirche Christi ihm entgegengrinst. Er hätte so etwas nimmer denken, nimmer glauben können und hatte es nicht geglaubt, soviel ihn schon dahin geleitet. Wenn aufrichtig fromme, treuherzige Menschen, redliche Eiferer ungöttliche, freche Gesinnung, Lüge und Heuchelei später entdecken, so ist ihre Entrüstung desto heftiger. Tiefer sind sie erfüllt von alle Dem, was zum innern Werthe, zur Berechtigung Dessen gehört, was sie

fälschlich und länger als die Vielen ehren; tiefer durchblicken sie dann die Verderbniß, die sie erkannt. Der Eindruck mußte heftig, schlagartig und eben so schmerzlich sein. Es war die erste große Täuschung, die er erfuhr, die bitterste, die er hätte erfahren können, es schnitt tief ins Herz. So gern er sein Haupt verhüllt und nicht hätte sehen mögen, der Widerspruch der Wirklichkeit und des Begriffs der Kirche, der Betrug, der an der Christenheit, den einfältigen Deutschen verübt wurde, trat ihm zu dicht und grell vor die Augen. War es nicht so, nicht gar zu offenbar, daß Rom die wahre, heilige, christliche Kirche nicht in sich fasse oder darstelle, daß die päpstliche Stellvertretung, Unfehlbarkeit und Heiligkeit ein leeres Trugbild, daß Rom und Italien der Sitz sowenig des echten Wissens als der Frömmigkeit sei, daß die Mönchs- und Pilgerwerke nicht zur Gerechtigkeit und zum Frieden und sehr oft zur Heuchelei führten und Lug und Bosheit bedeckten? Verdiente dies Rom etwas Anderes als Haß, Verachtung, Krieg? Wenn es mächtig war, so war seine Macht doch nur die der Hölle und der Teufel und nur wie diese zu fürchten. Was blieb aber übrig, welches Vertrauen? Allein das Wahrwort, daß der Gerechte seines Glaubens lebe. War es aber sicher, stark genug? Und dann wieder, wie viel sprach doch noch immer in ihm für dieses Rom, dieses Papstthum.

Wir können nicht zweifeln, daß die widerstreitendsten Gedanken und Empfindungen seine Brust durchwogten und ihn peinigten, seit die Enttäuschung bei ihm begann. Man darf nicht glauben, daß er den Kampf, der in ihm seinen Anfang nahm, schon während seines Aufenthalts in Rom oder überhaupt nach kurzer Frist beendet hätte, zu einer plötzlichen völligen Entscheidung gelangt, und wenn auch auf Augenblicke heftig erregt, mit Verachtung, Haß, Befreiungs- oder Kriegsgedanken gegangen wäre, so nahe es liegt, dies anzunehmen.

Denn freilich war es nur das Alte, daß die Deutschen ihre Begriffe vom Papstthume geändert hatten, wenn sie es in der Nähe kennen gelernt. Im Jahre 1446 waren die weltlichen Reichsfürsten und der Kaiser für den Papst gestimmt; sie neigten entschieden dem basler Koncile zu, als die damals nach Rom abgeschickte kurfürstliche Gesandtschaft zurückkehrte und erzählte, was sie am römischen Hofe gesehen und gehört. Rom zog Schaaren

von begeisterten gläubigen Deutschen an sich, um sie als halbe oder entschiedene Feinde heimzusenden. Vielen gingen die Augen dort auf; Viele seit Hermann und Tausenden von deutschen Söldlingen — auch Luther und alle Pilger kamen als Knechte — warfen in Rom die Geistesfesseln ab, lernten in Rom die römische Herrschaft hassen und verachten. Auch Luther führt Beispiele davon an, wie nachtheilig nähere Bekanntschaft der heiligen Stadt im Urtheile wurde. „Bembus, ein überaus gelehrter Mann, da er Rom wohl gesehen und nachgetrachtet hatte, soll gesagt haben, Rom wäre ein stinkender Pfuhl, voll der allerbösesten Buben in der Welt. Und einer hat geschrieben:

Wer christlich leben will und rein,
Der zieh aus Rom und bleib daheim.
Hie mag man thun, was man nur will,
Allein fromm sein gilt hie nicht viel."

Einzelne hätten wol gegen die Verworfenheit strafende Stimmen erhoben, die Verwegenheit aber stets mit dem Leben gebüßt. Selbst die gelehrte Bildung Italiens wurde überschätzt. Erasmus sollte die seinige, wie ihm vorgeworfen wurde, Italien zu verdanken haben. Er antwortete, daß er bei Weitem nicht so viel wahre Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Thätigkeit in Italien gefunden, als er erwartet, er selbst habe mehr neue Kenntnisse und Bildungsmittel dahingebracht, als für sich dort gewonnen. Er klagt häufig in seinen Briefen über das unter den italienischen Gelehrten eingerissene Heidenthum und über den blinden Unglauben auf das Ansehen eines Lucretius oder Plinius. Er hörte eine Predigt mit an, die in Gegenwart Julius' II. und der Kardinäle gehalten wurde und von dem Leiden und Tode Jesu handelte. Der Prediger hub mit dem Lobe des Papstes an, den er als einen zweiten Jupiter schilderte, den Donnerkeil in der allmächtigen Hand, mit seinem Winke den Weltkreis beherrschend. Auf das Leiden Christi kommend, erinnerte er an das Beispiel der für das Vaterland in den Abgrund sich stürzenden Decius und Curtius. Um Mitleid mit dem traurigen Schicksale Jesu zu erwecken, wies er auf die Dankbarkeit hin, womit die Heiden das Andenken ihrer Helden und Wohlthäter verewigt, indeß die Juden den Retter des Menschengeschlechts ans Kreuz geschlagen. Den Tod Jesu

verglich er mit dem Tode anderer trefflicher Männer, die für das gemeine Beste unschuldig gestorben, eines Sokrates, Phocion, Epaminondas, Scipio, Aristides. Mit Schaudern hörte Erasmus nicht nur in Gesellschaften, sondern selbst bei der Messe und andern heiligen Handlungen gotteslästerliche Reden ausstoßen, sodaß man selbst auf das umstehende Volk keine Rücksicht nahm, da sich allen Schändlichkeiten zuletzt die Schamlosigkeit, der keine Rücksicht mehr scheuende Uebermuth zugesellt hatte. Nach übereinstimmenden Zeugnissen wurde in Rom Der als ein Thor verlacht, Gespött mit dessen Einfalt getrieben, der noch etwas von Religiosität und Gewissenhaftigkeit äußerte, oder aus Gottesfurcht Böses zu thun sich scheute. Wessel durfte seine Ansichten vom Ablaß in Rom vor Männern aus der Umgebung des Papsts unumwunden aussprechen. Sie sagten ihm wol, es sei das nichts Neues; man hege am päpstlichen Hofe dieselben Meinungen, gehe sogar noch weiter. So duldsam und freisinnig oder vielmehr so unverschämt und so sicher war man dort. Crotus Rubianus, Luther's Universitätsfreund und Hutten's Geistesgenosse, schreibt dem Erstern von Bologna aus im Jahr 1519, als er sich bei einem Dominikaner über die Verworfenheit und den Despotism der römischen Kurie beklagt, habe ihm derselbe geantwortet, es geschehe das Alles doch durch göttliche Zulassung, und über Gottes Rathschlüsse dürfe man nicht grübeln noch richten. Machiavelli, der scharfe Beobachter, erblickte das sicherste Vorzeichen vom nahen Untergange des Christenthums in der Wahrnehmung, daß, je näher sich die Völker der Hauptstadt der Christenheit befänden, um so weniger christlicher Sinn bei ihnen wahrzunehmen sei: „Die ärgerlichen Beispiele und Verbrechen des römischen Hofs sind Schuld daran, daß Italien alle Grundsätze der Gottesfurcht und alles religiöse Gefühl gänzlich verloren hat. Wir Italiener verdanken es also vorzüglich der Kirche und den Priestern, daß wir zu Gottlosen und zu Bösewichtern geworden sind." Aehnlich hatte Savonarola gesagt, die Sünden Italiens müßten jeden zum Propheten machen. „Die Schändlichkeit fängt von Rom an und geht durch das Ganze; sie sind da schlimmer als Türken und Mohren", u. s. f. Auf die Eberbach, die Celtes machten Rom und Italien den schlechtesten Eindruck, insbesondere weil man dort die Deutschen verachtete. Scham- und zornglühend kehrte Hutten

1514 zurück, daß die weibischen Wälschen die deutsche Kraft sollten schwächen und misbrauchen können, zornglühend über dies Neurom, wo mit den Heiligthümern Gott selbst verschachert werde, wo Papst und Kardinäle in Orgien lebten, im Schlamme sich wälzten und deren Joch dennoch Deutschland trage; dies Rom, wo einst so große Männer gelebt und keine Spur von Römersinn mehr zu finden, wo die Väter heilig redeten und aufs schändlichste handelten, die auch Gutes weder sprächen noch thäten und die Religion und den Erlöser verspotteten, wo Alles für Geld feil sei u. s. f. Ausfälle, die er in Epigramme faßte und „aus der Stadt an Crotus Rubianus" richtete[1]).

Ohne Zweifel kehrte Luther in ähnlicher Ansicht und Stimmung zurück. Was er in Rom und Italien sah und hörte, legte den Keim zum Abfalle vom Papstthum in seine Seele; Grund und Erklärung seiner spätern oft rücksichtslosen Heftigkeit gegen dasselbe haben wir darin zu suchen. Allein darauf leitet doch nicht die leiseste Spur, daß seine Ehrfurcht vor der Kirche gemindert wäre, weil seine Ehrfurcht vor dem Papstthume, wie es war, erschüttert wurde, oder daß auch nur die letztere bei ihm vorerst mehr als eine Erschütterung erlitten hätte. Was war, was konnte ihm die Kirche nach seinen jetzigen Begriffen ohne das Papstthum sein? Wie hätte er sie sich ohne dieses denken können? Zu tief und fest war die alte Verehrung und Liebe in ihm gewurzelt, als daß sie so rasch hätte hinausgerissen werden können. Noch mancher starke Halt fand sich bei ihm für ihre Wurzeln und Ranken. Da war die Scheidung der Persönlichkeit der Päpste von dem Papstthume, dem Amte, der Würde, dem Begriffe und Urbilde. Da war das Bewußtsein von dem Papstthume als der Stellvertretung Christi und von seiner Nothwendigkeit zur Regierung der Kirche und zu ihrer Erhaltung in

1) Tischreden, Walch XXII, 74. Ullmann, Reformatoren, II, 356. Erhard a. a. O. II, 285 ff. Artikel Erasmus in Ersch und Gruber, 158. Gervinus a. a. O. II, 433. Lentzel a. a. O. 158. Reform. Almanach von 1817, 52 ff. Strobel, Misc., III, 137 ff. Regis Rabelais Gargantua und Pantagruel II, 978. Machiavelli, Abhandlung über die erste Dekade des Titus Livius, Kap. 12. Roscoe a. a. O. II, 360. Münch, Hutten's Werke, I, 257 ff., (Epigrammata de Statu Romano, ad Crotum Rubianum ex urbe missa). Leo a. a. O. 23.

der Einheit. Er war davon durchdrungen, wie es die christlichen Völker nur jemals gewesen waren; während es in diesen abnahm, war es in voller Kraft in ihm noch einmal lebendig geworden. Es lebte aber auch noch immer in den Völkern, namentlich auch in den Deutschen, und haftete deshalb um so tiefer in ihm, weil der Nationalsinn und der christliche seiner Zeit so gewaltig ihm sich eingeprägt hatte. Denn es regt sich wol in der Nation vom Kaiser bis zum niederen Volke wider den geistlichen Druck; doch was da vorgeht, bezeugt eben, daß jenes Bewußtsein noch fort und fort lebendig ist. Die Schwäche der Gedanken und Beschlüsse, zu welchen das Reich sich erhebt, zeugt davon. So arg sind die Päpste, so sehr schänden sie das Papstthum, aber keine Spur, daß Kaiser und Stände das letztere darum verachteten oder sein entrathen zu können, von ihm sich trennen zu dürfen oder zu wollen meinten. Nur in Maximilian's Selberkrönung war so etwas aufgetaucht, in der Reichsversammlung ist nicht zu spüren, daß das ausgeworfene Samkorn auch nur zu keimen begönne. Dem Volke traut man noch zu, daß es sich in einem Zusammenstoße der geistlichen und weltlichen Seite unter Umständen wider seine weltlichen Häupter in Bewegung bringen lassen könnte. Es murrt, ist bereit über die Geistlichkeit herzufallen, die ihm Anstoß gibt, es aussaugt; aber auch darin ist noch immer nicht zu erblicken, daß es sich wider das Papstthum zu erheben geneigt wäre. Ebenso war es, und noch mehr bei Luther, dem Kleriker, dem Mönche, und in dem jedes Gefühl, jede Ansicht und Leidenschaft doppelt lebendig war. Versöhnende, blendende, für jetzt gewiß noch recht sehr blendende Vorzüge des Papstthums und des regierenden Papstes kamen diesem in seinen Augen zu statten, dessen späteres Urtheil, mit dem das er noch in Rom oder auf der Romfahrt sich bildete, nicht zu verwechseln ist. Ueberhaupt dürfen wir nicht vergessen, daß alle seine Aussprüche; wie wir sie haben, schon mitbestimmt und gefärbt sind durch spätere fortgesetzte Beobachtungen und Erfahrungen und den durch sie belebten und verstärkten Zorn und Haß. Zu dieser Zeit wirkte die Leidenschaft der Liebe und mit einem Worte Alles, was die Stimmung bei ihm erzeugt, in welcher er kam, den Eindrücken von dem Entsetzlichen, was er sah und hörte, der Enttäuschung selbst und ihrer Vollendung entgegen. Er bedurfte Zeit, noch

eine lange Zeit, das alles in sich zu verarbeiten, zum völligen Bewußtsein darüber und zur Sicherheit zu gelangen. Hutten faßte in Rom den Gedanken, das verderbte Papstthum zu bekämpfen. Luther sollte den eigentlichen Streit auf Leben und Tod erheben, aber keine Aeußerung von ihm, keine Nachricht deutet nur von fern darauf hin, daß er schon in Rom an so etwas gedacht hätte, und was noch viel mehr sagen will, es wird geradezu ausgeschlossen durch die Thatsache, daß wir ihn noch Jahre lang in streng päpstlicher Gesinnung finden, ja daß er einen solchen Gedanken noch nicht einmal hegte, als er den Streit begann. Man kann nur sagen, daß ein Stachel von Rom her bei ihm zurückblieb, und glaubt es leicht, wenn gemeldet wird, er sei entrüstet und tief betrübt nach Wittenberg zurückgekehrt[1]). Die volle Wirkung der Romfahrt trat jedoch erst viel später ein, und ihre Stärke und Tiefe ist so wenig zu bezweifeln, als sein Unmuth und Schmerz über Rom und Papstthum nach seiner Romfahrt noch einer besondern Erklärung bedarf. Nur für das langsame und späte Erwachen und Hervorbrechen seines leidenschaftlichen Ingrimms und tödtlichen Hasses war und wird eine solche noch ferner nöthig sein.

---

1) Selnecker.

Drittes Hauptstück.

Die Jahre 1511—1514.

Ereignisse der Jahre 1511 und 1512 (die Kirchenversammlungen von Pisa und im Lateran). — Wiederanfänge Luther's in Wittenberg. — Die theologische Doktorwürde, 1512. — Neue Thätigkeit, Sprachstudien. — Die Auslegung des Römerbriefs, 1513. — Auslegung der Psalmen, 1513, 1514. — Kämpfe in Wittenberg, 1513, 1514. — Angriffe von Erfurt her, 1513, 1514, 1515. — Die Reuchlinistenfehde, Stellung zu ihr, 1511 bis 1514. — Persönlichkeit.

Ereignisse der Jahre 1511 und 1512 (die Kirchenversammlungen von Pisa und im Lateran).

Noch in dem Jahre, in welchem Luther nach Wittenberg zurückkehrte und seine unterbrochene Thätigkeit wieder begann, und sodann zunehmend in den nächstfolgenden verstärkte sich die Bewegung in einem sehr bedeutenden Maße, auf welche in den vorigen beiden Hauptstücken hingewiesen ist. Wir müssen sie auch jetzt wieder ins Auge fassen. Es fehlt nicht an Beziehungen zwischen ihr und seiner Stimmung und Entwickelung in dieser Zeit. Sofern sie uns hier angeht, that sie in zwei Vorgängen sich kund, in welchen beiden sie die Richtung auf Widerspruch gegen die bestehenden geistlichen Zustände zeigte, soweit auch die Punkte auseinander lagen, von welchen sie beim einen und andern ausging.

Innerhalb der Grenzen Deutschlands kam eben jetzt der aus der humanistischen Entwickelung und der Richtung der deutschen Humanisten hervorgehende reuchlinische Streit eigentlich in Gang, begann er in weitern Kreisen Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen. Sehr belangreiche tief eingreifende Fragen kamen dabei zur Sprache und wurden eifrigst erörtert. Zunächst wurde die Aufmerksamkeit der an der Wissenschaft und an der Kirche lebendigen Antheil Nehmenden, insbesondere der Gelehrten und Mönche in Anspruch genommen. Als Mitglied einer Universität und eines Ordens, bei seinem Eifer für die Wissenschaft wie für die Kirche, seiner scholastischen und humanistischen Bildung mußte Luther bald Kunde davon bekommen und mehrfach berührt, angezogen oder abgestoßen werden. Es konnte nicht ohne beträchtlichen anregenden Einfluß bei ihm bleiben. Was sollte je nach den Ansprüchen und Behauptungen der streitenden Parteien und dem Siege der einen oder andern aus der Kirche, dem Mönchthume, der alten und neuen Wissenschaft, dem Glauben und der Aufklärung werden? Seine Reiseerfahrungen hatten sein Ohr für die Anklagen, welche von den Humanisten gegen die Versunkenheit der Mönche und überhaupt der kirchlichen Zustände erhoben wurden, sein Auge für die Schattenseite der letztern geschärft. Indeß finden wir sichere Nachrichten über diese Einwirkungen erst aus einer etwas spätern Zeit, weshalb wir uns hier auf diese Hindeutung beschränken und nur bemerklich machen, daß er gewiß mit um so gespannteren Blicken die Reuchlinistenfehde verfolgte und durch jene andern gleichzeitigen Vorgänge um so mehr erregt wurde, weil jene und diese nicht blos in der Zeit zusammenfielen, sondern in einem innern Zusammenhange standen. Eben Das, daß man ohne allen äußern Zusammenhang in der gelehrten und kirchlich-politischen Welt an so nahe verwandten Punkten zusammentraf, ist ein um so sichreres Zeichen, daß ein unabweisliches Bedürfniß, eine in den Verhältnissen und Stimmungen der Zeit liegende Nothwendigkeit darauf hindrängte.

Zuerst war es ein Ereigniß des Jahres 1511, das eine große Bedeutung für die gesammte Kirche, die vornehmsten christlichen Staaten, die Weltverhältnisse, insbesondere auch für Deutschland erhalten zu sollen oder doch zu können schien. Es versammelte sich ein allgemeines Koncil zu Pisa. Luther war jetzt auf den

Punkt der Gebrechen und Besserungsbedürftigkeit der Kirche hingelenkt, der sowol seiner Aufmerksamkeit als seinem Urtheile näher gerückt war. Dazu sollte Staupitz nach Rom gehen, noch 1510 oder 1511, und ging dorthin, obwol auf keinen Fall als Abgeordneter zur Kirchenversammlung, wie man wol gesagt hat. Desungeachtet war seine Reise ohne Zweifel auch für Luther eine weitere Veranlassung, den Verlauf des Koncils, die Verhältnisse der Kirche im Ganzen und Großen schärfer zu beobachten, den Blick öfter nach Rom und dessen Zuständen zurückzuwenden, die Reiseerfahrungen und Eindrücke anhaltender zu verarbeiten. Das Koncil, das abermals die alte, fort und fort ungelöst gebliebene Aufgabe der Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern aufgenommen hatte, erregte freilich keine große und allgemeine Theilnahme, beschäftigte doch aber unfraglich die kleinern Kreise der Denkenden. Schon die Thatsache, daß es berufen und eröffnet wurde, mußte nothwendig die Letztern und unter ihnen wol auch Luther lebhaft bewegen. Doch welche Gedanken erregte ihm die neue Kirchenversammlung? Hat sie und wie hat sie auf seine Richtung und Stimmung, den Gang, den er nahm, eingewirkt? Wir müssen, um zu einem Aufschlusse darüber zu gelangen, vor allen Dingen einiges schon mehrfach Berührte und nach andern Beziehungen Erwähnte hier im Zusammenhange überblicken.

Es hatte lange gewährt, ehe die lauten und dringenden Forderungen einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu einem Ergebniß geführt. Seit den ersten ernstlichen Versuchen, die Kirche namentlich durch das in Abgang gekommene Mittel allgemeiner Koncilien zu bessern, war ungefähr ein Jahrhundert verlaufen. Unter den Gründen ihres Mislingens, insbesondere für Deutschland, stehen zwei im Vordergrunde, deren wir uns hier vor allen erinnern müssen, das Verhalten der Päpste und ihres hierarchischen, im römischen Hofe den Mittelpunkt findenden Anhangs einer-, und der weltlichen, insbesondere der deutschen Fürsten, andererseits. Gerade auch daran scheiterte doch in der That die Reformation, daß diese die Sache, welche sie betrieben, zum Theil sehr verkehrt angriffen. Das Papstthum war hauptsächlich durch große und kluge Päpste emporgekommen, die sich an die Spitze der lebendigsten und kräftigsten Zeitansichten und Bedürfnisse gestellt und noch immer Mäßigung beobachtet hatten. Die Päpste

vergaßen seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr des Gedankens, die errungene Macht eben dadurch zu behaupten, wodurch sie gewonnen worden. Sie brauchten Ränke und Gewalt, traten an die Spitze des Widerstandes gegen die veränderte Zeitstimmung, hoben das Papstthum in einzelnen Beziehungen noch höher und trachteten es auf dieser Höhe durch dieselben schlechten Mittel zu erhalten. Wären sie gut und tüchtig gewesen, so hätten sie die Reformation selbst in die Hand genommen, wie ihre großen Vorgänger daran gearbeitet. Allein sie waren theils untüchtig, theils ging die Verderbniß von ihnen selbst aus und war die Quelle ihres Nutzens, den sie dem Wohle der Kirche voranstellten. Daraus erfolgte mit Nothwendigkeit, was geschah. Seitdem sich der Ruf nach einer Reform Beachtung erzwang, machten sie es zu ihrer Hauptaufgabe, derselben auszuweichen und die trotz ihrem Widerstreben versuchte zu verhindern, zu vereiteln. Fast die gesammte Geschichte des Papstthums seit jener Zeit geht in einem kaum unterbrochenen Kampfe desselben gegen den erwachenden Geist der Vernunft und Freiheit, gegen bessere Erkenntniß und bessere Gesinnung in den religiösen und kirchlichen Dingen auf, und dieser Kampf wurde trotzdem geführt, daß das Bedürfniß der Besserung so sehr am Tage lag, daß es nicht blos von Klerikern am ersten und stärksten hervorgehoben, sondern von den Päpsten und deren hohem Rathe der Kardinäle selbst von Anfang und dann wiederholt als vorhanden und dringend anerkannt wurde. Allein sie konnten nicht helfen ohne eigne Besserung und Aufopferung, darum wollten sie nicht. „Mit höchstem Fleiß, sagt Luther vollkommen wahr, haben die Papisten diese hundertzwanzig Jahr dahin gearbeitet und sich bemühet, des Papsts Authorität und Gewalt über das Concilium zu heben', darnach er sich nicht sehr sehnet; vor demselben grauet ihm, fliehet davor als der Teufel vor dem Weihrauch, wie man sagt; er besorget, daß er und sein Thun möchte zu Schanden gemacht und verdammt werden, darum scheut er das Licht und fleucht das Gericht." Auf einen andern Grund kömmt er in der Vorrede zu dem von ihm übersetzten: Rathschlag etlicher Kardinäle von einer Reformation (1537): „Es schleppet sich der Papst mit dem armen Concilio wie die Katze mit den Jungen. In Deutschland will ers nicht halten, zu Mantua kann ers (wie er vorgibt) nicht halten; jetzt

solls zu Vincenz werden, da es nicht sein kann, und sie es auch nicht meinen. Ich achte, er will ein Marcolfus werden, der nirgend einen Baum finden konnte, daran er gern hengen wollte. Also kann der Papst keinen Ort finden, da er gern ein Concilium hätte. Wenn mein Rath etwas gelten möchte, wollte ich schier rathen, daß man die heiligen Leute mit dem Concilio zufrieden ließe, sie können doch keines leiden, und werden auch keines machen, es sey denn, daß sie drinnen thun mögen, was sie wollen. Was zeihet man sie denn? Sie können sich nicht lassen reformiren, und wollens auch nicht thun, das weiß man fürwahr. Und sie besorgen doch, wo es zum Concilio käme, sie müssen Feder geben oder Haar lassen, auch ihren eigenen Schutzherrn, als Kayser, Königen, Fürsten u. s. w., wie sie im Costnitzer Concilio sich verbrannt, und wol sind gewahr worden. Denn wo sie sollten erfunden werden, auch im geringsten Stücke, sträflich oder irrig, so fiele der Papst mit der Kronen und Schlüsseln zu grunde, und würde diß schreckliche Geschrei über sie ausgehen, daß der Papst und Römische Kirche geirret und unrecht hätte. Das wäre solcher hohen Majestät Tod und die Hölle, welche bis daher durch solchen Artikel gestanden ist: daß der Papst und sein Stuhl oder Kirche nicht irren können, sondern was er thut und saget, das sey ein Artikel des Glaubens, bei Verlust der Seligkeit allen Christen zu glauben. Sollte er nun in einem Stücklein irrig gestraft werden, so wäre er schon in allen Stücken verdächtig, wie seine eigene Rechte sagen: Qui semel malus, semper praesumitur malus: Wer einmal ein Schalk erfunden wird, der bleibet in allem verdächtig. Also würde es alles hernach fallen"[1]).

Indem die Päpste die Reformation der Kirche verhinderten, versündigten sie sich an dem in alle Wahrheit leitenden, d. h. die Wahrheit in fortgehender Läuterung und Entwickelung stets heller offenbarenden Geiste Christi und nöthigten die Kirche gleichsam zum Abfall von der ursprünglichen und alten, welcher das Fortwalten des Geistes, das eben nichts Anderes ist als die Reformation, wesentlich und nothwendig.

Das Verlangen nach einer Reformation der Kirche und der Gedanke, daß dieselbe durch eine allgemeine Kirchenversammlung

---

1) Tischreden, Walch XXII, 1998, 2017; XVI, 2394.

zu bewirken sei, erwachte lebhaft im 13. Jahrhundert, vermochte jedoch gegen das Widerstreben der Gregor IX., Honorius III., Innocenz IV. nicht durchzudringen. Nach etwas dunkeln und zweideutigen Begriffen und Bestimmungen lag es undeutlich, nach der Stellung und den Bedürfnissen des deutschen Kaiserthums und Reichs aber sehr klar in den kaiserlichen Befugnissen und Pflichten, die Reformation einzuleiten, wenn die geistlichen Häupter dazu nicht zu bewegen waren. Nicht blos Abweichende, wie Wiklef, riefen die weltliche Macht dazu auf, sondern auch zahlreiche Stimmen der unverdächtigsten Rechtgläubigen. Innocenz VI. ließ 1359 einen Zehnten von den geistlichen Gütern einfordern. In der Versammlung der deutschen Fürsten wurde dem Legaten gesagt, Deutschland sei stets die Goldgrube des römischen Hofs, der Papst möge einmal andere Völker schatzen, und Kaiser Karl IV. erinnerte an die nöthige Reformation der Sitten der Geistlichkeit und ergriff Maßregeln, sie zu bewirken. Innocenz belobte ihn, erklärte aber, die Besserung der Kirche gebühre ihm, dem geistlichen Oberhirten, und that nichts Ernstliches dazu. Die große Spaltung und Verschlimmerung trat statt der Reformation der Kirche ein. Der Beichtiger des Kaisers führte diesem die Nothwendigkeit der letztern zu Gemüth und forderte ihn auf, eine allgemeine Kirchenversammlung auszuschreiben. Allein Karl hielt sich dazu nicht befugt, und wendete sich an den Papst in Rom, der den beabsichtigten Besserungsversuch als unnütz und überflüssig unbedingt abwies, den kaiserlichen Rathgeber für strafbar erklärte und seine Landesverweisung bewirkte. Karl und dann Wenzel nahmen nichts Nachdrückliches vor, Beide hielten die geistliche Macht für unbezwingbar, Beide dachten bei der Kirchenbesserung, die sie herbeiführen zu wollen Miene machten, nur an weltliche Vortheile. Die Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. wichen hartnäckig der Erfüllung ihrer Versprechungen, Alles für den Kirchenfrieden thun zu wollen, aus. Die Kardinäle, welche den Erstern gewählt hatten, verließen ihn endlich, beriefen das allgemeine Koncil von Pisa, das 1409 eröffnet wurde, die Kardinäle des andern Papstes vereinigten sich mit ihnen; beide Päpste sprachen über sie und das Koncil den Bannfluch aus. Das Letztere entsetzte beide Gegenpäpste, Alexander V. wurde erwählt, versprach die Reformation vorzunehmen und vereitelte sie gleich darauf,

indem er die Kirchenversammlung aufhob und eine andere verhieß, die nach drei Jahren von Johann XXII. in Rom eröffnet und nach der zweiten Sitzung als vergeblich entlassen wurde. Er hatte selbst Fürsorge getragen, daß nur sehr wenige Abgeordnete erschienen waren. Etwas später gerieth er in große Verlegenheiten, konnte nur Hülfe von dem deutschen Könige Sigismund erwarten und unterhandelte mit demselben, der als Preis seines Beistands die Erfüllung des Begehrens der Kirche und insbesondere der deutschen Reichsstände, die Berufung eines Koncils forderte, zu Konstanz. Johann willigte ein, nur aus Noth, widerwillig und bot dann Alles auf, den Beschlüssen der Versammlung Hindernisse in den Weg zu legen. Sie sprach den Grundsatz von der Erhabenheit allgemeiner Kirchenversammlungen über den Papst aus, entsetzte sowol Johann als den Gegenpapst und verfügte die Wahl eines neuen obersten Bischofs. Die Deutschen begingen den großen Fehler, zuzulassen, daß die letztere vorgenommen wurde, ehe die beschlossene Reform durchgeführt war. Sigismund's Ansichten über die Reform waren beschränkt genug gewesen, indeß hatte er doch das Koncil durch Klugheit und Festigkeit zu Stande gebracht, durch Erfahrung hatte er die Ueberzeugung gewinnen müssen, wie viel hiermit gegen das Papstthum zu erreichen, wie wenig durch Nachgiebigkeit und vom Papste selbst zu erlangen sei; die tiefe Verderbniß der Kirche mußte ihm durch die zahlreichen und unverdächtigen Zeugnisse aus allen Ländern der Christenheit, die vielen schmerzlichen Klagen, welche im Schooße des Koncils laut wurden, noch viel klarer geworden sein. Allein jetzt zeigte er sich schwankend und unentschlossen, woran wiederum die Schwäche und Uneinigkeit der deutschen Fürsten die Hauptschuld trug. Sobald Martin V. gewählt war, bestätigte und erweiterte er in Beziehung auf Vorbehalte, Anwartschaften, Bisthumsverleihungen, Dispense, Annaten, Zehntausschreibungen u. s. f. selbst in einem bis dahin noch unerhörten Maße und unter Androhung von Kerker und Bann gegen alle Widerstrebenden die römischen Kanzleiregeln, die Quelle der Unordnungen, denen das Koncil abhelfen sollte, und nannte Diejenigen, welche Klage geführt hatten, d. h. die Kirche, die Nationen und deren Häupter, Verläumder, die er auszurotten denke. Auch sonst ließ er sofort erkennen, daß er die Macht des Papstthums unumschränkt zu üben

gedenke, zog Reichssachen noch in der deutschen Stadt vor seinen Richterstuhl. An die verheißene Besserung der Kirche erinnert, gab er die neue und alte Antwort der Besserungsscheu und Machtsucht, Reformen bedürften reiflicher Ueberlegung, und suchte durch Trennung die Bestrebungen des Koncils und die allgemeinen Wünsche zu vereiteln. Es gelang ihm. Die Einzelnen unterhandelten mit ihm. Nicht einmal die vor der neuen Papstwahl im Schooße des Koncils erhobenen Forderungen hätten ausgereicht, der Kirchenverderbniß abzuhelfen. Die Deutschen beschränkten sich auf noch weit gemäßigtere und unzureichendere Begehren, daß die Zahl der Kardinäle vermindert und daß die Letztern nicht blos aus Italienern gewählt werden möchten u. dgl. Sie erlangten nichts weiter als ein Konkordat, in welchem gegenüber den zahllosen und unsäglichen Misbräuchen und Erpressungen, unter welchen die Nation und Kirche litt, das Zugeständniß das erheblichste war, daß der Bezug der Annaten, Appellationen und Reservationen, einige wenige von den Beschwerdegründen, nur noch fünf Jahr dauern sollten, und obenein wurde jedes Zugeständniß für blos päpstliches Indult erklärt und päpstlicher Auslegung anheimgestellt. Dasselbe geschah hinsichtlich einiger kärglicher Reformationsartikel, welche Martin des Scheins halber verkünden und wobei er ausdrücklich hinzufügen ließ, daß die Kirchenbesserung damit ein Ende habe. Die versammelten Häupter und Vertreter der Nationen schwiegen dazu. Noch in Konstanz erklärte er jede Berufung vom Papste an eine Kirchenversammlung für unstatthaft. Eine seiner Zusagen ging dahin, daß er mit Ertheilung von Ablässen sparsam sein wolle; er theilte Ablässe noch vor seiner Abreise von Konstanz aufs verschwenderischste aus. Noch in demselben Jahre, in welchem das Koncil geschlossen wurde (1418), erließ er die schandbare, mit Recht berüchtigte Bulle in coena Domini, durch welche Alle, die nicht römisch gesinnt, als Ketzer und Kirchenfeinde verflucht wurden, und die bis auf neuere Zeiten, namentlich in Deutschland, hundertfach Veranlassung und Stütze der eben so jämmerlichen als verderblichen Religionsverfolgungen war, von deren Nachwehen unser Nationalleben noch jetzt kaum genesen kann.

So und durch mancherlei andere Vorgänge, noch in Konstanz und der allernächsten Zeit zeigte es sich, daß nur die päpst-

liche Obermacht und die Entartung der Kirche neu bekräftigt sei, und bald trat noch größere Verschlimmerung, die Folge jedes Versuchs einer Besserung der öffentlichen Zustände ein, der dem Uebel nicht an die Wurzel greift, nicht durchgeführt wird. Nur ein paar inhaltreiche Grundsätze, daß allgemeine Kirchenversammlungen über dem Papste ständen und daß in gewissen Zeiträumen solche Versammlungen gehalten werden sollten, waren zu Konstanz halb gewonnen. Sie waren nur vom Koncile feierlich anerkannt und mit redlichem Willen ausgesprochen, dem Papste war die Gewalt und mit ihr die Versuchung neu zu Theil geworden, ihnen entgegenzuhandeln, ja das Koncil selbst hatte das Ansehen des geistlichen Rechts unberührt gelassen und das letztere, das alle übertriebensten Bestimmungen über die unumschränkte päpstliche Obermacht enthaltende, sich selbst widersprechend gewissermaßen anerkannt, indem es die Geltung desselben gleichsam vorausgesetzt.

In Konstanz war beschlossen, daß wiederum nach fünf Jahren ein Koncil zusammentreten solle. Martin V. konnte nicht umhin, sich zu fügen. Er berief 1423 eine Versammlung nach Pisa. Die gänzlich entmuthigten Deutschen schickten keine Abgeordnete. Die päpstlichen Legaten lenkten die Aufmerksamkeit der Anwesenden von allen Verbesserungsentwürfen angelegentlich hinweg. Um es noch leichter beherrschen zu können, verlegte der Papst das Koncil nach Siena und als hier nun doch die Reformation zur Sprache gebracht wurde, beeilte er sich, es zu schließen. Damit sich die Nationen nicht etwa wenigstens im Einzelnen und Geringeren selbst helfen möchten, verbot er durch ein Edikt die Abhaltung von Nationalkoncilien. Dies Alles geschah und das Widerstreben der Päpste dauerte fort, trotzdem, daß dem Papstthum an Ehren, Macht und Einkünften so viel, ja mehr als ihm gut war, gelassen werden sollte, selbst nach den Ansichten der Eifrigsten, deren Besserungswünsche am weitesten gingen; trotzdem, daß es klar wie der Tag geworden, der ganze bestehende kirchliche Zustand lasse sich auf die Länge nur durch Vornahme einer gründlichen Reform halten; trotzdem, daß Prälaten und Abgeordnete weltlicher Fürsten nachdrücklich vorstellten, ohne baldige wirksame Abhülfe sei zu besorgen, es werde die Reform, welche die Kirche versäume, an ihrer Statt von den weltlichen

Mächten vorgenommen und die Kirche werde die Sittenbesserung, deren Ausführung durch eigene Gewalt ihre Häupter auswichen, vom weltlichen Arme erleiden müssen, die Langmuth der Völker in Erwartung der längst versprochenen Reformation gehe zu Ende, eine gänzliche Auflösung des kirchlichen Lebens stehe bevor, wenn nicht das nächsterwartete Koncil zu Stande komme oder auch hier die gerechten Erwartungen getäuscht würden.

Martin hatte zu Siena sich gedrungen gesehen zu verkünden, daß binnen sieben Jahren eine allgemeine Kirchenversammlung nach Basel berufen werden solle. Sein Nachfolger Eugen IV. hatte bei seiner Wahl 1431 ein Koncil zur Kirchenreform eidlich versprochen und erneuerte, der Nothwendigkeit der Verhältnisse weichend, die Berufung desselben nach Basel. Es hatte kaum seinen Anfang genommen, als ein Botschafter von ihm mit dem Befehle der Auflösung erschien. Das Koncil widersetzte sich und er begann nun einen Jahre lang fortgesetzten Krieg durch Ränke und Gewaltmittel gegen die die konstanzer Beschlüsse erneuernde Versammlung, um ihr Bestehen und ihre Wirksamkeit zu vereiteln. Er stellte ihr grundsätzlich entgegen, daß die oberste Gewalt über die ganze Kirche der römischen Kirche zukomme, welcher sie in der Person des Petrus vom Heilande selbst verliehen sei; der Papst allein habe die vollste und unumschränkte Gewalt, er, der Hirt der ganzen Kirche, welchem der Herr alle Herrschaftsrechte im Himmel und auf Erden übergeben habe; alle Menschen seien ihm unterthan, sein Wille habe für Alle Gesetzeskraft; Eugen vereinige aber auch alle Eigenschaften zur Ausübung dieser Gewalt; dem Papste komme es nicht nur zu, die allgemeinen Koncilien zu berufen, sondern auch die berufenen bekämen von ihm ihre Kraft. Alles, was hier gegen sein Ansehen festgesetzt würde, zerfalle in Nichts; kein Richter auf Erden sei über ihn gestellt, und wenn die ganze Welt in einer gewissen Angelegenheit anderer Meinung wäre, als der Papst, so wäre doch seinem Ausspruche beizustimmen. Was die Kirchenreform anbelange, so bedürfe es nicht sowol neuer Bestimmungen, als der Vollziehung der alten; alle aber müßten ohne das Ansehen des Papstes kraftlos bleiben. Er stellte den weltlichen Fürsten vor, sie könnten es ohne Verletzung ihres Gewissens nicht länger dulden, daß das Ansehen des Oberhaupts der Kirche so tief her-

abgesetzt werde, er suchte sie gegen das Koncil durch Anschwärzungen und Verdächtigungen aller Art einzunehmen, namentlich durch die Einflüsternng, die Versammlung sei vom demokratischen Principe beseelt, das, wenn es dort obsiege, auch im Staate gegen die monarchische Gewalt sich geltend machen werde; gerade so, wie die Kurie die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts als eine „Neuerung" verdächtig zu machen suchte und theilweise — z. B. bei Franz I. — mit Glück verdächtig zu machen wußte; eine Neuerung, die auf nichts Geringers abzwecke, als auf den Umsturz der göttlichen und menschlichen Monarchie, indem die neue Religion das Volk lehre, vor allen Dingen auch die Veränderung des Fürsten zu begehren. Nach andern Seiten brauchte er ein anders Mittel aller der Machtinhaber, die ihren Willen den Forderungen der Gesellschaft entgegensetzen und ihren übeln Willen zu verstecken suchen. Er bemühte sich, die Versammlung als nur aus wenigen unruhigen Köpfen bestehend darzustellen. Auf Sigismund's Verwendung genehmigte er nach langen Verhandlungen das Koncil und dessen Beschlüsse und veranstaltete dann ein Gegenkoncil in Ferrara, forderte die Mitglieder der basler Versammlung gerichtlich vor, erklärte alle Beschlüsse desselben für nichtig, that Alle in den Bann, die ihr ferner anhängen würden, befahl der Obrigkeit der Stadt Basel unter Androhung des Banns, die Mitglieder des Koncils auszutreiben, verbot den Bürgern und Handelsleuten sie mit Lebensmitteln zu versehen. Die päpstliche Versammlung forderte die Gläubigen auf, die fremden Kaufleute, welche Lebensmittel oder andere Waaren nach Basel führen oder dort länger verweilen würden, auszuplündern, wobei sie sich auf den Spruch der Schrift berief: die Gerechten nahmen den Raub der Gottlosen, preisend den Herrn.

Der Kardinal Julian hatte in der basler Versammlung mit großem Nachdruck ausgesprochen, eine Reformation der Kirche lasse sich nur durch ein Koncil bewirken, werde aber nie ausgeführt werden, wenn das kaum versammelte Koncil vom Papste aufgelöst werden könne, und gewinne dieser jetzt die Oberhand, so sei es um die christliche Religion geschehen, so würden die auf seine Seite tretenden Fürsten Ursach werden, daß die Päpste im höchsten Maße sich verschlimmerten, daß ihnen

Niemand mehr einzureden wagen werde. Die Väter zu Basel blieben standhaft und wiesen durch ihre entschiedenen Schritte den Weg, der allein zum Ziele führen konnte. Jetzt hing Alles an dem Verhalten der weltlichen Fürsten. Die deutschen wollten Frieden stiften, der nur durch nachdrückliche Fortsetzung des Kriegs zu erzwingen, wollten ausgleichen, wo eine Ausgleichung unmöglich war, fürchteten sich vor einem bestimmten Entschlusse, faßten den unglücklichen, Deutschland für neutral zu erklären. Sie gingen insofern einen richtigen Weg, als sie erklärten, Deutschland werde von keinem der streitenden Theile Verordnungen annehmen und einstweilen seine Kirchen von seinen Bischöfen regieren lassen. Daß dies auch thulich, hatten ihnen die Franzosen schon früher durch ähnliche Maßregeln gezeigt. Sie thaten einen wie fest aussehenden Schritt, als sie 1439 zu Mainz das kurz zuvor in Frankreich gegebene Beispiel nachahmten, wo man die wichtigsten konstanzer und basler Beschlüsse sich angeeignet und als pragmatische Sanktion für die Richtschnur der kirchlichen Praxis erklärt hatte. Sie erhoben jene Beschlüsse zum Reichsgesetz und anerkannten die fortwährende Rechtmäßigkeit des Konceils, nur mochten sie der vom letztern verfügten Suspension des Papstes nicht beitreten, um ihren thörichten Friedenshoffnungen nicht zu entsagen und die lange Reihe der halben Maßregeln nicht zu unterbrechen. Das Reich konnte nicht gebessert werden, wenn die Kirche nicht reformirt, die päpstliche Macht nicht beschränkt wurde. Dies wollte der Papst nicht, das Koncil wollte und konnte es auch, wenn ihm nur ein mittelmäßiger Beistand geliehen wurde. Sie hatten das Koncil allen Ernstes gewollt, sie hatten die noch frischen konstanzer Erfahrungen und noch frischere an Eugen's Benehmen selbst. Von Anfang bereitete ihre neutrale Stellung Verlegenheiten aller Art, sie vermehrte die Schwierigkeiten in immer höherem Maße, mit denen das Koncil ohnehin zu kämpfen hatte, bald konnte sich Niemand mehr verbergen, daß sie die gewünschte Reformation mit der Gefahr eines völligen Mislingens bedrohe. Sie ließen sich aus der Neutralität nicht herausbringen, beschlossen 1442 bis zur Herstellung des Kirchenfriedens darin zu verharren und beriefen an ein von Niemand bezweifeltes Koncil an einem dritten Orte. Ein solches war undenkbar, nur ein päpstliches wäre zu erwarten

gewesen und der Beschluß wurde gefaßt, nachdem ihnen der Abgeordnete Eugen's ins Angesicht gesagt hatte, der Papst sei das höchste Tribunal auf Erden und könne mit Recht den Anordnungen auch allgemeiner Kirchenversammlungen entgegenhandeln; nachdem der Bischof von Regensburg sehr ernstlich daran erinnert hatte, von dem Papste, den man anerkennen solle, wäre vor Allem die Erklärung zu fordern, daß er Glied und erster Diener, der Kirche, nicht aber ihr Herr, daß er verbunden sei die Beschlüsse von Konstanz und Basel zu handhaben. In ihnen war kein großer Gedanke, nicht einmal die Fähigkeit, einen solchen aufzufassen, keine Voraussicht, weder eine verständige und echte Liebe der Kirche noch des Reichs. Auch für den Kirchenfrieden thaten sie nichts, zu dessen Förderung sie ihre zweideutige Stellung beliebten. Sie beobachteten nicht einmal die beschlossene Neutralität. Nur kleinliche, selbstsüchtige Zwecke verfolgten sie, indem sie sich, dieselben zu erreichen, bald nach Rom und bald nach Basel, auch wol an den Papst und das Koncil zugleich wendeten, Vortheil aus der Verwirrung zu ziehen, die sie vergrößerten, indem sie sich anstellten, die Neutralität zu wollen, um kein Schisma zu erregen, das eingetretene zu beenden. Das Oberhaupt — Friedrich III. — ging mit dem Beispiele voran und zeigte von allen die größeste Virtuosität in dieser Kirche und Reich verwirrenden Politik.

Noch einmal vereinigte sich ein Reichstag, Eugen nie anzuerkennen, ehe er nicht seine Beistimmung zu den von der deutschen Nation angenommenen Beschlüssen von Basel ausgesprochen hätte. Der Sieg war gewonnen, wenn man nur hierbei stehen blieb, nur insofern als eine fortgesetzte Anerkennung des Koncils darin lag, diesem zur Seite trat. Das Letztere erinnerte daran, daß die Einigkeit der christlichen Nationen und der Kirchenfriede durch offene Anerkennung seiner Beschlüsse, durch welche die Päpste genöthigt würden, die Kirche zur Erbauung und nicht zum Verderben zu leiten, am sichersten erreicht werde. Eine vielgelesene Schrift mahnte die Nation auf, aus der verdammungswürdigen, Alles aufs Spiel setzenden Neutralität herauszutreten. Ein gründliches erfurter Gutachten — es gehört noch zu den Zeichen freierer Denkart an der erfurter Universität zu dieser Zeit — wies nach, sowol die richtigen kirchenrechtlichen Grund-

sätze als der Vortheil der deutschen Kirche heische dringend, daß man die bisherige Unentschiedenheit aufgebe und sich ganz dem Koncil von Basel und dem von diesem erwählten Papste anschließe, da eben die deutsche Neutralität das neue Schisma und so viel Verwirrung und Unfrieden erzeugt habe. Die Häupter der Nation kannten nur kleine, eigensüchtige Rücksichten. Bei dieser Schwäche wußte sie Aeneas Sylvius trefflich zu fassen. Sie unterhandelten mit dem römischen Papste, die Schüler mit dem Meister in den Künsten der Politik, sie waren bald dahin gebracht, die Vereinigung deutscher Nation mit Eugen nachzusuchen. Eine kaiserliche Gesandtschaft begab sich nach Rom. So stark vertraute Eugen der Nichtigkeit der deutschen Reichshäupter, daß er sich eben jetzt den Gewaltschritt erlaubte, die Erzbischöfe von Trier und Köln abzusetzen. Dies öffnete wenigstens den Kurfürsten die Augen. Sie verständigten sich, obwol die weltlichen immer noch mehr nach Eugen's Seite neigten, über geeignete nachdrückliche zum Theil geheime Maßregeln: Friedrich verrieth die letztern in Rom. Auf einem frankfurter Reichstage 1446 war die Mehrheit der Stände für das basler Koncil gestimmt: soviel bewirkte Gregor von Heimburg, einer der weitsichtigen, edeln und entschlossenen Patrioten, an welchen es Deutschland fast zu keiner Zeit fehlte, die nicht zu oft Gehör fanden bei den Häuptern, und deren die Nation so häufig sich unwerth zeigte. Der mainzische Kanzler Lysura rief dem zweideutigen Unterhändler Eugen's, Aeneas Sylvius zu, „und du, Sienenser, bist gekommen, uns Deutschen das Gesetz zu geben; o wärst du doch daheim geblieben und hättest uns die Sorge für das Unsre überlassen!" Aeneas wußte durch List und Geld die Mehrheit der Reichsversammlung zu bestimmen, die von ihm selbst geänderte Erklärung der Kurfürsten sich anzueignen, welche nun sehr Wichtiges nicht mehr, doch aber noch die Forderung enthielt, daß die entsetzten Erzbischöfe wieder eingesetzt, die allgemeinen Koncilien anerkannt und die Beschwerden der Nation erledigt würden. Eugen genehmigte nur bedingt und scheinbar, seine Zugeständnisse waren mit doppelt soviel kniffigen Vorbehalten versehen als nöthig gewesen sein würde, sie auf Nichts zurückzuführen: dennoch wurden sie als Konkordate deutscher Nation angenommen. Er hatte die baldige Eröffnung eines neuen Kon-

eils versprochen, und starb nach ein paar Wochen, nachdem er Friedrich III. noch aufgemahnt, durch Vertreibung der Väter von Basel den deutschen Boden von dem Reiche des Satans zu reinigen. Seine Nachfolger beachteten die Zusage, die zu Basel erneuerte Vorschrift der Versammlung von Konstanz, wegen regelmäßiger Abhaltung der Koncilien, nicht, weil die Nöthigung fehlte. Die mit Eugen getroffene Uebereinkunft wurde 1447 auf einem Fürstentage zu Aschaffenburg bestätigt und sein Nachfolger Nikolaus V. als der allein rechtmäßige Papst anerkannt. Friedrich kündigte dem Koncil zu Basel Schutz und sichres Geleit auf. Es wurde durch Drohungen und Aushungerung gezwungen sich zu entfernen und aufzulösen. Nikolaus sagte den ihn beglückwünschenden Gesandten der Kurfürsten: „Allzuweit haben die römischen Päpste ihren Arm ausgestreckt und den andern Bischöfen fast keine Gewalt übrig gelassen. Allzusehr haben auch die Basler die Hände des apostolischen Stuhls gelähmt. Aber so mußte es kommen. Wer seiner Unwürdiges beginnt, muß auch Unrecht sich gefallen lassen" u. s. w. Daneben sprach er treffliche Vorsätze aus. Aber trotz dem Allem, trotz dem daß es nicht mangelte an der Erkenntniß, daß der Umfang der geistlichen Gewalt allzugroß und daß diese Gewalt durch Schuld der Päpste so sehr im Ansehen gesunken, wollte weder Nikolaus noch einer seiner Nachfolger auf die einmal erlangte Machtvollkommenheit verzichten. Einen wesentlichen Theil der Schuld der Niederlage der Nationen und der Kirche gegen das Papstthum trugen auch die übrigen weltlichen Häupter, den größesten jedoch die Führer des hundertfach zertheilten Deutschlands durch ihre Verkommenheit in kleinliche Sonderanliegen, durch Kurzblick, Uneinigkeit und Unentschlossenheit, wobei sie nicht der Nation, nicht der Kirche gedachten, sondern allein ihres weltlichen Vortheils, den sie obenein falsch berechneten.

Die zu Basel herrschend gewesene Ansicht, daß die Kirche ohne Reform unaufhaltsam ihrem Zerfalle entgegengehe, daß es Thorheit sei, die Besserung von Rom, dem Urquelle der Verderbnisse, zu erwarten, daß die Reformation selbst gegen den Willen des Papstthums durchgesetzt werden müsse, um den römischen Stuhl für die Kirche zu erhalten, daß der Verein der Glieder allein das Haupt retten könne: diese Ansicht fand in

der nachfolgenden Geschichte die vollkommenste Bestätigung. Die feige Schwäche und elende klug sein sollende Halbheit der weltlichen Fürsten bestrafte sich schwer. Niemand in der Christenheit, wie Jakob von Jüterbock geschrieben, widerstrebte fortan der Kirchenreform mehr, als es die Päpste aus Ehr- und Gewinnsucht thaten, und das Ansehen der Koncilien war dadurch vernichtet, daß die Päpste die Gewalt sich zuschreiben durften, aus eigner Machtvollkommenheit sie aufzulösen. Die Fürsten vereinigten sich nicht wieder zur Forderung eines Koncils, nur Einzelne beriefen noch an ein solches, wenn sie sich von Rom her gar zu arg behandelt sahen oder die Vergeblichkeit der Künste jener weltlichen Politik erfuhren, von welchen sie alles Religiöse und Kirchliche gerade, wie es in Rom geschah, abhängig machten. Fast überall ließ man sich selbst die wenigen und zweideutigen Vortheile wieder aus den Händen winden, um deren Preis man dem römischen Papste sich unterworfen hatte. In Deutschland gingen sie durch Verrath des Oberhaupts und Schwachsinn der ebenso selbstsüchtigen Häupter verloren. Friedrich schloß 1448 zu Wien eine Uebereinkunft mit dem römischen Hofe, in welcher die Zugeständnisse des aschaffenburger Konkordats aufgegeben waren. Er vereinigte sich mit dem Papste, der zur Beseitigung der basler Dekrete bestimmten wiener Uebereinkunft die falsche Aufschrift: aschaffenburger Konkordat zu geben. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts wurde der gemeine Betrug entdeckt, auch die Absicht, die bei allen bisherigen Schritten doch immer gewaltet hatte und ausdrücklich erklärt war, nur eine Uebereinkunft bis zum nächsten Koncil zu schließen, wurde in Vergessenheit gebracht. Die Deutschen erhielten für ihre Kirche und ihr Reich abermals falsche Dekretalen, dieses Mal durch keinerlei Art von Bedürfniß, nicht in und mit der ganzen Zeitentwickelung, durch die Praxis der Gerichtshöfe, den Gang der Wissenschaft, sondern wider das Alles, durch ihr mit dem Schutze ihrer Ehre, Freiheit und Rechte betrautes Oberhaupt, und so schwach waren noch die Einsicht und Wissenschaft, der öffentliche und Gemeinsinn, daß es geschehen konnte, geschehen konnte, ohne daß die Nation dazwischentrat.

Statt ein Koncil zu berufen und die Reform vorzunehmen, überschritten die Päpste von jetzt an auch noch die dürftigen Be-

stimmungen der Konkordate. 1450 erschien eine Schrift, welche darüber wehklagte, 1455 erinnerte eine Anzahl deutscher Fürsten den Kaiser, bei der neuen Papstwahl die Gelegenheit wahrzunehmen, die deutsche Kirche ihrer Knechtschaft zu entreißen; sogar Friedrich's Absetzung kam zur Sprache. Allein es fehlte an der erforderlichen Uebereinstimmung, die durch die Menge der fürstlichen Nebenrücksichten unmöglich wurde. In Rom hielt man es kaum für nöthig, die Verletzungen der Konkordate zu entschuldigen, Friedrich leistete dem Nachfolger Nikolaus' V, Calixt III, die Obedienz und dieser schrieb ihm ganz unumwunden, die päpstliche Gewalt könne durch Verträge nicht beschränkt werden, es sei mithin bloße Großmuth, wenn er sich durch Konkordate binden lasse. Er verwies dem mainzer Erzbischofe sein Widerstreben, das er als Verbrechen der Ketzerei bezeichnete, und sagte ihm, dem Papste wären Alle zu gehorchen schuldig und Verbündnisse ziemten sich für Untergebene nicht. Der mainzische Kanzler erhob sich wol zu der Bemerkung, die deutsche Nation, einst Königin der Welt, jetzt eine dienstbare Magd der römischen Kirche, fange an wie aus einem Traume zu erwachen und sei zur Abschüttelung des Joches entschlossen. Der Papst sah jedoch deutsche Nation noch im Traume, achtete nicht darauf und erlaubte sich gleich seinem Nachfolger Pius II. eine immer ungescheutere Nichtachtung selbst der Kirchengesetze. Man suchte sich in Deutschland Beachtung derselben zu erkaufen, indem man sich für schweres Geld päpstliche Indulte verschaffte, allein in den meisten Fällen wurden dann auch diese wieder nicht berücksichtigt. Pius II. bezeichnete die Berufung an ein Koncil, welche Heimburg wagte, als eine Leichtfertigkeit, da sie an ein Unding gerichtet sei, verfluchte in einer Bulle die zu Basel eifrigst von ihm verfochtene Lehre von der Gewalt allgemeiner Kirchenversammlungen über den Papst, und bot der Welt das Aeußerste, indem er die Behauptung in dieser Bulle aufstellte, das Koncil von Konstanz habe das Ansehen und die Macht des Papstes über ein allgemeines Koncil als Regel festgestellt. Als Kurfürst Diether an ein Koncil berief, ließen ihn seine Mitfürsten in Stich, der Kaiser war ein Spielzeug in Pius' Hand, Friedrich und die Reichsfürsten schienen darin zu wetteifern, ihm sein Widerstreben gegen die Reform zu erleichtern. Die Kardinäle legten Paul II. vor dessen Erwäh-

lung die Verbindlichkeit auf, vor Ablauf von drei Jahren ein Koncil zur Abschaffung der Misbräuche zu veranstalten. Er versprach es und bewog bald die Kardinäle eine Urkunde zu unterschreiben, durch welche die Vorschriften des Konklave für nichtig erklärt wurden. Sixtus IV. sprach anfangs selbst von einer Kirchenversammlung, berief indeß eine solche nicht, sondern vergrößerte nur das Bedürfniß der Besserung und beschäftigte sich mit Regierungshandlungen zum Erweise und zur Mehrung der päpstlichen Machtfülle, insbesondere mit Ausbildung der Inquisition, die er in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt in Spanien einführte, die auch in Deutschland unter seiner Regierung Veranlassung erhielt, ihre Macht zu entfalten. Der Kardinal Andreas von St. Sixt, empört über Das, was er am römischen Hofe sah, machte dem Papste Vorstellungen über seine Unheiligkeit. Er war kaiserlicher Gesandter, was den Papst indeß nicht abhielt ihn gefangen setzen zu lassen. Auf Friedrich's Verlangen aus der Haft befreit, begab er sich nach Basel und mahnte dort durch einen öffentlichen Anschlag die Christenheit auf, die durch die Päpste stets verhinderte Reform auf einem abermaligen Koncile vorzunehmen, indem ketzerische Meinungen und sodomitische und andere Laster Petri Stuhl besudelten und die Kirche in die äußerste Gefahr brächten. Florenzische und mailändische Gesandte erschienen mit Aufmunterungen in Basel. In Deutschland erhob sich nur Heinrich Krämer, der Inquisitor für Oberdeutschland, eine päpstliche Bannbulle gab seinen Drohungen Nachdruck, und der Kaiser und die deutschen Fürsten, welche der Kardinal zur Mitwirkung aufgefordert hatte, boten dem Papste zur Unterdrückung desselben bereitwillig die Hand. Aehnliches wiederholte sich unter Alexander VI. Heftiger als jemals ein Mann vor ihm drang Savonarola auf Besserung des Papstthums und der Kirche, auf ein Koncil. Er berührte dabei zugleich politische Seiten, und nun konnten ihn Kommissäre Alexander's als Ketzer zum Tode verurtheilen und hinrichten lassen: die letzte Antwort der Päpste auf Reformationsanträge. In der Auslegung des 11. Kapitels des Propheten Daniel von den Anstrengungen des konstanzer Koncils redend, sagt Luther: „Noch hat er (der Papst) sich wider diesen Stoß gewehret und ist sitzen blieben, hat Hussens Lehre verdammt und ihn verbrannt und

nach ihm viel Bluts vergossen, Deutsche und Böhmen aneinander gehetzt, allen Mord und Jammer angerichtet, seinen Stuhl zu erhalten. Aber seit der Zeit des Koncilii sind sie sicher worden, allerlei Schalkheit mit geistlichen Pfründen und Simonien getrieben; dazu in allerlei öffentliche Laster sich ergeben, eitel Epikurer und Säue worden, bis daß ihrer die Welt müde und ihnen gram worden, um ihres schändlichen Lebens willen." Dies war die Zeit, dies waren die Folgen des siegreichen Widerstrebens der Päpste gegen die geforderte Reformation. [1])

Julius II. war ebenso abgeneigt eine solche zuzulassen, wie Alexander VI. Er war umsomehr „sicher" und konnte sich für um so sicherer halten, da die Reformationswünsche und Bestrebungen kaum erst in der Person Savonarola's eine so glänzende Niederlage erlitten hatten. In seiner ersten Regierungszeit schien von keiner Seite die Gefahr eines nur irgend ernsten nachdrücklichen Besserungsversuchs zu drohen. Von verschiedenen dahingehenden Regungen und Bemühungen Maximilian's und der Reichsstände, den sich noch immer steigernden päpstlichen Gewaltmisbräuchen Schranken zu setzen, war im vorigen Abschnitte die Rede. Sie zeugten von der alten Schwäche, Selbstsucht, Uneinigkeit und Verkehrtheit der deutschen Fürsten in kirchlich-politischen Dingen. Um die Reformationsgedanken niederzuhalten, kam hinzu, woran gleichfalls bereits erinnert ist, daß die freisinnigen Mitglieder der großen Koncilien selbst das Mislingen ihrer reformistischen Bestrebungen wesentlich mitverschuldet, indem sie, Prälaten, Ordensmitglieder und Doktoren, im Scholasticism und geistlichen Rechte befangen, innerlich durch die mittelalterlich-hierarchische Ansicht noch gefesselt, dieselbe auf der einen Seite hatten befestigen helfen, während sie auf der andern heraustraten; indem sie der Verderbniß nicht bis auf den Grund nachgegangen und bei Aeußerlichkeiten, wenn auch den Vorbedingungen aller Reform, stehen geblieben waren; indem sie endlich die Volksmeinung und mit ihr den Volksbeistand für ihre

1) Löscher a. a. O. I, 125 ff. Wessenberg, Die großen Koncilien, II, 324 und sonst. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus, II, 261 f. Gesch. d. deutschen Reformation, 41. Villers a. a. O. I, 80. Alzog, Universalgesch. der christl. Kirche, 697, 693. Walch VI, 1173.

verhältnißmäßig reinern, uneigennützigern und klügern Bestrebungen so wenig zu gewinnen gewußt als die weltliche deutsche Fürstenschaft eine erhebliche Theilnahme der Nation für die ihrigen zu wecken vermocht hatte. Es kam weiter hinzu, daß die große Masse der Letztern zwar unmuthig, aber wie gewöhnlich zu träg und ungeschickt war, ihrerseits Hülfe zu schaffen, dem Nationalleiden entgegenzutreten; sich zum Theil beschwichtigen und berücken ließ, sich anderntheils und mehr und mehr in Klagen über die Häupter erschöpfte, und dabei, auch in diesem Falle, so wenig der eignen Schuld als der Pflicht und Kraft zu eigner That gedachte.

So hatten sich die Päpste über die Koncilien, die Kirche, den in ihr waltenden christlichen Geist, die religiöse Vernunft der Zeit, an deren Stelle gesetzt, waren aus Häuptern und Vertretern Tyrannen derselben, Despoten geworden, die nur ihren eignen Sinn und den eines gleichgesinnten Anhangs vertraten: das stärkste Zeichen des tiefsten Verfalls und der dringendsten Besserungsbedürftigkeit der Kirche. Die weltlichen Fürsten und die Koncilien, die Häupter und Massen der Nationen, die Prälaten und Doktoren, die Säulen der Kirche hatten es nicht hindern können, so wenig als dies die gesammte Christenheit durch irgend welche Werkzeuge oder Fürsprecher vermocht: das stärkste Zeichen der Hoffnungslosigkeit der Lage, der Versunkenheit der religiösen Zustände, der Verderbniß des kirchlichen Gesammtgeistes.

Sowie sie im Obigen dargestellt worden, standen die Sachen in allem Wesentlichen noch bis in das Jahr 1511. Jene Vorgänge lagen mit ihren Folgen und Eindrücken hinter dieser Zeit, als es eben 1511 einmal wieder zu einer Kirchenversammlung kam, zur Ueberraschung der Nationen, welche nichts dazu gethan, als daß sie zunehmenden Unmuth gezeigt. Bei Lebzeiten Alexanders VI. war der König von Frankreich, Karl VIII., nach dem Gutachten der theologischen Fakultät der pariser Hochschule, damit umgegangen, auch gegen den Willen des Papstes eine solche zu veranlassen. Bei Julius' II. Wahl hatten es die Kardinäle einstimmig für nöthig gehalten, dem zu Erwählenden das eidliche Versprechen abzunehmen, daß er ungesäumt zur Veranstaltung eines allgemeinen Koncils zur Reformation der Kirche schreiten wolle. Julius II. achtete seines bei Gott und dem

Evangelium geschworenen Eides nicht, von welchem er weder sich selbst noch ein Anderer ihn sollte entbinden können. Nach Dem, was wir von ihm wissen, wäre es nur arge Thorheit gewesen, etwas Anderes von ihm zu erwarten. Der Nachfolger Karl's VIII., Ludwig XII., und Maximilian trachteten nach Vergrößerung des französischen und österreichischen Einflusses in Italien, und drangen deshalb, besonders der Erstere, auf ein Koncil. Julius weigerte sich hartnäckig, und nun beriefen neun von Rom entflohene Kardinäle, im Verein mit dem Kaiser und Könige ein solches nach Pisa. Es erschienen dort indeß nur zwei Erzbischöfe, dreizehn Bischöfe und eine geringe Anzahl anderer Prälaten und Doktoren, meist Franzosen. Der König der letztern hatte sie förmlich unter seinen Schutz genommen, der Kaiser aber nur ein vorsichtiges Schreiben an sie erlassen. Er hatte die deutsche hohe Geistlichkeit nach Augsburg berufen, sie hatte ihre Theilnahme verweigert. Er machte einen schwachen Versuch, die Nation zu gewinnen. In einem an die Reichsstadt Gelnhausen gerichteten Schreiben schilderte er die Vortheile, die ihr aus einem Koncil erwachsen könnten, die Aergernisse am römischen Hofe, wie deutsche Nation zahle nur die bösen Lüste desselben zu befriedigen, und wie ihm als Schutzherrn der Kirche zustehe, solche Ungebühr abzustellen und bei so dringender Nothdurft im geistlichen und weltlichen Stande löbliche Ordnung und Wesen zu machen. Er sprach gerade wie Hutten. Allein die Nation regte sich trotz alles Mismuths über das kirchliche Unwesen nicht. Dem Kaiser wurde das Schreckbild einer Kirchenspaltung vorgehalten: so wenig er als der König von Frankreich oder einige Kardinäle hätten das Recht, eine Kirchenversammlung zu berufen, während ein allgemein anerkannter Papst den apostolischen Stuhl einnehme. Der gelehrte Trittheim rieth so stark ab, den er zum Besuch des Koncils und zur Einreichung eines Gutachtens aufgefordert. Nun wurde er bedenklich. So wenig er selbst als irgend ein Reichsfürst oder eine deutsche Stadt oder Universität schickte einen Abgeordneten nach Pisa.

Dafür ließ er sich in Unterhandlungen mit dem Papste ein. Sein Abgesandter, der Bischof von Gurk, sprach zu dem Letztern in dem Tone Gregor's von Heimburg, doch ohne daß es irgend eine Folge gehabt hätte. Ein Zeichen der Verweltlichung des

Papstthums und ein Spott auf dasselbe war es, daß Maximilian um diese Zeit, wie es scheint ernstlich, den Gedanken fassen konnte, sich zum Papst wählen zu lassen, wozu ihm Seitens der Kardinäle Hoffnung gemacht war, wenn er sie durch ansehnliche Geschenke gewinnen würde. Er lieh zu diesem Zwecke dreimal hunderttausend Dukaten bei den Fuggern auf, und fügte seinem Kaisertitel schon den des Pontifex Maximus hinzu, während sich Julius mit dem Titel Cäsar schmückte. Im November 1511 war die Versammlung in Pisa eröffnet und hatte erklärt, daß sie Ketzereien, Trennungen und Irrthümer ausrotten, die Kirche reformiren wolle. Das Ausschreiben der Kardinäle und die über das Koncil und von Pisa selbst ausgehenden Erklärungen überboten einander in kräftigen Ausdrücken über die Sünden des Papstes, die Verderbniß der Kirche, die Dringlichkeit der Reform. Im November 1511 schrieb die Versammlung zu Pisa an Maximilian: „Stehe auf, o löblicher Kaiser, tritt herzu, sei wacker, die Kirche fällt hin, die Frommen werden unterdrückt, die Bösen überheben sich, Gerechtigkeit versinkt, Gottlosigkeit wird in Ehren gehalten, Ungläubige kommen empor; greif es an, großer Fürst! Die römische und allgemeine Kirche ruft dir als ihrem Schützer und Beschirmer mit starker und wehklagender Stimme zu! Decius (ein Jurist, der deshalb aus Italien vertrieben wurde) sagt: „es ist unzweifelhaft und jedermann bewußt, daß die Kirche einer Reformation an Haupt und Gliedern bedarf." Max selbst hatte im Januar geschrieben: „Die allgemeine Christenheit und unsere heilge liebe Mutter, die Kirche, leidet allenthalben Noth, der rechte Glaube kommt in Abgang, das Böse mehrt sich. Es ist kein anderes Heilmittel als ein allgemeines Koncil."

Die Versammlung zu Pisa faßte in ihren ersten Sitzungen Beschlüsse im Tone der konstanzer, erneuerte namentlich den von der Unabhängigkeit und höchsten Gerichtsbarkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen, suspendirte sogar im April 1512 den Papst. Doch waren Unterhandlungen mit dem Letztern vorhergegangen, die von Schwäche zeugten. Die Väter hatten sich wegen eines Volksaufstandes, bedrängt von päpstlichen und spanischen Truppen und listig bearbeitet, verleiten lassen, sich nach Mailand zu verlegen, wo sie bei verminderter Zahl ihrer Mitglieder

beriethen und öffentlich verhöhnt wurden. Ansehen und Anklang mangelten der Versammlung umsomehr, weil sie nur für ein Werkzeug der Politik weltlicher Fürsten, eine blos französische galt, nur vom französischen Könige dauernd unterstützt wurde. Maximilian ließ sie fallen und söhnte sich mit dem Papste aus. Sein Eifer für sie war nur in persönlicher Gereiztheit über Julius' Treulosigkeit bei seinen Absichten gegen Venedig begründet gewesen, er hoffte jetzt politische Vortheile von einer Verbindung mit ihm. Die Versammlung entwich im Sommer des Jahres 1512 nach Asti und Lyon und löste sich auf.

Schon im July 1511 hatte ihr der Papst eine andere entgegensetzen zu wollen erklärt, die im April des folgenden Jahres im Lateran zu Rom eröffnet werden sollte. Er ladete alle Fürsten ein, sie zu beschicken, erklärte die pisanische für ungültig und belegte jeden Ort, an welchem eine andere als die seinige gehalten werde, mit dem Interdikt. Im Mai 1512 nahm das päpstliche Koncil seinen Anfang, unter Feierlichkeiten, wie sie einer ernstlich gemeinten großen Angelegenheit würdig gewesen wären. Hundertundzwanzig Mitglieder hatten sich eingefunden, fast nur Italiener. Julius kündigte als Hauptzweck der Versammlung an: die Vertilgung der alten Ketzereien, die Aufhebung des neu entstandenen Schisma, die Reformation der Sitten aller Stände und die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens. Maximilian ließ durch den Bischof von Gurk feierlich erklären, daß er das Koncilium annehme und Alles widerrufe, was er zur Anstellung des pisanischen vorgenommen. Auch Ferdinand von Spanien und Venedig traten bei. Die erste Rede, welche gehalten wurde, klang vortrefflich, war sehr geeignet, in der Ferne Illusionen zu veranlassen, und sollte nicht bald Kunde von ihr zu den deutschen Augustinern, zu Staupitz und Luther gelangt sein? Der Redner war der obengenannte Aegydius von Viterbo, der Ordensgeneral der Augustiner. Er verbreitete sich in seiner Rede über die Vorzüge der Kirchenversammlungen, ihre Unentbehrlichkeit zur Befestigung des Glaubens, Bewahrung der Kirchenzucht, Bildung tüchtiger Kirchenlehrer und — Behauptung des päpstlichen Ansehens. Er lobte den Papst, daß er durch die Waffen der Kirche selbst großen Königen furchtbar geworden und wichtige Eroberungen gemacht, erinnerte ihn aber auch, daß er sich nicht auf

Kriegswaffen, welche der Kirche fremd, verlassen, sondern durch Anwendung der ihr eigenthümlichen, zu welchen man eben durch das Koncil zurückkehren könne, trachten möge zu siegen. Er empfahl dem Papste die Fürsorge für die Sittenbesserung im weltlichen und geistlichen Stande, hielt ihm vor, wie viel Menschenblut in seinen Kriegen vergossen sei, und sagte ihm ins Angesicht: „es liegt Nichts daran, wie groß das Gebiet, das wir besitzen, sondern wie gerecht, fromm und der Religion ergeben wir sind."

Aegydius' Rede verhallte, die Schmeichler und Lobredner des Papstes und der päpstlichen Unumschränktheit gewannen die Oberhand in der Versammlung, und wie zu einem im Lateran sich begebenden Vorspiele des reformistischen Ernstes, zu welchem es nach wenigen Jahren in Deutschland kommen sollte, standen dem Augustiner vornehme Dominikaner als Führer des Gewalthaufens und Vertreter der kurialistischen Ansichten und Anliegen gegenüber, ja dieselben Personen, die nach begonnenem Ablaßstreite im Kampfe wider Luther von Rom her den Reigen führten: Sylvester Prierias, Luther's erster literarischer römischer Gegner, und der Dominikanergeneral und öffentliche Lehrer der Theologie Thomas de Vio (Cajetan), der als Kardinal 1518 zu seinem Richter und Häscher Ausersehene. In den übertriebensten Ausdrücken erhoben und vertheidigten sie die höchste Gewalt des Papstes über jede geistliche und weltliche Macht und des Papstes Unabhängigkeit von jedem Koncile. Die Versammlung that vorerst und bis zum Ende des Jahres gar nichts, als daß sie ein paar Sitzungen veranstaltete, um Reden zu halten, Etwas erwarten zu lassen und etwa daß sie durch ihr Dasein beitrug, die Blicke der Denkenden bei dem Zustande, der Noth, den Aussichten der Kirche festzuhalten, und die hier oder da erwachten Hoffnungen herunterzustimmen. Schon in der zweiten Sitzung verspottete Thomas de Vio in einer Rede die kostnitzer und baseler Beschlüsse — Neuerungen, wie er sie nannte — und verkündete ihre baldige gänzliche Vernichtung. In einer am 10. December gehaltenen Rede bezeichnete der Bischof Christoph Marcellus den Papst als den rechten Hirten und Arzt, Regierer und Pfleger, als andern Gott auf Erden (alter Deus in terris.) Die Versammlung zeigte sich nach kurzer Zeit als gänzlich

willenloses Werkzeug der Pläne des Papstes, wozu Julius sie auch zu machen strebte. Er belegte Frankreich, wohin sich die pisanischen Reformatoren geflüchtet, mit dem Interdikte, er traf Maßregeln zur Aufhebung der pragmatischen Sanktion. Alle Vertheidiger derselben, Prälaten, Domkapitel, Parlamente und der König selbst, wurden in einem scharfen Schreiben aufgefordert, im Februar 1513 vor dem Koncil zu erscheinen. „Müssen kein Koncilium halten, sagt Luther oder eins, deß sie allerdings mächtig, und darinnen man nichts thut als was ihnen wohlgefällt; wie das Lateranense zu Rom war unter dem Papst Julius und Leo, darin der Papst Julius hoch gelobt ward und sonst nichts ausgerichtet." [1])

Um so weniger war davon zu erwarten, daß die kirchlich-politischen Verhältnisse bei den Reichsständen abermals zur Sprache kamen. Es geschah in einer Reichsversammlung, die im April 1512 in Trier und Köln zusammentrat und in welcher Kurfürst Friedrich die thätigste Rolle spielte. Maximilian war von Julius durch Versprechungen gewonnen, vielleicht wirkte es bei ihm mit ein, daß er sich noch mit dem Gedanken trug, die dreifache Krone auf sein Haupt zu setzen. Eben auf diesem Reichstage wurde das Koncil zu Pisa verworfen, das päpstliche im Lateran anerkannt. Die Reichsstände hatten es gänzlich vergessen, daß und warum man zu Basel zehn Jahre lang gegen den päpstlichen Willen gekämpft, das Koncil nach Italien oder gar nach Rom zu verlegen. Noch hatte freilich der ebenso schmähliche als in jeder Beziehung verderbliche Ablaßunfug seine Höhe nicht erreicht, war aber bereits arg genug. Die Reichsstände dachten nicht daran, daß das Wohl und die Ehre der Christenheit und des Reichs gleich sehr nachdrückliche Maßregeln dawider erforderten. Man hatte sich versammelt, um zu rathschlagen, „wie doch der armen christlichen Kirche und sonderlich deutscher Nation gerathen und geholfen werden möchte," hob indeß jenen Unfug nicht einmal besonders hervor, man wußte keinen andern Rath,

---

1) Wessenberg II, 558 ff. Tenzel, 45 ff. Walch XXII, 2008. Schröckh XXXII, 469 ff. K. A. Menzel, Gesch. der Teutschen, VIII, 340 ff. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus, I, 96. Rathschlag etlicher Kardinäle von einer Reformation, Walch XVI, 2395.

als Mandate gegen das „Gottlästern und greuliche Zutrinken" ausgehen zu lassen. Dann folgten Verhandlungen mit dem päpstlichen Legaten. Dieser forderte Ablaßgelder und eine Kopfsteuer: der Papst wünsche einen Schatz zum Türkenkriege zu sammeln. Die Stände erwiederten äußerst glimpflich und baten, der Papst möge des armen deutschen Landes verschonen. Allein der Legat ließ nicht ab, wurde dringender, und nun erklärten die Stände, sie wären bereit mit Hab und Gut, Leib und Leben und Allem, was sie nur vermöchten, ihrer lieben Mutter, der heiligen christlichen Kirche beizustehen, zu helfen und zu rathen. Der Legat glaubte jetzt gewonnenes Spiel zu haben, betrog sich indeß. Schon d'Ailly und Gerson hatten sehr sorgfältig zwischen der katholischen und der römischen Kirche unterschieden. Die allgemeine oder katholische Kirche habe Christum zum Oberhaupte, stehe unter diesem, weshalb sie niemals irre, täusche, Ketzereien lehre oder Schismen schaffe; die römische sei nur eine Partikularkirche, die in und durch sich selbst irre, durch Ketzereien und Schismen sich beflecke. Sie hatten zu Pisa 1409 alle Kraft aufgeboten, die Unterscheidung geltend zu machen. Die Reichsstände hatten sie nie beachtet und sich angeeignet. Jetzt war sie ihnen in Erinnerung gebracht und sie beriefen sich darauf. Ihr Erbieten gelte der heil. christlichen Kirche, die in der Gemeinschaft der Heiligen in aller Welt, auch unter dem Türken, bestehe, dadurch aber, daß sie Alles geben sollten und müßten, was der Papst und der römische Hof von ihnen fordere, hielten sie sich beschwert und glaubten es nicht schuldig zu sein. Sie bewilligten die Schatzung nicht, ließen jedoch zur Abbüßung des ungewöhnlichen Widerspruchs oder zur Erholung von einem kräftigen Entschlusse noch in den Reichsabschied die Erklärung einrücken: wer immer sich unterfangen würde, den allerheiligsten Vater und die römische Kirche wider ihre Freiheiten und Rechte zu vergewaltigen oder zu drücken, oder wer eine Spaltung anrichte, der habe vom Reiche weder Hülfe noch Vorschub zu gewarten, vielmehr werde das Reich getreulich dawider rathen und Maßregeln ergreifen, es abzuwenden und zu verhindern.

Abermalige Zeichen, daß die deutschen Fürsten aus dem Traume erwachten, obwol noch immer träumten. Hiervon ist dann auch Das noch ein Zeichen, daß Maximilian während des

Reichstags den Kurfürsten von Trier veranlaßte, den ungenähten Rock Christi, der vor dreihundert Jahren dort aufgefunden sein sollte, an's Licht zu ziehen und zur Verehrung der Gläubigen feierlichst auszustellen. Es geschah, und zwar so, daß die Ausstellung mit den Exequien der zweiten Gemahlin Maximilian's verbunden wurde. Sofort erhielt dann auch die Literatur der Heiligthumsbücher mehrfache Bereicherungen und das Legenden- und Wallfahrts- und das Ablaßwesen einen neuen Schwung, und man kann denken, mit welchem Eifer Kurfürst Friedrich Antheil daran nahm.[1])

Das Alles mußte nun aber auf Luther beträchtliche Einflüsse üben.

Wiederanfänge Luther's in Wittenberg.

Als Luther von Rom heimgekehrt war, berichtete er Staupitzen und schüttete ihm sein Herz aus. Die Enttäuschung, die er erfahren, mußte zur Sprache kommen. Nahe lag es dann und in der nächstfolgenden Zeit, vom Koncile, vom Reichstage zu reden, von den Hoffnungen oder Nichthoffnungen, welche sich daran knüpften. Staupitz machte gleichfalls eine Reise nach Rom, er gehörte zu des Kurfürsten Vertrauten wie Luther zu den seinigen. Maximilian's Pläne und Schritte und die Erfolge davon, sowie die Vorgänge am Reichstage wurden ohne Zweifel in den Kreisen der Gelehrten und Beamten, insbesondere am kurfürstlichen Hofe besprochen. Man erörterte die Bewegung, die Aussichten der Zeit. Von dem Vorsitzenden des kurfürstlichen Hofgerichts zu Borna, Saltzung, wird erzählt, er habe eben 1512 vielmals gesagt, die Zeit komme heran, wo die Mönche ihrer geschornen Platten sich schämen würden, der Kurfürst aber auch viel leiden werde.[2]) Man hatte wol eben am kursächsischen Hofe das Benehmen vorbereitet, das gegen den Legaten in Trier beobachtet wurde, die Unterscheidung zwischen allgemeiner und römischer Kirche auf die Bahn gebracht, man verfehlte sicher nicht,

1) Ranke a. a. O. I, 199. Tentzel a. a. O. Neudecker a. a. O. 6.

2) Löscher I, 152.

sie zu besprechen. Luther konnte diesen Fragen, zumal bei seiner Verbindung mit Staupitz und Spalatin, nicht fremd bleiben. Was die Reichstage und Concilien betrifft, so kam er mit Staupitz sehr wahrscheinlich in dem Gedanken voll Schmerz und Bitterkeit überein, daß man wenig oder nichts, mindestens nichts Durchgreifendes erwarten dürfe, und das Benehmen des Kaisers und der Stände 1510 und die Vorgänge zu Pisa, Rom und Trier in den Jahren 1511 und 1512 bestärkten sie dann darin. Luther kannte freilich gewiß nur sehr wenig von der deutschen politischen und der Kirchengeschichte, allein es fehlte doch nicht an einer allgemeinen Kunde der auf die Reformation der Kirche sich beziehenden Vorgänge seit hundert Jahren, und jedenfalls mußte man entmuthigende Eindrücke davon haben und hatte sie. Dazu kannte Staupitz als Weltmann die an sich hoffnungsarme Lage der kirchlichen Dinge zu genau, und seine Richtung war eine zu innerliche, als daß er von Reformationsversuchen, wie sie bisher betrieben waren und jetzt wieder betrieben wurden, eine Abhülfe nach seinem Sinne hätte erwarten können, er gehörte nicht zu den Charakteren, die selbst thatkräftig und reformatorisch, hoffend und vertrauend auf die Macht des Geistes und sittlichen Wollens und ein ungewöhnliches Sicherheben und Bethätigen derselben hinblicken. Der Zustand der Kirche, auf dessen Betrachtung Luther's Mittheilungen und der Gedanke an das Concil und dessen Fortgang hinführten, schmerzte ihn; allein er pflegte, wenn er bekümmert war, zu Luther zu sagen: „Gott verleihe Geduld; bleibt doch nichts ungestraft; alle Historien bezeugen es, daß Gott endlich komme.“[1]) Staupitzens Ansicht und Stimmung übte natürlich Einfluß auf Luther, theilte sich ihm mehr oder minder mit. Freilich, Gedanken, Ahnungen einer bevorstehenden Aenderung der Dinge mußten in ihm auf- und niedersteigen, ihn fortan innerlich bewegen. Er hatte in Rom sagen hören und halb und halb eingesehen, es könne so nicht bleiben, müsse über kurz oder lang brechen. Woher sollte die Aenderung, die Hülfe aber kommen, wenn nicht von einem allgemeinen Concile? Das ganze Zeitalter lebte doch noch in diesem Gedanken, der nach einigen Jahren auch in ihm sehr lebendig wurde, den er lange festhielt.

1) Tischreden, Walch XXII, 1429.

Immerhin ließ sich eine wirksamere Versammlung nach Geist und Zusammensetzung denken. Es bleibt dabei, die von Pisa und im Lateran erhielten die Gedanken an Kirchenversammlungen, Kirchennoth, Kirchenbesserung wach und um so wahrscheinlicher auch bei ihm, weckten sie vielleicht bei ihm zuerst. Einzelne Spuren davon, daß er sich darin einlebte, werden wir schon in seiner ersten exegetischen Arbeit finden, womit er ganz kurz nach dieser Zeit den Anfang machte. Freilich aber bildete sich zunächst eine Ansicht in ihm aus, nach welcher der Kirche auf eine ganz andere Weise als durch Koncilien geholfen werden sollte und allein geholfen werden konnte.

Sodann war es doch gar zu beziehungsreich, griff zu tief, mußte ihm zu willkommen sein bei seinen Eindrücken von der Romfahrt her und seinem aufrichtigen brennenden Eifer für die Kirche und deren Ehre, die doch aber so vielen Einwendungen Raum gab, wenn er auf den Unterschied der allgemeinen und römischen Kirche hingeleitet wurde, als daß er diesen Gedankenfaden nicht aufmerksam hätte aufnehmen und verfolgen sollen. Daß das Reich sich auflehnte wider römische Anforderungen, daß in Trier und Pisa die bedeutungsschweren Grundsätze der großen Koncilien erneuert wurden, daß in Pisa das Schauspiel der Versammlung eines solchen, der Vorforderung, der Suspension des Papstes wiederholt, ein Beispiel offener Empörung gegeben war, und in Verbindung damit die Erhebung einer kühnen Gelehrtenpartei in Deutschland wider unerträgliche Anmaßungen von finstern Hierarchen und Pfaffen: es mußte eine starke Bewegung und Gährung in ihm hervorrufen, wie wenig davon auch sichtbar ist. Wir sahen ihn von Kindheit an langsam, still und innerlich, um nicht zu sagen geheim sich entwickeln, stets bis auf einen Punkt, wo dann das allmählig Gewordene plötzlich als fertig hervorbricht. In seinem leidenschaftlichsten und scheinbar blindesten Eifer fehlt bei ihm Umschau, Beobachtung doch nicht. Er vollführt sein Romfahrtsgelübde in hochgespannter erregtester Stimmung, und doch hat ihm schon längst gedäucht, daß gar Manches in der Kirche ganz wider Christum sei; allein sein Mund hat davon geschwiegen, ja er hat selbst den in ihm anhebenden Gedankensturm beschwichtigt, hat sich gesagt: verlaß dich nicht auf deinen Verstand. Aber vergessen und verloren ist darum nichts,

kein Gedanke, kein Eindruck. Blickt man nicht tiefer, so erscheint sein stürmendes Auftreten, erscheinen seine plötzlichen Ausbrüche in Wort und That leicht lediglich als Folge bewußtloser Leidenschaftlichkeit oder augenblicklicher übermächtiger und bewältigender Antriebe, während langes Besinnen und Abwägen, sorgfältiges Ueberdenken, das freilich äußerer Beobachtung sich entzogen, vorhergegangen, bis dann die Eingebung hinzugetreten ist und gezündet hat. So war es in seiner jugendlichen Entwickelung, bei seinem Eintritt ins Kloster, und so war es fortan bei ihm, ein Punkt, den wir um so fester im Auge zu behalten haben, da die herkömmliche Darstellungs- und Betrachtungsweise darüber hinweggeht, davon ablenkt, unrichtige Vorstellungen befestigt hat. Seine Studien und stillen Erwägungen über den Zustand der Kirche und was weiter dahin gehört, entziehen sich vorerst noch größtentheils unsern Blicken, allein in Dem, was er von Greffenstein über die kostnitzer Tyrannen, von Truttvetter über die kanonischen Bücher, von Staupitz über Proles und Zachariä, was er in Rom selbst gehört, wie sogar etliche Kardinäle sagten: „es kann so nicht stehen, es muß brechen!“[1]) in Dem, was er jetzt von Trier und Pisa her vernahm, liegen die sichtbaren Stufen vor uns, auf welchen er bis zu dem Punkte hinanstieg, wo wir alle diese Grundsätze und Ansichten in ihm gesammelt, wo wir sie durch ihn ganz anders geltend, wo wir ihn das Schattenspiel von Trier und Pisa zum tiefsten Ernst machen, die Wege nur bis zu Ende verfolgen sehen, die ihm jetzt Kaiser und Stände und die pisaner Kardinäle, Bischöfe und Doktoren zeigten.

Allein das Alles mußte nun erst reif werden, unmöglich konnte er sich schon so bald auch nur eine entschiedene Ansicht bilden. Die alte Verehrung des Papstthums fesselte ihn noch, er hatte auch die Macht desselben gesehen. „Drei Mauren, sagt er in der Schrift an den Adel, haben die Romanisten mit großer Behendigkeit um sich zogen, damit sie sich bisher beschützt, daß sie Niemand hat reformiren können, wodurch die ganze Christenheit greulich gefallen.“ Als die erste nennt er, daß sie, wenn man — wie es jetzt geschah — mit weltlicher Gewalt auf sie gedrungen, gesetzt und gesagt hätten, weltliche Gewalt habe kein

1) Vorr. auf den Unterricht der Visitatoren (1545), Plochm. XXIII, 10.

Recht über sie, sondern die geistliche sei über die weltliche. Als dritte nennt er, daß sie, wenn man ihnen mit einem Koncile drohe, erdichteten, Niemand dürfe ein solches berufen als der Papst. „Und ob sie schon ein Concilium mußten machen, haben sie doch dasselb zuvor matt gemacht, damit, daß sie die Fürsten zuvor mit Eiden vorpflichten, sie bleiben zu lassen wie sie sein: darzu dem Papst vollen Gewalt geben ubir alle Ordnung des Concilii; also, daß gleich gilt, es sein viel Concilia oder kein Concilia, ohne daß sie uns nur mit Larven und Spiegelfechten betrügen. Sogar greulich furchten sie der Haut fur einem rechten freien Concilio, und haben damit Kunig und Furſten schochter gemacht, daß sie gläuben, es wäre wider Gott, so man ihn nit gehorchte in allen solchen schalkhaftigen listigen Spugnissen.“ [1]) Aber wie weit war die Zeit noch entfernt, wo er diese Mauern durch öffentlichen Angriff niederzuwerfen sich erhob, indem er sie als „stroherne“ darstellte, während sie in aller Welt Augen durch „des Teufels List und Trug“ als eherne dastanden. So erschienen sie ihm jetzt noch, tief war er noch in den allgemeinen Wahn verstrickt, ja tiefer als viele Andere; er glaubte allen Ernstes, daß nicht gehorchen in allen solchen „Spugnissen“ wider Gott wäre. Er war auf nicht Weniges hingeführt, das recht sehr geeignet, ihn in diesem Glauben wankend zu machen. Doch der letztere war ein religiöser, machte ihn mistranisch dawider, übte einen überredenden Einfluß bei ihm aus. Er sagte einst: „das ist das Hauptstück und die fürnehmste Proposition des Papstthums; wie Silvester Prierias, Meister des heiligen Pallasts, mich mit dieser Donneraxt schrecken wollte, da er zu mir sagte: Wer da zweifelt an einem Wort und Werk der Römischen Kirchen, der ist ein Ketzer. Zur selben Zeit war ich noch schwach, wollte den Papst nicht angreifen, achtete solche Argumente groß, hielte sie in Ehren und viel davon.“ [2]) Damals aber war der Ablaßstreit schon im vollen Gange, an welchen er jetzt noch nicht von fern dachte, er war damals schon im vollen Feuer, schon seit Jahren in harten Kämpfen versucht. Noch 1519 ließ er drucken, „daß die römische Kirche von Gott fur allen andern geehret sei, ist kein Zweifel,

1) Plochm. XXI, 280.

2) Tischreden, Walch XXII, 2013.

dann doselb St. Peter und Paul, 46 Päpste, dazu viel hundert tausend Martyrer ihr Blut vorgossen, die Höll und Welt ubirwunden, daß man wohl greifen mag, wie gar einen besondern Augen-Blick Gott auf dieselb Kirchen habe. Ob nu leider es zu Rom also steht, daß wol besser tuchte, so ist doch die und kein Ursach so groß, noch werden mag, daß man sich von derselben Kirchen reissen adder scheiden soll; ja, je ubeler es do zugeht, je mehr man zulaufen und anhangen soll; dann durch Abreissen adder Vorachten wird es nit besser. Auch soll man Gott umbs Teufels willen nit lassen, noch die ubrigen Frummen umb des bösen Haufen willen meiden. Ja, umb keinerlei Sund adder Uebel, das man gedenken adder nennen mag, die Lieb zurtrennen und die geistliche Einickeit theilen. Dann die Lieb vormag alle Ding, und der Einickeit ist nichts zu schwer; es ist eine schlechte Liebe und Einickeit, die sich läßt frembde Sunde zurtheilen." [1])

Wir dürfen nicht vergessen, daß wir Aeußerungen von ihm über das kurialistische System erst aus einer Zeit haben, wo er davon sich abwendete, daß dasselbe sehr gewandt, mit großem Scheine und theilweis guten Gründen von jeher vertheidigt war, daß auch viele der Gescheitesten und Gelehrtesten, Tüchtigsten und Wohlgesinntesten ihm anhingen. Es wurde im ersten Buche aufmerksam darauf gemacht, daß er eben hierdurch erst recht in die eifernde päpstische Gesinnung hineingezogen wurde, die wir uns bei ihm nicht von fern als eine zufällige oder willkürliche denken dürfen. Sie ruhete vielmehr bei ihm auf der ganzen Bestimmtheit, welche ihm durch die vornehmsten Eindrücke geworden, die seit dem Erwachen seines Bewußtseins auf ihn eingewirkt; sie wurzelte bei ihm zugleich in der Empfindung und Vorstellung, war mit jugendlichem Feuer aufgenommen, hatte sich durch eine ganze Reihe und Verkettung von einzelnen Gefühlen und Anschauungen, Begriffen, Ansichten, Wahrnehmungen befestigt. Sie hatte sich in ihm bis zu der blinden Wuth des Glaubens gesteigert, welche abweichende Meinung als das ärgste Verbrechen behandelt, Ketzer mordet und recht und wohl daran zu thun sich vermißt. Wenn sein kräftiger Geist und sein besseres Gefühl aus

1) Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen worden, Plochm. XXIV, 8.

so tiefer Unnachtung und Barbarei hinausrang, so hielt ihn fort und fort die Ansicht und Stimmung der Zeit zurück. Um recht zu würdigen, was dies sagen will, muß man sich nur die entsetzliche Rohheit und Unwissenheit der letztern vorhalten, daran denken und es begreifen können, was es heißt, daß sie, und zwar bei so viel heller Einsicht, die finstersten und verkehrtesten Begriffe über Wesen und Verhältniß des Staats und der Kirche, der Menschen und Bürger, der Gläubigen und deren Rechte hegte, die Leibeigenschaft und die geistige Sklaverei, den Glaubenszwang übte, ja als ein Recht und eine Pflicht übte. Um zu ermessen, was es sagen will, die Fesseln einer solchen Verblendung abstreifen, muß man hell umschauen und zu sehen im Stande sein, wie tief auch wir noch darin befangen sind, trotzdem, daß wir so viel Licht und so viele Hülfen zum Lichte mehr besitzen.

Wenden wir jedoch das Auge vom Allgemeinern zum Besondern wieder zurück. Die Macht der Verfinsterung, oder sagen wir der Verehrung und des Eifers für das Papstthum konnte bei Luther so leicht nicht erschüttert werden. Mancherlei wirkte dahin, Anderes aber auch entgegen. So war der Hinblick auf die Koncilien zu Pisa und im Lateran, auf das Verhalten der versammelten Väter, der Kirchen- und der weltlichen Häupter dabei doch auch gar sehr geeignet, wider alle Koncilien mehr und mehr einzunehmen, und Kirchenbesserungshoffnungen, welche noch in einigem Maße darauf gesetzt sein mochten, nur immer tiefer herunterzustimmen. Nicht ohne Berechtigung wird noch heute gesagt: zu Pisa, 1409, fehlte es immer noch am deutlichen Bewußtsein der Mittel, durch welche die Kirchenverbesserung zu Stande gebracht werden sollte. Die Päpste waren freilich aus der rechten kirchlichen Gemeinschaft herausgetreten, hatten oft den billigsten Wünschen kein Gehör gegeben, trugen Gott nicht im Herzen, lebten bisweilen in schmählicher Unsittlichkeit. Zur Zeit der Versammlung in Konstanz zerrütteten ihrer drei die Einheit und den Frieden der Kirche, keiner wollte zum Nachgeben, zur Entsagung sich entschließen, einen Richter anerkennen. Diesem Uebel schien nicht anders abgeholfen werden zu können, als durch Aufnahme und Feststellung des Grundsatzes, daß der Papst unter einem allgemeinen Koncile stehe, von einem solchen gerichtet und entsetzt werden könne. Allein diese Grundsätze waren an sich un-

statthaft und verwerflich, paßten nicht für einen gesunden Körper, in welchem alle Theile vereint zum gemeinschaftlichen Zwecke wirken müssen, mit und in welchem das Haupt besteht, das ohne ihn todt ist wie der Körper ohne das Haupt; und so verhält es sich auch mit der Kirche, dem mystischen Leibe, dessen unsichtbares Haupt Christus, das sichtbare aber der Papst ist. Jene verkehrten Principien wurden eben so verkehrt begründet durch eine unstatthafte Theorie vom Gesellschaftsvertrage und durch ein Zurückgehen auf die Geschichte, wobei diese nach vorgefaßten Ansichten gedeutet, nicht unbefangen nach dem geschichtlichen Thatbestande aufgefaßt und benutzt wurde, während die Vertheidiger des unumschränkten und unfehlbaren Papstthums auf diesem Felde mehrfach Ueberlegenheit zeigten. Die Versammlung in Basel wurde so schlecht beschickt, daß in ihrer ersten Sitzung nur zwölf, in der zweiten nur vierzehn Prälaten anwesend waren. Der starre Widerstand und die laue Theilnahme, welche die Versammlung fand, erklärt sich um so mehr daraus, daß sie, so wenig zahlreich besucht, ihre gewaltsamen und auf theilweis ganz verkehrte Ansichten gestützten Beschlüsse faßte, in fremdartige Geschäfte, in politische Angelegenheiten sich einmischte, stürmischen Eifer statt Mäßigung zeigte, ihre Beschuldigungen gegen Eugen ungerecht übertrieb, Maßregeln ergriff, welche außer allem Verhältniß zu ihren Kräften und anerkannten Befugnissen standen und als Uebermuth erschienen. Die Versammlung in Konstanz konnte nicht umhin, Huß als Ketzer zu verurtheilen, weil er hartnäckig auf Behauptungen bestand, welche zur Auflösung jeder Ordnung führten, wie der, daß jeder Obere, der sich in einer Todsünde befinde, keine Autorität habe und sein Amt niederlegen müsse. Die Väter in Basel verfielen in ganz ähnliche Irrthümer, indem sie z. B. den Satz aufstellten, daß jeder Kirchenobere, auch der Papst, von seinen Untergebenen abgesetzt werden könne, wenn er einer verdammten Ketzerei anhänge, weil ihn jede Ketzerei durch sich selber schon nicht nur von seiner Würde, sondern überhaupt von der Kirche ausschließe.[1])

Anderer Misgriffe, welche die großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts sich zu Schulden kommen ließen und wo-

1) Alzog a. a. O. 672 ff.

durch sie selbst die Völker von sich abwendeten und dem Papstthume wieder geneigt machten, wurde im ersten Buche gedacht. Eben erst erinnerten wir uns, daß sie das päpstliche Recht in Geltung ließen, ja anerkannten. Je folgerichtiger nun Jemand dachte, der einmal von der Göttlichkeit der Bestimmungen desselben überzeugt war, desto unhaltbarer mußten ihm die Grundsätze von Konstanz und Basel erscheinen. Was die Schritte der Koncilien des 15. Jahrhunderts theilweis rechtfertigte oder entschuldigte, kam den ähnlichen des nachäffenden pisaner von 1511 nicht zu Statten, an welches sich offenbar auch mit keinerlei Grunde Hoffnungen anknüpfen ließen, die nicht einmal durch jene in Erfüllung gegangen waren. Eben so offenbar ließ sich von dem päpstlichen Koncile im Lateran für eine Kirchenreformation nichts erwarten, und gewiß kam Dem so etwas am Wenigsten in den Sinn, der soeben erst selbst Rom gesehen hatte. Genug der Gründe, um es vollkommen erklärlich zu finden, daß Luther von den jetzt versammelten und von jedem Koncile, in so hohem Ansehen die Kirchenversammlungen an sich selbst bei ihm stehen mochten, für Besserung wenig hoffte, wenig hielt, und daß er weder rasch noch leicht aus seiner päpstischen Gesinnung heraustrat. Wie viel frischer waren jetzt noch seine Eindrücke von der römischen Heiligkeit, und wie viel zaghafter ohne Zweifel die in ihm über die römische Unheiligkeit sich regenden Gedanken. Was that man in Trier bei der Schaustellung des heiligen Rockes Anderes, als was er kaum noch selbst gethan in Rom? Alle Welt war da wieder in einer Andacht vereinigt, wie er selbst sie vor zwei Jahren begangen, wie sie zu Wittenberg bei der Stiftskirche im Swange war. Vorgänge dieser Art waren auch ganz geeignet, in kirchlicher Gesinnung wieder zu befestigen, in der Abkehr vom Glauben an das Misbräuchliche, Ausgeartete und Abergläubische irre zu machen. Es währte noch fast zwanzig Jahre, ehe Luther von dem Heiligerockwesen (1530) schrieb, „war das nicht ein sonderlicher meisterlicher Beschiß mit unsers Herrn Rock zu Trier, wie hernach dieselbige schändliche Lügen ist offenbar worden? Was haben alle Lutherische Neuigkeit gethan gegen diesem einigen Betrug und Schalkheit? Aber hier war Niemand, der Neuigkeit beschrien, oder auch anzeigen kunnt, sondern der Luther, der solche

Neuigkeit anzeigt und straft, der bringet Neues auf.“[1]) Wie weit war er jetzt noch entfernt, der Luther zu sein! Hernach wurde die Lüge öffenbar. Jetzt glaubte auch er sehr wahrscheinlich noch daran. Es gilt von ihm selbst mit, wenn er in der Warnung an seine liebe Deutschen schrieb, indem er über das „schändliche Narrenspiel des Teufels, das sie mit dem Heiligthum und Wallfahrten getrieben“ sich ausläßt, wie da „der Teufel todte Knochen, Kleider und Geräthe für der Heiligen Kleider und Geräthe aufgemutzt.“ „Wie sicher hat man allen Lügenmäulern gegläubt? Wie ist man gelaufen zu den Wallfahrten; welchs Alles der Papst, Bischoffe, Pfaffen, Münche haben bestätigt, oder je zum wenigsten geschwiegen, und die Leute lassen irren, und das Geld und Gut genommen. Was thät allein die neue Bescheißerei zu Trier mit Christus Rock? Was hat hie der Teufel großen Jahrmarkt gehalten in aller Welt, und so unzählige falsche Wunderzeichen verkauft? Ach was ist's, daß Jemand hievon reden mag? Wenn alles Laub und Gras Zungen wären, sie künnten allein dies Bubenstück nicht aussprechen. Und das noch das Allerärgest ist, daß sie die Leute hiemit verführet und von Christo gezogen haben, auf solche Lügen zu trauen und bauen. Denn es ist keiner dem Heiligthumb oder Wallfahrt nachgelaufen, er hat seine Zuversicht und Trost darauf gesetzt, und seinen Christum daheim, das Evangelion und Glauben, dazu seinen Stand dagegen verachten, und als für nichts halten müssen.“ Noch in seiner letzten kurz vor seinem Tode gehaltenen Predigt sprach er in ähnlichem Sinne von dem Rocke zu Trier. „Vorzeiten, sagt er dort, wären wir gelaufen bis an der Welt Ende, wenn wir einen Ort gewußt, da wir hätten mögen Gott reden hören“, und so etwas wurde bei den Wallfahrten geglaubt.“[2])

Auch Das ist nicht zu übersehen, daß selbst die Väter am Koncile, daß Kaiser und Reich so demüthig und ergeben gegen die römische Kirche sich geäußert hatten. Von den Höchsten bis zu den Niedrigsten war man noch im Gewissen an sie gefesselt,

---

1) Vermahnung an die Geistlichen, Plochm. XXIV, 345. Vergl. Erster Band, 208, 212.

2) Warnung an seine lieben Deutschen, Plochm. XXV, 45 f. Walch XII, 1649 f.

oder war man doch „schochter", und von allen die Ergebensten, Unsichersten und Bängsten waren die Häupter und Vertreter des deutschen Volkes, die das Wort für die arme Kirche und Nation nahmen und sich zur Hülfe feierlich versammelt hatten, von allen die Befangensten, so viel sich erkennen läßt, das Oberhaupt der Nation und der Leiter der Opposition am Reichstage, Luther's Kurfürst.

Je stärker ein Mann späterhin auf seine Zeit einwirkt, desto stärker waren früher ihre Einwirkungen auf ihn. Wir können um so weniger zweifeln, daß die hier erörterten Zeitvorgänge sehr bedeutsam für Luther's Entwickelung wurden. Allein für die nächste Gegenwart bestand der wichtigste und vornehmste Einfluß, den sie auf ihn übten, wol nur darin, daß sein Blick mehr nach Außen, Welt und Leben hingelenkt, daß er von der einseitigen und übermäßigen Vertiefung in sein Inneres abgezogen wurde, womit seine Selbstquälereien zusammenhingen. Denn schon diese genügten, jeden Gedanken an ein eigenes reformatorisches Eingreifen in ihm niederzuhalten. So weit war er noch lange nicht. Dazu mangelte ihm noch in viel zu hohem Maße das Selbstvertrauen; dazu war er vor allen Dingen noch viel zu unsicher, viel zu sehr mit seinen innern Zuständen beschäftigt, noch immer zu krank an ihnen.

Wir sehen dies daraus, daß seine Mittheilungen, seine Herzensergießungen gegen Staupitz, sobald er mit ihm nach seiner Rückkehr von Rom wieder zusammentraf, sich vornämlich auf die Anfechtungen bezogen, die er unterwegs erlitten und worin ihn der Spruch, der Gerechte lebt seines Glaubens, getröstet oder ihm wie eine Donnerstimme im Ohre getönt hatte. In Staupitz erwachte dadurch die Lust, nun auch selbst die paulinischen Schriften fleißiger zu lesen. Er rieth seinem jungen Freunde, daß er sein Streben darauf richten möge, sich wider seine Schwermuthsanfälle und deren Macht mehr und mehr in der Schrift zu befestigen, besprach mit ihm die Gegenstände seiner Vorlesungen in der nächsten Zukunft, bezeichnete den Römerbrief als das biblische Buch, das er zunächst vor sich nehmen möchte. Er kam damit Luther's innerster Neigung entgegen, der nun seine Studien und Vorlesungen wieder fortsetzte, in derselben Richtung wie vor der Romfahrt. Bis zum Jahre 1512 sind jedoch durchaus keine wei-

tern Nachrichten darüber vorhanden, und man muß eben auch hieraus schließen, daß er sich aus dem schmerzlich erregten Innern heraus wenig oder gar nicht auslieβ, daß er nicht eifernd und stürmend, sondern still und gehalten auftrat.[1])

Dasselbe gilt auch von seiner Predigerthätigkeit, die er mit Beifall erneuerte. Jetzt hörte ihn auch der Kurfürst. Die hohe Geisteskraft, der tiefe Ernst, die Eindringlichkeit der Predigten Luther's, die Richtung ihres Inhalts erregten seine Bewunderung. Friedrich hatte nach Spalatin's Bericht, schon ehe Gottes Wort wieder anfing zu scheinen, ein groβes Misfallen daran, daß man so untreu damit umging. Als ein Glanz davon angegangen war, äuβerte er gegen Spalatin — vielleicht jetzt schon? — er habe immer dafür gehalten, daß die Sache des Glaubens so rein sein solle wie ein Auge. In der an Friedrich gerichteten Zuschrift zu seiner Auslegung der ersten zweiundzwanzig Psalmen sagt Luther, der treffliche Staupitz, den er als seinen Vater in Christo wahrhaft ehre, habe ihm erzählt, einst sei zwischen ihm und dem Kurfürsten die Rede auf die viel Worte machenden Prediger gekommen, und da habe denn der Letztere gesagt, die Predigten, die aus Spitzfindigkeiten und Menschensatzungen bestänben, wären überaus kalt und unkräftig, denn es lasse sich nichts noch so fein Ausgesponnenes vorbringen, das nicht durch noch Scharfsinnigeres widerlegt werden könne. Dagegen töne die heilige Schrift allein mit solcher Majestät und Nachdrücklichkeit auch ohne unser Bemühen, daß sie allen Zweifel und Streit niederschlage und nöthige zu sagen: Nie hat ein Mensch also geredet, hier ist Gottes Finger, denn er predigt nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern gewaltig. Als Staupitz darauf beigestimmt, habe ihm der Kurfürst die Hand entgegengestreckt und gesagt: versprecht mir, daß Ihr allezeit bei dieser Meinung bleiben wollt. So viel erhellt hieraus, daß sich Luther, Staupitz und Friedrich in einer sehr bedeutsamen Richtung begegneten.[2])

Ueber den Studien, der ganzen Thätigkeit und Entwickelung Luther's in der seiner Romfahrt zunächst folgenden Zeit liegt in-

---

1) Keil a. a. O. 20. Dresser.

2) Melanthon, 18. Spalatin, Leben Friedrichs, 11. De Wette 1, 243 f.

deß bis 1512 ein fast gänzliches Dunkel, das auch von diesem Jahre an nur langsam schwindet. Wir müssen die beleuchtet hervortretenden Punkte aufsuchen und von ihnen aus tiefer einzudringen uns bemühen. Zunächst zieht unter ihnen ein Vorgang des eben genannten Jahres genauere Betrachtung auf sich. Staupitz hatte beschlossen, daß Luther die theologische Doktorwürde annehmen solle, und beredete Luther dazu. Auch für den Zeitabschnitt, bei welchem wir eben noch verweilen, ist der Vorgang von Wichtigkeit. Er zeigt, welch' einen bedeutenden Eindruck Luther bei Friedrich schon gemacht, welch' eine Theilnahme dieser bereits für ihn zu hegen angefangen hatte, und in welch' einer gedrückten Stimmung sich Luther noch immer befand.

Die theologische Doktorwürde, 1512.

Die Erlangung der theologischen Doktorwürde bildet im Leben Luther's einen abermaligen bedeutenden Wendepunkt. Die Vorgänge der Zeit deuteten auf einen bevorstehenden größern, zahlreichere gerüstetere Streiter fordernden Kampf. Er befähigte sich für denselben, freilich ohne Ahnung davon, durch sein Fortschreiten im Geist, in Gelehrsamkeit, in seiner theologischen Richtung, durch sein Steigen im Ansehen. Als ein äußeres Rüstzeug wurde die Doktorwürde ihm aufgenöthigt.

Staupitz hatte ihn in Trübsinn, übersteigerter Stimmung, verworrenen Seelenzuständen gefunden, Theilnahme für ihn gefühlt, sich seiner angenommen, ihm einen heilsameren Weg gewiesen, seine großen Anlagen erkannt, Erwartungen von ihm gefaßt, ihn nach Wittenberg gezogen, zum Predigen vermocht, nach Rom gesendet. Luther hatte seine Voraussicht gerechtfertigt, war ruhiger und klarer geworden, rüstig vorgeschritten, hatte allgemeiner die Augen auf sich gezogen, eine neue Bahn eingeschlagen. Staupitz wurde schon seinerseits von ihm angeregt, gefördert. Er hatte ihn vor ein paar Jahren zum Schriftstudium ermuntert, jetzt hatte Luther schon bei ihm dahingewirkt, daß er darauf dachte, selbst tiefer nach Luther's Vorgange darin einzugehen. War bisher im wittenberger Augustinerkloster oder in den meisten Klöstern des Ordens bei den Mahlzeiten aus Augustin's Schriften vorgelesen, so ordnete er in diesem Jahre an, daß die Bibel an

die Stelle derselben treten solle, und ernannte Luther zum Lektor. Offenbar aber hatte Luther die Maßregel veranlaßt, war sie ein Zeichen, daß er Staupitz mehr und mehr in seine Richtung hineinzog. Staupitz scheint mehr und mehr den lebendigern Ausdruck seines eigenen Wesens in Luther gesehen und Thaten des Geistes von ihm erwartet zu haben, wie sie ihm selbst zu thun versagt waren. Wenn es seine Richtigkeit mit der Weissagung von dem Eremiten hat, die er in Rom gehört, sollte er nicht an Luther dabei gedacht haben? Es läge nur ganz in der Denkart und Stimmung der Zeit. Wurden doch ähnliche Erwartungen von Luther in Wittenberg, im Kreise der Lehrer gehegt. Staupitz traf im Sommer des Jahres Abrede mit dem Kurfürsten und veranlaßte im Konvente den Beschluß wegen Annahme der theologischen Doktorwürde von Seiten Luthers.[1])

Wir müssen annehmen, daß mehrfache Gründe dabei zusammenwirkten. Nach Cochläus wurde Luther Doktor der Theologie, weil er der eifrigste Disputator und eiteln Ruhmes begierig war. Das Letztere stimmt nicht sonderlich mit dem Hergange, wie er sogleich erzählt werden wird. Disputationen aber waren es allerdings, wodurch die Gelehrten damals vornämlich ihre Wissenschaft bewährten und sich hervorthaten. Es war Vorschrift, von Zeit zu Zeit zu disputiren. Man disputirte sich zu allen Graden, disputirte über jede Tagesfrage, zur Uebung, aus Lust am freien frischen Spiele der Geisteskraft, um zu lernen, selbstgewisser zu werden, um sich und was man wußte mitzutheilen und geltend zu machen. Luther hatte schon im erfurter Kloster gern disputirt; wir finden, daß er in den folgenden Jahren gern und viel disputirte: auch ohne bestimmtere Nachrichten läßt sich annehmen, daß er es auch schon in dieser Zeit gethan. Es gehörte zum Gelehrtenleben und Thun, und wenn der Trieb und Muth, aus sich herauszugehen, schon in der Zeit seiner tiefsten Selbstvertiefung, seiner größesten Gedrücktheit und Schwermuth, seiner weitesten Abwendung von Welt und Leben in ihm erwacht waren, so ist es nur natürlich, daß sie in Wittenberg mehr und mehr lebendig hervortraten und sich bethätigten.[2])

---

1) Mathesius, 15. Predigt.

2) *Cochlaeus* im 3. Kap. *Foerstemann*, Lib. Decanor., 148.

Es mag sein, daß auch die Achtung, die Ansprüche, die er sich durch seine Geschäftsausrichtung in Rom erworben, zu den Beweggründen gehörten, darauf zu denken ihn zu heben, sein Verdienst zu lohnen. Allein am nächsten liegt es, bei Staupitz vornämlich zwei Rücksichten anzunehmen, eine auf die Universität und die andere auf Luther, dieselben, die ihn bewogen hatten, seinen jungen Freund nach Wittenberg zu ziehen. Er meinte der Universität und Luther zu nützen, indem er dem Letztern einen neuen Antrieb gäbe, sich mehr fühlen zu lernen und bei größerer Sicherheit auch mehr aus sich und seiner Einseitigkeit herauszugehen, frischer einzugreifen, aus seiner gedrückten schwermüthigen Stimmung herauszukommen. Wie nöthig es noch immer war, insbesondere hierauf bei ihm einzuwirken, und in welchem Zustande er sich noch immer befand, sieht man aus der Unterredung, welche Staupitz mit ihm über die Sache pflog.

Er zeigte noch in spätern Jahren Freunden den Baum im Klostergarten, unter welchem sie stattfand. Es läßt sich sehr wohl denken, daß Staupitz so gut diese Angelegenheit als die andere, Luther's Beginnen der Predigerthätigkeit betreffende mit ihm an dieser sehr geeigneten Stelle besprach; eben so denkbar ist aber auch eine Verwechslung. Genug, Staupitz eröffnete ihm, was über ihn beschlossen sei. Die geistliche Doktorwürde war nichts Geringes, auferlegte wichtige Pflichten wer es ernst damit nahm, er war bis zum Uebermaß gewissenhaft, er war halb und halb in die Welt hineingezogen, aber auch der Gedanke und das Gefühl, ein der Welt abgestorbener Mönch zu sein, war noch in ihm; anspruchlose Bescheidenheit, die Schüchternheit, worin er von Kindheit an gerathen war, die angewöhnte mönchische Demuth sträubte sich in ihm gegen die Annahme auszeichnender Ehren, er befand sich in dem verhältnißmäßig noch jugendlichen Alter von kaum neunundzwanzig Jahren; vor Allem, seine Stimmung war noch eine gelähmte, dumpfe, düstere, er hatte mit seinen innern Zuständen, seinen Beunruhigungen noch so viel zu thun, er fühlte sich körperlich und geistig angegriffen. Er hatte daher auch dieses Mal eine Menge von Gründen, womit er der Aufforderung Staupitzens auszuweichen suchte. Staupitz ließ nicht nach, beseitigte eine seiner Einwendungen nach der andern. Da erklärte er denn zuletzt, er sei ein schwacher und kranker Bruder, der nicht lange

zu leben habe; man möge sich nach einem tüchtigern und gesunden umsehen. Allein auch dieses ließ Staupitz nicht gelten. Er entgegnete scherzend und doch ohne Zweifel mit tiefem Ernst, Gedanken aussprechend, wie sie in den höhern Kreisen Wittenbergs, Sachsens, damals sehr lebendig gewesen zu sein scheinen, wie man auch hier wahrnimmt: „es läßt sich ansehen, unser Herr Gott werde bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen, darum wird er viel junge und arbeitsame Doktores haben müssen, durch die er seine Händel verrichte. Ihr lebt nun oder sterbet, so bedarf er Euer in seinem Rathe." Allein so hartnäckig war Luther's Widerstreben, daß er ihn noch weiter an den Konventsbeschluß, den Willen des Obern, die Gehorsamspflicht erinnern mußte. Noch eine andere Schwierigkeit erwuchs aus dem Kostenpunkte. Auch sie räumte er aus dem Wege. Er erklärte, der Kurfürst habe die erforderliche Summe bereits angewiesen, und gebe sie „Gott, der Universität und dem Augustinerkloster zur Förderung."[1])

Luther mußte einwilligen. Eben auch dieser Beweis des Wohlwollens und der Freigebigkeit des Fürsten machte tiefen Eindruck auf ihn, legte vielleicht den ersten Grund zu der persönlichen Zuneigung, die er lebenslang für Friedrich hegte. Nie vergaß er es ihm, daß er das Geld zu seinem Doktorwerden hergegeben. Er spricht davon in der Zuschrift zur Auslegung der zweiundzwanzig ersten Psalmen. Auf des Kurfürsten Kosten sei der Doktorhut seinem thörichten Haupte aufgesetzt, dies Prunkzeichen, dessen er sich schäme und das er noch tragen müsse, da es Diejenigen so wollten, die zu hören ihm gebühre. In der Auslegung des 101. Psalms rühmt er Friedrich's Regierungskunst, spricht dann von Augustus und kommt auf Friedrich wieder zurück. „Ich muß noch ein Geringes von ihm sagen, denn er ist mein lieber Herr gewesen und hat mich zum Doktor gemacht." Wir werden weiter unten noch mehr als ein Mal sehen, wie herzlich dankbar er ihm auch für geringe Geschenke ist, wie hoch er sie ihm anrechnet, und man darf dabei doch nicht vergessen, er las, er arbeitete für des Kurfürsten Universität, welche ihm mehr und mehr

1) *Mackenrod*, Disp. phil. de doctoratu Lutheri, 4. Mathesius, 1. Predigt.

ihren Zulauf, Aufschwung und Ruhm verdankte, umsonst. Er war mittellos, sollte er Doktor und die Universität dadurch gefördert werden, so konnte der Fürst nicht weniger thun, als daß er die Kosten hergab. Ja, um zu der unbegehrten Wohlthat, zu den Kosten der höchsten Würde in der Theologie, die ihm aufgenöthigt wurde, zu gelangen, mußte Luther selbst noch eine Reise machen, zu Fuß nach Leipzig wandern, das dort angewiesene Geld, funfzig Gulden, zu holen und obenein eine längere Zeit darauf warten. Die kurfürstlichen Rentmeister hielten ihn, der seine Zeit so gern und eifrig benutzte, so lange auf oder legten ihm so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß er fast wieder heimgekehrt wäre, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Nur die Gehorsamspflicht hielt ihn davon zurück. Ihm war aufgetragen worden, auf seine Abfertigung zu warten. Seine Quittung hat sich erhalten. Sie ist am 4. Oktober 1512 ausgestellt. Der Kurfürst soll ihm dann auch noch den schweren goldenen Doktorring geschenkt haben mit einem Wappen, das drei ineinandergeschlungene Ringe zeigt, die lutherische Rose vorstellend. [1])

Am 22. September hatte er sich noch zu Wittenberg befunden, denn von diesem Tage ist ein Schreiben von ihm an die Väter, den Prior, Magister und die Senioren des erfurter Augustinerkonvents datirt, worin er ihnen den Tag anzeigt, an welchem er die Doktorwürde „aus Gehorsam gegen die Väter und den Vater Vikarius" annehmen werde. Er unterlasse es, sagt er im Eingange, sich zu beschuldigen und von seiner nicht hinreichenden Tüchtigkeit zu reden, um nicht den Schein stolzer Demuth auf sich zu laden; Gott und sein Gewissen wüßten, wie würdig er solcher Ehren und Hoffahrt und wie dankbar er dafür sei. Sie möchten ihm, fährt er fort, ihre Fürbitte bei Gott zu Theil werden lassen, damit der heilige und gebenedeite Wille desselben bei ihm sei, möchten, wenn es geschehen könne, seiner

1) De Wette I, 242. Ausleg. des 101. Psalms, zu V. I.; Walch V, 1197. De Wette I, 11. Walch XXIV, Vorr. 110. Der Ring wird auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt. Bei Strobel, Miscellaneen, 6. Sammlung, 137, wird eine Anekdote erzählt und als unbewährt abgewiesen, wonach Staupitz einem Augustiner, Peter Biber, ein Vermächtniß von 500 Gulden abgenommen und davon die Kosten der Promotion Luther's bestritten haben soll.

Erhebung beiwohnen, daß er die Wahrheit bekenne, zu Ehren des Ordens und Vikariats. Er würde solche Beschwerden und Aufwand ihnen nicht zumuthen, thue es aber auf Befehl des Vikars und weil es unziemlich und abscheulich erscheinen müßte, den Erfurtern weder Kunde noch Einladung zukommen zu lassen, indem er zu einer solchen Würde emporsteige. [1])

Die Feierlichkeit erfolgte am 18. und 19. Oktober unter Karlstadt's Dekanate. Am erstgenannten Tage disputirte er für die Licentiatur in der Theologie, und der Dekan ertheilte sie ihm in Gegenwart vieler Mitglieder der Universität und angesehener anderer Theilnehmer. Am 19. Oktober fand unter Geläut der größern Glocken der übliche pomphafte Aufzug und Aktus statt. Seine Beistände waren Wenceslaus Link und Nikolaus Viridimontanus, der Pastor der wittenberger Pfarrkirche, unter dessen Rektorate er inskribirt war und das theologische Bakkalaureat erlangt hatte. Karlstadt schmückte ihn mit den Ehrenzeichen. Am 22. Oktober wurde er in den akademischen Senat eingeführt. [2])

---

1) De Wette I, 9 f.

2) *Suevus*, Catalog. Promotor. *Foerstemann*, Lib. Decanor., 12 f. Keil, 22. Mathesius, 1. Predigt. Lesser, Münzproben, 481. Schütz im 2. Bande seiner bisher ungedruckten Briefe Luther's hat S. 4 ff. einen lateinischen Vortrag aufgenommen, der nach seiner Ansicht die Rede ist, welche Luther bei seiner Doktorpromotion gehalten. Döderlein (Theolog. Bibl. II, 52) erklärt sich gegen die Richtigkeit dieser Ansicht, die wiederum von Ukert (I, 88) gegen Döderlein's Einwendungen in Schutz genommen wird. Nach dem Eingange des Vortrags sollte man kaum zweifeln, Luther's bei seiner Doktorpromotion gehaltene Rede zu lesen. Er macht das Dokument räthselhaft, wenn es wirklich von Luther herrührt, woran man wieder nicht wohl zweifeln kann. Enthielte es aber in der That seine Promotionsrede, so wäre es zehnfach merkwürdig, und wiederum wäre dann räthselhaft, warum es von Aurifaber zu den Handschriften von 1538 gelegt worden. Daß der Antichrist in der Rede erwähnt ist, scheint mir, nach der Art, wie es geschieht, eine unbegründete Einwendung Döderlein's zu sein; was mich aber bedenklich, ja entschieden zweifelhaft macht, sie für die Promotionsrede zu nehmen, ist Folgendes. Die theologischen Begriffe und die Exegese derselben passen schwerlich zu der Entwickelungsstufe, welche Luther in dieser Zeit erreicht haben konnte, worüber die erste unzweifelhaft von ihm herrührende exegetische Arbeit, welche von ihm erhalten ist, die Psalmauslegung von

Das Bedeutsamste bei der Doktorpromotion war aber oder wurde für ihn der Eid, den er ablegte. Auf allen andern Universitäten, außer denen zu Tübingen und Wittenberg, hatten die Licentiaten und Doktoren der Theologie Eide zu leisten, welche auf das strengste den Päpsten und der scholastischen Lehre verpflichteten. Sie mußten schwören, eben der römischen Kirche treu und gehorsam, zum Schutze des Papstthums und seiner Kirchen und Vorrechte wider jedermann behülflich, die Ehren, Vorzüge und Besitzthümer desselben zu mehren beflissen sein und helfen zu wollen, seine Widersacher, die Ketzer und Schismatiker zu verfolgen und zu bekämpfen u. s. w., wodurch sie denn „schändliche Sklaven eines allerschändlichsten Herrn wurden", der „erdichte, daß die Kirche sein und nicht Christi sei." [1]) Das hier zu beachtende Wesentlichste aus den Verpflichtungen der Licentianden, Licentiaten und Doktoren der Theologie zu Wittenberg war, daß sie schwuren: der erstere, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen; der zweite, der römischen Kirche gehorsam zu sein; der dritte, unbegründete fremde (vanae et peregrinae) von der Kirche verdammte und fromme Ohren beleidigende Lehren nicht zu lehren, sondern Denjenigen, der solche lehre, dem Dekan anzuzeigen. So nach den Statuten der theologischen Fakultät. [2]) Doch möchte man fast vermuthen, daß den biblischen Doktoren eine besondere in jenen Statuten nicht erwähnte Verpflichtung auf die heil. Schrift auferlegt wurde.

1514, die sichersten Anhaltspunkte liefert. Sodann die Erwähnung von Erasmus, Sadolet und Longolius als der berühmtesten Gelehrten und Theologen. Longolius der Aeltere war 1512 erst zweiundzwanzig Jahr alt. Da wäre doch ein berühmterer zu nennen gewesen. So entschieden und mit einem solchen Tadel kann sich Luther nicht wohl schon 1512 über Erasmus als Theologen ausgesprochen haben, wie es in der Rede geschieht. Man vergleiche seine viel zurückhaltendern Aeußerungen über Erasmus in einem Briefe an Spalatin von 1516, bei de Wette I, 40. Endlich däucht mir, man hat Aurifaber auch bei andern Angaben nicht mit Glück korrigirt. In jedem Falle kann ich die Annahme, daß Luther's Promotionsrede vorliege, beiweitem nicht für sicher genug halten, um irgend welche Schlüsse auf seine Theologie in dieser Zeit darauf zu gründen.

1) Walch XVI, 2570.

2) *Foerstemann*, Liber Decanor., 146.

Es erklärt sich leicht, daß die theologische Doktorwürde ihm einen neuen und gewaltigen Aufschwung gab, die Ergebnisse hatte, welche Staupitz bei seiner Nöthigung dazu beabsichtigt zu haben scheint, ihm ein Antrieb zu verdoppelten Anstrengungen wurde, namentlich und insbesondere ihn mit Selbstgefühl erfüllte, indem sein Trieb, das als wahr Erkannte mitzutheilen, zum Gemeingute zu machen, durch seine Gelangung zur Doktorwürde eine neue starke Anregung erhielt. Das Schüchterne, Gedrückte, Verzagte, das bis jetzt ihn bezeichnet und bei ihm weit überwogen hatte, fing an, dem Sichern, Freudigen, Muthigen und Kriegerischen zu weichen, das wir an ihm seit dieser Zeit vorantreten, sich durchkämpfen sehen werden, seine eigentliche, durch seine Jugendschicksale und Entwickelung zurückgedrängte Art.

Dies Alles hing nun gewissermaßen an dem Doktoreide, oder eigentlich an seiner eigenthümlichen Auffassung desselben, so wie an seiner Stellung und seinen Pflichten und Rechten als Doktor der heil. Schrift. Die biblischen Doktoren traten den scholastischen entgegen, indem sie ihre Theologie auf eine tiefere und zusammenhängende Erforschung und Auslegung der Schrift gründeten, kein anderer aber so entschieden und erfolgreich als Luther. In seinem Doktoreide und Berufe fand er eine Art von äußerer Stütze, mit größerer Sicherheit auf seiner Bahn vorzudringen und die innern und äußern Kämpfe zu bestehen, in welche er dadurch verwickelt wurde. Man könnte diesen Gang nicht kürzer und bezeichnender vor Augen legen als mit eignen Worten von ihm in seiner Schrift: Glossen auf das vermeinte kaiserliche Edikt. „Zu einem guten Werke gehöret ein gewisser göttlicher Beruf und nicht eigene Anschläge. Es wird Denen sauer, die gewissen Beruf von Gott haben, daß sie etwas Gutes anfahen und ausrichten, obwol Gott bei ihnen und mit ihnen ist. Was sollten denn Die thun, die ohne Beruf hinanwollen, dazu eitel eigene Ehre und Ruhm suchen. Darum sind sie (die Widersacher) auch so glücklich und gehet ihr Vornehmen vor sich wie der Krebs gehet, wie man vor Augen siehet. Ich aber, Doktor Martinus, bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden ohne meinen Dank, aus lauter Gehorsam. Da hab' ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lau-

ter zu predigen und lehren. Ueber solchem Lehren ist mir das Papstthum in Weg gefallen und hat mir's wollen wehren; darüber ist es ihm auch gangen wie vor Augen." [1]) Die Autorität selbst ließ ihn auf die Schriftlehre schwören, und hob ihn dadurch über die Bedenklichkeiten des Kirchgläubigen und Mönchs hinweg, Ergebnisse des Forschens zu finden und auszusprechen, welche Dem, was in der Kirche als christliche Wahrheit gelehrt wurde, widersprachen. Indem er diese frei aus der Schrift erforschte und verkündete, that er Das und nur Das, wozu die Obern selbst und sein Eid ihn verpflichtet. Nun stellte die Autorität sich ihm in den Weg, weil ihre Lehre und ihr Nutzen mit Dem, was er nach abweichender Auffassung lehrte, nicht übereinstimmte. Er blieb sich und dem Schwure treu. So begann der Kampf, doch freilich erst fünf Jahre später, nach einer mühevollen Entwickelung, die er noch durchzumachen hatte.

Hiermit ist indeß immer noch nicht Alles gesagt, was erforderlich, um die Bedeutung, welche die theologische Doktorwürde und insbesondere der Doktoreid für ihn erhielt, in ein völliges Licht zu stellen. Er fand darin nämlich — doch wohlzumerken erst in fortschreitender Ausbildung und Entwickelung seiner Ansicht — eine Verpflichtung und das auch äußerlich vollgültige Recht, auf die Schrift zurückzugehen in freier Erforschung ihres Inhalts und so, daß der letztere, nach freier Ueberzeugung gefaßt, der Maßstab alles Urtheils auch über die Kirchenlehre würde, daß der Kirche gegenüber die Autorität der frei auszulegenden Schrift als die höhere gelten müsse. Auf die so gedachte Berechtigung und Pflicht fußend, drängte er gegen die zweite der drei Mauern heran, die er durch die Schrift an den Adel niederzuwerfen suchte, und die er folgendermaßen bezeichnet: „zum anderen, hat man sie mit der heiligen Schrift wollt strafen, setzen sie dagegen: es gebühr' die Schrift niemand auszulegen denn dem Papst." Die ganze bisherige Entwickelung der Kirche wurde durch jenen Grundsatz von dem Ansehen der Schrift und dem Rechte des Schriftforschers und Lehrers in Frage gestellt, sofern ein solcher zu dem Ergebniß gelangte, daß das in der Kirche Gewordene oder für christliche Lehre Erklärte

1) Walch XVI, 2061. Schleiermacher's Werke, XI, 574.

in der Schrift keine Begründung finde oder wol gar ihr zuwiderlaufe, und sofern er wahr, kühn und geistesmächtig genug war, offen, nachdrücklich und erfolgreich damit hervorzutreten. Ein solcher wurde Luther. Wenn andere Gelehrte glaubten, über ihren engern eigentlichen Kreis, über die dem Forschen, Lehren und Schreiben gesteckten Grenzen, über die Schranken des öffentlich als wahr Anerkannten nicht hinausgehen und außer dem wissenschaftlichen Gebiete das Leben nicht berühren zu dürfen, so fand er im Doktorate und Doktoreide das Recht und die Pflicht, die auf wissenschaftlichem Wege gewonnene Ueberzeugung, so weit sein Vermögen reichte, in aller Welt geltend zu machen und den Irrthum und das Unrecht zu bekämpfen, wo sie sich finden möchten. Hatte er längst gemeint, daß es Sache der Universitäten, der Theologen sei, die Stimme wider die Ungereimtheiten und Unchristlichkeiten in der Kirche zu erheben, so sah er sich von jetzt an in vollem Ernste als einen solchen Theologen an, und fand endlich in allen innern und äußern Kämpfen, welche ihm daraus erwuchsen, und bei den kühnen Thaten, zu welchen er dadurch getrieben wurde, eben auch wieder im Doktorberufe Ermuthigung, Tröstung, Beruhigung. Wir wollen hierüber Aeußerungen von Mathesius und noch weitere von ihm selbst hören.

Nach Mathesius handelte er in allen seinen Vorlesungen und Disputationen, seitdem er das Doktorat erlangt, die Frage ab, ob man den rechten christlichen Glauben und christlich zu leben und selig zu sterben aus der heiligen Schrift oder aus dem Aristoteles, der vornehmsten Quelle und Stütze der scholastischen Kirchenlehrer, lernen könne und solle. Sein Gedankengang war dabei der folgende. Er, der auf den Namen Christi getauft sei, habe als ein erwählter Doktor der heil. Schrift zugesagt und geschworen, bei der allgemeinen christlichen Kirche „mit breitem Fuß, beständigem Herzen und freudigem Bekenntniß" bis ans Ende zu beharren. Die allgemeine Christenheit sei gegründet und erbauet aus der Propheten und Apostel Schriften, wie dies das nicänische Symbolum, das in allen Kirchen gesungen werde (also die römische Kirche selbst), deutlich bekenne, die Worte des Kinderglaubens: ich glaube eine allgemeine oder heilige christliche Kirche erklärend. Denn das nicänische Symbolum sage deutlich, der heilige Geist, den Christus aus Gnaden erworben und ge-

schenkt, habe durch die Propheten und Apostel geredet, daher die Kirche die apostolische heiße. Die Bibel enthalte die von dem heiligen Geiste eingegebene Lehre der Propheten und der Apostel, denen Christus, der Dolmetsch und Redner des Vaters, das göttliche Wort offenbart. Bei der seligen und gewissen Schrift nun beharren zu wollen, habe er einen öffentlichen, theuern Eid geschworen, und nur billig und recht sei es, daß man in Sachen des Glaubens und Gewissens der göttlichen Schrift nachforsche und fest an ihr halte, die als Gottes selbsteigne Lehre von Anfang der Welt durch den heiligen Geist, die Erzväter, Propheten, Könige, Apostel, heilige Bischöfe, alte Symbola und vieler Märtyrer Blut bezeugt und bekräftigt, und von allen frommen selig gestorbenen Christen bekannt sei. Unsicher dagegen sei es, auf des finstern Skotus, des verworrenen Albertus, des zweifelhaften Thomas, der Okkamisten und anderer gottvergessenen Sophisten Zanktheologie, ungewisse Träume und Schulmeinungen Seele und Gewissen zu wagen und damit vor den strengen Richter zu kommen, der alle Die zur Rechten stellen werde, die ihn aus seinem Wort erkannt und in seinem Namen dem Nächsten gedient. [1])

Zweierlei ist hierin nun sehr merkwürdig. Ausdrücklich ist zwar noch nicht von dem Unterschiede zwischen apostolischer allgemeiner und päpstlich-römischer Kirche die Rede, allein der Gedanke daran liegt doch sehr nahe, oder auch schon im Hintergrunde. Sehr möglich, daß da die Vorgänge am Reichstage in Trier und die darauf sich beziehenden Erörterungen in Wittenberg eingewirkt. In jedem Falle hatte er schon einen ganz andern Begriff von der Kirche als den gangbaren aufgefaßt, obwol er daran nicht dachte, daß die Schultheologie großentheils kirchlich sanktionirt, oder vielmehr, daß ein großer Theil der Kirchenlehre kirchlich sanktionirte Schulmeinung war und daß auch ein Theil der sanktionirten Kirchenlehre der Schrift widersprechen könnte. Er hatte nur einen Gegensatz der Schriftlehre und der Schulmeinungen im Sinn, denen gemeinhin, doch mit Unrecht, ein Ansehen beigelegt wurde, das dem der kirchlichen Dogmen gleichkam. Nur diese Schulmeinungen und das Ansehen der

1) Mathesius, 1. Predigt.

Schule glaubte er und war er sich bewußt zu bestreiten, wobei er volle Uebereinstimmung des Schriftinhalts und der wirklichen Kirchenlehre, die er selbst noch in der Schrift fand, voraussetzte. Er hatte noch eine weite gewundene Bahn zu durchlaufen, bis dahin, wo er (1519) „des Herrn Christi Wort dem des Statthalters" dermaßen vorzog, daß er nicht anstand alle Worte und Werke des letztern darnach zu prüfen und die Reichsstände wegen ihrer Unterscheidung der römischen Kirche und Kurie zu beloben, die für jene sich ausgebe; bis dahin, wo er (1520) dem Papste schrieb, daß er nicht widerrufen könne, und „dazu auch nicht leiden möge Regel oder Maße, die Schrift auszulegen, weil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehre, nicht solle noch müsse gefangen sein;" bis dahin, wo er, auf diesen Grundsatz gestützt, zugleich dem Kaiser und Papste sich entgegenstellte. [1]) Aber wie bedeutsam ist dann doch weiter schon dieses Zurückgehen auf die Schrift und die ältern Symbole, diese Verwerfung der spätern Lehrentwickelung durch die Scholastiker, oder doch eines so großen und nicht völlig bestimmten, genau abgegrenzten, vielmehr sehr strittigen Theils derselben. Welch eine unermeßliche Abweichung liegt darin bei dem Ansehen der Schule, das dem der Kirche fast gleich stand, in vieler Augen überwog; welch ein Zündstoff zum Kriege. Brach dieser nicht sogleich in lichten Flammen aus, so war der Grund nur der, daß ein tief eingreifender Gesichtspunkt, ein folgenschwerer Grundsatz von Luther aufgefaßt wurde, ohne daß die Folgen schon alle entwickelt oder nur bei ihm selbst ins Bewußtsein getreten waren. Denn ob er auf die urchristliche Form des Christenthums und dessen Ausdruck in der Schrift in der Weise zurückgehen würde, daß er die gesammte Ueberlieferung und mit ihr die ganze geschichtliche Entwickelung des christlichen Geistes verwürfe, oder so, daß er die letztere bis auf einen gewissen Zeitpunkt, bis zu den mittlern oder den spätern mittlern Jahrhunderten, oder daß er sie überhaupt unter gewissen Voraussetzungen anerkannte, namentlich der Voraussetzung, daß sie nur der Schrift nicht widersprechen dürfe, oder der andern, daß man katholische und römische oder päpstliche Ueberlieferung zu unterscheiden und nur in jener die Einheit des christlichen

1) Zueignung der Erklärung des Galaterbriefs. De Wette I, 497 ff.

Geistes und der römischen Kirche zu unterscheiden habe — das Alles lag noch gänzlich im Dunkeln, blieb vorbehalten, er dachte noch kaum daran.

Sahen wir, wie eigenthümlich er sogleich, nachdem er das Doktorat erlangt, die Bedeutung und Verpflichtung desselben auffaßte und zu welcher Anwendung er sich dadurch hinleiten ließ, so läßt uns Mathesius noch deutlicher erkennen, wie bedeutungsvoll ihm fort und fort sein Doktoreid war. Durch Erlangung der Doktorwürde habe er von Denen, die ihn wegen des aufzutragenden Amts und Berufs verhört und examinirt, Zeugniß bekommen, daß er dazu tüchtig sei; auch jure humano, nach kaiserlicher und päpstlicher Ordnung sei er berufen und promovirt, daß er der Christenheit mit der heiligen Schrift dienen, wider falsche Lehren streiten und die reine Lehre vertheidigen solle. Dieses ordentlichen und öffentlichen Berufs, der ihm von einer rechtmäßigen Universität, im Namen und auf Befehl kaiserlicher Majestät und des päpstlichen Stuhls, nach Rath und Beschluß seiner geistlichen Obern und unter Mitwirkung seines Landesherrn aufgetragen worden, und seines theuern Eides, den er Gott, der heiligen Schrift und der Universität geschworen, habe er sich oft in großen Nöthen und Kämpfen getröstet, wenn ihm Teufel und Welt habe wollen angst und bange machen, wer es ihm befohlen und wie er es verantworten wolle, ein solch Wesen in der Christenheit anzurichten. Dann habe er sich seines ordentlichen Doktorats, öffentlichen Befehls und heiligen Eides erinnert und unerschrocken das Begonnene hinausgeführt; denn einen Lehrer — das hatte Mathesius eben von Luther — der mit Gott und gutem Gewissen zu seinem Amte komme und seine ganze Lehre auf die heil. Schrift gründe, könnten die Pforten der Hölle selbst nicht überwältigen. „Wir haben, sagt er an einer andern Stelle, keine gewissere Schrift noch Lehre von Gott, denn was in der Schrift aus Jesu Munde durch Gottes Geist geschrieben. Luther's Beruf und Sendung brachten es mit sich, daß er Gottes Wort lehre und bezeuge. Dies Wort ist ihm vor- und nachgegangen sein lebelang, alle andere Lehre hat er fahren lassen und sich allein auf Gottes Wort gelegt, wie er denn oft gesagt, ich hab's aufs mündliche Wort Gottes angefangen, welches Propheten und Apostel durch den Geist Gottes aufgeschrieben und

das der ganzen Christenheit Zeugniß hat. Darauf stehe und fuße ich, darauf hab' ichs so fern gebracht, darauf will ichs mit Gottes Hülfe vollends hinausführen, wie ich darüber einen theuern Eid geschworen und meine arme Seele unserm Gott öffentlich verpfändet habe." [1])

Er bezog hiernach nicht blos seinen jetzt anhebenden Kampf wider die Schule und sodann wider offenbare Entstellungen der Kirchenlehre und wider Misbräuche, die der letztern und den Kirchengesetzen in Wahrheit zuwiderliefen, sondern auch seine ganze daraus sich entwickelnde spätere reformatorische Wirksamkeit, seine Auflehnung und was er in und in Folge von ihr that und die Berechtigung zu ihr gewissermaßen auf sein Doktorat und den Doktoreid. Eben darauf stützte er sich von Anfang schon bei seinem Hinausgreifen aus seinem engsten Kreise. Er hielt dafür, wie Mathesius gleichfalls sagt, zu einem rechten Doktor gehöre, daß er seine Lehre auch öffentlich vor den Leuten bekenne und sein Leben für sie einsetze. Im Anbeginn „that er damit gemach, und ging fein leis und säuberlich, denn er kam von Tag zu Tag von einer Klarheit in die andere." Allein es währte nicht lange, bis er seine Theologie nicht mehr blos im Kloster und auf Kanzel und Katheder lehrte, sondern „wie ein Doktor, der einen gemeinen Beruf und eine höhere Vokation hat," unter die Gelehrten in alle Welt ausgehen ließ; und endlich bekannte er sie vor Papst, Kaiser und Reich und Jedermann. So sagt er selbst, die Frage aufwerfend, warum er denn mit seinen Büchern in aller Welt lehre, da er doch allein zu Wittenberg Prediger sei: „Antwort, ich habe es nie gerne gethan, thue es auch noch nicht gerne; ich bin aber in solch Amt erstlich gezwungen und getrieben, da ich Doktor der heiligen Schrift werden mußte, ohne meinen Dank. Da fing ich an, als ein Doktor, dazumal von päbstlichem und kayserlichem Befehl, in einer gemeinen freyen Hohen Schule, wie einem solchen Doktor nach seinem geschwornen Amte gebühret, vor aller Welt die Schrift auszulegen und Jedermann zu lehren: habe auch also, nachdem ich in solch Wesen gekommen bin, müssen drinnen bleiben; kann auch noch nicht mit gutem Gewissen zurücke oder ablassen, ob mich

1) Mathesius, 1. und 15. Predigt.

gleich Pabst und Kayser darüber verbanneten. Denn was ich habe angefangen als ein Doktor, aus ihrem Befehl gemacht und beruffen, muß ich warlich bis an mein Ende bekennen, und kann nun fort nicht schweigen noch aufhören, wie ich wol gerne wollte, und auch wol so müde und unlustig bin über der großen unleidlichen Undankbarkeit der Leute." Ein anderes Mal denkt er sich den Einwand, warum er den Papst und Andere öffentlich angreife und nicht Frieden halte. Er antwortet: „Man soll ja das Beste rathen und helfen zum Friede, und schweigen Alles, das man schweigen kann. Aber, wenn die Sünde offenbar ist, und zu weit um sich greifet, oder öffentlich (als des Pabsts Lehre) Schaden thut, da gilt nicht mehr schweigen, sondern wehren und strafen, sonderlich mir und andern, so in öffentlichem Amte sind, denen es gebühret zu lehren und warnen jedermann. Denn mir ist befohlen und aufgelegt, als einem Prediger und Doktor, dazu gefordert, der da soll aufsehen, daß niemand verführet werde, auf daß ich dafür könne Rechenschaft geben am Jüngsten Gerichte. Also befiehlet St. Paulus Apostgesch. 20, 28. denen Predigern, daß sie sollen wachen und acht haben auf die ganze Heerde vor den Wölfen, so unter sie kommen würden u. s. f. So gebühret mir auch zu strafen, die öffentlich sündigen, daß sie sich bessern; gleichwie ein Richter öffentlich die Bösen verdammen und strafen muß, von Amts wegen." Er spricht zu Freunden von seinen Anfechtungen im Kloster zu Erfurt. „Jetzt, fährt er fort, leide ich an anderen Anfechtungen vom Teufel, der mir oft vorwirft, wie viel Seelen hat deine Lehre verführt! Wer hieß dich wider die Klöster lehren? Vorher war der schönste Friede, du hast ihn zerstört, wer befahl es dir?" Bugenhagen unterbricht ihn. „Ihr habt nicht gelehrt aus den Klöstern zu laufen oder den Frieden gestört, sondern nur gelehrt, daß Gott vergeblich durch Menschensatzungen geehrt werde." Er antwortet: „Ehe mir das einfällt in der Traurigkeit hab' ich schon einen Schweiß darüber gelassen." Ein anderes Mal sagte er: „Ich trage der ganzen Welt Haß und Feindschaft, den Kayser und Papst mit all ihrem Anhange. Wolan, weil ich hineinkommen bin, so muß ich sehen und sagen: Es sey recht. Darnach spricht mich der Teufel auch darum an, und zwar hätte er mich oft

mit diesem Argument getödtet: Du bist nicht berufen; wenn ich nicht wäre Doktor gewest." [1])

Er hat sich hundert Mal darüber ausgesprochen, wie unendlich wichtig ihm ein ordentlicher Beruf war, insbesondere sein Doktorberuf. „Gleichwie eines Weltkönigs Botschafter zu rühmen und darauf zu trotzen pfleget, daß er nicht als ein gemeiner Mann für sich selbst vorkommt und handelt, sondern als seines Königs Legat und gesandte Botschaft. Und eben um solcher Würdigkeit willen, daß er eines Königes gesandte Botschaft ist, beut man ihm die Ehre, daß er vorgehe und obenan sitze, das ihm sonst wol theuer wäre und nicht geschähe, wenn er als ein gemeiner Mann für sich selbst da wäre. Darum soll ein Prediger des Evangelii gewiß sein, daß er seinen Beruf von Gott habe, und ist gut und nütze, daß er von solchem seinem Beruf bei den Leuten auch hoch und herrlich zu rühmen wisse, wie St. Paulus thut, auf daß Die, so ihn hören, wissen mögen, wofür sie sein Amt und Lehre halten und annehmen sollen. Es liegt viel am Berufen, denn es soll niemand dahin treten und predigen aus eigenem Vermessen ohne Befehl der Andern. Der Beruf macht allein rechtschaffenen Gehorsam und Gottesdienst Gott angenehm: welchen, so wir ihn leisten, können wir uns nicht allein schützen mit dem Zeugniß unsers guten Gewissens; sondern können uns auch trösten der Hülfe Gottes, und darauf warten, weil wir seinem Wort auch in gewisser Gefahr nachgehen und folgen." In dem für ihn so stürmischen Jahre 1520 schreibt er an Spalatin: „Ich habe mich hingegeben und dargebracht im Namen des Herren. Sein Wille geschehe! Wer hat es ihn geheißen, daß er mich zum Doktor machte? Da ers gethan hat, so komme was will." Darauf, daß er ein geschworener Doktor der heiligen Schrift sei, beruft er sich in der sprudelnd stolzen Widmung an Amsdorf zu der gewagten kriegathmenden Schrift an den Adel deutscher Nation. „Auch dieweil ich ein geschworener Doktor der heiligen Schrift, bin ich froh daß sie mir die Gelegenheit gibt, meinem Eid gnug zu thun." Die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle rechtfertigt er namentlich damit, daß er

1) Ausleg. des 82. Psalms, zu V. 4. Ausleg. des 5, 6. u. 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 5, V. 9. *Ericeus*, 176. Tischreden, Walch XXII, 1035.

ein geschworener Doktor der heiligen Schrift sei und über das ein Prediger, dem „seines Namens, Amts, Standes und Eides halber gebühre, falsche, verführerische, unchristliche Lehre zu vertilgen oder je zu wehren." Das Domkapitel zu Wittenberg sträubte sich lange, in der Stiftskirche die „päpstlichen Misbräuche" abzuschaffen. Er drang 1523 wiederholt darauf. Einmal schreibt er: „Nun bin ich von euch auch zum Predigtamt berufen, habe einen göttlichen Befehl, daß ich die Gemeine Gottes allhie mit dem reinen Wort weiden soll: will mir derhalben vom Amtswegen gebühren, darob mit Ernst zu sein, daß solch Uebel und Aergerniß in der Stiftskirche abgestellet werde, damit wir uns fremder Sünden und Strafe nicht theilhaftig machen." Als „ein berufener Prediger der Gemeine," um „seinem Gewissen genug zu thun," fügte er zuletzt seinen Vorstellungen und Mahnungen Drohungen hinzu, welche eine Gewalt der Umstände herbeiführten, der sowol das Domkapitel als das landesherrliche Ansehen weichen mußte, wie er denn auch ausdrücklich erklärte, in göttlichen Sachen, der Seelen Heil betreffend, sei nicht erst auf Fürsten zu warten, die Sache des Herrn des Stifts werde nur ärger dadurch, daß die Stiftsdoktoren ihre Gottlosigkeiten durch Fürsten zu beschirmen trachteten. Lange, nur zu lange, bis 1528 (ein paar Worte darüber noch an einer andern Stelle) zögerte er mit den erforderlichen Schritten zur Errichtung einer neuen Kirchenordnung. „Die Verwirrung und Zerrüttung angesehen, sagt er in dem Unterricht der Visitatoren, hätten wir das rechte Bischofamt als aufs höhest vonnöthen gerne wieder angericht gesehen, aber weil unser keiner dazu berufen oder gewissen Befehl hatte und St. Petrus nicht will etwas in der Christenheit schaffen lassen, man sei denn gewiß, daß es Gottes Geschäft sei, hat sichs keiner vor dem andern dürfen unterwinden." In der Schrift: An den Adel, hatte er ausgeführt, daß zwischen Priestern und Laien kein Unterschied sei denn des Amts halben, das freilich nicht einem Jeden zieme zu üben. „Denn wenn wir gleich Alle Priester sind, müßte sich doch Niemand selbst hervorthun, noch sich unterwinden ohne unser Bewilligen und Erwählen Das zu thun, das wir Alle gleiche Gewalt haben. Denn was gemein ist, mag Niemand ohne der Gemeinde Willen und Befehl an sich nehmen." Er hatte dort den Grundsatz vom ordent-

lichen Berufe zur Wiederbelebung der Gemeinderechte hervorgekehrt und wider die Herrschansprüche der Hierarchie gewendet. Jetzt fand er einen zwingenden Grund zur Selbstbeschränkung darin, als es sich darum handelte, daß er durch Errichten einer neuen Verfassung den sehr nöthigen Kirchenbau beginne, eine Aufgabe, welcher durch die Visitation nur in geringem Maße Genüge geschah. Er wendet denselben Grundsatz wider die Destruktiven, die „Schwärmer," läßt von ihm bei seinem Verfahren wider sie sich leiten. „Wohlan, spricht Christus, es ist ein rechter Ruhm, es stehet vor euren Augen: ich weiß, daß ich das Licht der Welt bin; und der Vater hat mir's befohlen, von dem ich gesandt bin, der gibt mir das Zeugniß, ich bin es nicht von mir selber. Wenn ich eine einzelne Person für mich wäre, so gienge es nicht hin; aber nun bin ich eine gemeine Person, und dazu kommen und geordnet, daß ich das Licht der Welt sein soll; darum rühme ich mich's billig. Also auch stehet's einem Prediger recht und wohl an, daß er sich also rühme wider die Schwarmgeister; denn wenn ein Schwärmer käme und wäre vierundzwanzig Mal gelehrter, denn ich bin, so wollte ich ihn doch hier nicht predigen lassen: und wenn ich auch gleich noch einmal so gelehrt wäre, als ich bin, so wollte ich doch zu Leipzig nicht predigen; denn daselbst ist mir das Predigtamt nicht befohlen, man gäbe da nichts auf meinen Ruhm; denn ich rühmete mich selber. Ich und du und ein jeder muß seines Amts gewiß sein; die Kunst haben wir, daß ein jeder gewiß auf seinem Amt soll fußen können, daß er wisse, in dem Amt stecke ich, in dem Stande bin ich, der gefällt Gott wohl. Wir sollen nicht plötzlich zufallen und den Geistern glauben, die nichts anders können, denn den Geist rühmen; sprich zu ihnen: Ich kenne deinen Geist nicht. Willst du aber, daß ich dir glaube, so gieb ein öffentlich Zeugniß von dir, dadurch fromme Leute dich prüfen, wie Johannes von Christo, der die Stimme vom Himmel hörete; sonst glaube ich dir nicht. Wo das nicht geschieht, sondern will etwas Neues auf den Platz bringen, so schleuß nur frisch hin, daß er's aus des Teufels Geist thue. In der ersten Korinth. 2, 4 stehet auch von dem Geist, er spricht aber in Beweisung des Geistes. Es ist ein ander Ding, den Geist haben, und den Geist beweisen. Wenn ich nicht eine Beweisung hätte des

Geistes, so wollte ich nimmermehr predigen. Das ist nun meine Beweisung, nicht, daß ich durch ein Gesicht Gottes berufen sei zum Predigtamt, sondern daß ich dazu gezwungen werde durch andere Leute, und muß es um anderer Leute willen thun. Also habe ich die Beweisung des Geistes der Liebe, die nicht das Ihre suchet, sondern fleißiget sich anderer Leuten Nutzens. Ich habe nichts davon, denn Unruhe, ich wollte lieber daheimbleiben in meinem Stüblein; aber ich bin es schuldig und verpflicht' aus dem Geist der Liebe. Und ob ich gleich keinen andern Geist hätte und ein Bube in der Haut wäre, soll ich's doch thun um der Liebe willen, und Denen helfen, die es bedürfen und von mir begehren. Das ist nun mein Trotz. Aber das ist ihr Trotz, darauf stolziren sie so sehr, daß sie der Geist habe gelehret. Wer hat euch aber darum gebeten, daß ihr uns lehren und predigen sollt?" So oft er Rathschläge über das gegen die widertäuferischen Schwärmer zu beobachtende Verfahren gibt, ist das Erste, worauf er kommt, daß man den Nachweis ihres ordentlichen Berufs von ihnen fordern solle. Als im Kurfürstenthume auch äußere Mittel nicht gespart wurden, der Verbreitung der schweizerischen Lehre, den „Sakramentirern," die er den Schwarmgeistern beizählte, Einhalt zu thun, als die Prediger mit harten Strafen bedroht wurden, welche zu denselben hinneigten, äußerte er sich über einen solchen gutachtlich dahin, weil derselbe keinen Befehl habe, von solchen Sachen öffentlich zu reden und die Andern dadurch ärgere, und weil er von Niemand gefordert und gedrungen werde, seinen Glauben zu bekennen, so solle er bei den Einfältigen davon zu reden sich enthalten, bis er dazu gedrungen werde — eine Ansicht und ein Verhalten, worin wir gerade soviel Folgerichtigkeit und Grundsätzlichkeit als Selbstwiderspruch finden. Er wendet hier seinen Grundsatz vom ordentlichen Berufe zur Beschränkung der Freiheit an, für welche er, eben von ihm ausgehend, sich erhob und kämpfte. In der Schrift: Von der Schleicherei und Winkelpredigern sagt er: „Ich hab's oft gesagt, und sag' es noch, ich wollt nicht der Welt Gut nehmen für mein Doktorat. Denn ich müßte wahrlich zuletzt verzagen und verzweifeln in der großen, schweren Sachen, so auf mir liegt, wo ich sie als ein Schleicher hätte ohn' Beruf und Befehl angefangen. Aber nu muß Gott und alle Welt mit zeugen, daß

ich's in meinem Doktorampt und Predigampt öffentlich hab' angefangen, und bis daher geführt mit Gottes Gnaden und Hülfe." [1])

Die Anfänge dieser Denkart, dieser Grundsätze liegen nach dem Obigen ohne Frage bei ihm in dieser Zeit, nur kann man leicht denken, daß sie sich erst allmälig entwickelten und recht befestigten. Er sagt einmal, und wir haben beiläufig ein Zeichen darin, daß er die biblischen Bücher auch jetzt schon mit ähnlich freier Unbefangenheit wie — obwol nicht immer und nicht gemäß einem festen durchgreifenden Grundsatze — späterhin las und beurtheilte: „Da ich vor Zeiten noch ein junger Theologus und neuer Doktor war, dauchte mich nicht fein sein, daß St. Paulus in allen seinen Episteln so viel Rühmens und Geschrei von seinem Beruf machte; verstund aber gar nicht, was er für eine sonderliche Meynung und Ursachen darauf hätte. Denn ich wußte dazumal noch nicht, daß es so ein groß Ding wäre um das Predigtamt; wußte auch noch zur Zeit gar nichts, weder was die Lehre des Glaubens, noch was ein recht Gewissen wäre. Denn man lehrete auch dazumal nichts Gewisses davon, weder in Schulen noch Kirchen; sondern allenthalben hörte man anders nichts, denn nur eitel erdichtet lose Geschwätz der Sophisten, Kanonisten, und was dem Meister von hohen Sinnen geträumet hatte. Darum war es nicht möglich, daß jemand hätte verstehen mögen, was und wieviel an diesem heiligen und geistlichen Rühmen, von dem Beruf, gelegen wäre, welcher fürnemlich zu Gottes Ehre, und folgends zum Preis unsers Amts, und darnach auch zu unserm Nutz und Sicherheit dienen soll." Ebenso war auch seine Kühnheit, sein frischer fröhlicher Muth nicht auf einmal da, sondern stellte sich erst sehr allmälig ein. Mathesius gibt uns einen Aufschluß über seine Stimmung als junger Doktor, wodurch wir

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 1, V. 1 f. Walch VIII, 1572. Kirchenpostille, Plochm. XII, 346. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 12, V. 4; Walch I, 1152. Plochm. XXIII, 6, 11. De Wette I, 391. Plochm. XXI, 278. Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher verbrannt sind, Plochm. XXIV, 215 ff. Walch XIX, 1443. Ausleg. des 6.—8. Kap. Johannis, zu Kap. 8, V. 12; Walch VII, 2406. Predigten, Plochm. XV, 229. Von den Schleichern, Plochm. XXXI. 215 ff. Menzel, Neuere Gesch. d. Deutschen, I, 163 f. 273.

sogleich an die Einwendungen erinnert werden, welche er Staupitzens Aufforderung entgegensetzte, er habe nicht mehr lange zu leben u. s. f. Von seinem Doktorat an sei er stetigs mit Sterbegedanken umgegangen und habe um ein seligs Stündlein gefleheet, und sein In pace in id ipsum dormiam et requiescam lange zuvor gesungen. Wir werden jedoch sehen, was und wie viel diese Sterbegedanken und dies Beschäftigen damit bei ihm bedeuteten.[1]) Welch eine praktische durchgreifende Bedeutung die Doktorwürde und die damit verbundenen Rechte und Pflichten für ihn und die Zeit erhielten, auch darauf wird uns der weitere Verlauf seiner Lebensgeschichte, so weit wir sie jetzt verfolgen, noch hinleiten. Denn man kann sagen, daß eben auch aus seiner Auffassung derselben der Ablaßstreit hervorging, der nur von einem Gelehrten begonnen und fortgeführt werden konnte, welchem Anwendung der Wissenschaft auf das Leben für Recht und Pflicht des öffentlichen Lehrers galt. Hier sind noch ein paar erläuternde Worte zum Obigen hinzuzufügen. Seine Ansichten über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit eines ordentlichen Berufs sind Zeichen des geschichtlichen und erhaltenden, des sittlichen und Rechtssinnes, der herrschenden Vorliebe und Neigung für geregelte Ordnung in allen, namentlich den gesellschaftlichen Verhältnissen, der tiefen Auffassung der staatlichen und kirchlichen Gesellschaft und ihrer Grundlage, womit er erfüllt war und blieb bei all seiner kühnen Erhebung gegen Bestehendes, gesetzliche Zustände, geordnete Gewalten, Machtgebote derselben, und wodurch er sich gedrungen fühlte, bei einem gewissen Punkte so unerschütterlich fest zu stehen, als er ungestüm bis zu demselben angestürmt. Das Bewußtsein vollen Berufs hätte ihm auch bei seiner Auflehnung nicht fehlen dürfen, den Destruktiven hielt er ihren Mangel an Beruf entgegen. Auffallend und eigenthümlich ist indeß dabei dennoch die Bedeutung, welche er seinem Doktoreide beilegte. Nicht als wenn dies ohne Vorgang gewesen wäre. So hatte Wesel gegen die Ablaßlehre gestritten, als Doktor der Theologie trat er streitend dawider auf, indem er auf die Schrift sich stützte und an ihr alle Autorität der Kirchenlehrer prüfte und deren Lehren verwarf, so-

1) Ausleg. des Galaterbriefs zu Kap. I, V. 1; Walch VIII, 1581. Mathesius, 14. Predigt.

fern sie nach seiner Ansicht von der Schrift abwichen. Er protestirte dabei als „berufener Professor der heiligen Schrift", irgend etwas sagen oder schreiben zu wollen, was der Wahrheit des Glaubens, „wie er in der Schrift enthalten", widerspreche. Man kann darin auch das finden, daß er sich als berufener Lehrer der heiligen Schrift berechtigt und verpflichtet hielt, die gangbare Ablaßlehre zu bestreiten. Es war indeß eben so wie Wesel's ganze Theologie vergessen, nur in engen Kreisen, bei Einzelnen, hatte eine Erinnerung daran sich erhalten und die theologischen Doktoren verstanden durchgängig ihren Eid im entgegengesetzten Sinne. Zu Konstanz hatte Palecz, einer der Thätigsten unter Denen, welche Hussens Verdammung betrieben, laut erklärt und Gott zum Zeugen angerufen, daß er lediglich aus Gehorsam gegen seinen Doktoreid, ein Feind aller Irrthümer sein zu wollen, so handle wie er handle.[1]) Die Verfolgungssucht der Doktoren stützte sich jederzeit großentheils auf ihren Eid. Es ist klar, der Eid war sehr biegsam und bot unter allen Umständen nur einen künstlichen Halt, so groß auch der Unterschied sein mag, der allerdings zwischen einem Religions- und einem gewöhnlichen Versprechungseide stattfindet. Der, den Luther nach den Statuten der theologischen Fakultät abzuleisten hatte, ging freilich dahin, daß der ihn Ableistende die evangelische Wahrheit vertheidigen und unbegründete fremde Lehren nicht lehren, allein doch auch dahin, daß er der römischen Kirche Gehorsam erweisen, von der Kirche verdammte Lehren nicht lehren wolle. Eben auch diese waren ohne Frage mit den unbegründeten fremden gemeint und die ganze eidliche Verpflichtung ruhete auf der Voraussetzung, daß die Lehre der Kirche und Schrift genau übereinstimme, daß das Ergebniß der theologischen Forschung in der Erkenntniß und Anerkennung dieses Einklangs bei Jedermann bestehen werde, und daß in keinem Falle der Einzelne sich herausnehme, ein etwaiges entgegengesetztes Ergebniß seiner Forschungen gegen den Ausspruch der Kirche geltend machen zu wollen. Denn die römische Kirche behauptete die katholische zu sein, deren schon in den ersten christlichen Jahrhunderten festgestellte Kennzeichen in

1) Ullmann a. a. O. I, 288. K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen, VI, 214.

der Einheit, Allgemeinheit und unverfälschten apostolischen Ueberlieferung bestanden. Gegen die Auffassung einzelner Väter, wonach die Einheit der Kirche eine geistige war, hatte sich die mechanische festgesetzt, wonach sie in der äußern durch die Bischöfe dargestellten Gemeinschaft bestand, über welche sich wiederum die Päpste erhoben, und zwar so, daß ihnen anstatt der Kirche, was allerdings nicht unbestritten war, die untrügliche Auslegung der Lehre zukam, wodurch denn jeder Einzelne bei den päpstlichen Satzungen festgehalten wurde. Man kann nicht zweifeln, daß alle diese Voraussetzungen auch nicht fehlten, wenn Luther auch noch eine andere, noch ausdrücklicher auf ein Lehren nach der Schrift lautende Formel zu beschwören hatte. Daneben hatten es sich freilich die Doktoren an den Universitäten, sowol das Recht als die Pflicht behauptend, niemals nehmen lassen, über die Lehre zu „disputiren," sie frei zu erforschen, zu behandeln, und so eben hatten sie sie fortgebildet, bezüglich mit der Schrift in Widerspruch gebracht, freilich unbewußt. Die Kirche hatte diese freie wissenschaftliche Behandlung begünstigt, ihr aber auch stets Schranken zu setzen gesucht, doch nie so bestimmte oder mit solchem Nachdruck, daß der Streit darüber jemals aufgehört hätte. Von dieser Seite faßte Luther seinen Beruf als öffentlicher Lehrer zunächst auf, als ertheile ihm derselbe das Recht und lege die Pflicht ihm auf, wissenschaftlich frei zu forschen und zu lehren, die erkannte Wahrheit zu verkünden, erkannten Irrthum zu bekämpfen. Entdeckte nun der Vereidete, daß die Lehre der römischen Kirche mit der der allgemeinen apostolischen und der Schrift streite, deren Autorität die erstere selbst anerkannte und auf welche sie eben auch ihre Forderung stützte, daß man ihr glaube und gehorsame, und stand ihm die evangelisch-apostolische Wahrheit mit seinem und der Gläubigen überhaupt von ihr abhängigen Seelenheile, oder aber seine besondere Ueberzeugung und Glaubensgewißheit davon höher, als das Zeugniß oder der Ausspruch der allgemeinen Kirche oder doch der Obern, die statt derselben Unfehlbarkeit sich beimaßen, so löste sich allerdings der Eid in sich selbst auf, oder vielmehr er verwandelte sich aus einer Fessel, welche die oberste kirchliche Gewalt mit ihm zu ihrem Nutzen angelegt, in ein Schwert, das wider sie selbst sich kehren mochte. Das diskordirende Recht der Priester ließ sich, nach einer

im ersten Buche angeführten Aeußerung Luther's, „mit ihm selber wie mit ihrem eigenen Schwert schlagen", auch in dieser Beziehung. Der Vereidete konnte sich auf seinen Eid berufen, indem er die entdeckte Schriftwahrheit an das Licht zog, die mit der Schrift und der apostolischen Kirche nicht übereinstimmende römische Kirche des Irrthums zieh, die Forderung stellte, daß diese denselben aufgebe und die Wahrheit anerkenne und falls sie es nicht that, seinen Widerspruch auch gegen sie durchzusetzen suchte. Vollkommen ehrlich und harmlos konnte er dabei auf den Eid sich stützen, indem er davon ausging, daß allen Gläubigen und insbesondere den Inhabern der Kirchengewalt Aufdeckung von Irrthümern willkommen sein müsse und werde, und wenn sich dies irrig zeigte, weiter davon, daß die das Seelenheil der Gläubigen bedingende Wahrheit am höchsten stehe. Wir müssen uns nur, um die erstere Voraussetzung bei Luther begreiflich zu finden, aus dem Zustande unserer Unbefangenheit und unserer Kenntniß von dem damaligen Papstthume hinaus, in Luther's tiefe Verehrung desselben und sein Festhalten am Urbilde der trüben Erscheinung, seine mit ihm groß gewordene Verblendung und seine gläubige Treuherzigkeit hineinversetzen. Es war, um dies noch hinzuzufügen, mit der zur Treue gegen die Schrift und die römische Kirche verpflichtenden Vereidung ähnlich wie mit der spätern auf die symbolischen Bücher, womit 1532 der Anfang gemacht wurde, indem gerade auch Luther eine Verpflichtung der Geistlichen auf die augsburgische Konfession anrieth, ohne Ahnung eines Selbstwiderspruches, der jedoch nicht stärker hätte sein können, so sehr die damalige Zeitlage zu berücksichtigen sein mag und so gänzlich verschieden der Glaubenseifer Luther's und der seiner glaubenswüthigen Nachtreter nach Grundlage, Verdienst oder Berechtigung ist. Die symbolischen Bücher wollen selbst nur Zeugnisse des Glaubens der Gemeinde und der Lehre in ihr zu einer bestimmten Zeit sein und erklären ausdrücklich das Ansehen der Schrift für das höhere, an welcher alle menschliche Lehre, also auch die ihrige zu prüfen sei. Bei Anordnung eines Eides auf ihren buchstäblichen Inhalt wurde ihre buchstäbliche Uebereinstimmung mit der Schrift vorausgesetzt, die Vereideten aber mochten, gerade auf Luther's Vorgang gestützt, eben durch ihren Eid sich verpflichtet achten, den wahren Schriftinhalt doppelt eifrig zu

erforschen, und wenn sie dann jene Voraussetzung falsch erfanden, um so offener und nachdrücklicher wider die symbolischen Bücher, eben auf diese und ihre Verpflichtung sich stützend, einzureden, und dies um so mehr, weil Luther selbst auch später noch auf seinen Grundsatz vom Schriftansehen zurückkam, oder vielmehr ihn niemals mit Bewußtsein aufgab, wie er denn noch in höheren Jahren, als man seine Schriften zu kanonisiren Miene machte, ausdrücklich davor warnte. Wer seine Schriften „ja haben wolle", der solle sie „ihm beileibe nicht sein lassen ein Hinderniß, die Schrift selbst zu studiren", sondern sie lesen, wie er selbst des Papstes Dekret und der Sophisten Bücher gelesen.[1]) Die ihm folgten, mochten um so mehr gegen die symbolischen Bücher einreden, wenn dabei Stimme und Glaube der Gemeinde auf ihrer Seite war, zumal bei dem Begriff der Kirche, wie die Symbole selbst ihn feststellen. Die eidliche Verpflichtung auf die Lehre der letztern hatte in der That nur einen Sinn und konnte nur binden, wenn und sofern ihre Lehre für übereinstimmend mit der Schrift, oder eine über der Gemeinde stehende Autorität für berechtigt galt und gelten konnte, aus eigner Macht den Buchstaben der Symbole aufrecht zu erhalten, womit sie sich geradezu auf den Standpunkt der römischen Kirche und Hierarchie zurückstellte. Freilich ist damit keine der Fragen beantwortet: ob Diejenigen, welche das Dogma der symbolischen Bücher ganz oder zum Theil verwerfen, die Symbole, die lutherische Theologie und die Schrift richtig verstehen oder misverstehen; ob die Abweichenden, die nur von Verneinungen ausgehen und nur zu Verneinungen gelangen, ein besseres Recht haben, sich lutherisch und evangelisch zu nennen, als Diejenigen, die ihre Ueberzeugung durch die Autorität Luther's bestimmen lassen und alle Lehre durch seine Autorität gebunden wissen wollen; ob und wiefern die dogmatische Ansicht der Reformationszeit im Bewußtsein der Gemeinde noch lebendig ist; ob und wieweit die Theologen verpflichtet sind, ihre Lehre in Uebereinstimmung mit den Symbolen, mit der lebendigen christlichen Ueberzeugung der Gemeinde zu halten, wie sich diese Ueberzeugung nach Verlauf langer Zeiträume thatsächlich gestaltet hat; wiefern die religiöse Ansicht der heutigen Gemeinde noch die der

1) Vorr. zum ersten Theile seiner deutschen Bücher, Walch XIV, 422.

Reformatoren und der von ihnen gegründeten Kirche ist, oder aber wiefern man vor dreihundert Jahren und heute zur evangelischen Wahrheit hindurchgedrungen und die wahre Auffassung der letztern gefunden; wiefern irgend Jemand oder ob etwa das Kirchenregiment im gegenwärtigen Nothstande für befugt gelten kann zu der Annahme, daß das reformatorische Dogma auch das der jetzigen Gemeinde sei, und zu irgend einem Verfahren, welchem diese Voraussetzung zum Grunde liegt? Alle diese und noch andere verwandte Fragen sind durch das Obige so wenig entschieden, als sie hier erörtert werden dürfen. Nur Das steht nach Dem, was wir gehört, geschichtlich fest, daß Luther den Eid, den er als öffentlicher Lehrer des römisch-katholischen Christenthums geleistet, anders als das Kirchenregiment und keineswegs so verstand, als sei er durch denselben verbunden, seiner Ueberzeugung zuwider so zu lehren, wie die Autorität gelehrt wissen wollte; daß er nicht glaubte, wegen des Widerstreites seiner Ueberzeugung und des offiziellen Kirchenglaubens sein Lehramt niederlegen oder aus der Kirche ausscheiden zu müssen; daß er eben durch seinen Eid auf die Schrift- und Kirchenlehre, sobald und sofern er sich innerlich über die letztere hinweggehoben fühlte, sich berechtigt und verpflichtet achtete, sie, die katholische Orthodoxie falsch zu nennen, ihr die Schriftlehre entgegenzustellen, und als das Kirchenregiment ihm dies wehren wollte, demselben gerade als geschworner Doktor zu widerreden, sodaß sich Diejenigen in ähnlicher Lage mit ihm befanden, welche nach ihm auf die Symbole — die Schriftlehre und die protestantische Orthodoxie — vereidet wurden, einen Widerstreit der letztern und der Schriftlehre entdeckten, sich dieser, dem Gewissen und der Wahrheit und der Gemeinde, welcher sie die Wahrheit schuldig, am ersten und meisten verpflichtet und durch ihre Vereidung eben so gefreit wie gebunden erachteten, statt sich durch die letztere ängsten oder einengen zu lassen. Wem hieran im Falle Luther's oder Lutherischer irgend Etwas nicht schnurgerade erscheint, der wird doch genöthigt sein, die Schuld den schiefen Verhältnissen und Denjenigen zuzumessen, welche dieselben herbeiführten oder aufrechterhielten. Man wird in diesen Dingen nie aufs Reine kommen, wenn man sie juristisch urteln und behandeln will, was das Leichteste und Rechte scheint und doch nicht ist. Das Sittengebot ist allgemein und verpflichtet unbedingt

für alle Zeiten und Verhältnisse, es erfordert aber je nach Verschiedenheit derselben eine nicht stets gleiche Anwendung, auch wol ein entgegengesetztes Handeln, z. B. in Lagen wie der, in welcher sich Luther befand, Widerspruch statt Gehorsam. Nur die eine Bemerkung mag noch gestattet sein, daß die Entscheidung jener erwähnten Fragen zum einen Theile lediglich der theologischen Wissenschaft anheimfällt und daß sie zum andern Theile — gerade die drängendsten — möglicherweise erst dann entschieden werden können, wenn die Gemeinde aus einem todten ein lebendiger Körper durch Freilassung und innere Ordnung geworden, wenn sie befragt werden und Rede und Antwort geben kann, bis wohin nach wie vor von beiden Seiten Unsinn geredet und Unheil gestiftet werden, Verlegenheit bleiben und Verkehrtes geschehen und der Zustand der Unruhe und Spannung fortdauern wird, welcher dem ganz ähnlich ist, der in der Zeit der Anfänge Luther's den Glauben und die Kirche gefährdete und die Häupter äffte.

Wir mögen nicht verkennen, die Stütze, welche Luther im Doktoreide suchte, blieb eine zweideutige, war jedenfalls die stärkste nicht und erscheint um so unnöthiger für ihn, da er stärkere zu finden wußte. Er warf die Mönchsgelübde unmittelbar ab, erklärte sie für nichtig: was hätte entgegengestanden, es mit dem Doktoreide ebenso zu halten? Er sagte sich von den Autoritäten los, die ihm denselben auferlegt, warum nicht auch von dem Eide selbst? Wie konnte er ein so großes Gewicht darauf legen? Auf jenen Eid ein solches Gewicht bei seiner Furchtlosigkeit, dem verwegenen Trotze, den er zuerst dem Ansehen der Kirchenlehrer und ihres Aristoteles, zuletzt den höchsten Gewalten der Zeit, der Kirche, Deutschlands, dem Papst und dem Kaiser, dem Banne und der Acht bot, bei so kühner großartiger Auflehnung, bei seiner Glaubenskraft? Bei Abweichung von herrschenden Meinungen, Systemen und Gewalten, bei Abfall, Empörung und Umwälzung kommt es auf eine weit höhere und gewissere Berechtigung an, als irgend eine Verpflichtung zu geben vermag, die von den bis dahin bestandenen Autoritäten ausgegangen, und er lebte in dem Bewußtsein, daß eine solche ihm zur Seite stehe, daß er das Recht zur Erhebung wider das Papstthum schon in der erkannten religiösen Pflicht besitze, aus welcher er späterhin dann auch die Berechtigung zum Widerstande gegen den Kaiser und alle Tyrannei ab-

leitete: die in apostolischer Ansicht wurzelnde und seit der Reformationsepoche in vielfacher Gestalt wiederkehrende und ausgebildete Auffassung, welcher wir in den religiösen Bewegungen Englands und Schottlands, bei Knox namentlich, ja in der weltlichen Umwälzung Nordamerikas wieder begegnen. So lautete der Wehrspruch Jefferson's, des größesten, wirksamsten, friedlichsten Republikaners unter Allen, deren die Geschichte Erwähnung thut, wie Raumer ihn neuerdings nannte: „Von Dem kommt die Freiheit, von dem der Geist kommt, Widerstand gegen Tyrannei ist Gehorsam gegen Gott." Ebenso Luther im Jahre 1520: „Wir glauben hier fest, daß das Papstthum des wahren und leibhaften Antichrists Stuhl sei, und meinen, wir dürfen um der Seelen Heils willen Alles wider seine Büberei und Betrug thun. Meines Orts halte ich, daß ich dem Papst keinen Gehorsam schuldig sei als den, den ich dem wahrhaften Antichrist schuldig bin. Was wider Gott ist und den Menschen schädlich an Leib und Seel, hat nicht allein eine jegliche Gemeine, Rath oder Obrigkeit Gewalt abzuthun und zu wehren ohne Wissen und Willen des Papsts oder Bischofs, ja ist es auch schuldig bei ihrer Seelen Seligkeit." Indem er mit Simson's Spruche: so wie sie mir gethan, habe ich ihnen gethan! die päpstliche Bannbulle und die geistlichen Rechtsbücher verbrannte, bethätigte er aufs allerstärkste sowol seinen Muth, Alles zu thun wider den Papst, als seine Ueberzeugung, daß er dies „Alles" für rechtmäßig halte, das will sagen, nicht blos Selbstschutz gegen Vergewaltigung oder Gehorsamsweigerung, sondern offene Empörung, Angriff, Krieg.[1])

Immerhin liegt daher in seiner Auffassung des Doktoreides etwas Befremdendes, Unklares, Widersprechendes, das sich indeß leicht erklärt und doch auch wieder nicht sonderlich auffallend erscheint, wenn man seine Eigenthümlichkeit, wie sie jetzt schon deutlich hervorgetreten, und seinen Lebensgang nicht außer Augen läßt. Die Erklärung liegt zunächst in seiner sittlichen Anlage und deren Ausbildung zu einem überreizten Gewissenszustande,

---

1) Die Schriften An den Adel, Von weltlicher Obrigkeit, ein auf die erstere sich beziehendes Schreiben an Lange. Artikel Luther im Staatslexikon, X, 155, 198. Luther's Ansichten von Gehorsam und Widerstand in Weil's konstitutionellen Jahrb. 1844, II.

seiner Schwäche und seiner Kraft. Jeder Zweifel, Entschluß, Schritt oder Kampf war bei ihm von einem Gewissensbedenken begleitet, womit er vor Allem aufs Reine zu kommen strebte. Das Gewissen und dessen Angst trieb ihn zur anhaltendsten und eindringendsten Erforschung der religiösen Wahrheit, des göttlichen Willens, führte ihn so zur Pflichterkenntniß, zu einem so festen und starken Glauben, wie ihn Niemand neben ihm hatte; eben das Gewissen trieb ihn dann weiter zur Verkündung, Erfüllung, Bethätigung des Erkannten, innerlich gewiß Gewordenen um jeden Preis, auf jede Gefahr. Allein es regte immer und immer wieder Zweifel in ihm an, die eine gewaltige Kraft erhielten durch die Nachwirkung der ihm von früh an so tief eingeprägten Ansicht und Gesinnung, der bei ihm so tief eingewurzelten Ehrfurcht vor Dem, was er als unwahr erkannte und verwarf. Sie erschütterten ihm noch oft die errungene Gewißheit, zogen ihn in erneute Kämpfe um sie hinein, und da war ihm denn jede, wenn auch an sich schwache, auch jede äußere zum innern Zeugnisse des Geistes hinzukommende Bekräftigung willkommen, ja bisweilen unschätzbar. Er suchte und fand jene Gewißheit mehr und mehr in dem festen untrüglichen Schriftworte; daß er sie geltend machte aus Gewissenhaftigkeit, zog ihn in harte, von großen Zerrüttungen begleitete Kämpfe wider die Weltmacht hinein, die ihm die schwersten Bedenken wiederum aus Gewissenhaftigkeit erregten, und da suchte und fand er gegen dieselben eine Wehr in seiner öffentlichen Verpflichtung, die Wahrheit der Schrift zu verkünden. Eben nur den „sichern Geistern" kann dies unerklärlich erscheinen, die von Zuständen, von Anfechtungen wie die seinigen keine Erfahrung, keinerlei Bewußtsein haben. Die Geschichte kennt keinen andern Mann von gleicher oder ähnlicher Seelenstärke und Glaubenskraft und Sicherheit, der zugleich so bedenklich, so skrupulös, so voll von Aengsten gewesen wäre.

Es kam hinzu die so umfassend ihm inwohnende eigenthümliche Art der Deutschen, nach welcher sie von jeher bei allem Thun der Gewißheit der Berechtigung, wo möglich auch der äußern, so sehr bedurften, daß sie nicht leicht wider ein Gesetz oder ohne einen Befehl der geordneten Gewalten handelten, daß sie fast immer nur recht thätig wurden durch tüchtige, ihren Sinn treffende Häupter und oft lieber gar nicht handelten, als ohne diese; daß sie,

wenn die letztern, die ihnen anvertraute Macht misbrauchend, selber das Gesetz brechen, vor Allem und so lange als möglich durch Rechtsmittel, Beschwerden, Verwahrungen u. dgl., auch die voraussichtlich fruchtlosesten, dawider streiten, nicht leicht zu einem außer dem Kreise derselben liegenden Auftreten, zu gewaltsamem Widerstande, oder selbst nur zum Bruch von Verpflichtungen, welche ihnen auswärtige Tyrannei auferlegt, sich entschließen und einen Anhalt in einem Gesetze oder obrigkeitlichen Befehle sogar in dem Falle suchen, wenn sie darauf und daran sind, ein tyrannisches Joch abzuwerfen und der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Selbst zur Auflehnung mochten sie von jeher gar zu gern einen Befehl der Obern haben. Wie auch die Fehde ihr Gesetz und Recht bei ihnen hatte, stützten sie seit den ältesten Zeiten jede Empörung gegen das Reichshaupt auf die Reichsgesetze. Ausdrücklich bedangen sich die Landstände das Recht gewaffneten Widerstands gegen die Territorialfürsten aus. Luther willigte späterhin nur schwer in einen solchen gegen den Kaiser ein, und als er es that, nicht von fern aus Rücksicht auf den Nutzen oder die Noth der Sache des Evangeliums; er gründete sich auf das vernünftige göttliche Recht, unter das auch der Kaiser müsse, er ließ sich vornämlich durch die Rechtsausführungen der Juristen umstimmen, die bei jedem Schritte der Fürsten zur Minderung des dem Oberhaupte schuldigen Gehorsams und zur Erhebung ihrer Macht nicht eher ruheten, als bis sie einen Rechtsgrund dafür gefunden, gerade wie die Fürsten selber keinen Schritt dieser Art thaten, ohne sich einen solchen dafür auffinden zu lassen. Die Erhebung gegen die aufgedrungene römische Herrschaft wurde Luther und vielen Gleichgesinnten so schwer, wie noch in unsern letztern Zeiten so Vielen der Aufstand gegen die französische, wo diese legitim geworden war. Es ist merkwürdig, wie die größeste Umwälzung und die gewagteste und gewaltigste Empörung, welche die Geschichte, in jedem Falle wenigstens die deutsche Geschichte kennt, gerade von dem gewissensbedenklichsten aller Deutschen aller Zeiten ausging, der das Recht zu ihr nimmermehr außer der Pflicht gefunden hätte und die Erkenntniß der Pflicht und die Kraft ihrer Ausübung in Gewissensnöthen fand. Hutten, der neben ihm und vor ihm zur Abwerfung des römischen Joches aufrief und einen so wesentlichen Antheil an dem Befreiungswerke nahm,

hatte mit ihm auch Antheil an jener eigenthümlichen deutschen Art, die in einem tiefen Sinne für Gesetzlichkeit, in der Auffassung des Staates als einer Rechtsordnung und der Freiheit als vernünftiger Selbstbestimmung und daher auch Beschränkung wurzelte, zu Dienstbarkeit und zu Verkommenheit des Volkes, der Verfassung und der nationalen Angelegenheiten führte, doch in den bessern Zeitabschnitten und den bessern Männern der Nation deren Freisinne und der Selbstthätigkeit nicht abbrach, und mehr als ein Mal die Revolution, noch größere Zerrüttungen oder den gänzlichen Verfall und Untergang abwendete. Dies zeigte sich gerade in der Reformation und an den freien kühnen Männern Luther und Hutten, der wie gesagt desselben Sinnes war. So lesen wir von ihm in seiner Verteutschet Klag an Herzog Friedrich von Sachsen, er wolle wahrlich allezeit Friedrich's getreuer Ermahner und Anreger sein und so lange bei ihm bleiben, bis er sehe, daß der Fürst männlicher Stärke nicht empfänglich sei, wo er denn eine andere Arznei für die Krankheit suchen werde; er bitte jedoch „darvor zu seyn, daß es nit geschäch, nit allein darum, daß ihr es aufs leichtest vermögt, sondern auch, daß es aufs allerschändlichest und unehrlichest ist, das gemein Wesen durch Ander, dann durch die Hauptfürsten und Herren wiederum zu erheben." Er fügt dann aber nachdrücklich noch hinzu: „Wir werden nit allein bewältiget, die wir uns unterstanden haben Erinnerung zu thun, sondern sie befleißen sich jetzt alle Menschen unterzudrucken. Ihr söllt das auch nit leiden, als die freien Leut! So söllt ihr auch diesem, als die Fürsten, fürstohn. Cato der Aelter hat ihnen vor Zeiten zu Rom gesagt: die Amtleut und Regenten sollt man mit Steinen zu Tod werfen, die G'walt vermöchten zu erwehren und erwehrens nit." In seiner Entschuldigung etlicher unwahrhaftiger Ausgeben von ihm, als sollt er wider alle Geistlichkeit und Priesterschaft sein (von 1522), widmet er besondere Abschnitte der Beantwortung des Vorwurfs, daß er als Nichttheolog von geistlichen Dingen schreibend in einen fremden Beruf greife, und der Beantwortung der Frage, ob ihm „sollig Vormahnung ohn' Geheiß der Oberkeit zu thun gebühre?" Und ganz ähnlich, wie wir es mehrfach von Luther bei ähnlichen Veranlassungen hören, führt er dann aus, Jeder sei schuldig, „bei christlichem Glauben und der göttlichen Wahrheit zu halten, seinen

nächsten Christmenschen allzeit das Beste zu rathen und thun, um seines Vaterlands willen sich höchlich bemühen, in alle Fahr und Noth wagen, auch den Tod nit förchten oder fliehen"; nicht blos, daß es gebühre, „Anzeigung und Vermahnung gegen gemeine Gebrechen zu thun", bei solchen Unbilden sollte „die ganze christliche Welt aus rechter Bewegniß und mehr dann genugsamen Vorursachungen, als zu Auslöschung eines gemeinen Brands, sie abzutilgen zusammenlaufen u. s. f."[1])

In keiner Weise wird es nach dem Allen noch gar zu auffallend erscheinen, daß Luther einen gesetzlichen Anhalt in seinem Doktoreide suchte und fand.

Neue Thätigkeit — Sprachstudien.

In die nächsten paar Jahre fallen die Anfänge des Umschwungs, den er in Wittenberg hervorbrachte, doch ist davon sehr wenig Genaueres bekannt. Nur dürftige, blos andeutende Nachrichten haben sich über sie und überhaupt seine Thätigkeit, wenigstens im Jahre 1513 erhalten.

So verhält es sich mit den neuen Beschäftigungen, die ihm als Mitglied der Fakultät und des akademischen Senats oblagen. Wir wissen nur, daß er noch 1512 und dann wieder 1513 präsidirte, als sich die Augustiner Tilemann Schnabel und Andreas Hoffrichter, der Eine wie der Andre zum Baccalaureus biblicus und formatus disputirten. Die Thesen sind indeß verloren gegangen. Aehnliches kam in den folgenden Jahren mehrfach vor.[2])

Er mußte sich um so mehr zusammennehmen, da er so vielseitig beschäftigt war und docirend fortwährend lernte, noch viel zu lernen hatte und großentheils auf Selbstlernen beschränkt war. Dies war namentlich der Fall mit seinen Sprachstudien. Nach Dem, was im vorigen Buche darüber bemerkt ist, muß angenommen werden, daß er wenigstens ein ernstlicheres eigentliches Studium des Griechischen und Hebräischen erst in Wittenberg anfing, wir können indeß nicht sagen, wann es geschah. Wahr-

1) Münch, Hutten's Werke, V, 13, 430 ff.

2) Löscher, I, 213. *Foerstemann*, Lib. Decanor., 14 f.

scheinlich schon vor diesem Jahre; wir werden ihn im nächstfolgenden schon ziemlich bewandert finden. Daran können wir nicht zweifeln, daß sein Eifer dabei groß war. In welch einem Ansehen stand das Studium der ältern Sprachen in der ganzen jüngern gelehrten Welt, unter den Gebildeten, in Wittenberg. Mit welcher weithin sich mittheilenden, anspornenden Vorliebe wurde es getrieben. Er war ein Zögling der Humanisten, der Alten, die er lieben gelernt, selbst im Kloster nicht ganz aufgegeben hatte, wenn seine Beschäftigung mit ihnen dort auch keine anhaltende gewesen war. Er richtete seine Anstrengungen vornämlich darauf, den wahren Schriftsinn zu erforschen, und ein Gemüthsbedürfniß trieb ihn dabei gewaltig an. Wie sehr war ihm seine Unkenntniß des Grundtextes der Schrift am Vordringen hinderlich. Er mußte jetzt schon anfangen oder angefangen haben, den Werth der Sprachen für die Schrifttheologie zu erkennen. Ging auch sein späteres begeistertes Rühmen derselben aus Erfahrung hervor, so begründete sich doch jetzt schon die Ansicht in ihm, wonach das Evangelium, wie er den Rathsherren der deutschen Städte einschärfte, obwol es allein durch den heiligen Geist kommen und täglich komme, doch durch Mittel der Sprachen kommen sei, zugenommen habe und auch dadurch behalten werden müsse. Wir hörten schon bei mehren Veranlassungen Aeußerungen von ihm über den Werth, die hohe Bedeutung des Studiums der ältern Sprachen, über die Mangelhaftigkeit der Schriftauslegung der Väter, weil ihnen Sprachkunde gefehlt. Nur eine Bemerkung wollen wir hier noch hinzufügen, die er gleichfalls in der Schrift an die Rathsherren macht, indem sie sich auf das bedeutungsvolle Zusammentreffen seines Auftretens und des Emporkommens der Sprachstudien bezieht, wodurch die Besonderheit und Wirksamkeit des erstern bedingt wurde. „Da Gott, sagt er, durch die Apostel das Evangelium wollte in alle Welt kommen lassen, gab er die Zungen dazu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die griechische und lateinische Sprach so weit in alle Land ausgebreitet, auf daß sein Evangelium je bald fern und weit Frucht brächte. Also hat er itzt auch gethan. Niemand hat gewußt, warumb Gott die Sprachen erfür ließ kommen, bis daß man nu allererst siehet, daß es umb des Evangelii willen geschehen ist, wilchs er hernach hat wöllen offenbaren und dadurch

des Endchrists Regiment aufdecken und zustören. Darumb hat er auch Griechenland dem Türken geben, auf daß die Griechen verjagt und zustreuet, die griechische Sprach ausbrächten, und ein Anfang würden, auch andere Sprachen mit zu lernen.“ [1])

Er hatte indeß bei seinen Sprachstudien mit den größesten Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie waren freilich neuerdings — eben jetzt! — durch Reuchlin wesentlich erleichtert, der durch eine griechische Grammatik erfolgreich für die griechischen Studien in Deutschland wirkte, die Kenntniß der Grundsprache des neuen Testaments erst eigentlich verbreitete, die des Hebräischen zuerst begründete. Das Hebräische war seit Hieronymus von den christlichen Gelehrten gänzlich vernachlässigt gewesen. Unter den Deutschen hatte sich Wessel darauf gelegt, allein für weitere Verbreitung sehr wenig geleistet. Erst Reuchlin wirkte dafür mit Nachdruck und Erfolg. Sein hebräisches Wörterbuch war 1506, seine hebräische Grammatik, für Deutschland die erste, 1510 erschienen. Hebräische Bücher, Lehrer des Hebräischen waren jedoch noch immer nur mit unsäglichen Kosten und Mühen herbeizuschaffen. Die Beschäftigung mit dem Hebräischen hatte bis dahin für ketzerisch gegolten und eben diese Ansicht war es, welche zu dem noch immer fortgehenden Streite der Kölner gegen Reuchlin wesentlich mitwirkte. Für das Studium der griechischen Sprache war schon mehr geschehen, allein so wenig wurde auch sie noch getrieben, so sehr befand sich die Beschäftigung mit ihr gleichfalls noch in den Anfängen, daß man selbst in Wittenberg bis zu dieser Zeit keinen ordentlichen Lehrer des Griechischen oder des Hebräischen hatte erlangen können und daß noch mehre Jahre vergingen, ehe es geschah. Mag nun der eine oder andere wittenberger Humanist im Stande gewesen sein, Luther einigermaßen zu fördern, was sich wol annehmen läßt, so war er doch zumeist auf Selbstlernen und die wenigen vorhandenen, doch immer noch sehr mangelhaften Hülfsmittel beschränkt. Mathesius drückt es sehr richtig aus, wenn er, von Luther's Schriftstudien in dieser Zeit redend, sagt, wie er die heilige Biblia „buchstabiren“ gelernt, sei ihm der Text von Tag zu Tag klärer und läuftiger geworden, denn wie der

1) An die Rathsherren, Plochm. XXII, 181 f.

Papst ein Schüler gewesen, so habe auch Luther das Abc in der Bibel von Tag zu Tag lernen müssen, „dazu ihm deßmals und hernach seine Widersacher redlich gedienet und geholfen.“ [1])

Die Auslegung des Römerbriefes, 1513.

Da seine Beschäftigungen mit den ältern Sprachen sich hauptsächlich auf seine Schriftstudien und seine exegetischen Vorlesungen bezogen, und da diese den Mittelpunkt seiner gesammten Thätigkeit bildeten, so wollen wir auf sie zunächst hinblicken. Er las zuerst über den Römerbrief, eins der echt paulinischen Sendschreiben, die so lebendige Ausdrücke des innerlichsten Glaubens an den erlösenden Christus sind und die Alleinnothwendigkeit und Kraft dieses Glaubens so nachdrücklich und lebensfrisch hervorheben, dann über die Psalmen und noch etwas später über die Briefe an die Hebräer und an Titus. Von den Vorlesungen über den Hebräer- und Titusbrief sind weitere Nachrichten nicht vorhanden. Zuvörderst kommt die Auslegung des Römerbriefs in Betracht. Nur Matheſius und Melanthon haben darüber (und über die der Psalmen) dürftige, doch immerhin belangreiche Mittheilungen, die ein ziemlich helles Licht auch auf den Inhalt der Auslegung des Römerbriefs — denn die der Psalmen hat sich erhalten — und überhaupt auf die vorherrschende Richtung der gesammten Thätigkeit Luther's in dieser Zeit werfen.[2])

Nach Matheſius nahm er, sobald er das Doktorat erlangt

---

1) In der 1. Predigt. Erhard a. a. O. II, 210 ff. Schott, Gesch. der Bibelübersetzung, 86.

2) *Seckend.* I, 19. *Rebenst.* II, 12. Mathes. 1. und 15. Predigt. Melanthon, 19. *Kraft* (Prodrom. hist. vers. Biblior. germ. cap. 2, §. 1.) sagt, Luther's Kommentar über den Römerbrief bestehe aus seinen ersten theologischen Vorlesungen und sei der unbekannteste und rarste. Allein er ist, so viel ich habe finden können, überhaupt nicht vorhanden. Vergl. Walter, Ergänzte und verbesserte Nachr., 87. Oldekop (bei Lüntzel a. a. O. 156) sagt, Luther habe 1515 mit dem Römerbriefe seine Vorlesungen über die Episteln Pauli angefangen, die er bei Grünenberg habe drucken lassen, die Reihen weit von einander stehend „um Glossirens willen.“ Mag sein, daß Luther auch 1515 über den Römerbrief las.

hatte, die heil. Schrift mit einem noch tiefern Ernste, wie im Bewußtsein der Erfüllung eines höheren Pflichtsgebots, als heilige Berufssache vor, durchlas sie aber- und abermals mit der eindringendsten Forschbegier und benutzte dabei noch immer aufs fleißigste die Väter und Kirchenlehrer, doch so, daß er sich schon nicht mehr von ihnen beherrschen ließ, sondern sie nur zu Rath zog bei seinem Hauptabsehen. Es war darauf gerichtet, den wahren Schriftsinn immer besser zu verstehen, indem er sich dabei durch die pauliniſche Lehre vom Glauben leiten ließ, und vornämlich dadurch zu seinem Ziele zu gelangen trachtete, daß er die biblischen Bücher und einzelnen Aussprüche unter einander verglich, sichere Haltpunkte und zwar in den pauliniſchen Begriffen und seiner religiösen Selbsterfahrung aufsuchte und sich bemühete, von ihnen aus zu einem Verständniß, einer Auslegung der Schrift durch sich selbst zu gelangen. Es ließ ohne Zweifel tüchtige Ergebnisse hoffen, daß er einen solchen Weg einschlug, aber eben so gewiß ist es, daß der letztere fast nothwendig auf Irrungen hinleitete, die auch nicht ausblieben. Mehr und mehr ließ er alle andere Lehre, zumal die der Schule, fahren und legte sich allein auf Gottes Wort. Wir kennen den Gang. Er hatte sich zuerst mit der Schrift vertraut gemacht und „darnach erst die Skribenten gelesen." Er sagt: „aber ich mußte sie zuletzt alle aus den Augen stellen und wegthun (jetzt machte er den Anfang damit), dieweil ich in meinem Gewissen damit nicht konnte zufrieden sein, und mußte mich also wieder mit der Bibel würgen, denn es ist viel besser, mit eigenen Augen sehen als mit fremden."[1])

Nach Melanthon erläuterte er den Römerbrief und dann die Psalmen so, daß nach dem Urtheile aller Frommen und Einsichtsvollen ein neuer Tag über die Lehre aufzugehen schien. Er zeigte den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, bestritt die in und außer der Schule herrschende Ansicht, wonach Vergebung der Sünde durch eigene Werke sollte erlangt werden, der Mensch gerecht sein können vor Gott schon durch eine äußerliche Frömmigkeit. Dadurch rief er die Gemüther wieder zurück zum Erlöser, lehrte, daß die Sünde ohne menschliches Verdienst um Christi willen vergeben und daß Gerechtigkeit vor Gott nur erlangt werde

1) Tischreden, Walch XXII, 86.

durch den Glauben. In demselben Sinne verbreitete er sich über alle Theile der christlichen Glaubenslehre.

Es war kein Wunder, wenn die Studirenden an seinem Streben, die Schulsubtilitäten zu beseitigen, womit sie sonst überall geplagt wurden, wenn Alle, die ihn hörten, ihre Freude hatten an seiner praktischen und lebendigen Richtung und Lehrweise. Sie wurden von den frischen, freudigen, ahnenden und befriedigten Gefühlen durchdrungen, wie sie stets erwachen, wenn ein kräftiger fruchtreicher Geist eine unerwartete Bewegung in die Begriffe und die Gemüther bringt, eine Welt von neuen Gedanken aufschließt, die eine unendliche Aussicht zu eröffnen scheint, aus langer Erstarrung zum Leben, eine Masse schlummernder, halb deutlicher Ansichten und Empfindungen weckt, und indem das Alte nicht mehr befriedigt, nur unmuthig und widerwillig noch festgehalten wird, eine neue willkommene Lehre verkündet. Man muß nur im Auge haben, daß zu dieser Zeit und an diesem Orte nichts hätte neuer sein können als seine Vorlesungen, ihr Gegenstand, Alles an ihnen — die Schrift, deren Behandlung, daß sie in den Vordergrund gestellt, ausgelegt wurde, wie es auf keiner Universität geschah. Es war unerhört. Der ganze evangelische Protestantismus lag schon darin. Das hatte Pollich schon gleich zu Anfange herausgefühlt. „Der Mönch wird eine neue Lehre aufbringen.“[1]) Es mußte immer deutlicher empfunden, erkannt werden.

Man darf nun freilich nicht glauben, daß Luther als Exeget oder in der wissenschaftlichen Ausbildung der von ihm aufgefaßten pauliniſch-augustiniſchen theologischen Begriffe schon über die Anfänge hinaus gewesen wäre. „Ob ich wol ein Doktor der heiligen Schrift war, sagt er selbst, wäre ich doch gern bis gen Rom gelaufen, daß ich nur einen Psalm hören möchte, oder eins von den zehn Geboten, oder ein Stück vom Glauben, von der Taufe u. s. f.“ Mehr als einmal erwähnt er, wie er als Schriftausleger noch ein gelehrter Doktor habe sein wollen und durch Mönchsgedanken sich habe irren und beherrschen lassen.[2]) Bemüht, seine

1) Eine weitere Bemerkung über die „Neuheit“ seiner Lehre im folgenden Buche.

2) Vermischte Predigten, Plochm. XVIII, 151. Predigten über das 1. Buch Mosis, Plochm. XXXIV, 81.

theologischen Begriffe in einen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, war er doch weit entfernt davon, ein System zu Stande gebracht zu haben oder sich auch nur zuzutrauen, seine Schrifttheologie systematisch darstellen zu können. Ein Zeichen davon ist, daß er sie in exegetischen Vorlesungen und Predigten zu Tage förderte, aber kein dogmatisches Kollegium las oder etwa mit einer dogmatischen Schrift hervortrat. Die Wesel und Wessel hatten ausgebildet hinterlassen, was er mühsam und unsicher aufzubauen eben erst begann. Ihre Wirksamkeit war jedoch keine allgemeiner fassende und eingreifende, gering war zu ihrer Zeit die Zahl der Empfänglichen gewesen, sie hatten es nicht verstanden oder die Kraft nicht gehabt hindurchzudringen. Ihre Begriffe und Erkenntnisse fingen jetzt an, durch Luther Bedeutung für die Welt zu erhalten. So unvollkommen Das, was er im Verhältniß zu dem Ihrigen für jetzt zu bieten hatte, auch sein mochte, es erschien neu und ursprünglich, er legte es empfänglichen Hörern mit Geist, Eifer und Nachdruck dar, arbeitete es gleichsam vor den Theilnehmenden aus sich selbst heraus und zog sie Schritt vor Schritt nach sich, indem er selbst vordrang. Um so leichter konnten sie folgen, weil er selbst nicht zu weit voraus war. Sie erhielten sich an ihm, er sich an ihnen fortwährend frisch.

Man darf ferner nicht glauben, daß er schon an eine eigentliche reformatorische Thätigkeit gedacht hätte oder daß ihm der Gegensatz seiner Schriftlehre und der kirchlichen und dessen Größe, die Folgen, wozu die Herausbildung desselben führen mußte, in dieser Zeit vollkommen klar vor Augen getreten wären. Er hatte sich selbst beiweitem noch nicht frei gemacht von den Begriffen des Volks, der Schule und der Mönche, sie lagen neben den mit ihnen unvereinbaren neuen und abweichenden, die er aufgefaßt, noch großentheils vermischt in ihm. Allein zwei wichtige Punkte springen dabei doch bestimmt genug hervor: er ging, indem er die autorisirten Lehrer und deren Ansehen in den Hintergrund schob, entschieden auf die Schrift als den Urquell der christlichen Wahrheit zurück, er stellte die Lehre vom allein im Erlöser gegebenen Heil, oder aber von der Rechtfertigung durch den Glauben sammt alle Dem, womit sie dem Bedürfniß einer innerlichen Frömmigkeit und der über die bloße Gesetzmäßigkeit hinausliegenden Sittlichkeit entgegenkam, in den Mittelpunkt, und zwar

nicht mehr blos für sich und sein Gemüthsbedürfniß, sondern er ging damit aus sich heraus. Das Eine wie das Andere war Abweichung, in dem Einen wie im Andern lag ein Gegensatz einmal gegen das herrschende, dem Katholicism zum Grunde liegende Prinzip, wonach die Gewißheit des Glaubens der Angehörigen der Kirche aus dem Glauben und der Autorität der letztern, nicht aber aus eigener freier Geistesthätigkeit hervorgehen sollte; sodann gegen das kirchliche Lehrsystem, ja das gesammte Kirchenthum und insbesondere das Mönchthum, weil in diesem eben Alles oder doch das Meiste an der Ansicht von der Verdienstlichkeit der Werke hing, die gesetzliche Richtung vorwaltete und das Ergebniß eine blos äußerliche Frömmigkeit war. Wenn sein religiöser und theologischer Standpunkt zur Anerkennung und Herrschaft gelangte, wenn er größere Kreise dafür gewann, in dem Erlöser und der Einigung mit ihm durch den Glauben den Grund alles Heils zu suchen und zu finden, so mußten Scholastik und Kirchenthum stürzen, das christliche nnd kirchliche Leben erneut werden und auf einem andern Grunde eine andere Gestalt gewinnen. Er hatte sich seinen Standpunkt in der Stille angeeignet, ihn innerlich durchgearbeitet. Die Zeit war vorüber. Er suchte ihn jetzt zur Geltung zu bringen, stellte nicht blos seine abweichende Ansicht auf, sondern wir sehen ihn schon die herrschende bestreiten. Daß es mit Geist und Wärme geschah, läßt sich aus dem Eindrucke schließen, den er machte, und schon daraus vermuthen, daß er von der Romfahrt ein entrüstetes Herz mit heimgebracht hatte, entrüstet über die allgemeine Veräußerlichung der Frömmigkeit, die großen Gebrechen im kirchlichen Wesen, die Schrift- und Christwidrigkeit und die zudem selbsterfahrenen entsetzlichen Folgen der herrschenden Meinung von der Verdienstlichkeit der Werke. Sein jetziges Auftreten setzte schon eine gewisse Sicherheit und einen starken Muth voraus, denn er stand allein mit seiner Richtung, seiner Ansicht und seinem Streben, wenn ihm auch einiger Rückhalt an Staupitz und einer Anzahl ähnlich Gesinnter nicht fehlte. Hatte er aber seine Richtung ursprünglich von Staupitz, so hatte er den Meister doch schon überflügelt. Staupitz hatte als Docent keinen ungewöhnlichen Eindruck gemacht, durch seine Theologie nicht erregt, obwol Empfänglichkeit dafür nicht mangelte. Luther wußte die letztere, die ihm entgegenkam, zu benutzen, und

indem sein Streben mit ihr zusammentraf, war er es, der jetzt anfing Vertreter der abweichenden religiösen Zeitstimmung und Begriffe in seinen Umgebungen zu werden, der in einem größern und lebendigern Kreise dem längst ausgebildeter vorhanden Gewesenen Anerkennung und Aufnahme zu verschaffen suchte und verstand, der die ihm und Staupitz und andern Früheren gemeinschaftliche Richtung emporbrachte, einen neuen Tag über die Lehre heraufführte, kämpfend voranging, und der so Vorangehende steht doch mehr oder minder zuletzt immer allein. Der Sturm, der sich wider Reuchlin und dessen Anhang aus der Mitte der Schule und der Mönchskreise für deren Ansicht und wider die humanistische Abweichung erhoben hatte, zeigte deutlich, was es hieß, der Meinung der Schule und der Mönche entgegentreten, zeigte, was ihnen als unantastbares Heiligthum galt, mit welchem Ingrimm sie sich wider jeden Angriff darauf erhoben und wie sehr ihr Zorn zu fürchten war. Außerdem hatte Luther durch seine Annahme der Doktorwürde sich eine persönliche Feindschaft und Streitigkeit zugezogen, wovon unten die Rede sein wird. Doch ließ er sich durch das Alles nicht irre machen. Noch auf der Romfahrt sahen wir ihn in die herrschenden Begriffe tief verstrickt, obwol der Gegensatz der pauliniſchen in ihm sich regte, aber wie unsicher und unentschieden noch. So weit war er nun vorgeschritten, daß er für die letztern fest und grundsätzlich auftrat. Der ihm inwohnende Drang, nach außen mitzutheilen, was ihm innerlich zu Theil geworden, zeigt sich darin deutlich. Er war verstärkt und hatte einen Antrieb und eine Stütze in seiner Gelangung zur Doktorwürde erhalten: die erste Folge davon. Er kündigte sich auch durch einen häufigen Briefwechsel mit Ordensbrüdern an, den er seit dieser Zeit anfing, eine stille doch sehr bedeutsame Thätigkeit, auf die wir zurückkommen werden. Er wirkte durch sie gewaltig auf einen großen Theil der Besten und Tüchtigsten unter den Augustinern weit umher ein, schuf sich durch sie einen weitreichenden Einfluß, einen nützlichen Anhalt. Diese wieder ganz andere Wirksamkeit in die Ferne kam zu einer doppelten in der Nähe hinzu. Denn hatte er zuerst blos auf die Studirenden und Gelehrten eingewirkt, so war doch bald seine Predigerthätigkeit hinzugetreten, durch welche er auch die Ungelehrten, alle Stände faßte. Endlich ist auch darauf wohl zu achten, daß

sein Widerspruch nichts weniger als ein blos verneinender, wie zum großen Theile der der humanistisch Gebildeten und Aufgeklärten war, sondern von bestimmten festen Ueberzeugungen und Lehrsätzen ausging und sich an sein vornehmstes Bemühen nur anknüpfte, sie und mit ihnen eben eine größere wahrere Gewißheit des Geistes und Glaubens in den Gemüthern zu begründen.

Dies Alles wird sich sehr deutlich unmittelbar erkennen lassen, insbesondere werden wir genauer beurtheilen können, wie weit er mit der Durchbildung seiner neuen Begriffe um diese Zeit gelangt war, wenn wir seine Psalmenerklärung uns vorhalten.

Auslegung der Psalmen, 1513, 14.

Die Psalmenerklärung, womit er sich wahrscheinlich schon 1513 beschäftigte, ist die erste exegetische, überhaupt die erste gelehrte Arbeit von ihm, welche sich erhalten hat, und zwar ziemlich vollständig. Im Druck ist sie jedoch nicht erschienen. Sie besteht aus handschriftlichen Anmerkungen und Erläuterungen, die er an den Rand und zwischen die Zeilen eines lateinischen Psalters geschrieben hat, der in der Druckerei seines Klosters im Sommer 1513 ohne Zweifel für seine Zuhörer und in solcher Weise gedruckt wurde, daß dieselben gleichfalls Das, was ihnen in den Vorlesungen das Bemerkenswertheste däuchte, in ihre Exemplare hineinschreiben konnten. Jede Quartseite enthält nur in der Mitte einige Verse, sodaß umher, wie zwischen den weitläufig gedruckten Zeilen großer Raum bleibt. Ob Luther seine Bemerkungen schon 1513 oder erst im folgenden Jahre und ob er sie sämmtlich zu derselben Zeit in das Exemplar hineingeschrieben, läßt sich nicht ermitteln. Das Wahrscheinliche dürfte doch aber sein, daß es geschah, bevor oder während er zum ersten Male über die Psalmen las. Im Jahre 1516 wurde daran gedacht, sie drucken zu lassen. Aus einem Briefe von ihm an Spalatin geht hervor, daß man ihn deshalb bestürmt und daß er halb und halb eingewilligt hatte. Er schreibt, Spalatin möge den Drucker bedeuten, daß er sich gedulden müsse; die Handschrift sei nicht so beschaffen, daß sie, so wie sie vorliege, abgedruckt werden könnte; sie müsse von ihm selbst für den Druck eingerichtet werden, wozu

er im Augenblick die Zeit nicht habe; wenn es sein müsse, daß seine Aufzeichnungen noch gedruckt würden, so sei es doch aber sein Wille, daß es mit Typen geringerer Art geschehe, denn sie erschienen ihm nicht werth, daß gute Buchdrucker mit gutem Druck sich daran bemüheten. Der ganze Plunder sei nichts werth, als unterzugehen.[1])

Die Arbeit ist indeß für die Kunde seines Standpunktes in dieser Zeit ganz unschätzbar. Es würde jetzt, wo man nicht mehr daran denkt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er zu seinen Erkenntnissen und Ueberzeugungen nur allmälig gelangte, nicht eben nöthig sein, ist aber zur Einleitung in unsern Ueberblick auch nicht ohne Belang, daß wir uns eines Fingerzeigs erinnern, welchen er in der Vorrede zum ersten Theile seiner lateinischen Schriften den Lesern seiner frühesten literarischen Erzeugnisse geben zu müssen glaubte. „Ich bitte aber den christlichen Leser vor allen Dingen, und bitte ihn um unsers Herrn Jesu Christi willen, daß er dieselben ganz bedächtiglich und mit großem Mitleiden lesen wolle, und wissen, daß ich vor dieser Zeit

1) De Wette I, 47. Luther's Exemplar mit seinen handschriftlichen Bemerkungen ist im Besitze der wolfenbüttelschen Bibliothek. Der Titel lautet: Sepher Tephyllim, hoc est liber laudum sive hymnorum, qui psalterium David dicitur, versiculis singulis in numerum et ordinem veterum reductis additisque titulis electissimis translatis et summariis super omnes psalmos diligenter castigatus. Eine genauere Beschreibung und Geschichte des Exemplars bei Walch IX, Vorr. 25 ff. und eine deutsche Uebersetzung der lateinischen Erläuterungen Luther's daselbst, 1474 ff. Unter einem eingeklebten Bilde Luther's als Mönch steht der Vers: Fulmina erant linguae singula verba tuae, nach Walch von Melanthon's Hand. Sie scheinen mehr Wigand's Handschrift zu gleichen, worüber ich indeß nicht entscheiden will. Luther's Handschrift ist hier ziemlich leserlich. Man sollte sie doch einmal abdrucken lassen. Die Uebersetzung bei Walch ist frei, trifft indeß den Sinn richtig, obwol es auch an einzelnen Irrthümern nicht fehlt. Im Exemplare folgt auf dem zweiten Blatte die Vorrede, die bei Walch 1474 steht. Luther machte dazu die Anmerkungen, die man bei Walch 1476 („Wenn das alte Testament u. s. w.") findet. Was bei Walch auf derselben Seite weiter steht („woraus ein solcher Leitfaden gezogen" u. s. w.) gehört zum gedruckten Texte. Auf die Rückseite des Titelblatts hat Luther die Bemerkungen geschrieben, die Walch 1478 unter der Ueberschrift: Des seligen Lutheri Anmerkungen über die dreifache Erklärungsart der Psalmen, hat. Das Exemplar ist übrigens defekt. Es fehlen Luther's Anmerkungen zu den beiden ersten Psalmen.

ein Mönch, und der rechten unsinnigen, rasenden Papisten einer gewesen sey, der im Anfang dieser Sachen so voll und trunken, ja sogar in des Pabsts Lehre ersoffen, daß ich bereit wäre gewesen zu ermorden, wo es in meiner Macht gestanden, oder hätte zum wenigsten Gefallen daran gehabt und darzu geholfen, daß ermordet wären worden alle Diejenigen, so dem Papst, auch in den geringsten Syllaben, nicht hätten Gehorsam leisten wollen. Daher wirst du, christlicher Leser, in diesen meinen ersten Schriften finden, wie viel und großer Artikel ich dem Papst demüthiglich zugelassen und eingeräumet habe, die ich hernacher und zu dieser Zeit für die höchsten Gotteslästerungen und Greuel gehalten und verdammet habe, und also noch halte und verdamme. Wollest derhalben diesen meinen Irrthum, oder (wie es meine Widersacher giftig deuten) ungleiche, widerwärtige Reden, der Zeit und meiner Unwissenheit zumessen.“ [1])

Wir finden Das, was er hier von seinen ersten Schriften sagt, in der That bestätigt, wenn wir diese Psalmenerklärung genauer ansehen. Sie trägt die deutlichsten Spuren davon, wie weit er in der biblischen Kritik und Hermeneutik noch zurück war, obwol sie mehrfach andeutend zeigt, daß er schon auf den Weg hinlenkte, auf welchem er als Schriftausleger so bedeutend werden sollte. Wir nehmen es namentlich aus seinem beflissenen Zurückgehen auf die rechte Quelle ab. Allein zunächst fehlt es ihm noch an zureichender Kenntniß des hebräischen Grundtextes. Er bedient sich einer verdorbenen mit der Vulgata übereinstimmenden lateinischen Uebersetzung und hält sich streng daran, obwol er den hebräischen Text schon kennt und ihn durchgehends, wie auch die griechische Uebersetzung berücksichtigt. Er verweist auch wol (wie beim 12. Verse des 49. Psalms) auf Reuchlin, spricht hier und da die Vermuthung aus oder bemerkt beiläufig, daß der lateinische Text den hebräischen falsch wiedergebe, und macht dann schwache Versuche, ihn durch den letztern zu korrigiren, oder er begnügt sich auch mit der Anführung, wie die oder die Stelle im Hebräischen laute. Mehr aber wagt er noch nicht; so weit ist er noch von seiner spätern dreisten Textkritik entfernt; sein Vertrauen zu seiner Sprachkunde bleibt selbst hinter dieser noch

1) Walch XIV, 428 f.

zurück, das Ansehen des lateinischen Textes fesselt ihn noch. Als Erasmus 1505 Valla's kritische Anmerkungen über die lateinische Uebersetzung des neuen Testaments herausgegeben, hatte er für nöthig gehalten, eine ausführliche Schutzschrift beizufügen, worin er sich die ersinnlichste Mühe gab, die Berichtigung der Vulgata aus dem Grundtexte zu vertheidigen. Weiter als Luther hier in der Textkritik geht, war Reuchlin schon gegangen, obwol auch er es nöthig gefunden, seine Abweichungen sorgfältig zu rechtfertigen, durch Berufung auf Hieronymus, der die Fehler der siebzig Dolmetscher, und auf Lyra, der die des Hieronymus verbessert. Dagegen sind Luther's Abweichungen von der herkömmlichen Auslegung insofern wieder viel durchgreifender als Reuchlin's Textänderungen, weil er dabei von den pauliniſchen Begriffen ausgeht und so gegen das ganze herrschende Lehrsystem anstößt. Sich tiefer in das Textkorrigiren einzulassen, daran wurde er übrigens auch durch den Umstand gehindert, daß sicher nur sehr Wenige von den Zuhörern hebräisch verstanden oder auch nur trieben. Er mußte nach dem Allen nothwendig den eigentlichen Sinn häufig verfehlen.[1])

Sodann beherrscht ihn auch die gangbare exegetische Methode noch in hohem Maße. Wir erinnern uns, was er von dem Allegorisiren sagt, das er in seinen frühern Jahren bei der Schriftauslegung so sehr geliebt. Er tadelt es in der Schrift Wider die himmlischen Propheten von 1524 an Karlstadt, wirft ihm vor, daß er allegorisirend die Schrift willkürlich behandle und misdeute, und sagt bei dieser Veranlassung, wenn solch geistlich Gaukelspiel gelten sollte, so getraue er sich wol, Karlstadt und seine Propheten noch drei Jahre zur Schule zu führen, denn er habe es hinlänglich geübt, als er vor zehn Jahren zuerst angefangen die Biblien zu lernen, ehe er auf den rechten Grund gekommen sei.[2]) In der That gibt seine Psalmenerklärung an Willkür der gewöhnlichen Auslegungsweise wenig nach, nur daß die Vorstellungen und Gedanken, welche er in den Text hineinlegt, reiner und vernünftiger sind.

1) Noch 1527 und 1528 legte er bei den exegetischen Vorlesungen eine lateinische, übrigens von der Vulgata abweichende Uebersetzung zum Grunde. *Bruns*, M. Lutheri Scholia et sermones p. p. S. VIII und 214. Schott a. a. O. 18. Erasmus in Erſch u. Gruber, 169.

2) Plochm. XXIX, 258.

Seine exegetischen Grundsätze sind aus dem gedruckten Vorworte des Psalmenabdrucks und aus seinen dazu geschriebenen Anmerkungen zu entnehmen. Wenn das erstere nicht von ihm herrührt, so hat er es sich doch angeeignet, indem er es abdrucken ließ. Jene Grundsätze, wie sie das Vorwort enthält, bestehen im Folgenden. Alle Weissagungen und Propheten sind von Christus zu verstehen, wo nicht aus unzweideutigen Worten das Gegentheil erhellt. Die grammatisch-historische Auslegung (für welche er späterhin Bahn brach, indem er die Erforschung des buchstäblichen Sinnes voranstellte und bei jeder Stelle nur einen einzigen Wortverstand zulassen wollte) leitet daher irre. Was von Christus buchstäblich gesagt wird, muß auch gleichnißweise von der ihm in Allem gleichförmigen Kirche und verblümt von jedem geistlichen Menschen verstanden werden. So bedeutet z. B. der erste Vers des 1. Psalms: selig ist der Mann, der nicht sitzet im Rathe der Gottlosen, buchstäblich: Jesus habe sich nicht nach der bösen Art der Juden gerichtet, gleichnißweis: die Kirche sei mit den bösen Begierden der Verfolger, Ketzer und gottlosen Christen nicht einstimmig gewesen, verblümt: der Geist komme nicht mit dem Fleische überein. Es scheint, daß dies eine Verbesserung der herrschenden Methode sein sollte, nach welcher die Auslegung einen dreifachen Sinn aufzusuchen und darzulegen hatte, den allegorischen, der auf eine gewisse Glaubenswahrheit, den tropologischen, der auf eine Lebenspflicht, und den anagogischen, der auf das Zukünftige, das zu Hoffende gehen sollte. Ja man hatte die Schrift nach einem vierfachen und seit dem 9. Jahrhundert nach einem siebenfachen Sinne verstanden, und Reuchlin erwähnt in einer seiner Schriften gegen Pfefferkorn, daß man sich zu siebenzehnerlei Auslegungsweisen verstiegen. Je tiefer das Studium der Grundsprachen und der sonstigen Hülfswissenschaften der Auslegungskunst gesunken war, je ausschließlicher nur die lateinische Uebersetzung der Schrift gebraucht wurde, desto willkürlicher war die Schrifterklärung geworden. Jene Kunst erschien fast nur noch als die Geschicklichkeit, womit jeder seine Einfälle in die Schrift hineintrug oder viele Deutungen derselben zu Tage förderte. Die Scholastik, wie wir uns erinnern, erhob sich über die Hülfswissenschaften der Auslegung und über die Schrift selbst, sofern sie nach ihrem Inhalt und allein durch ihre Kraft den höhern Schriftsinn bestimmen

wollte und den schlichten Wortverstand als nur für den gemeinen historischen und Volksglauben gehörig erklärte. Selbst Reuchlin, durch seinen mystisch-spekulativen Geist verführt, ging noch von der Annahme wenigstens eines doppelten Schriftsinns und einer exoterischen und esoterischen Religion aus.[1]) Luther verfährt hier noch künstlicher. Er folgt der Regel vom aufzusuchenden dreifachen Schriftsinne an hundert und wieder hundert Stellen. Gleich in seinen Anmerkungen zu der Vorrede billigt und erläutert er sie durch Beispiele. So soll der Buchstabe: Jerusalem, allegorisch die Guten, tropologisch die Tugenden und anagogisch Belohnungen; der Buchstabe Babylon allegorisch die Bösen, tropologisch die Laster und anagogisch Strafen; der tödtende Buchstabe: der Berg Zion, historisch das Land Kanaan, allegorisch die jüdische Kirche, tropologisch die pharisäische Gerechtigkeit in derselben und anagogisch die zukünftige Herrlichkeit nach dem Fleische bedeuten. Er fügt dann noch eine nicht eben lichtvolle Erläuterung hinzu, bei welcher die Absicht erkennbar ist, die Willkür der Auslegung einzuschränken, durch welche die heil. Schrift zum Gespött werde; allein es läuft dabei auf den Grundsatz, der den echten Theologen mache, daß der Geist vom Buchstaben zu unterscheiden sei, hinaus, einen Grundsatz, der das Seinige beitragen mußte, ihn von dem Durchgreifenden, welchem er sich näherte, wonach die Schrift alleinige Glaubensregel sein sollte, noch fern zu halten. Daß das geschriebene Wort nach dem Wesen des Buchstabens todt sei ohne den Geist der Auslegung, die der Herr nicht der Einsicht Einzelner überlassen, sondern der Gesammtheit der Kirche übertragen habe: dies hatten die Vertheidiger der Kirche eben gegen die Waldus, Wiklef, Huß und deren Berufung auf die Schrift geltend zu machen gesucht, Gerson namentlich.[2]) So wie Luther jenen Grundsatz faßt, öffnet er selbst der Willkür Thür und Thor damit, die sich denn auch gleich durch die Ueberschriften der einzelnen Psalmen, welche sammt und sonders auf Christus und die Kirche und deren Schicksale als Inhalt derselben verweisen, ankündigt und bei der Erklärung sich überall geltend macht. „Ich zog die Kommentare zu Rath, sagte er einst, und sah bei den Psalmen

1) Mayerhoff, Reuchlin u. seine Zeit, 97. Schröckh XXVIII, 324 ff.

2) K. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen, I, 25 f.

die Ueberschriften an, um den Inhalt zu entdecken, sah aber, daß kein Ausleger mit dem andern übereinkam.. Ich fürchtete mich aber, die Meinungen der Doktoren zu verdammen, Staupitz aber bestärkte mich.“[1]) Diese Furcht beherrscht ihn jetzt noch. Er befindet sich mit frühern Auslegern auf dem richtigen Wege, indem er die Offenbarung und Heilsordnung als ein Ganzes auffaßt, worin sich das Frühere schon auf das Spätere bezieht, die Ahnung des göttlichen Reichs im alten Testamente auf die Erscheinung desselben im neuen. Allein er verwechselt die eine mit der andern und trägt die Vollendung in die bloße Beziehung und Vorbildung vermöge allegorisch-mystischer Auslegung hinein. Zehn und wieder zehn Mal kehrt so etwas wieder, wie: dieser Psalm handelt dem Buchstaben nach von Christo, allegorisch von der Kirche und den Tyrannen, welche sie verfolgen, tropologisch ist er gegen das verderbte Fleisch, Welt und Teufel gerichtet, und im allgemeinen Verstande kann er auch auf David bezogen werden. Im Psalme ist von Bergen die Rede, Luther versteht darunter die Obern, die Apostel, unter den paukenden Jungfrauen die Gläubigen u. s. f., sodaß sein Allegorisiren dem gangbaren an spielender Geschmacklosigkeit bisweilen nicht das mindeste nachgibt. Er war erst auf dem Wege, es gilt erst in einem geringen Maße von seiner erwähnten ersten Beschäftigung mit dem Römerbriefe in den Vorlesungen, wenn er sagt: „Da ich ein Mönch war, war ich ein Meister auf geistliche Deutung, allegorisirte es Alles: darnach aber, da ich durch die Epistel zun Römern ein wenig zum Erkenntniß Christi kam, sahe ich, daß mit Allegorien und geistlichen Deutungen nichts war; nicht was Christus bedeutet, sondern wer und was er ist. Zuvor allegorisirte ich und deutete geistlich, auch die Kloaka, und nur Alles.“ Auf diese Psalmerklärung und diese Zeit leidet es noch Anwendung und weist zugleich auf den Gang hin, welchen er als Schriftausleger nahm, wenn er sagte: „als ich jung war, da war ich gelehrt, und sonderlich, ehe ich in die Theologie kam, da ging ich mit Allegoriis, Tropologiis und Anagogiis um, und machte eitel Kunst. Wenns jetzt einer hätte, er trüge es umher für eitel Heiligthum. Aber

1) Revocavit me; Cod. chart. bibl. duc. Goth. Nr. 168, S. 26, Studia Lutheri.

ich weiß, daß es ein lauter Dreck ist. Nun hab ichs fahren lassen, und ist meine beste und erste Kunst, tradere scripturam simplici sensu; denn literalis sensus, der thuts, da ist Leben, da ist Kraft, Lehre und Kunst innen: in dem andern da ist nur Narrenwerk, wiewol es hoch gleisset.“[1])

Man muß aber auch sagen, daß es dies bei ihm jetzt that. Sein Allegorisiren ist oft sinnvoll, wenn er z. B. den Oelbaum als Bild und Gleichniß vieler Dinge darstellt, weil er allezeit grüne und Frucht trage, als Zeichen des Friedens und der Buße, weil aus seiner bittern Frucht doch ein süßes Oel gepreßt werde. Viel Geistvolles und Schwunghaftes unterbricht das Spielende und Geschmacklose. Ansprechende Bilder fehlen hier und da nicht. „Gleichwie eine Biene aus einer unverletzten Blume den Honig und eine Spinne eben daraus das Gift sammelt und zusammenträgt, also macht es ein jeder argwöhnische Mensch, den Tod sammelt er aus dem Leben“; (zu Ps. 40, V. 6). Es wurde ihm ein Lieblingsvergleich, der unter mancherlei Wendungen in seinen Schriften vorkommt. Eine offenbare Neigung zur Einfachheit liegt mit seinem poetischen Drange, der Fülle seiner Phantasie, die sich auch hier geltend machen, der ihn noch beherrschenden Vorliebe für allegorische Deutungen im Widerstreit, die auch noch mit seiner unzureichenden Sprachkunde eng zusammenhängt, wie die Vorliebe der damaligen Exegeten für die Allegorie mit der Vorliebe ihrer Zeit überhaupt für dieselbe in der poetischen Literatur, der Malerkunst, den öffentlichen Aufführungen, Processionen, Spielen, im ganzen Volksleben. Sichtlich ringt er mit aller Kraft nach Klarheit, „dunkele Lehre“ ist ihm zuwider, ausdrücklich tadelt er (zu Ps. 17, V. 4) bei Gelegenheit die Prediger, „die schwülstige Lehre führen.“ Ohne Zweifel klang und machte sich auch das Meiste im mündlichen Vortrage weit besser. Was er von seiner Auslegung der ersten zweiundzwanzig Psalmen sagt, die er 1519 begann, wird auch auf seine erste Psalmenerklärung bezogen werden können, es sei ein weitläufig, ungeordnet und unförmlich Werk, das er unter Geschäftsdrang zugleich habe empfangen, formiren, nähren und gebären müssen; es eigne sich für den Druck nicht, die lebendige Stimme gebe den Zuhörern mehr

1) Tischreden, Walch XXII, 1988.

Licht und Lust als der große Wust der Worte.') In Wahrheit ist des Trocknen, Unfruchtbaren und Unzutreffenden eine so große Masse in dieser seiner ersten Psalmerklärung, daß man, wenn man bedenkt, daß sie ein bedeutender Fortschritt war und so großen Eindruck machte, nothwendig auf die Tiefe der Stufe, auf welcher die Schriftauslegung stand, und das geringe Maß der Ansprüche schließen muß, die zu befriedigen waren.

Zu dem Allen kommt endlich, daß er im kirchlichen Lehrsysteme noch äußerst befangen ist, was ihn denn gleichfalls an vielen Stellen hindert, „auf den rechten Grund zu kommen." Dagegen aber zeigt sich auf jeder Seite, daß er sich tüchtig in der Schrift umgesehen hat, schon gleichsam zu Hause in ihr geworden ist, die reichste Belesenheit in den Vätern, den ältern Auslegern besitzt, Hieronymus, Cyprian, Cassiodor, Augustin u. A. Auch benutzt er sie mit Kritik. Die Erklärungen, Ansichten und Aussprüche Augustin's führt er am häufigsten an, in der Regel billigend, aber doch nicht immer. Augustin's Ansehen und seine Vorliebe für denselben fesselt ihn nicht gänzlich. Lyra hat er nun fleißig studirt und nicht selten meistert er ihn, bisweilen freilich mit dem offenbarsten Unrecht, indem ihn sein Bestreben, im Buchstäblichen einen geistigen Sinn zu entdecken, irre leitet. Seine Mönchsansicht über ihn beherrscht ihn noch. Er hat sich in der Geschichte, den Alterthümern umgesehen. Was nur Licht geben oder zur Verdeutlichung dienen kann, Aristoteles und Plato, die Naturkunde, Gesetze der Perspektive und hundert Anderes zieht er herbei. Aus der letztern z. B. sucht er den 8. Vers des 101. Psalms: die Berge steigen auf und die Felder steigen ab, zu erläutern. Die Scholastiker werden gar nicht erwähnt. Er „ließ sie fahren" und suchte die Schrift vornämlich durch Parallelstellen aus sich selbst zu erklären. Er bekundet schon in hohem Maße die Eigenschaft eines Schriftauslegers, ohne die auch der Gelehrteste kein solcher wird, die geistige und gemüthliche Verwandtschaft mit dem Schriftinhalte; jene Eigenschaft, die er eben so wie die Stufe, die er zu dieser Zeit in der Kunst der Schriftauslegung erreicht, in einem Nachworte zu seiner Erklärung der ersten zweiundzwanzig Psalmen sehr körnig bezeichnet: seine Gelehrsamkeit

1) Walch IV, 1622.

habe dabei wenig gethan, weil er bisher selbst noch ein Schüler gewesen, nicht blos in den Sprachen, sondern auch in der Aneignung des prophetischen Geistes. Denn einem Ausleger der Schrift sei beides nöthig, sowol Geist als Sprache.[1]) Man muß übrigens in Anschlag bringen, daß seine Aufzeichnungen keine vollendete schriftstellerische Arbeit sind und daß man den für eine solche passenden Maßstab an sie nicht anlegen darf, daß sie nur Umrisse, und vielleicht oft flüchtig hingeworfene Umrisse sein sollten, wobei die Ausführung dem mündlichen Vortrage überlassen blieb. Man darf sie deshalb auch um so weniger mit den besten gleichzeitigen exegetischen Schriften in Vergleichung stellen wollen. Allerdings kann es aber bei einer solchen nicht zweifelhaft sein, daß er als Exeget namentlich hinter einem Erasmus hinsichtlich des Geschmacks, des Ausdrucks, echter Ergründung des Schriftsinns und anderer Vorzüge fast so weit zurücksteht, als er die bisherigen verdunkelnden Ausleger überragt. Doch hat seine Psalmenerklärung Das voraus, was Melanthon als seine Schrifterklärungen aus dieser Zeit bezeichnend hervorhebt. Die erste in einer langen Reihe schriftauslegender Arbeiten und noch so mangelhaft, zeigt sie doch schon manche der Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, durch welche er alle seine Meister überflügeln sollte, sodaß selbst ein Erasmus wiederholt von ihm sagte, kein geschickterer und besserer Ausleger sei gewesen als er, unter allen, deren Schriften man habe seit der Apostel Zeit.[2])

Die religiösen Vorstellungen der Psalmisten stehen eine Stufe tiefer als die christliche Erkenntniß, die rein evangelische. In diese aber war er noch nicht völlig eingedrungen, die alttestamentlich-scholastische Anschauung beherrschte ihn noch großentheils. Die der Psalmisten stand zum Theil wieder höher als die mönchisch-kirchliche und war insofern geeignet, ihn zu fördern; sofern sie aber niedriger stand als die evangelische und er dies nur allmälig erkannte und anfangs die ihrige für die rein evangelische nahm, war seine Vertiefung in die Psalmen danach angethan, ihn im Fortschreiten zur völligen Erkenntniß aufzuhalten. Auf der andern Seite aber stand der Psalmeninhalt ihm so auch näher, ihn

1) Walch IV, 1620.

2) Walch XIV, 539.

in sich aufzunehmen. Es gab aber noch andere und stärkere Gründe, daß dies geschah. Er konnte das Psalmwort sich ganz aneignen, und er liebte die Psalmen so sehr, beschäftigte sich so viel mit ihnen, lebte sich so in sie hinein und traf — wie er späterhin wol kein anderes biblisches Buch so richtig übersetzt hat — ihren Sinn schon jetzt oft so viel besser als andere mit exegetischem Apparate reicher ausgerüstete Erklärer, weil er mit dem tiefsten Seelenbedürfnisse ihren Trost suchend an ihr Studium und ihre Auslegung ging, weil er die innern Zustände ihrer Verfasser, deren Ausdruck sie sind, großentheils durchlebt, wie sie vom tiefsten Gefühle der Abhängigkeit von Gott, der Sünde und Gottverlassenheit, von der entsetzlichsten Angst um das Heil der Seele, von Furcht vor Gott und bangen Zweifeln gemartert gewesen, verzagend und wieder gläubig Gott angerufen, die Freude errungener Gewißheit, des süßesten Trostes nach langem Elende empfunden. Die tiefste Gemüthsinnigkeit, der höchste Seelenschwung, die gewaltigste Glaubenskraft, Reichthum innerer und äußerer Erfahrung, eine großartige Anschauung von Welt und Leben, Einsicht in die verborgensten Falten des menschlichen Herzens findet sich bei ihnen: Dichter, Seher, Weise, Lehrer und Helden waren sie, und von dem Allen lag etwas in Luther, er war ihnen verwandt darin, hatte Empfänglichkeit dafür. In vielen ihrer Ergüsse sprechen sie die Angst aus, die er litt, in andern die Kraft des Glaubens, die erhabene Seelenruhe, die Sicherheit, die er suchte und bei ihnen fand. Wegen dieser seiner innern Verwandtschaft mit ihnen, seiner ähnlichen Stimmung und wegen der kostbaren Erfahrungen, die er sogleich und dann mehr und mehr und fortwährend an den Psalmen machte, waren sie es, mit denen er sich nächst den pauliniſchen Schriften am meisten und liebsten beschäftigte, sobald er sie kennen gelernt und nur einigermaßen zu ihrem Verständniß gelangt war. Die edelsten und schwersten Bücher der heil. Schrift für einen Ausleger nennt er sie in der Vorrede an die Studirenden zu seiner Auslegung der ersten zweiundzwanzig Psalmen von 1519. Schon im Kloster zu Erfurt hatte er sich fleißig mit ihnen abgegeben, bis ihm „der Psalter geschmeckt." Nach einer oder einigen pauliniſchen Schriften waren sie es, worüber er zuerst las. Kein Buch in der Bibel, sagt er in der Zuschrift an den Kurfürsten zu jener Auslegung

von 1519, habe ihm mehr Mühe gekostet, bis er einsehen lernen, daß man keines Auslegers Auslegung verwerfen müsse, wenn sie nur zur Frömmigkeit führe; die ältern hätten manchfach gefehlt, die neuen träfen manchmal den Sinn besser, fehlten aber gleichfalls und es würde so fortgehen. Als eine unendliche Aufgabe erschien ihm die Psalmenerklärung, wie sie sich denn bis auf die neuesten Erklärungen auch zeigt; gleichsam eine Lebensaufgabe wurde sie ihm selbst. Wieder und wieder las er über sie, schrieb eine Auslegung über sie nach der andern, bald gelehrt, bald erbaulich oder beides, bald über ihre ganze Reihe, bald über einige oder einzelne.

In der Kette dieser Auslegungen ist die Arbeit, womit wir es hier zu thun haben, das erste Glied und erscheint erst dann vom rechten Belange und im vollen Lichte, wenn wir sie so betrachten. Nie genügte ihm die Stufe des Verständnisses, die er in irgend einer Zeit erreicht hatte. „Wer möchte sich einbilden, sagt er in der eben erwähnten Zuschrift, daß von irgend Jemand nur ein einziger Psalm vollkommen verstanden worden sei? Unser Leben ist nur ein Anfang und ein Zunehmen, nicht aber eine Vollendung und Vollkommenheit. Nachdem einer dem Sinne des heiligen Geistes näher und näher kommt, desto mehr Vorzug hat er vor Andern in Auslegung der heiligen Schrift. Wenn ich den Mond erreicht habe, so darf ich mir nicht einbilden, ich habe auch die Sonne mit Händen gefasset; ich darf aber auch nicht deswegen die kleineren Sternen verachten. Es gibt gewisse Grade und Stuffen in unserm Leben und Thun; warum nicht auch im Verstehen? Der Apostel spricht: Wir werden verkläret von einer Klarheit zu der andern." Die Psalmen wurden und blieben ihm das liebste Erbauungsbuch, woraus er lebenslang Trost, Kraft, Hoffnung schöpfte, woran er in Schmerzen und Unruhen sein Gemüth erquickte, bei trüben Erfahrungen die Seele über die kleine Welt, die wirre Zeit erhob, worin er Seelenfrieden unter Stürmen, Muth und Waffen zum Kriege fand. In kein anderes Buch der Schrift hat er sich so hineingelebt, kein anderes hat er so in sich aufgenommen. Er legt in seine Erklärungen über sie, in ihre Sprüche, seine tiefsten und höchsten Gedanken und Empfindungen, das Bedeutendste hinein, was ihn in seinem wechselvollen Leben bewegte, die besten Geistesfrüchte von Allem, was

er innerlich und äußerlich erlebte, gerade wie ihre oder wie die Bedeutung einzelner Psalmen ihm erst über seinem fortschreitenden Denken, seinen Erlebnissen, in ähnlichen Stimmungen aufging. Für alle Stände und Klassen, für alle Verhältnisse und Lebenslagen legt er sie aus, zu Labung stiller frommer Seelen, zum Troste Vertriebener, tyrannische Fürsten und geistliche Obere zu schrecken, sie an ihre Pflicht, ihre Nichtigkeit vor Gott, dem Rächer alles Unrechts, die Schranken ihrer Macht zu erinnern. In das Herz, in Haus und Hütte, in die großen Bewegungen der Zeit greift und wirkt er durch sie ein. Was er Einzelnen, Hohen und Niedern, Freunden und Feinden, seinen Wittenbergern von der Wartburg aus, Bürgern, die um des Evangeliums willen vertrieben sind, und ihren Drängern, was er den Evangelischen im fernen Riga, seinen Landesherrn, dem Kardinal Albrecht, den Reichsfürsten und Obrigkeiten zu sagen hat, legt er in Erklärungen einzelner Psalmen hinein. Es sollte eine seiner Stärken werden, die Unzahl der allgemein verbreiteten abergläubischen, finstern und läppischen, mechanischer Frömmigkeit dienenden Erbauungsbücher zu verdrängen, von welchen im ersten Buche (kirchliche Zustände in Erfurt) die Rede war. Es geschah vornämlich durch seine Bibelübersetzung, und insbesondere, worauf dort bereits hingedeutet wurde, durch seine Bearbeitungen der Psalmen, und die Neigung und Anlage gibt sich schon in dieser ersten Bearbeitung kund. Kein Anderer hat einen so vielseitigen Gebrauch von ihnen gemacht als er.

Auch jetzt, bei seiner ersten Auslegung derselben, ist es nicht von fern blos der Gesichtspunkt des gelehrten Theologen, aus welchem er über sie liest: um die Sache, das eigentliche Ziel aller Beschäftigung mit den Büchern der heil. Schrift ist es ihm aufs Ernstlichste zu thun, und er sucht dieses Ziel auch oder eben durch das Allegorisiren zu erreichen, bei welchem er von ähnlichen Gesichtspunkten oder unbewußten Absehen wie die Väter geleitet wird: der tiefere Grund, weßhalb er dazu immer doch wieder, wenn auch mit einem andern Maß und Bewußtsein zurückkehrte, auch nachdem er es verworfen. Wir haben in dieser vorherrschenden Richtung auf die Sache schon die Ansätze zu Dem, wodurch seine Schriftauslegung, seine schriftauslegenden Bücher so fruchtbar und erbaulich wurden, die Gemüther so stark

faßten, auch der Nichtgelehrten, die sich sonst um exegetische Sachen nicht zu kümmern pflegen. Er will vor allen Dingen echte innerliche Frömmigkeit wecken und fördern. Auf ihre Anregung ist sein Bestreben wesentlich gerichtet, das sich an hundert und wieder hundert Stellen, durch den Ton des Ganzen zeigt. Man muß dabei von Dem, was die gelehrte biblische Auslegung bis in die neueste Zeit wollte und zu leisten pflegte, gänzlich hinwegsehen. Er hat das ganze christliche Leben im Auge, nicht blos die nächsten Zwecke des wissenschaftlichen Vortrags; er zieht in diesen hinein, was jenes nahe und fern berührt, sofern er es selbst nur schon ins Auge gefaßt hat. Von dem Grundsatze, daß der Docent blos um das Wissenschaftliche sich kümmern, das Leben unberührt lassen solle, scheint er nicht einmal eine Ahnung zu haben. Kaum noch ein der Welt abgestorbener Mönch, hineingezwungen in sie, doch noch im Kloster, hat er den Gedanken schon aufgefaßt, lebt der Wille schon in ihm, gestaltend und umgestaltend in die Welt hineinzugreifen, die herrschende Lehre und Lehrweise und die kirchliche und sittliche Verderbniß, welche sich daran knüpft — und was hing nicht auch sonst noch Alles mit ihr zusammen? — zu befehden, indem er etwas Neues und Besseres an die Stelle setzt. Insbesondere geht er schon jetzt mit anhebendem Erfolge, der mit jedem Tage zunehmen soll, von dem Gesichtspunkte aus, der ihm selbst klarer und immer klarer wird, den er ebenfalls in jener Zuschrift mit den, schon auf seine jetzige erste Psalmauslegung passenden Worten bezeichnet, „auch das wird nicht ohne Nutzen sein, wenn ich so viel gethan habe, daß ich mich und meine Zuhörer indessen mit bessern Studien beschäftigt, als wenn ich über Librum Sententiarum gelesen, und darbei neue Finsterniß, Frösche und Mücken zu Markte gebracht hätte." Denn so dürfen wir freilich nicht verstehen, als hätte er ein in das Große und Ganze eingreifendes Wirken schon jetzt im Sinne gehabt. So weit war er auch in dieser Zeit noch lange nicht vorgeschritten. Wenn er durch bessere Lehre reformiren wollte, so dachte er dabei doch nur an einen engern Kreis, noch immer hatte er kein Bewußtsein davon, wie viele und große Dinge seine abweichende Theologie, zumal in ihrer weitern Entwickelung, aufs tiefste und heftigste anrühren, daß sie fast eben so gewaltig und innig ergreifen würde, als er selbst

von ihr ergriffen war. Man erkennt dies auch aus dieser Psalmenerklärung, wenn man ihn da über die Schrift sich aussprechen hört, für deren Lehre seine Theologie ihm galt. Kommt er auf sie, so schwillt ihm das Herz, so weiß er nicht Worte und Bilder genug zu finden, um sie zu preisen. „Was dem Thier die Weide, dem Menschen ein Haus, dem Vogel ein Nest, der Gemse ein Fels, dem Fische der Strom ist, das ist die heil. Schrift gläubigen Seelen" (zu Ps. 83, V. 4). Sodann war es eben diese Abwendung von unfruchtbarer Gelehrsamkeit und spitzfindiger Scholastik, dieses Zurückgehen auf die Schrift, das einfache, lebendige, fruchtreiche Schriftwort, womit er eine der lebendigsten, in allen Ständen schon einigermaßen verbreiteten Zeitrichtungen traf. Die Nation kehrte sich, obwol nicht ausnahmlos, vom Träumerischen und Unfruchtbaren zum Praktischen, vom Mystischen zum Verstandesmäßigen, vom Verwickelten und Verworrenen zum Einfachen in der Literatur, im Leben, im Politischen und Religiösen; gedachte gern und mit Vorliebe der deutschen und christlichen Urzeit und Urzustände, woher die Beschäftigung mit der ältern deutschen Geschichte, das Zurückgreifen auf die ältern Zustände der Kirche, die Neigung zur heil. Schrift, die an vielen Zeichen sich kund that und ihm nun entgegenkam.[1])

Unzählige Mal hat er über die Psalmen sich ausgesprochen, mit der lebendigsten Vorliebe kommt er wieder und wieder auf sie zurück, er hat das Tiefste und Treffendste über sie gesagt, ist unerschöpflich in ihrem Lobe, bald von einzelnen redend bald von ihnen allen. Er ist 1530 im Begriff, seinen Empfindungen über den Gang und Stand der Dinge in einem „neuen Liede" Worte zu geben, hält aber den dichterischen Drang zurück, „weil der heilige Geist, der höchste und beste Dichter, zuvor bereits bessere und feinere Lieder, nämlich die lieben Psalmen, gemacht hat, Gott damit zu danken und zu loben." Er schreibt eine Auslegung des dritten Psalms, „weil nicht Jeder solch Meisterlied gnugsam versteht." In der Zuschrift zur Auslegung des 118. Psalms ruft er aus: „Es ist mein Psalm, den ich lieb habe. Wiewol der ganze Psalter und die heilige Schrift gar mir auch lieb ist, als die mein einiger Trost und Leben ist; so bin ich doch

1) Walch IV, 264, 267, g, h. Gervinus a. a. O. III, 27.

sonderlich an diesen Psalm gerathen, daß er muß mein heißen und sein, denn er sich auch redlich um mich gar oft verdienet, und mir aus manchen großen Nöthen geholfen hat, da mir sonst weder Kayser, Könige, Weise, Kluge, Heilige hätten mögen helfen, und ist mir lieber, denn des Papsts, Türken, Kaysers, und aller Welt Ehre, Gut und Gewalt, wollte auch gar ungerne um diesen Psalm mit ihnen allesam beuten. Ob aber jemand mich seltsam würde ansehen, daß ich diesen Psalm für meinen Psalm rühme, der doch aller Welt gemein ist, der soll wissen, daß der Psalm damit niemand genommen ist, daß er mein ist. Christus ist auch mein, bleibet aber gleichwol allen Heiligen derselbige Christus. Ich will nicht eifern, sondern ein frölicher Mittheiler seyn. Und wollte Gott, daß alle Welt den Psalm also für den seinen anspräche, wie ich; das sollte der freundlichste Zank werden, dem kaum irgend eine Einträchtigkeit und Liebe zu vergleichen seyn sollte." Das Buch der Psalmen, führt er aus, lehre nicht blos das Wort Gottes, sondern gebe auch den Trieb und die Kraft es zu erfüllen und weise an, wenn dies geschehen, Gott dafür zu danken und zu loben. Der gute Geist Gottes lege darin die Worte zum Gebet in den Mund und die Begierde dazu ins Herz. Es sei eine rechte Schule, darin man den Glauben und gut Gewissen zu Gott lerne, übe und stärke. „Darum sieheſt du auch, daß schier kein Psalm ist, er rühmet von Gottes Treue, Wahrheit, Wort, Gerechtigkeit; und übet also damit das Gewissen im Glauben zu Gott, daß man greifen muß, Gottes Gebote erfüllen stehe in aufrichtigem Glauben, in tröstlicher Zuversicht zu seiner Gnade, und in frölichem Gewissen auf seine Barmherzigkeit. Ein solch Herz, das in Gott gutes Muths ist, das thut es, das ist es, das allen Gottes Willen frey und mit Lust thut und leidet. Aber darneben sieheſt du auch das Kreuz schier in allen Psalmen; da ist ein Klagen und Schreyen über die Verfolger, ein Strafen und Schelten über die Gottlosen. Denn wer im Glauben leben soll, der muß viel um Gottes willen äußerlich leiden, und den alten Adam tödten lassen. Daß also beyde Stücke im ganzen Psalter reichlich und mächtig in der Uebung gehen. Eines, wie der Geist im Glauben durch Gottes Wort und Wahrheit lebet, ficht, thut und zunimmt: das andere, wie das Fleisch stirbet,

leidet, unterliegt und abnimmt; und gehet also der Glaube im Tode, und lebet doch." Man habe die vergangenen Jahre daher die Welt mit Heiligenlegenden, Exempelbüchern und Historien erfüllt. Es gebe aber und sei kein feineres Exempelbuch als der Psalter zu erwarten. Läse man aus allen Legenden und Historien das Beste heraus und stellte es aufs Beste zusammen, so würde eben der Psalter zum Vorschein kommen. Er verheiße und bilde vor Christum und dessen Reich, Stand und Wesen der ganzen Christenheit, so daß er die wahre Bibel im Kleinen sei. Der heil. Geist scheine die Mühe haben auf sich nehmen zu wollen, eine kurze Bibel und Exempelbuch von der ganzen Christenheit und allen Heiligen zusammenzubringen, so daß, wer die Bibel nicht ganz lesen könne, im Psalter die Summa in ein klein Büchlein verfaßt habe. Er erzähle nicht blos die Werke der Heiligen, sondern auch ihre Worte, wie sie mit Gott geredet und noch reden, so daß er statt stummer rechte lebendige Heilige vorhalte. Und nicht schlechte, gemeine Reden derselben enthalte er, sondern die allerbesten, die sie mit großem Ernst in den höchsten Sachen mit Gott geredet, so daß der Schatz ihrer Herzen aufgedeckt wurde, daß wir in den Grund und Urquell ihrer Worte und Werke, wenn wir lesen, hineinblicken, was sie im Innersten gedacht und empfunden, wie sich ihr Herz gestellt und gehalten in allen Lagen, Fahr und Noth. „Ein menschlich Herz ist wie ein Schiff auf einem wilden Meere, welches die Sturmwinde von den vier Oertern der Welt treiben. Hier stößet her Furcht und Sorge vor zukünftigem Unfall: dort fähret Grämen her und Traurigkeit von gegenwärtigem Uebel. Hier wehet Hoffnung und Vermessenheit vom zukünftigen Glücke: dort bläset her Sicherheit und Freude in gegenwärtigen Gütern. Solche Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden, und das Herz öffnen, und den Grund herausschütten. Denn wer in Furcht und Noth steckt, redet viel anders vom Unfall, denn der in Freuden schwebet: und wer in Freuden schwebet, redet und singet viel anders von Freuden, denn der in der Furcht steckt. Es gehet nicht von Herzen (spricht man), wenn ein Trauriger lachen und ein Fröhlicher weinen soll, das ist, seines Herzens Grund stehet nicht offen, und ist nichts heraus. Was ist aber das Meiste im Psalter, denn solch ernstlich Reden in allerley solchen

Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen ins Herze, wie in schöne lustige Gärten, ja, wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da siehest du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist's da von allerley betrübtem Anblick des Zornes Gottes. Also auch, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solcher Worte, daß dir kein Mahler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmahlen (freilich ein schiefer Ausdruck), und kein Cicero oder Redekundiger also vorbilden." Und das Beste noch, daß sie solche Worte gegen und mit Gott reden, weshalb zwiefältiger Ernst und Leben in ihren Worten sei. „Denn wo man sonst gegen Menschen in solchen Sachen redet, gehet es nicht so stark von Herzen, brennet, lebet und dringet nicht so fast. Daher kommet's auch, daß der Psalter aller Heiligen Büchlein ist, und ein jeglicher, in wasserlei Sachen er ist, Psalmen und Worte drinnen findet, die sich auf seine Sachen reimen, und ihm so eben sind, als wären sie allein um seinetwillen also gesetzet, daß er sie auch selbst nicht besser setzen, noch finden kann, noch wünschen mag. Welches denn auch dazu gut ist, daß, wenn einem solche Worte gefallen, und sich mit ihm reimen, er gewiß wird, er sey in der Gemeinschaft der Heiligen, und habe allen Heiligen gegangen, wie es ihm gehet, weil sie ein Liedlein alle mit ihm singen: sonderlich so er sie auch also kann gegen Gott reden, wie sie gethan haben; welches im Glauben geschehen muß: denn einem gottlosen Menschen schmecken sie nicht." Daher sei denn im Psalter Sicherheit und ein wohlverwahret Geleit, daß man allen Heiligen ohne Gefahr darin nachfolgen könne; er lehre in Freuden, Furcht, Hoffnung, Traurigkeit gleichgesinnt sein und reden wie alle Heilige gesinnt gewesen und geredet. „Summa, willst du die heilige Christliche Kirche gemahlet sehen mit lebendiger Farbe und Gestalt, in einem kleinen Bilde gefasset, so nimm den Psalter vor dich, so hast du einen feinen, hellen, reinen Spiegel, der dir zeigen wird, was die Christenheit sey. Ja du

wirst auch dich selbst und das rechte Erkenne dich selbst drinnen finden, dazu Gott selbst und alle Creaturen." [1])

Diese Ansicht von den Psalmen lag jetzt schon in ihm, wenn sie auch noch nicht so ausgebildet sein konnte. Was er später sagte, fühlte er jetzt schon dunkel, Manches wol noch lebendiger als späterhin. Er drückt 1537 Eoban Heß seine lebhafte Freude über dessen gelungene lateinische Bearbeitung der Psalmen aus und schreibt bei dieser Veranlassung, von Jugend an habe er sich fleißig mit ihnen abgegeben, sich an ihnen ergötzt und geübt, und zwar nicht ohne große Frucht, und mit heiligem Trutze rühme er, was er für alle Throne und Reiche der Welt nicht entbehren möchte, nämlich was er durch Lust und Nachsinnen in den Psalmen unter dem Segen des heiligen Geistes sich angeeignet. [2])

Leicht mögen wir auch aus seiner frühesten Psalmerklärung erkennen, wie die Psalmen jetzt schon in ihm lebendig waren und er in ihnen lebte. Wie Vieles weist da auf seine innersten Zustände hin; unmittelbar vor Augen tritt uns aus ihr, wie und wodurch es geschah, daß ihm die Psalmen mehr und mehr wurden, was sie ihm geworden sind, und es zu werden schon jetzt anfingen. Er begleitet den 3. Vers des 41. Psalms mit den Bemerkungen, die ich auszeichnen werde: „Meine Thränen sind mir Tag und Nacht ein Brod der Erquickung im Geist gewesen, indem täglich zu mir gesprochen wird von den Teufeln, die mir Verzweiflung eingeben: wo ist dein Gott? Es ist unglaublich, wie sehr die Thränen der Andacht und Hoffnung die Seele erquicken." Hier nennt er denn einmal neben St. Bernhard ein paar Scholastiker, Bonaventura und Hugo, doch als geistlich Erfahrene, als Gewährsmänner für Erfahrungen einer tiefinnerlichen Frömmigkeit. Da-

---

1) Vorr. zur Ausleg. des 3. Psalms, Walch V, 1533. Ausleg. des 118. Psalms, Walch V, 1705. Zuschrift zu den ersten 22 Psalmen, Walch IV, 267, h. Kurze Anleitung, wie der Psalter nützlich zu lesen, dos. 266, p. Vorr. auf den Psalter, Walch XIV, 25 ff. Vorr. zur Uebersetzung der Psalmen von 1531, Walch IV, 23 ff. Gervinus a. a. O. IV, 129.

2) De Wette V, 75.

vid ist ihm ein Vorbild Christi, weil er gleichfalls durch Trübsal zum Gnadenreiche eingehen müssen, was ihn denn auf die Anwendung führt, es sei nicht genug, daß ein Christ getauft und von Sünden losgesprochen sei, Trübsal sei ihm zum Eingange in die Herrlichkeit nöthig. Nichts war ihm entsetzlicher zu hören gewesen als von Gottes Strafgerichten, jetzt läßt er sich durch eine davon handelnde Stelle auf eine ganz andere Ansicht führen, die er mit offenbarer Freude genauer darlegt: Gott straft, um die Gottlosen zu schrecken und ihnen zu zeigen, daß die Strafe nicht ausbleibe, aber zugleich die Frommen zu trösten, indem er ihnen zeigt, daß er so gewiß belohnen werde, als er strafe. Er straft die Gottlosen, um die Frommen zu stärken, daß sie daran erkennen, Keiner sei in der Welt umsonst gottlos oder fromm. Ebenso lernt er aus anderen Stellen einsehen und tief empfinden, daß der Zorn der Barmherzigkeit ein Anderes ist als der Zorn der Strenge, daß die Barmherzigkeit Gottes groß ist über dem ihn Anrufenden, weil sein Elend so groß gewesen. Da merkt er denn an: „Diesen Vers kann kein Anderer beten, als der die Größe seines Elends recht hat erkennen gelernt." Oder er leitet eine Psalmerklärung durch die Bemerkung ein: „dieser Psalm lehret schön, wie sich Die anstellen müssen, die mit ihrem Innerlichen beschäftigt sind, worauf sie die Gedanken richten müssen und an welchen Zeichen sie erkennen mögen, was in den Gedanken sei, was sie bewege und ängstige. Daher, wenn du wissen willst, wie ein zerknirschter Geist und ein zerschlagenes Herz Gott geopfert werde, so lerne diesen Psalm." An einer andern Stelle merkt er an: „Es ist eine vollkommene Tugend, in Angst und Noth nichts Anderes zu suchen als Gott. Die Fleischlichen suchen nicht Gott, sondern sie trachten die Noth von sich hinwegzuschaffen, ohne sich um Gott zu kümmern. Sie lassen es nicht zu einer heilsamen Traurigkeit kommen, sondern treiben sie fort, indem sie sogleich Trost haben wollen, damit sie den eigentlichen Schaden nicht recht zu Herzen nehmen dürfen, wogegen die Frommen es anders halten, den Trost der Welt nicht den Anfang bei sich machen lassen." Auch Bemerkungen gehören noch hieher, welche unmittelbar an seine Zustände im Kloster zu Erfurt und die Vorstellungen, in welchen er dort lebte, erinnern, in der Psalmerklärung jedoch einer fortgeschritte-

nen Entwickelung untergeordnet, etwa als den Uebergang zu dieser bildend erscheinen. „Es ist schwer zu glauben, daß Gott, wenn er züchtigt, doch gütig sei, sondern der Leidende zittert und fürchtet, denn er meint, daß der Zorn Gottes über ihm sei. Gott straft im Zorn, wenn seine Züchtigung nur Strafe ist, nicht Besserung oder Heil bezweckt. Man soll die Gedanken, aus welchen Anfechtung und Verzweiflung kommt, verachten, sie aus dem Sinne schlagen. Man kann glauben, der Herr habe öfters geweint, obwohl es in den Evangelien nicht aufgeschrieben ist, denn wer sagt: selig sind die Leid tragen, der hat sicherlich am allerersten und meisten getrauert. Wer angefochten wird, den widert Alles an, er mag nicht reden und hören von den weltlichen Dingen, nicht daran denken, ist traurig und zerschlagen wegen seiner Sünden. Aller Elend ist groß, aber nicht Alle erkennen es; erst dann, wenn wir es recht empfunden, wird Gottes Barmherzigkeit groß. Selig sind Die, die sich selber vor Gott verabscheuen und anklagen, denn sie allein sind im Stande Gottes Macht und Gnade zu verkünden, wogegen Andere nur sich selber rühmen." [1]) Zum 10. Verse des 118. Psalms: Mit ganzem Herzen habe ich dich gesucht, bemerkt, er: „nicht mit halbem, wie die Philosophen, die nur mit dem Verstande nach Gott forschen, ihn aber nicht von Herzen lieben lernen."

Um zu zeigen, daß und wiefern er noch auf dem Standpunkte der römischen Kirche und ihrer Dogmen steht, mag Folgendes hervorgehoben werden. Beim 21. Psalme bezieht er sich zur Erläuterung des 27. Verses auf den Meßkanon, Gelübde durch Opfer erklärend und unter diesen die Meßopfer verstehend. Das Gedächtniß des Todes Christi, sagt er anderwärts, ist allezeit in der Kirche, nämlich in der Messe, daher der 5. Vers des 29. Psalms sagen wolle: heiliget die Messen, denn also werdet ihr das Gedächtniß seiner Heiligkeit bekennen. Daß die römische Kirche die allgemeine und wahre sei, ist Voraussetzung bei ihm, an welcher ein Zweifel ihm nicht in den Sinn kommt. Selbst von den Pforten der Hölle ist sie nicht zu überwältigen;

1) Zu Ps. 53, V. 1; Ps. 57, V. 12; Ps. 6, V. 2; Ps. 85, V. 13; Ps. 76, V. 3; Ps. 136, V. 6; Ps. 6, V. 2, 8; Ps. 37, V. 14; Ps. 38, V. 18; Ps. 85, V. 13; Ps. 105, V. 3.

Petrus ist der oberste unter den Aposteln und Bischöfen der Kirche gewesen; die Kirche Gottes hat stets ihre Abwechselungen und wird eine Gemeinde aus der andern geboren, und bleibt dennoch immer eine und dieselbe Kirche, was durch die Abwechselung des Mondes angedeutet wird; der ist Gottes rechter Knecht, der zu seiner Kirche gehört, ein geistlicher Sohn seiner Magd, seiner wahren Kirche ist, nicht wie die Ketzer, die auch für seine Kirche angesehen sein wollen; daß die Gläubigen Gott nicht als den wahren Gott ehrten, ist die Lästerung, womit die Juden und Ketzer die wahre Kirche verunehren; außer der Kirche ist keine wahre Erkenntniß Gottes; wenn die Kirche zerstreuet wird, so sammelt sie, wenn sie Schmach leidet, so wird sie herrlich, wenn sie gedrückt wird, so gereicht es zu ihrer Erhöhung, wenn sich ihre Feinde freuen, so hat sie noch weit mehr Ursach zur Freude, wenn sie ohne Hülfe ist von außen, so wird sie desto mehr gestärkt von innen; der Prophet freute sich, daß er in die wahre Kirche eingehen sollte, auf welche er wartete, in welcher wir nun mitten inne sind. Das Judenthum ist ihm überall die vorbildliche Kirche, in welcher das Evangelium schon lag, nur daß es durch Christum noch offenbart werden mußte. Die Wahrnehmung der Misgestalt der Kirche hat seine Ehrfurcht vor derselben nicht im mindesten geschwächt, ihn nicht von fern auf den Gedanken gebracht sie fahren zu lassen, zu verachten oder an ihr zu verzweifeln. Er nimmt selbst eifrigst Partei gegen ihre Widersacher, mit deren Tadel er doch großentheils übereinstimmt. [1])

Denn mit der kirchlichen Gesinnung, die er überall kund gibt, hängt eine eifrige Polemik gegen die Ketzer zusammen. Da deutet er den 139. Psalm als ein „Gebet des gläubigen Volks wider die Verkehrer der Wahrheit und Ketzer," und spricht von denselben mit frommem Abscheu, die „das tödtliche Gift ihrer gottlosen Lehren recht tief einschütten, und als eine Pest in den Herzen ihrer Zuhörer wirksam machen", die „unter dem Schein der Heiligkeit und einer bessern Gerechtigkeit in Irrthum verführen, nicht in Demuth die Lehre der Kirche annehmen und glau-

1) Zu Ps. 95; Ps. 103, V. 17, 20; Ps. 118, V. 134; Ps. 47, V. 3; Ps. 88, V. 44; Ps. 201, V. 1.

ben, sondern ihrem eignen Sinne folgen; welche die Worte der heil. Schrift, wodurch die Seele im Glauben mit Gott vereinigt wird, durch ihre falschen Glossen zu Stricken gemacht haben, die Unvorsichtigen zu berücken." „Denn das, ruft er aus, das ist die allergefährlichste und giftigste Art der Verführung, wenn man sich hinter die heil. Schrift verbirget und sie durch falsche Glossen und Berückung und Lügen mißbrauchet, weil alsdann durch das Ansehen der heil. Schrift die Lügen desto glaubwürdiger werden. So halten es die Ketzer. Sie fechten nicht immer mit Vernunftschlüssen (ob sie wol gemeiniglich damit den Anfang machen, und erst festsetzen, was ihnen nach ihrer Vernunft gut zu sein dünket), sondern sie berufen sich auch auf die Schrift, und suchen sie nach ihren Erdichtungen zu erklären. Zu dem Allen verleitet sie der Hochmuth, daher Augustin geschrieben hat, der Stolz sey der Ursprung aller Ketzereien."

Die Polemik gegen die Ketzer geht durch das Ganze hindurch. Sie werden in eine Linie mit den Sündern, Juden und andern Verfolgern gestellt. Juden, Ketzer und alle Stolzen sind Gott zuwider; die Ketzer freuen sich über die schlimmsten Dinge, wie ihr Vater, der Teufel; man muß beten wider die Ketzer und die falschen Christen, die vor dem jüngsten Tage sein werden. [1])

Eben dahin gehört auch die ganz katholische stereotype Weise, sich über die Armuth, die Schutzlosigkeit der Kirche, über die Tyrannen und Verfolger, die aber doch Christum nicht überwinden können, zu ergehen, wie er es an zehn und wieder zehn Stellen thut. Der Herr „wird die Macht, Gewalt und Meisterschaft der Tyrannen — die dann wol ihrerseits wieder mit den Ketzern und Juden zusammengestellt werden — nicht bleiben lassen über dem Häuflein der Gerechten," u. s. w. [2]) Abstrakte Reden, denen das Gegenständliche noch sehr abging und die erst mit diesem die rechte Bedeutung späterhin bei ihm erhielten. Jetzt lag wol außer einer lebendigen kirchlichen Gesinnung nichts darin, als ein lebhaftes Gefühl gegen Unrecht, Willkür, Vergewaltigung überhaupt. Einen stärkern Eindruck kann der Wi-

1) Ps. 118, V. 14, 126; Ps. 113, V. 4.

2) Ps. 123, V. 124.

derspruch gegen die Kirche von der weltlichen Seite, der weltlichen Fürstenschaft her, noch nicht auf ihn gemacht haben.

Steht er ganz auf dem katholischen Standpunkte, so verinnerlicht und vergeistigt er auf der andern Seite durch seine neuen Vorstellungen die Lehre wie die kirchlichen Zustände. Auf die Sünde und Erlösung, die Gnade und den Glauben bezieht er zuletzt Alles. Die Lehren des kirchlichen Systems, die damit nicht übereinstimmen, davon ablenken, werden entweder gar nicht berührt oder nur ganz beiläufig und mit einer vergeistigenden Wendung. So ist von den Heiligen und ihrer Verehrung fast nirgend die Rede. Einmal erwähnt er die heil. Agathe, doch nur um von ihr zu sagen, daß sie an Christum geglaubt und deßhalb das Kreuz erwählt habe. Schon in diesem Schweigen liegt ein großer Fortschritt, ein noch weit größerer jedoch darin, daß er zum Bestreiten übergeht, wo die kirchliche Lehre und Praxis seinen Begriffen geradezu im Wege liegt, wovon unten die Rede sein wird. Wenn er zugleich fordert, daß die Lehre der Kirche in Demuth angenommen und geglaubt werde, so löst sich der Widerspruch nur darin auf, daß er es, wo er widerspricht, nur mit Schulmeinungen und Misbräuchen, „menschlichen Glossen und Satzungen" zu thun zu haben meint.

Die am häufigsten wiederkehrenden und durchgreifendsten Gedanken sind die nachstehenden. Die menschliche Kraft ist zur Erfüllung des göttlichen Willens untüchtig; auf den Erlöser muß man vertrauen, nicht auf eigne Kraft; er führt auf einem kurzen und geraden Wege zum Heile, während das Gesetz einen Umweg nimmt; er ist der Mittelpunkt von Allem, und hat man ihn, so hat man auch Alles, was rings im Umkreise liegt; das Gesetz flößt nur Furcht ein, einen knechtischen Geist, der Geist Christi aber ist ein Geist der Freiheit, macht freie Knechte Christi; der Anfang des christlichen Lebens ist, Das zu wissen und zu lieben, was zum christlichen Glauben gehört; das Gesetz des Evangeliums hat nicht aus unsern Werken und Verdiensten angefangen und bisher bestanden, sondern aus lauter göttlicher Gnade, Barmherzigkeit und Treue, wogegen das alte Gesetz unter der Bedingung gegeben ist, daß es gehalten würde, nur dann sollte es bestehen, und war also auf die Werke gestellt und fiel zu Boden; Gott allein soll man Gehorsam leisten als einem Ge-

setzgeber, nicht mit eignen Erfindungen und Gewalt seine Gebote einrichten wollen, nicht ihnen menschliche Glossen und Satzungen voranstellen; der Glaube ist das Haupt aller Tugenden, wie Christus das Haupt seiner Heiligen ist; wie er um seiner Gottheit willen allen Tyrannen und Verfolgern unüberwindlich war, so sind wir es allen unsern Feinden im Glauben an ihn; die Welt muß unsere Seelen ungetödtet lassen, ein wahrer Christ lebt durch den Glauben in Christo allezeit, ob er auch getödtet wird dem Leibe nach. [1])

Nach seiner Gedankenfolge soll sich dann der Glaube dadurch bekunden und erwahren, daß der Gläubige das Reinste, Beste und Höchste will, thut und leidet, so demüthig und liebereich als glaubensstark und trotzig. Es ist die religiöse Helden- und Märtyrergesinnung der Psalmisten, Apostel, Väter, die er ausspricht, und die auch durch seine Romfahrt, den Besuch der Gräber so vieler tausend Zeugen befeuert sein mochte; die innigste, oft selbst zum Psalme werdende Frömmigkeit, die er unter Kämpfen und Schmerzen sich angeeignet. Aber nicht immer erscheint sie als frische heitere Glaubenskraft; ja, sie ist fast durchgängig nicht ohne eine starke Färbung und Beimischung von dem Düstern, Überspannten, Asketischen und Mystischen, das die natürliche Folge seiner Entwickelung war und durch sein fortdauerndes Mönchthum und anhaltendere Beschäftigung mit der Mystik (wovon weiter unten ausführlich gesprochen werden wird) genährt wurde. Es ist stets der leidende Gottmensch, der Alles duldende und durch Leid und Tod das Leben gewinnende, durch Leiden erlösende, handelnde, kämpfende und triumphirende Christus, der ihm vorschwebt. Nur so denkt er ihn und diese Auffassung beherrscht seine ganze religiöse Anschauung. Das Leben auf Erden erscheint darin nur als Durchgang zum ewigen Leben, bezeichnet durch Trübsal, der Tod als Befreiung, Sieg, Gewinn. „Ein jeglicher Abel hat seinen Kain, jeder Isaak seinen Ismael, jeder Jakob seinen Esau, jeder Israel seine Edomiter, jeder David seinen Saul, Christus selbst seinen Judas: das ist, Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden; die

1) Ps. 48, V. 7; Ps. 50, V. 11, 13; Ps. 59, V. 9; Ps. 88, V. 38; Ps. 118, V. 3; Ps. 107; Ps. 113; Ps. 123, V. 5.

die Welt lieb haben, leben in ihr nicht als in einer Wüste, sie dünkt ihnen ein Paradies zu sein, die aber ihr Paradies im Himmel haben, sehen die Welt als eine Wüste an; die Ehre der Welt oder das hoffärtige Wesen, der Geist oder die Augenlust, die Wollust oder die Fleischeslust hindern den Glauben, daß Gottes Macht und Ehre nicht erkannt werden kann, daher die Menschen handthieren, erwerben, freien und dabei nicht glauben können, weil sie die Ehre der Welt höher achten als Gottes Ehre; wer aber sein eignes Leben nicht hasset, kann nicht Christi Jünger sein, wer Gottes Herrlichkeit sehen will, dem muß die Welt eine Wüste sein, wer sie mit Begierde zu ihr durchwandert, als wäre sie wegsam und angebaut, der trinkt, aber es dürstet ihn wieder, wird von Menschen geehrt, sieht aber nur der Menschen Herrlichkeit; die ganze Zeit, in welcher das auserwählte Volk Gottes in der Welt lebt, besteht aus Tagen der Trübsal und Anfechtung, die den Gottlosen meisthin gute Tage sind; wie aber diesen die ewige Grube bereitet wird, haben sich jene einer ewigen Ruhe zu getrösten; durch nichts Zeitliches und Vergängliches kann die Versuchung überwunden werden, sondern allein durch Christum, daher Die Thoren sind, die durch Flucht oder sonst Etwas außer ihm der Versuchung entgehen wollen, statt zum Erlöser zu fliehen und mit dessen gläubiger Betrachtung ihre Herzen zu waffnen; es ist ein schweres Werk, den Kelch des Herrn trinken, aber ist erst die Liebe dazu im Herzen, so streckt sich auch bald die Hand danach aus," u. s. w. [1])

Derselbe Grundton geht dann auch durch seine ganze sittliche Anschauung, die er neben der religiösen stark hervortreten läßt. „Gleichwie die Gebeine die Stärke des Leibes sind, sind die Tugenden die Gebeine und Stärke der Seele; es ist nicht genug, das Böse nicht wirklich thun, wir müssen es als etwas Böses allezeit hassen, wer das nicht thut, ist schon träg zum Guten; ja weil wir von Natur bös sind und Gott allein gut, so müssen wir unser Leben hassen lernen, bevor wir Gott lieben können, und wir können es, obwohl er die Seinigen durch viel Leiden versucht; um den Leib seid unbekümmert, Gott schützt die Seele und verläßt sie auch im Tode nicht, es gehört nur ein

1) Ps. 54, V. 4; Ps. 62, V. 1, 3; Ps. 93, V. 13; Ps. 60, V. 4.

muthiger Glaube dazu; die Lüste werden durch Dämpfung und Tödtung überwunden, durch das Schwert des Geistes erwürgt, nicht dadurch, daß man ihnen den Zügel schießen läßt, wie Terenz meint, die würden im Alter die besten Leute, die in der Jugend allen Begierden gefröhnt; im Evangelium wird befohlen das Gute thun und das Böse leiden, und beides muß heldenmüthig nach bestem Wollen und Können geschehen; auch darin sind Gottes Zeugnisse wunderbar, daß sie nur die Demüthigen erleuchten und weise machen; das unter das Kreuz gepreßte Volk Gottes ruft nur den Herrn an und enthält sich des Gewaltgebrauchs, wer sich selber rächt, übt Ungerechtigkeit aus, weil er Gott ins Amt greift in Eigenmacht, und keinen Beruf dazu hat, wie Aaron und David." [1])

Dies Dringen auf Demuth und leiden, Thaten thun und überwinden durch Leiden kehrt häufig wieder. Es hing mit seiner von mönchischer Ueberspannung nicht freien Vertiefung in die Verhältnisse und Ansichten der Zeiten der frühesten Kirche, ihrer drangvollen Zustände und ihrer Märtyrer zusammen, die ihn häufig irre geleitet hat bei seiner Auffassung der sittlichen Verhältnisse, der Verhältnisse seiner Zeit, seinem Urtheile und Handeln, während auch die Quelle vieles Herrlichen und Großen in ihm und seinen Begriffen und Grundsätzen darin zu suchen ist. Wir werden den Keim sich noch weiter entwickeln sehen.

Welch eine merkwürdige Beziehung auf seine eignen nachherigen Schicksale lag darin, mit welch edeln kräftigen Ansichten und Vorstellungen erfüllte er sich auf Zeiten schwerer Bedrängnisse, ohne zu ahnen — wenigstens ist es nicht sichtlich — welche Bedeutung sie für ihn erhalten sollten, wenn er bei der Erklärung des 117. Psalms sagte: „der Zorn der Bienen ist so heftig, daß sie lieber, als den Feind schonen, den Stachel verlieren, ohnerachtet sie ohn denselben keinen Honig mehr bereiten können, womit sie sich selbst größern Schaden thun als Dem, den sie verletzen. Also haben auch die Juden, da sie in Christum gestochen, sich selber den allergrößten Schaden gethan. Darin liegt nun ein großer Trost, denn ein jeder Verfolger schadet sich selbst mehr als Demjenigen, den er verfolgt, und dessen Bestes er för-

1) Ps. 6, V. 3; Ps. 96, V. 10; Ps. 118, V. 9, 48, 129, 145.

dert. Die Absicht der Verfolger war allezeit, daß die Kirche ausgerottet werde, aber obgleich noch Manche als Märtyrer sterben, so bleibt die Kirche doch immer und das Sterben gereicht ihnen nicht zum Tode, sondern zum Leben." Beziehungsreich und vorbedeutend mag noch eine andere, übrigens ganz vereinzelt dastehende Bemerkung beim 14. Verse des 65. Psalms erscheinen: „Ein thörichtes und ungläubiges Gelübde gefällt Gott nicht; wer eine Sache nicht versteht und gelobt sie doch Gott, der gelobt nichts."

In Uebereinstimmung mit der schon weit verbreiteten Richtung der Zeit wider das weltabgewendete Mystisch-Asketische, wurde mit Vorliebe und Nachdruck vielfach gerade das Leben in und mit der Welt, der Werth desselben und des Lebensgenusses, eignes Thun und die Kraft des menschlichen Wollens und Vermögens gepriesen, die praktisch-moralische Seite hervorgehoben und an allen Ständen und Verhältnissen gern und scharf ins Auge gefaßt. Es hat uns schon nach dem Bisherigen nicht entgehen können, wie wenig er noch von dieser Seite in die Zeitstimmung eingeht. Sein Blick ist weit vorwaltend auf die innern Zustände, die Beweggründe sittlichen Handelns, das Erzeugen einer durchaus reinen religiösen, ja mystisch-religiösen Gesinnung gerichtet, noch wenig und nur entfernt — von den kirchlichen abgesehen — auf die äußern Lebensverhältnisse, das tägliche Thun und Treiben der Menschen. Mit Gebrechen der Seele hat er es zu thun, viel weniger mit Schwächen oder Lastern bestimmter Stände oder Klassen. Nur selten verirrt sich eine Bemerkung wie die in seinen Vortrag: „Diesen 63. Psalm sollen die Advokaten merken und fürchten, denn Christus ist die Wahrheit, damit sie denselben durch ihre betrüglichen Ränke nicht aufs Neue kreuzigen und durch ihre Processe zu vertilgen trachten." Eine gewisse Abneigung gegen die Juristen, auf die wir zurückkommen werden, gibt sich schon hier kund. Nur sie von allen Klassen berührt er hier. Es geschieht noch einmal beim 118. Psalme. Er spricht davon, was Lästern heiße, nämlich eines Andern Wahrheit in Lüge, seine Gerechtigkeit in Ungerechtigkeit verkehren oder verkehren wollen. So lästerten die Sophisten die Wahrheit, die Juristen Anderer gerechte Sache und Unschuld, indem sie Andern Fälschliches nachsagten oder Aussagen ableugneten.

Indeß stimmt er hiermit doch in einen Ton ein, der eben jetzt anfing, stark angeschlagen zu werden. So wurden gerade um diese Zeit die Schriften von Murner verbreitet, die ersten Zeichen des Sturms, der von jetzt an über die Geistlichen, Juristen und Fürsten in der Literatur und im Leben losbrach, der heftigsten gegen diese Stände gerichteten oppositionellen Bewegung, als dessen gewaltigster Vertreter Hutten bald die Stimme erhob. Doch nur ganz leise und zögernd stimmt Luther ein.[1])

Weil er die Gerechtigkeit vor Gott aus dem Glauben ableitete und doch auf dem Standpunkte der Kirche und Kirchenlehre stehen blieb, so mußte er eine Vermittelung suchen. Hier ein Beispiel, wie er dies in Beziehung auf die Messe that, die er aufs gläubigste ehrte und worin doch die Vorstellung von einem Opfer, das der Priester darbringe, seiner pauliniſchen Ansicht geradezu widerstritt. „Wir können, sagt er, Gott nichts geben als ein Opfer des Bekenntnisses, denn er verlangt nicht unser Opfer, sondern uns. Ein Bekenntnißopfer aber ist es, wenn man erkennt und Gott bekennt Alles, was man von ihm empfangen hat und sich dagegen von ganzem Herzen hingibt. Und obschon das Opfer des Altars wahrhaftig dasjenige ist, welches im Psalm (49, V. 24) das Lobopfer genannt wird, worin Aller Gelübde und Lob geopfert werden, so kommt es doch nicht Allen, sondern nur Denjenigen zu gut, welche auch sich selbst in und mit demselben in der Wirkung und Kraft des Sakraments opfern. Denn es ist nicht genug, daß wir einen Gefallen daran haben, als an einem geschehenen Werk, wenn wir nicht zugleich dasselbe thun; es muß gänzlich aus uns geschehen, sonst ist es kein Opfer. Deshalb bauen, zieren, vermehren Diejenigen die Kirchen umsonst, und setzen vergebens Messen ein, welche sich nicht zugleich selbst zu einem Opfer des Lobes und Bekenntnisses aufopfern, das in Worten, Werken und Gedanken besteht. Darin ist Alles enthalten, was wir Gott Gutes erweisen können, daß wir ihn loben, indem er unserer guten Werke nicht bedürftig ist.“[2])

Durch diese geistige Umdeutung war nun aber doch die Wirksamkeit des Meßopfers ex opere operato geleugnet, selbst ange-

1) Gervinus a. a. O. II, 422 ff.

2) Ps. 49, V. 24; Ps. 83, V. 5.

griffen, und bei dem innern unvereinbaren Gegensatze seiner Ansicht und der kirchlichen Lehre und Praxis konnte auch ein offenes und ihm bewußtes Bestreiten nicht ausbleiben. Dies war auch der Fall bei dem Gegensatze seiner Vorstellung von der Kirche und der wirklichen Gestalt derselben. Hiervon wollen wir ausgehen, indem wir seine Polemik wider die letztere ins Auge fassen. Wir hören hier zuerst die Saite vernehmlich anklingen, welche die Misgestalt, in der er auf der Romfahrt und seit ihr die Kirche erblickt, stärker in ihm berührt hatte. Das hat ihn aber nur um so mehr veranlaßt, die Urgestalt zu erforschen, und die Hinweisung auf sie ist es, welche durch seine Klage über die Verderbniß durchtönt. Er klagt ohne Rückhalt, daß die heilige Kirche allenthalben auf die allerunanständigste schändlichste Weise verunheiligt werde, wie denn Das, was den Kirchen unter den Türken leiblicher Weise widerfahre, ein Bild von Dem sei, was innerhalb der Christenheit geistlicher Weise, durch Gottlosigkeit geschehe, wovon man zur Zeit den jammervollen Anblick allenthalben habe. Im 68. Psalme verkündige Christus der Kirche dreierlei Leiden, Krieg und Verfolgung, Ketzereien und Verführung, endlich Sicherheit, stolze Ruhe, die derzeit in der Kirche herrsche und mehr und mehr herrschen werde — ein wahres und prophetisches Wort. Groß sei die katholische Kirche an Verdiensten und im Geist, größer aber nach der Zahl ihrer Angehörigen und fleischlicher Weise die Kirche des Teufels — eine sehr vielsagende Unterscheidung. Die rechte Zierde des Hauses Gottes bestehe nicht in Seide, Edelgestein, Gold u. dgl., sondern in Heiligkeit. „Was nicht seinen Ursprung in Christo und dem von ihm ausgegangenen göttlichen Leben hat, ist eher schädlich als förderlich. Wo nicht der Herr am Volk Gottes durch sich und seine Apostel in dem heiligen Geist bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen, das ist, die Schriftgelehrten und Pharisäer, die durch gesetzliche Lehren mehr niederreißen als aufbauen. Die durch Lehren des Gesetzbuchstabens die Kirche gegen ihre Feinde zu schützen trachten, arbeiten umsonst, weil sie sie dadurch dem Geiste nach nur noch mehr verderben, wie nützlich ihnen in ihrem Wahn ihre fleischliche Weisheit und Arbeit erscheinen mag. Die christliche Kirche soll nicht durch den Buchstaben des Gesetzes und Vorschriften der Aeltesten gebaut werden, sondern durch das Evangelium; hört

auf, das Volk fleischlich zu lehren, solche Buchstabenlehre zu loben und zu treiben, die den Geist nicht in Wahrheit erquickt, weil sie selbst eitel Lüge und Irrthum ist. Es ist etwas sehr Leichtes Gesetze geben und Andere zu ihrer Beobachtung verpflichten, die Kraft aber, sie zu vollbringen, kann Gott allein geben. Daher sollten die Prälaten und Bischöfe in der Kirche nicht so beflissen sein, die Gesetze zu mehren, sondern sein bedenken, daß sie zwar Satzungen machen, aber Kraft und Segen nicht mittheilen können, daß dieselben gehalten werden. Eben deshalb hat Christus nicht blos die Macht gegeben, zu binden und Sünde zu behalten, sondern auch die, zu lösen und Sünde zu vergeben. Gebieten also Kirchenobere, so sind wir gehalten vor Gott im Himmel, ist ihr Gebot aber nicht gut, so kann Gott es auch wol wieder aufheben. Wir leben in einer Zeit, wo Alles voll ist von Gesetzen und Gewissensstricken. Weil kein Mensch die Kraft zur Gesetzerfüllung geben kann, so muß der wahre Gesetzgeber kein bloßer Mensch sein.“ [1])

Ist nun hiermit Christus gemeint, wie er überall in den Vordergrund gestellt wird, so geschieht dagegen des sichtbaren Oberhaupts der Kirche nur selten und blos gelegentlich Erwähnung. An einer Stelle sagt er, in der christlichen Kirche seien die Bischöfe und Päpste mit dem (hochgestellten) Hause Aaron zu vergleichen, wie die ganze Klerisei in das Haus Levi gehöre; doch wird Christus vielfach, der Papst nirgend das Oberhaupt der Kirche genannt, kein Segen erwähnt, der von ihm über dieselbe ausgehe, während jede Kraft und Segnung auf Christus zurückgeführt wird — ein gewiß nicht bedeutungsloses Stillschweigen. Obenein kommt als Erläuterung eines Verses im 86. Psalme eine freilich etwas dunkle, jedenfalls aber doch bedeutungsvolle Zusammenstellung vor. Das Ich will eingedenk sein Rahabs und Babylon, die mich kennen, erklärt er so, daß unter Rahab Italien und unter Babylon Rom zu verstehen sei, und bemerkt dazu weiter, der Herr wolle eingedenk sein, daß Rahab und Babylon, der ganzen stolzen Heidenschaft, der wahre Glaube niemals fehlen solle, doch wären keineswegs Alle gemeint, sondern

1) Ps. 73, V. 6; Ps. 92, V. 5; Ps. 126, V. 1, 2; Ps. 39, V. 12; Ps. 83, V. 7.

nur Die, die ihn kennten oder durch den Glauben kennen lernen wollten, weil kein Ansehen der Person bei ihm gelte.

Auch sonst fehlt es an scharfen und tadelnden Hinblicken auf die Kirchenhäupter nicht. Das Wort sollten sie predigen nach Psalm 47, Vers 12: ihr Gemüth auf ihre Aemter richten; in ihnen liege die Kraft der ganzen Kirche; wenn es mit ihnen wohl stehe, so stehe es auch wohl mit der Kirche — und umgekehrt. Psalm 41, Vers 14: Indem meine Gebeine gebrochen werden, erklärt er: indem die Starken in der Kirche, meine Kräfte, geschwächt werden, was Christo geschehen ist, da seine Jünger von ihm flohen, und in der Kirche, da die Päpste und Priester ins Verderben geriethen. Den 17. Vers des 49. Psalms erläutert er folgendermaßen. Dem Sünder aber, dem Priester, Prediger, Lehrer, hat Gott gesagt, warum erzählest du, oder erzählest nur, verkündigest öffentlich und thust nicht auch, oder lehrst nicht nach deiner Pflicht meine Gerechtigkeit, das Evangelium, und nimmst nicht auch in die Hand mein Testament, das Wort Gottes, in deinen Mund? „Dies Alles, setzt er hinzu, kann von den Juden verstanden werden, doch geht die göttliche Bedrohung noch deutlicher wider die gottlosen Priester." Es gehe derzeit in der Kirche, wie Vers 6 im 101. Psalm andeute, daß die Schwächern die Stärkern tragen müßten. Die Ordensleute und kirchlichen Würdeträger wollten bei ihren eignen Fehltritten und bei gegebenen groben Aergernissen von den Schwächern getragen werden, all ihr Böses solle man entschuldigen und zum Besten deuten, da sie vielmehr selbst ein solches Mitleid mit den Schwachen haben sollten. Die alte Klage über die Geistlichen, deren Wandel mit ihrer Lehre, über den Klerus, dessen Verhältnisse und Bezeigen mit seiner Bestimmung in Widerspruch stehe, wurde gerade jetzt wieder recht laut, kehrte in allen gelesensten Schriften der Zeit wieder, war ein Hauptthema eben auch in Murner's 1512 erschienenen Schriften, der Narrenbeschwörung und Schelmenzunft, sowie in Dem, was von Hutten verbreitet wurde, dessen wir theilweis schon gedachten. Gerade 1514 gab er seine Epigramme selbst heraus, erschien seine Satyre auf Julius' II. Zeiten und Mehres, womit er sich als patriotischer „Erinnerer" an Maximilian wendete. Wahrscheinlich wurde in einem dieser Jahre auch die Spottschrift Julius exclusus gedruckt,

die man gleichfalls Hutten zuzuschreiben pflegt, worin der am Himmelsthore Einlaß begehrende Papst als von Petrus zurückgewiesen dargestellt, das Recht der Kirche verfochten wird, einen als lasterhaft bekannten Papst abzusetzen, Ansichten durchgeführt werden wie die, daß Christus für alle Menschen gestorben sei und kein Ansehen der Person bei ihm gelte, daß der heilige Petrus lehre, die Kirche auf ihre erste Gestalt zurückzuführen, daß den Bischöfen als unmittelbaren Nachfolgern der Apostel ihre ursprünglichen, blos durch römische Politik und Herrschsucht geschmälerten Rechte wiedergegeben, Kirchenversammlungen gegen päpstliche Anmaßung geschützt werden sollten u. s. f. [1])

Stimmt Luther hier nun schon mehr ein, so kommen Ausfälle der angeführten Art doch immer noch seltner vor. Er schont und möchte gern schonen, nur Schmerz über die Verderbniß dringt ihm Klage und Tadel ab. Damit ist dann aber sogleich das Streben verbunden zu bessern, wiederaufzubauen. Hiermit hängt es schon zusammen, daß anderweite Rügen häufiger sind, die von den Sätzen ausgehen, daß die Gesetzesfurcht das Herz nicht heiligen könne, daß alle Gesetzgerechtigkeit nur ein Schatten und Bild der vor Gott geltenden, ja Heuchelei, daß alles Gute, das vollbracht werde, nur ein Schein sei, wo keine wahre Demuth des Herzens, daß die Sünden nicht um der Werke willen vergeben werden, sondern allein aus der Barmherzigkeit Gottes. Die Bestreitung, welcher sie zum Ausgangspunkte dienen, ist gegen die entgegenstehende Lehre, die Werkheiligkeit und den Hochmuth Derer, die durch die Werke gerecht werden wollen, gerichtet und geht durch das Ganze hindurch. Sie ist zumeist wider die Juden, ihre Gesetzlehren, die gesetzliche Richtung des Judenthums gekehrt, allein dieselbe Richtung und das Pharisäerthum der christlichen Kirche wird stets mit getroffen und oft auch ausdrücklich daneben genannt. [2])

Der Widerwille, der durch das ganze Mittelalter die Juden von christlicher Seite traf, war zur einen Hälfte Religionshaß. Die Christen überhaupt sahen in den Juden die Nachkommen der Mörder und stolze halsstarrige Verächter des Erlösers. Die Ansicht Luther's, welcher wir hier begegnen, ist eine ähnliche, doch

---

1) Münch, Hutten's Werke, I, 108 ff.; VI, 417 ff.

2) Ps. 18, V. 10; Ps. 101, V. 7; Ps. 31.

mit der gewöhnlichen nicht zu verwechselnde. Die Kirche hegte großes Mistrauen gegen die Juden; sie besorgte von ihnen einen verführerischen Einfluß, der ihnen namentlich wegen der Zauberkünste zugeschrieben wurde, in deren Besitze das Christenvolk sie glaubte. Daher so manche misgünstige Aeußerungen des geistlichen Rechts über sie, so mancherlei kirchliche Gesetze, darauf berechnet, den Verkehr mit ihnen einzuschränken und die Nachtheile desselben abzuwenden. Der Punkt, von welchem aus Luther mit seiner Bestreitung hervortritt, läßt keinen Zweifel über die vornehmsten Beweggründe seines Widerwillens gegen die Juden und das ganze jüdische Wesen aufkommen. Sie liegen darin, daß er den evangelischen Gegensatz so entschieden und mit einer so großen und eifrigen Vorliebe sich angeeignet hatte und in einen Kampf wider das neue Judenthum, das in der Kirche emporgekommen war, verwickelt wurde. Der christliche Pharisäism machte ihm den jüdischen um so mehr zuwider und führte ihn auch auf diesen und auf Angriffe gegen ihn immer wieder zurück. Die Juden sind ihm ein Exempel des göttlichen Zorns für uns, das uns zur Erinnerung an das Leiden Christi, unsere Erlösung und die Sünden dienen soll, welche sie verübt und die ihnen bis auf diesen Tag noch nicht vergeben sind. Der Stolz auf die Werke findet sich bei den Juden, Ketzern und Ordensleuten. Ihr Beispiel zeigt, daß der geistliche Hochmuth, weil er die Selbsterkenntniß hindert, viel gefährlicher ist als der fleischliche. Indem sie (die Juden) sich allein für die Kinder Israels halten, können sie sich nicht selbst erkennen. „So geht es jetzt auch unsern stolzen Mönchen, dieser Hochmuth ist es, der heutzutage noch viele Ordensleute gefangen hält. O ein schreckliches Laster! Alle und jede Sünden werden vom Gewissen eingeschlossen, der Hochmuth schließt den Menschen selbst ein." An unzähligen Stellen spricht er seine geringe Meinung von den Juden aus, richtet sich sein Eifer gegen sie und die Ordensleute zugleich. Sie wollten und wollen durch Gesetzerfüllung gerecht werden und erfüllten und erfüllen das Gesetz doch nicht, verwarfen und verwerfen die Gnade Gottes in Christo, machten und machen sich moralisch des Todes Jesu mit schuldig, sind Buchstabenknechte, wissen nichts vom Geiste und der Freiheit. Feinde nennt der Psalmist die Juden, weil sie lehren, was dem wahren Glauben entgegen ist, nämlich ihre eigenen

Lügen und Unglauben, Lehrer, weil sie Eitelkeit und den bloßen Buchstaben lehren, Alte, weil sie über Aeußerlichkeiten hielten und sich darin als die Aeltesten bewiesen, wie es heutzutage mit den Dekreten der Päpste gehalten wird.[1]) Wir haben in diesen Aeußerungen die ersten Zeichen und Erweise einer Abneigung, die er in seinem spätern Leben noch oft und sehr nachdrücklich auch in besondern Schriften kundgab, deren religiösen Gründen auch nationale und politische sich beimischten, die er bisweilen schroff und mit einer Härte aussprach, neben welcher sowenig die wahren als die falschen Emancipationsideen unserer Zeit Raum gefunden hätten, die ihn jedoch auch nicht abhielt, sich so unbefangen und human zu erklären, wie z. B. in der Auslegung der ersten 22 Psalmen, wo er sagt: verdammlich sei das Wüthen mancher Christen, welche meinten, Gott einen Dienst daran zu thun, wenn sie die Juden auf das Gehässigste verfolgten, alles Böse von ihnen dächten und bei ihrem beweinenswürdigen Unglücke ihrer mit Hochmuth und Verachtung spotteten, da sie vielmehr nach dem Beispiele des Psalms und des Apostels (Römerbrief, Kap. 9, V. 1 u. 2) von Herzen traurig über sie sein, sie bedauern und ohne Unterlaß für sie beten sollten. Dergleichen gottlose Christen, die es nur dem Namen nach wären, thäten dem Christennamen und Volke nicht geringen Abbruch durch ihre Tyrannei und wären an der Gottlosigkeit der Juden schuld, indem sie sie vom Christenthume zurückstießen. „Und diese ihre Wuth vertheidigen noch einige sehr abgeschmackte Theologen, indem sie aus großem Hochmuth daher plaudern, die Juden wären der Christen Knechte und dem Kaiser unterworfen, da sie doch indeß selbst eben so wahrhaftig Christen sind, als heut zu Tag in Wahrheit ein römischer Kaiser ist. Wenn der Haß gegen die Juden, Ketzer und Türken Christen macht, so sind wir Rasende die Allerchristlichsten; macht aber die Liebe Christi Christen, so sind wir sonder Zweifel weit schlimmer als die Juden, Ketzer und Türken, sintemal Christum Niemand weniger liebt als wir. Solch Wüthen und Toben ist gleich dem Unverstande der Narren und Knaben, so Juden an die Wand malen und ihnen die Augen ausstechen, in der Meinung, Christo

1) Ps. 58, V. 12 f.; Ps. 100, V. 3; Ps. 54; Ps. 118, V. 101. Wessenberg a. a. O. II, 192.

damit eine Hülfe in seinem Leiden zu beweisen. Die meisten Passionsprediger thun nichts anders, als daß sie der Juden Muthwillen an Christo verübt schwer und groß machen und die Herzen der Gläubigen wider sie erbittern, da doch das Evangelium allein damit umgehet, die Liebe Gottes und Christi uns anzupreisen, davon aber jene niemals mit einem Worte etwas gedacht haben.“[1]) Wir erinnern uns, auch diese Passionsprediger hatten zu seinen religiösen Erziehern gehört.

Man kann annehmen, daß er im mündlichen Vortrage, fortgerissen vom Feuer der Rede, noch mehr sagte, und was er sagte, stärker ausdrückte. Allein ihrem ganzen Tone, Charakter, Ziele und Umfange nach bleibt seine Polemik doch unendlich weit hinter Dem zurück, was in ältern Zeiten und eben auch wieder gleichzeitig gegen die Päpste, die Hierarchie, die Irrthümer und Misbräuche in der kirchlichen Lehre und Praxis gesagt war und wurde. Er geht damit in die Zeitrichtung ein, allein verhältnißmäßig mit sehr großer Milde und Zurückhaltung. Sie wirkte um so stärker, weil er sie nicht herbeizog, sondern — was für jetzt auch sicher das angemessenste war — sein ganzes Bestreben darauf richtete, die ihm gewordene Ueberzeugung zu begründen, wobei er sich nur gelegentlich zum Bestreiten hinführen ließ. Das hat Melanthon wol im Sinne, wenn er nicht blos sagt, Luther habe bis zum Ablaßstreite in den Gebräuchen nichts geändert und sei im Gegentheil ein strenger Hüter der äußern Zucht bei seinen Anhängern gewesen, sondern noch weiter, er habe in dieser Zeit von seinen strittigen Meinungen noch nichts eingemischt — was doch höchstens nur halb wahr ist — und sich darauf beschränkt, die allgemeinen und Allen nothwendigen Lehren von der Buße und Vergebung der Sünden, vom Glauben und rechten Trost im Kreuze immer deutlicher darzulegen. Vollkommen richtig ist es dann wieder, daß er jetzt noch mehr durch Lehren als Bestreiten gewann, daß seine Lehre die Frommen innigst ergriff, daß auch die Gelehrten ihre Freude daran hatten, daß Christus sammt den Propheten und Aposteln gleichsam aus Finsterniß, Kerker und Schmutz wieder hervorgezogen, die wichtigsten Lehrsätze des Evangeliums einmal wieder recht ins Licht gestellt wurden. Daran

1) Zum 10. Verse des 14. Psalms, Walch IV, 1152.

war allerdings zunächst und vor Allem gelegen. Ging es nicht voraus, so würde nur ein Widersprechen oder Auflehnen bewirkt sein, das auf Gerede, auf Worte oder höchstens wüste Thaten, erfolglose Unordnungen hinausgelaufen wäre.

Hielt er im Bestreiten so sehr zurück, so liegt die Erklärung auch in seiner noch immer vorherrschenden Ehrfurcht vor der Kirche, seiner noch sehr bedeutenden Unsicherheit in seinen neuen Ueberzeugungen, seiner noch immer großen Befangenheit in den Begriffen des kirchlichen Systems. Dahin deutet eine Bemerkung, die er ganz beiläufig beim ersten Verse des 36. Psalms macht und späterhin oft wiederholt und weiter ausgeführt hat: „es ist sehr schwer, dem meisten Haufen nicht nachzufolgen": was denn sagen will, dem Strome der herrschenden Begriffe, Ansichten oder Empfindungen sich entgegenstellen, sei es, daß sie das von der Meinung noch getragene System der herrschenden Gewalten oder eine oppositionelle Zeitrichtung bilden. Indeß läßt er vom Widersprechen und Bestreiten sich nicht zurückhalten, wenn und sofern seine Erkenntniß eine sichere ist, und seine Polemik erscheint wieder nachdrücklicher und Eindruck zu machen fähiger, wenn man seine Stellung eines Ordensmannes und öffentlichen Lehrers an einer Universität, und noch mehr, wenn man das Bedeutungsvolle und Durchgreifende berücksichtigt, das sie haben mußte wegen des scharfen, das ganze kirchliche System bedrohenden Gegensatzes und des tiefen Ernstes, wovon sie ausging. Ließen sich die Zuhörer, wozu große Empfänglichkeit vorhanden war und worauf er sein erstes Bestreben richtete, mit seinem hohen und edeln Begriffe von der Kirche und seiner Ehrfurcht vor ihr erfüllen und von der Wahrheit seiner pauliniſch-augustiniſchen Vorstellungen sich überzeugen, so mußten sie seine Klagen über die Verunheiligung der Kirche und die Verderbniß der gewöhnlichen Lehre, sein Abweichen und Bestreiten als vollkommen begründet erkennen, seinen Widerspruch viel eher zurückhaltend als zu weit gehend finden. Der gewöhnliche war oft viel weniger gut begründet, viel leidenschaftlicher und mit Leichtfertigkeit gemischt. Vor Allem aber, wie augenscheinlich war Luther von kirchlicher, ja eifrig kirchlicher Gesinnung beseelt! Es wirkte zehnfach, wenn ein Mann wie er Klagen und Rügen aussprach. Ein auf die Zustimmung der unruhigen Köpfe berechnetes Stürmen wäre in Wittenberg

jetzt doppelt ungeschickt gewesen, so viel die dortigen Zustände aus dieser Zeit bekannt sind. Die Meinung und Stimmung war hier noch nicht gar zu weit vorgeschritten, ihre Fortbewegung wollte ihre Zeit haben. Luther gewann Vertrauen und Einfluß, konnte ihn aber in dem Maße, wie es geschah, nur durch echte Mäßigung und Ansichhalten gewinnen, nur durch eine stille, stete, gründliche, belebende, aber nicht übereilende Wirksamkeit, welche geeignet war, in seinen Umgebungen eine geistige und sittliche Kraft zu wecken und hinlänglich zu stärken, damit sie bei einem nachdrücklichern Auftreten eine verläßliche Stütze für ihn abgeben konnte. Gerade so wie sie waren, machten seine Psalmerklärung und seine Polemik den tiefsten, den rechten Eindruck. Oldekop sagt, Luther habe eifrig der Psalmerklärung obgelegen und viele Zuhörer gehabt. Seine exegetischen Vorlesungen aus dieser Zeit zogen eine große Anzahl von Studenten aus Leipzig fort, obwol, wie es scheint, die Anregungen, welche er durch sie gab, auch dort dahin wirkten, daß einzelne Lehrer und viele Schüler eifriger den Bibelstudien oblagen. Gewaltige Anziehungskraft hatte die Sache, die Luther trieb, ja in den Vordergrund stellte, hatte seine Persönlichkeit, seine kernhaltige Begeisterung für das evangelisch Wahre und Rechte und dessen freie Verkündung; der studirenden Jugend aber fehlte es, vollkräftig und unblasirt, rechtem Lernen und einer edeln geistigen Erhebung zugewendet, wie sie damals war, und nicht künstlich aus Kraft- und Geistscheu hingeleitet auf Gemeinheit und Verdumpfung in einem tödtenden Sinnenleben und Brotstudium, wie sie es nicht wurde — ihr fehlte es an reger Empfänglichkeit nicht. [1])

Welch eine gesunde kräftige Natur, muß man doch sagen, wenn man diese Arbeit Luther's überblickt. So mangelhaft sie erscheinen mag, sie zeugt von bewunderungswürdig raschen Fortschritten ihres Urhebers. Nicht etwa blos in Kenntnissen, in Gelehrsamkeit. Es ist das Wenigste. Man muß vor Allem im Auge haben, aus welcher Ueberspannung und Zerschlagenheit, aus welchen Erschütterungen und Irrsalen, tiefgewurzelten Ansichten, Ueberzeugungen und Empfindungen er sich hatte herausarbeiten

1) Lüntzel, Die Annahme des evangel. Glaubensbekenntnisses von Seiten der Stadt Hildesheim, 154. Seidemann, Die Leipziger Disputation, 17.

müssen, um so auftreten zu können. Wir bemerkten an ihm noch bei Staupitz' Aufforderung, die theologische Doktorwürde anzunehmen, wie stark seine erfurter Mönchszustände noch immer nachwirkten, dann aber weiter, welchen Aufschwung er durch die Erlangung jener Würde genommen. Dazu kam die Kräftigung, welche naturgemäß aus der Thätigkeit hervorging, wozu er eben durch dieselbe sich genöthigt achtete. Es war ein Ueberfluß von Kraft in ihm, er durfte sie nur gebrauchen, um sich ihrer auch bewußt zu werden. Daß er sich zu fühlen anfing, davon zeugt die Psalmerklärung, und weiter sein Auftreten in Kämpfen verschiedener Art, in welche er zum Theil hineingezogen wurde, die er anderntheils jedoch selbst veranlaßte. Wir berichten von den letztern zuerst.

Kämpfe in Wittenberg, 1513, 1514.

Wenn er die Punkte, um welche die reformatorischen Wünsche und Bestrebungen sich hauptsächlich drehten und stets gedreht hatten, in den Vorlesungen nur beiläufig berührte und über die Gegenstände des gewöhnlichen reformistischen Eifers und der gewöhnlichen Klagen so mild und gehalten sich ausließ, so sehen wir ihn auf einer andern Seite in desto lebhaftern und immer heißer werdenden Kämpfen begriffen, deren Bedeutsamkeit schon daraus erhellt, daß sie unmittelbar in seine Angriffe auf den Ablaßunfug ausliefen. Wir haben sie mit aller Sorgfalt zu beachten. Die Anfänge des großen Streites, der größesten geistigen Bewegung in unserm ganzen nationalen Leben liegen in ihnen, sowie die Vorlesungen über den Römerbrief und die Psalmen die erste erkennbare Grundlage des Gebäudes bildeten, das er zu errichten begann. Diese Kämpfe galten dem Schutze dieses Baues und seines Schaffens daran. Aufs hellste bekundet sich darin sein religiöses Feuer und sein Wahrheitseifer, sein deutscher Tiefsinn und Freiheitssinn, thätlich, ohne Redensarten.

Hatte er sogleich bei seinem ersten Auftreten Beifall und Aufsehen und zwar durch eine abweichende Richtung erregt, so konnte doch auch der Widerspruch nicht ausbleiben, sobald Pollich's Vorhersagung von ihm mehr und mehr in Erfüllung ging. Auf Kämpfe, worin seine Richtung ihn verwickelte, deutet nicht Weniges auch in der Psalmerklärung hin. Sie scheinen jedoch schon

vor ihr begonnen zu haben, wir wissen nicht wann, irren aber sicher nicht, wenn wir annehmen, daß sie seinem Einlenken in eine neue Bahn auf dem Fuße nachfolgten und in dem Maße lebendiger wurden, als er entschiedener auftrat, was ohne Frage seit seiner Gelangung zur Doktorwürde geschah. Er hatte begonnen mit dem eifrigsten Suchen nach religiösen Begriffen, die sein Geistes- und sein noch dringenderes Gemüthsbedürfniß zu befriedigen im Stande waren; dann war der Drang in ihm erwacht, das geistig Gewonnene mitzutheilen, nun trat das Dritte ein, daß er es gegen Widerspruch und durch Widerspruch und Streit geltend zu machen strebte. Er griff das Autorisirte, das als allein für wahr Geltende dadurch an, daß er Entgegengesetztes als Wahrheit öffentlich verkündete und lehrte. Diese Kämpfe waren nun die andere Seite desselben Bestrebens, Bethätigung desselben nur in andern Kreisen, durch andere Mittel, in anderer Weise.

Wir müssen uns hier ins Gedächtniß zurückrufen, daß die abweichenden wissenschaftlichen Richtungen von Anfang in Wittenberg Vertretung gefunden, doch nicht so, daß sie völlig herausgebildet gewesen wären und daß das Hergebrachte in den Ansichten und Wissenschaften und der Behandlung der letztern nicht auch seine gewichtigen und zahlreichen Fürsprecher und Hinneigungen gehabt hätte. Wenn in der Theologie — was namentlich diese betrifft — Staupitz und Pollich unter den ersten Lehrern antischolastisch gesinnt waren, so bewegten sie sich doch noch vielfach in den scholastischen Begriffen; Pollich hatte kein theologisches System, Staupitz nicht die Thatkraft, um gegen die Scholastik und deren Anhänger durchdringen zu können. Aristotelisch und scholastisch waren die meisten Vorlesungen, selbst die der jüngern Lehrer, eines Karlstadt, dem die Aussprüche der Scholastiker Götterssprüchen gleichgalten, eines Luther selbst. Daher, daß der Letztere sowol Entgegenkommen, aber bei allem Entgegenkommen auch Widerspruch fand, sobald er seine abweichende Bahn einschlug, mit einer Schrifttheologie und einer Hervorhebung derselben dazwischentrat, an welche zu Anfang Niemand gedacht hatte, Staupitz etwa ausgenommen, dessen Hinneigung zur Schrift jedoch nicht durch genauere Kunde unterstützt wurde. In den ersten Jahren nach Gründung der Universität gingen die beiden Richtungen, welche ursprünglich an ihr vertreten gewesen waren, friedlich neben

einander. Die abweichende hatte Anfechtungen und Kämpfe zu bestehen gehabt; doch nur von außen her und nach außen hin. Die reuchlinische Fehde übte muthmaßlich, etwa seit 1511, den Einfluß, daß die verschiedenen Ansichten sich schärfer ausbildeten, und führte gewissermaßen die Nothwendigkeit herbei, sich zu entscheiden, Partei zu nehmen. Diese Entwickelung wurde dadurch beschleunigt, daß Luther — was für Wittenberg noch bedeutender war — um dieselbe Zeit einen neuen Gährungsstoff hineinbrachte, die Theologen namentlich, doch auch die Philosophen der Schule zum Aufmerken und zu einer Entscheidung nöthigte, zur Vertheidigung oder zu Angriffen, mindestens zu einem Wettkampfe. Sie mußten in seine Begriffe und Richtung eingehen oder sie niederzuhalten suchen. Für das Erstere konnten besonders die älteren nicht leicht Sinn haben. Es war gar zu natürlich, daß sie sich bemüheten, die Scholastik, die Vorlesungen im alten Sinne zu behaupten. Reibungen an der Universität selbst waren daher unvermeidlich. Sie blieben auch nicht aus, sie wurden heftiger und führten viel weiter, als man hätte voraussehen können, was denn mehr als einen Grund hatte.

Wir hörten schon von Mathesius, daß Luther, nachdem er die Doktorwürde erlangt, von Neuem und noch fleißiger, eifriger und entschiedener begonnen habe zu disputiren. Seine Widersacher hätten ihm redlich dazu dienen und helfen müssen, die Bibel von Tag zu Tag besser zu lernen. Was heißt dies anders, als daß ihm die Disputationen ein wesentliches Förderungsmittel des eigenen Fortschreitens wurden? Er lernte in ihnen von den Gegnern, wurde auf Lücken und Schwächen seines Wissens und Denkens aufmerksam gemacht, zu noch schärferem Denken und vielseitigerem Forschen angespornt, seine Begriffe wurden sammt dem Ausdrucke bestimmter, sein Selbstgefühl erstarkte, indem er dem Feinde ins Auge sah, sich behauptete, obsiegte; sein Glaube an die Wahrheit seiner Begriffe und Ueberzeugungen wuchs, weil sich die letztern im Zusammenstoße mit entgegenstehenden, mit der Wirklichkeit des Lebens, auch außer dem Studirzimmer und dem Hörsale, wo Niemand widersprach, erprobten. Andererseits waren die Disputationen nur eins der Mittel, seine Richtung, seine Theologie in Wittenberg emporzubringen, allein das, wodurch er in die lebhaftesten Kämpfe verwickelt wurde, das vornehmste, sofern

sie bei den Gelehrten, den Meistern in der Wissenschaft, den Ausschlag gaben. Am unmittelbarsten und offenkundigsten knüpfte die Thatsache des Sieges an sie sich an. Zur Disputation mußten alle neuen Grundsätze oder Lehrsätze kommen, und sie galten auch sonst, wenn sie da behauptet wurden, und umgekehrt.

Ueber den Gegenstand der lutherischen Disputationen dieser Zeit haben wir nur einige zerstreute Nachrichten. Wie wir gleichfalls von Mathesius hörten, drehten sie sich um die Frage, ob man den rechten christlichen Glauben aus der heiligen Schrift oder dem Aristoteles lernen könne und solle u. s. f. Damit stimmt eine Aeußerung Luther's überein. Er sei in Wittenberg in die Sophistik hineingerathen (seine ersten, die aristotelischen Studien und Vorlesungen), doch endlich fortgeschritten, als er fleißiger darüber disputirt habe. „Die Frage war über die Principien. Die Andern sagten, man müsse supponiren, also lehrten die Doktores und ihnen dürfe man nicht widerreden. Ich aber sagte, man muß beweisen, nicht supponiren, und so machte ich mich nach und nach von den Sophisten frei und studirte für mich weiter unter Gebet.“ [1]) Oldekop erwähnt in seinen Annalen, Luther habe im Jahre 1513 sein erstes Buch erscheinen lassen, der Titel sei mit über die Maßen großen rothen Buchstaben gedruckt gewesen und habe gelautet: **Preceptorium D. Marthini Lutheri**; der Inhalt habe aus den zehn Geboten bestanden und sei voll gewesen von Disputirmaterien, wie denn Disputiren des jungen Doktors beste Lust gewesen, wobei es ohne viel Hader und Zank nicht abgegangen. Auch auf der Kanzel sei er zu dieser Zeit heftig gewesen und habe die Sünde ohne Unterschied und Furcht gestraft. Von jenem Präceptorium hat sich indeß weiter keine Nachricht erhalten. [2])

Von Truttvetter läßt sich von selbst erwarten, daß er der Neuerung sich abgeneigt zeigte. Er ging 1513 nach Erfurt zurück, höchst wahrscheinlich, nachdem er dieselbe bekämpft, weil er die Vergeblichkeit seines Widerstrebens einsehen mochte, sich nicht heimisch fühlte in Wittenberg, im Wehen des dort mehr und mehr erwachenden neuen Geistes. Mischte sich vielleicht auch Eifersucht

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 26; Studia Lutheri.

2) Lüntzel a. a. O. 155.

gegen seinen ehemaligen Schüler ein? War er mit Luther in Widerwärtigkeiten irgend einer Art gerathen? Hing dies Alles vielleicht mit den übeln Nachreden, den Angriffen zusammen, die Luther von Erfurt her zu erdulden hatte, wovon weiter unten die Rede sein wird? Truttvetter's Abgang läßt schließen, daß die Reibungen 1513 im vollen Gange waren.

Heftige und die heftigsten Widersacher fand Luther an seinen nächsten Kollegen, Karlstadt und Petrus Lupinus. Mit ihnen hatte er häufige Disputationen, worin er mehr und mehr Sieger blieb. Er nahm seine Hauptgründe und Waffen gegen sie aus Augustin her und veranlaßte sie denselben zu lesen; sie lenkten zu ihm ein, gaben sich überwunden und wurden zuletzt „viel heftiger in der Sache als er selbst." So werden wir sie nach ein paar Jahren finden. „Ob aber wol seine Brüder und andere Ordensleute, bemerkt Mathesius, wider ihn disputirten, konnten sie doch wider ihn und seine festen Gründe nichts beständigs aufbringen oder erhalten, er drang mit der heiligen Schrift durch, und alle Sophisten und Skotisten mußten der heiligen Schrift, darauf er sich steuret, umstehen und ihn mit der Propheten und Apostel Lehre aufkommen lassen." Daß dies indeß nur allmälig geschah, daß der völlige Sieg noch nicht in diese Zeit fällt, bedarf kaum einer Bemerkung. [1])

Es waren also Principienkämpfe, Kämpfe für die Schrift- und wider die Schultheologie; für die Freiheit des Gedankens und der Rede und wider die fesselnde Autorität. „Man muß beweisen, nicht supponiren", sagte Luther. Es war der Anfang seiner Freiheitskämpfe. Die tiefsten Gegensätze, die verschiedenartigsten Geister platzten darin, um eines lutherischen Ausdrucks zu gebrauchen, gegen einander. Eben darin lag der erste Grund ihrer Bedeutsamkeit. Gegen Mönche, Pfaffen und deren Liederlichkeit und Habsucht, gegen das römische Babylon und ähnliche Aeußerlichkeiten ankämpfen, war verhältnißmäßig wohlfeil, leicht, gefahrlos. Darüber waren im Grunde Alle einverstanden, Anklagen und Rügen dieser Art waren seit unvordenklichen Zeiten tausendfach erhoben, ertönten eben jetzt wieder noch viel stärker und allgemeiner, man konnte dabei sicher auf großen Anklang,

1) Mathes. 1. Predigt. Tischreden, Walch XXII, 1531. *Rebenst.* II, 33.

Beistand der Vielen und Gefahrlosigkeit rechnen, wenn man nur nicht gar zu weit ging. Die Schule dagegen, kann man fast sagen, genoß nicht blos gleichen Ansehens wie Kirche und Papstthum, sondern gewissermaßen eines noch höhern, zum wenigsten bei den Gelehrten: der Widerspruch gegen sie war bei weitem nicht so heftig und bitter, er beschränkte sich auf weit engere Kreise. Wie genau hing sie aber auch wieder mit dem gesammten Kirchenthume zusammen. Die Schule angreifen, hieß zugleich das Papstthum und die Meinung angreifen, worauf eben das ganze Kirchenthum ruhte. Die Verdorbenheit des Klerus, die hierarchischen Uebergriffe, den Nutzen der Geistlichkeit antasten, war allenfalls verzeihlich, ließ einen Vertrag, eine Wiederherstellung zu, auch im schlimmsten Falle: aber eine neue Lehre aufbringen, ging ans Leben, schloß die Bedrohung der zeitlichen klerikalischen Anliegen ein, bedrohte die Grundlage des ganzen Ansehens, der ganzen Stellung der Hierarchie und weckte zugleich den Meinungs-, Gelehrten- und Glaubenseifer, indem es nichts Anderes war als Krieg gegen das Allerheiligste, das für unfehlbar, untrüglich, allein selig machend Geachtete. Pollich war mit seinem Anspruche, von theologischen Dingen rationabiliter zweifeln zu dürfen, nicht durchgedrungen. Er hatte das Ansehen des Aristoteles in der Theologie herunterzubringen gesucht, sich aber vergeblich bemüht: Aristoteles und die Doktoren hatten die Herrschaft nach wie vor, hier wie anderwärts. Noch immer sagten „alle Andern", man dürfe den Doktores nicht widerreden: nur Luther that es, seinen Widerspruch auf feste Gründe und die heilige Schrift stützend. An der freisinnigsten, vorgeschrittensten deutschen Universität wagte nur Einer den uns seitdem so geläufig gewordenen einfachen aber freilich unendlich folgenreichen Grundsatz aufzustellen und standhaft zu behaupten: man muß beweisen, und demselben Eingang und Geltung nur vorerst bei den Gelehrten an diesem Orte zu verschaffen, kostete ihm, nachdem er sich selber mit saurer Mühe von der Unterwerfung unter das Ansehen der Doktoren losgerungen, einen schweren und langen Kampf.

Wir dürfen dabei etwas sehr Wichtiges nicht außer Acht lassen. Er lehrte mehre Jahre hindurch seine Theologie unangefochten. Sie entfernte sich von den Grundlagen des kirchlichen Lehrsystems, welche für die wichtigsten galten, verwarf dieselben

sammt der herkömmlichen Methode. Sie stützte sich auf die Schrift in einer Weise, wie es die Kirche seit Jahrhunderten für bedenklich gehalten. Sie enthielt einen tiefen Gegensatz gegen so manche Dogmen, kirchliche Einrichtungen und Gebräuche, gegen die Hauptrichtung des kirchlichen Lehrsystems und der Kirche. Er griff die Autoritäten der Schule, die Unterwerfung unter Autorität an, forderte eine vernunftgemäße Behandlung der Theologie und wollte nur eine solche gelten lassen. Dennoch fand er nur wissenschaftliche Gegner, die Kirche schritt mit äußerer Macht, Drohung oder Gewalt, nicht gegen ihn ein, die kirchlichen Obern ließen ihn auf das Freieste gewähren.

Man kann sagen, es war die Gunst der wittenberger Verhältnisse, und anderwärts würde ganz Anderes geschehen sein. Auch suchte ihm die Kirche Schranken zu setzen, sobald er auf seiner Bahn bis zu einem gewissen Punkte vorgeschritten war. Dennoch erhellt unzweifelhaft, daß es die Kirche auf Unterdrückung aller Geistesfreiheit nicht abgesehen hatte, daß sie keinen überallhinreichenden und durchgreifenden Geisteszwang übte. Ja noch mehr, sie unterstützte und förderte (durch die Person des Oberhaupts selbst) wissenschaftliche Arbeiten und Bestrebungen, selbst die neuernden der Humanisten, gerade diese mit der meisten Gunst; und noch mehr, sie gestattete eine übertriebene subjektive Ungebundenheit der Ueberzeugung, eine wahre Zuchtlosigkeit der Geister in religiöser Hinsicht. Wir hörten und werden noch weiter hören, daß neuernde Theologen, Philosophen und Sprachgelehrte, Kleriker und Laien, die freieste Denkart bis zur Verleugnung des Christlichen und zum Eingehen in das Heidnische äußern durften, in Rom, am römischen Hofe selbst, und daß man eben dort solcher Denkart mehr oder minder zugethan war.

Allein selbst zu Wittenberg war es doch nur der einzige Luther, der mit einer solchen Theologie, solcher Richtung und solchen Grundsätzen auftrat. Alle Andern waren der Meinung, man müsse den Autoritäten der Schule sich unterwerfen, supponiren. Wie sehr mußten aber die Geister gebunden, mußte unfreie Ueberzeugung und Wissenschaft, Unterwerfung unter Autorität die Regel sein, wenn es selbst in Wittenberg so stand? Die Kirchengewalt schritt gegen Luther ein, sobald die Ergebnisse seiner Richtung offenbar wurden, sobald sie die Gefährdung des

Dogmas, des Ansehens und der Anliegen der Hierarchie in seinem Auftreten erkannte. So stand es: sie forderte Vermeidung jeder Lehre, welche dawider anstieß, oder doch, daß jede Lehre, welche einen Gegensatz dawider in sich schloß, geschwiegen werde, sobald der letztere zu Gefährdung ihres Ansehens und ihrer Stellung und Anliegen in das Leben einzugreifen begann. Dann auferlegte sie Stillschweigen, brauchte Drohung und Gewalt, wer sich ihrem Spruche nicht unterwerfen wollte. Die Freiheit der Bewegung, welche sie zuließ, ruhete, wieviel derselben sein mochte, nicht auf anerkanntem Rechte oder Grundsatze, sondern hing von ihrem Ermessen, ihrem Belieben ab. Sie war Feindin des Freiheitsprincips, weil sie die Freiheit nur bis zu einem bestimmten Punkte, auf einer gewissen Bahn, nur auf einer Seite gestattete und sie von ihrer Gestattung abhängig machte, dem Geiste mistraute und seine Einheit verkannte. Sie forderte meisthin nur eine formelle Anerkennung ihrer Rechte oder Ansprüche, gab sich mit formeller Uebereinstimmung der subjektiven Ueberzeugung mit dem Kirchenglauben zufrieden, und gestattete in der Regel, wenn dieser Forderung genügt wurde, Ungebundenheit der Ansichten und Aeußerungen bis zur äußersten Frivolität und Irreligiosität, so daß Jedermann heidnisch denken und handeln und der äußern Erscheinung nach als Glied der Kirchengemeinde leben und sterben konnte, wenn er den Kirchenglauben nur äußerlich gelten ließ, nur mit der Kirche sich abfand. Dies war jedoch nur Vergessenheit ihres Berufs und Gleichgültigkeit gegen religiöse Ueberzeugung, nichts weniger als wahre Achtung der von ihr gewährten Freiheit; und nicht so sehr Freiheit der christlichen Lehre und Ueberzeugung als jeder andern beliebigen Denkart, wäre es auch unsittlich-heidnische gewesen, fand Statt. Der Kirchenglaube wurde dadurch zur öffentlichen Lüge, die Kirche zum verhöhnten „gemeinen Irrthume." Gerade die Freiheit, wie sie gestattet wurde, war das offenbarste Zeichen der tiefen kirchlichen Verderbniß. Eine solche Freiheit zu wollen, kam Luther nicht in den Sinn. Gerade in ihr oder ihren Auswüchsen lag es, daß er den Humanisten sich nicht völlig zugewendet hatte und zuwendete. Er wollte Freiheit vom Heidnischen in der Schule und Kirche, indem er sich gegen die Autoritäten der erstern, namentlich die des Aristoteles, erhob. Indem er gegen Unterwerfung

unter Autoritäten sich erklärte, Beweise, ein freies, vernunftgemäßes Verfahren forderte, meinte er mit nichten die Freiheit eines ungebundenen oder gar entschieden ungläubigen Denkens und Lehrens, denn er lebte ganz im Glauben, das heißt in völliger Hingebung und Gebundenheit an den Erlöser, und begriff die Freiheit erst in der Einigung mit Gott durch Christum, während er sie dem natürlichen Menschen, dem außer dieser Einigung Lebenden, absprach. Die Verkündung der Lehre vom Glauben, das Streben und der Eifer, für sie zu gewinnen und dadurch den Glauben wieder zu befestigen, war es, wovon er ausging, was ihn in jene Kämpfe um Freiheit hineinzog. Die Freiheit, welche er forderte, war die der Erforschung und Verkündung der ursprünglichen christlichen Wahrheit. Diese aber, die frei machende, wollte er voll und ganz, sodaß sie den ganzen Menschen und das ganze Leben durchdränge. Schon im zweiten Buche wurde darauf hingedeutet, die Lehre von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben, worin er die ursprüngliche evangelische Verkündung fand, schloß grundsätzlich, sowie auf der einen Seite die strengste Unterwerfung unter den göttlichen Willen, auf der andern die völligste innere Freiheit von aller äußern Autorität und Satzung in sich: in Anwendung auf das Leben mußte sie auch die äußere Freiheit bringen, wie er denn eben durch sie Ablaß und Messe, Schul- und Kirchenautorität, Scholastik, Papstthum, Mönchthum und Priesterthum umwarf, eben durch sie aus der babylonischen Gefangenschaft der Kirche herausriß, so weit die Lehre vom Glauben Eingang fand. Die kleine Schrift: Von der Freiheit eines Christenmenschen, sprach es klar aus: „König und Priester ist der Christ und gelangt allein durch den Glauben zu solchen Ehren, frei ist er von allen Satzungen und über alle Satzungen, also, daß er keiner guten Werke dazu bedarf, daß er fromm und selig sei, sondern der Glaube bringt ihm Alles überflüssig." In der wirksamsten seiner Schriften, der von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, dreht sich Alles vornämlich um den Satz, daß der Christ durch den Glauben, der ihn mit dem Erlöser einige, von jeder andern Verbindlichkeit, von dem Joche jedes andern Gesetzes frei sei, daß weder der Papst, noch ein Bischof, noch ein Mensch, noch selbst ein Engel das Recht habe, dem Christen über seinen Willen hinaus etwas

vorzuschreiben, und daß nicht weniger als Alles, was der Papst in seinen Dekreten fordere und befehle, unrechtmäßig gefordert und befohlen werde. Die Freiheit, wie die Kirche sie verstand und begünstigte, die den Kirchenglauben bewachte, aber zufrieden war, wenn er äußerlich, wäre es auch nun als gemeiner Irrthum gewesen, respektirt wurde — gerade diese Freiheit, die den Glauben, Kirche und Religion zum Gespött machte, hatte vornämlich in Rom seine tiefste Entrüstung erregt. Die Freiheit der abweichenden Lehre wurde ihm innerhalb der Schule, als Lehre, wenigstens bis jetzt noch nicht gewehrt, allein wir erinnern uns, wie er seinen Doktorberuf verstand. Seine Ueberzeugung gerieth in eigentlichen Widerstreit mit dem Kirchenglauben, er wollte die völlige Freiheit für ihre Verkündung, wollte die Lehre auch in der Anwendung, wollte volle Uebereinstimmung des christlichen Denkens und Lebens nach seiner und nach deutscher Art, und dafür gab es in der Kirche Freiheit nicht, so liberal Päpste und Bischöfe die Wissenschaft pflegten, Forschung, Geistesbewegung, freie Aeußerung begünstigten. Er wußte es noch nicht, sollte es aber bald mehr und mehr erfahren und zuerst klar erkennen, was er, als der Streit ausgebrochen war und Vergleichsunterhandlungen gepflogen wurden, nach Hofe schrieb, wo man Ausgleichens unversöhnlicher Gegensätze sich befliß: „Ich kann mich in Eure Meinung nicht finden, wonach Ihr glaubt, es könne die heilige Schrift gelehrt werden, ohne den Päpsten zu nahe zu treten. Den echten Schriftinhalt zu vernehmen, ist päpstlichen Ohren unerträglich.“ [1])

Es mußte früher oder später zu einem heftigen Zusammenstoße kommen über seinem Schriftlehren und den damit so eng zusammenhängenden Kämpfen, in welche wir ihn jetzt verwickelt sehen, weil er die letztern nicht aus der Ferne führte, durch Schriften oder allein im Auditorium oder auf der Kanzel, sondern eben auf dem Disputirkatheder, Angesichts der Meister und Vorkämpfer der Schule, mit der erklärten Absicht, ihre Weisheit zu Schanden zu machen, mit dem Sinn und Muthe des Kampfs und des Siegs.

Hierin lag dann das Zweite und Dritte, weshalb diese

1) Leo, Universalgesch., III, 4, 72 f. Luther, Staatslexikon, 143.

Disputationen so wichtig und bedeutsam waren. Nach seinem Hange zur Insichgekehrtheit, seiner verschüchternden Erziehung, seinem Klosterleben, seiner innerlichen Richtung, seiner Verehrung des Positiven, der bestehenden Kirche und deren Obrigkeit, schien bei ihm Alles darauf angelegt, daß er, wie wir es nennen würden, ein doktrinairer Professor wurde, und wenn ein freisinniger Lehrer, doch ein solcher, der von den Zeitkämpfen sich fern hielt, sich hütete in sie verwickelt zu werden. Allein bei diesen Streiten offenbarte sich's nun nach einzelnen Anzeichen schon völlig, und um so deutlicher, eben weil bei ihm soviel auf das Entgegengesetzte hinweist, daß er ein Mann der That geboren, zu einem der Welt abgestorbenen Mönche, der ihm freilich noch lange und jetzt noch recht sehr anhing, nicht bestimmt war, daß er Wissenschaft und Leben nicht trennen konnte, daß er schon jetzt den Gedanken in sich trug, den er als Grundsatz späterhin so oft aussprach, daß er aus dem „Winkel" hervormüsse, wie mehr oder minder Jedermann. Von nahe und fern kommt er darauf. So deutet er, um ein Beispiel anzuführen, das wider den Misbrauch göttlichen Namens gerichtete Gebot dahin, es sei darin auch begriffen, „daß wir auch wehren sollen Andern, lügen, schwören, trügen, fluchen, zaubern und andere Weise mit Gottes Namen sündigen. Darinnen aber viel Ursachen gegeben werden, Gutes zu thun und Böses zu wehren; aber das größte und allerschwereste Werk dieses Gebots ist, schützen den heiligen Namen Gottes wider Alle, die sein misbrauchen geistlicher Weise, und ihn ausbreiten unter die Alle. Denn das ist nicht genug, daß ich für mich selbst und in mir selbst göttlichen Namen lobe und anrufe in Glück und Unglück; ich muß hervortreten, und um Gottes Ehre und Namens willen auf mich laden Feindschaft aller Menschen; wie Christus sprach zu seinen Jüngern Matth. 24, 9: Es werden euch feind sein, um meines Namens willen, alle Menschen. Hie müssen wir Vater, Mutter und die besten Freunde erzürnen. Hie müssen wir wider die Obrigkeit geistlich und weltlich streben, und Ungehorsame gescholten werden. Hier müssen wir die Reichen, Gelehrten, Heiligen, und Alles, was etwas ist in der Welt, wider uns erwecken. Und wiewol das sonderlich schuldig sind zu thun, denen Gottes Wort zu predigen befohlen ist; so ist doch auch ein jeglicher Christ dazu

verbunden, wo es die Zeit und Statt fodert. Denn wir müssen für den heiligen Namen Gottes setzen und dargeben Alles, was wir haben und vermögen, und mit der That beweisen, daß wir Gott und seinen Namen, Ehre und Lob über alle Dinge lieben, und in ihn über alle Dinge trauen und Gutes versehen; damit zu bekennen, daß wir ihn für das höchste Gut achten, um welches willen wir alle andere Güter fahren lassen und zusetzen." [1])

Bei dieser seiner Sinnesart und Persönlichkeit mußten diese Kämpfe um so gewisser heiß und entscheidend werden. Auf die erstere deuten auch die tadelnden Aeußerungen Oldekop's hin, denen er noch hinzufügt, es sei nicht eben unrecht, wenn die jungen Doktoren und Magister ohne Hader und Zanken disputiren könnten, das aber hätte Luther nicht wohl thun können. Dieser Oldekop gehörte, wie man sieht, den klugen Leuten, die wol die Wahrheit, doch ohne Streit und Unruhe, die wol das Feuer, aber ohne Hitze und Gefährde haben und Mohren gewaschen wissen wollen, aber ohne sie naß zu machen; einem Publikum an, das selbst in der frischen, gesunden Reformationszeit und im lebendigen Wittenberg nicht ganz fehlte und sich in den spätern elenden Zeiten und ihrer Versunkenheit so sehr verstärkte; das Lessing seiner Zeit für allzu ekel hielt und dem er zu sagen sich bewogen fühlte, es scheine vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken habe, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig sein würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten; nicht bloße Politesse sei es, wenn man den polemischen Ton nicht dulden wolle: er sei der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehäglich, den erschlichenen Namen so gefährlich; die Wahrheit habe noch bei jedem Streite gewonnen, der den Geist der Prüfung genährt, Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten, kurz, die geschminkte Unwahrheit verhindert habe, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.[2])

Wenn Luther nicht gern „gezankt" hätte, so würde er im erfurter Kloster verdumpft, in Wittenberg kein Wahrheitsentdecker geworden und mit seinem Funde nicht durchgedrungen sein.

---

1) Sermon von guten Werken (1520); Walch X, 1602.

2) Lachmann, Lessing's Werke, VIII, 210 f.

Auch hier gelangte man eben nur durch Zanken zu der großartigen Einigkeit, die sich in den nachfolgenden Stürmen so trefflich bewährte, so wichtig für Luther und seine ganze Sache wurde. Gerade sie hielt den ersten Sturmangriff ab, sie hätte es nicht vermocht, wenn die wissenschaftlichen und principiellen Gegensätze nicht rein ausgekämpft gewesen wären, und dies wiederum hing an der Hitze dieser gelehrten Streite, die noch einen andern Grund darin hatte, daß diese Mund gegen Mund geführt wurden. Lessing spricht an der erwähnten Stelle von Streitschriften, die jedoch ein weit sanfteres Kriegsmittel sind als mündliche Kämpfe. Die todte Schrift wirkt in viel weitern Kreisen als das lebendige Wort, dieses aber weit augenblicklicher und gewaltiger auf die Anwesenden. Wie leicht wird der Redner fortgerissen; der Schriftsteller mag so viel leichter an sich halten, Gedanken und Ausdruck wägen. Der Redner will unmittelbaren Eindruck machen und hat den Eindruck vor Augen, den er macht; die er besiegen, die er für sich gewinnen will, sind gegenwärtig, spornend wirkt auf ihn die Hoffnung des Siegs, die Furcht der Niederlage, die Aussicht auf allgemeine laute Zustimmung oder Misbilligung Vieler, die nicht zerstreut, nicht unbekannt mit einander sind; die Aussicht auf die Stärke, die er durch jene erlangen, die Ohnmacht, in welche er durch diese geworfen werden wird. Schlagartig sind hier die Wirkungen, welche angespanntern Anstrengungen und heftigern Erregungen folgen.

Der Erfolg der lutherischen Disputationen war Zustimmung Derer, gegen welche sie gerichtet waren, das Ende Friede mit ihnen, genug zum Beweise, daß es nicht Zanksucht war, was ihn antrieb, und daß er auch hier Maß hielt. An Verdächtigungen und Rügen konnte es freilich nicht ganz fehlen, doch können sie weder an sich bedeutend gewesen noch von bedeutenden Personen ausgegangen sein, da sich nur eine einzige unbestimmt lautende Nachricht über sie erhalten hat. Schon „über seine erste Disputation ward er der Zeit ein Ketzer gescholten und von Vielen verdammt, dieweil er alle Hohenschulen und Gelehrten zurücksetzen und des Herrn Jesu Christi Wort allein nöthig halten wollte zum Glauben und guten Gewissen, daraus man lernen

könne fröhlich vor den Gerichtsstuhl Christi kommen.“ [1]) Schwere innere Bedrängnisse und Kämpfe erwuchsen ihm dennoch daraus, und wenigstens Anfangs hatte er Niemand, an den er sich anlehnen konnte, als Staupitz. Sehr wohl erinnerte er sich aber auch noch in spätern Jahren, daß dieser „im Anfang, da das Evangelium aufging,“ zu ihm sagte: „Das tröstet mich am meisten, daß diese Lehre des Evangelii, das nun wieder an Tag kommt, alle Ehre und Preis allein Gott gibt, und den Menschen nichts; nun ist's aber je am Tage und offenbar, daß man unserm Herrn Gott nimmermehr zu viel Ehre, Gütigkeit u. s. w. zumessen kann.“ Luther setzt hinzu: „Ist es doch auch viel sichrer, daß man unserm Herrn Gott zu viel zuschreibe, wiewol man ihm nimmermehr zu viel zuschreiben kann, denn daß man den Menschen zu viel zuschreiben sollte. Denn da kann ich doch je getrost und fröhlich sagen: Laß es gleich so sein, daß die Kirche, St. Augustinus, sammt andern Lehrern; item, daß St. Petrus, Apollo, ja, auch dazu ein Engel vom Himmel herab, anders lehret; so ist dennoch meine Lehre der Art, daß sie den einigen Gott allein rein erkennen und demselben recht dienen lehret, und alle Menschen in ihrer Weisheit und Gerechtigkeit verdammet. Da kann ich ja nicht irren noch sündigen, denn ich gebe denen beiden, nämlich Gott und Menschen, einem jeden das ihm von Rechts wegen gebühret und eignet.“ [2]) Die Väter, die Kirche! Das war es, was ihm fortwährend die größeste Noth machte.

Angriffe von Erfurt her, 1513, 14, 15.

Mit den wissenschaftlichen Kämpfen, die er in seinem nähern Kreise bestand, fällt der Zeit nach eine kleine Fehde anderer Art zusammen, in welche er durch Angriffe von Erfurt her verwickelt wurde.

Genauere Nachrichten darüber fehlen gänzlich und die Sache bleibt daher dunkel. Nur zwei Briefe von Luther selbst geben den nöthigsten Aufschluß, sind indeß auch nicht ganz deutlich,

---

1) Mathesius, 1. Predigt.

2) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 1, V. 11 f. Walch VIII, 1678 f.

und genügen nicht zu einem vollständigen Urtheile. Es war ihm in Erfurt verübelt worden, daß er die Doktorwürde nicht dort genommen, da er doch der erfurter Universität seine gelehrte Bildung und die Magisterwürde zu danken habe. Am lautesten scheint im Augustinerkonvente über ihn geschrien, und der Wortführer ein Magister Nathin gewesen zu sein, der zugleich der Universität angehörte. Das früheste der beiden erwähnten Schreiben Luther's ist vom 16. Juni 1514 datirt und an den Prior Lohr und die Senioren des erfurter Augustinerkonvents gerichtet. Man ersieht, verschiedene Mitglieder desselben und an ihrer Spitze der genannte Nathin hatten ihm und andern Mitgliedern ihres Konvents Böses nachgeredet, worüber indeß jede weitere Andeutung fehlt. Dann hatte Nathin, Namens der Uebrigen, arge aufstachelnde Lügen und Lästerungen über ihn verbreitet, es scheint indeß nur durch Briefe, vielleicht aber auch durch eine Druckschrift. Luther hatte ein und noch einmal ins erfurter Kloster geschrieben, und endlich war ihm gar zu Ohren gekommen, Nathin schelte ihn meineidig, weil er die Doktorwürde in Wittenberg angenommen. Nun ist es richtig, daß nach den Statuten der Universität zu Erfurt der Bakkalaureus Biblikus schwören mußte, den Magistergrad nirgend als in Erfurt, und ebenso der Magister, daß er die Doktorwürde von keiner andern Universität annehmen wolle. Allein Luther war Biblikus erst in Wittenberg geworden. Soviel ist gewiß, wenn auch ein Dunkel darüber schwebt, wie es sich mit seinen Magistergraden in der theologischen Fakultät verhalten haben mag. Wir werden indeß sehen. Er kommt nun in seinem dritten Schreiben, dem ersten der uns vorliegenden (vom 16. Juni 1514) auf die Beschuldigungen zurück, gegen die er sich bereits zweimal verantwortet, denn er weiß nicht, ob die ersten Briefe bei den Augustinern in Erfurt angelangt oder vielleicht verloren gegangen sind. Nathin, sagt er, habe sich so verlogen und bissig über ihn geäußert, daß er sich fast hätte hinreißen lassen, über ihn und den ganzen Konvent eine volle Zornschale auszugießen. Indessen sei ihm kund geworden, daß viele, wenn nicht die Mehrzahl der Mitglieder des Konvents sich für ihn und wider Nathin erklärt hätten; er bitte daher, sie möchten verzeihen, wenn sie glaubten, daß ihnen durch die beiden ersten Briefe zu viel geschehen sei,

und die Schuld dem wüthigen Nathin beimessen, wider den er sich mit Recht ereifert habe. Was die neueste Beschuldigung desselben gegen ihn betreffe, so könne er nicht meineidig gescholten werden, weil er anderwärts als in Erfurt promovirt habe. Beide Universitäten und sämmtliche Mitglieder des erfurter Konvents wüßten es ja, daß er zu Erfurt das biblische Bakkalaureat nicht erhalten habe, und er sei sich überhaupt nicht bewußt, während seiner ganzen akademischen Laufbahn einen Eid der Art geschworen zu haben, wie er ihn jetzt gebrochen haben solle. Was zunächst weiter folgt, ist äußerst dunkel. Die ganze Stelle scheint fehlerhaft abgedruckt zu sein und der Originalbrief ist meines Wissens nicht mehr vorhanden. Luther läßt eine Drohung gegen Nathin folgen und bezieht sich weiter auf den Gehorsam, den er zu leisten schuldig gewesen, und darauf, daß der erfurter Konvent seine Annahme der Doktorwürde in Wittenberg ja mit einem Worte hätte verhindern können, es aber einmal nicht gethan habe und jetzt nicht mehr im Stande sei, an der Sache etwas zu ändern. Wir erinnern uns, er hatte dem Konvente seine bevorstehende Doktorpromotion, die er aus Gehorsam gegen „die Väter und den ehrwürdigen Vater Vikar" über sich ergehen lassen werde, angezeigt und ihn dazu eingeladen. Er schreibe deshalb, sagt er am Schlusse, weil er nicht wolle, daß die erfurter Theologen ihn für einen Verächter ihrer Universität hielten, welcher er sein ganzes Wissen wie einer Mutter verdanke; er verachte sie nicht und werde sie niemals verachten, obwol er anderwärts lehre und promovirt habe. Im Uebrigen möge der Streit nun ein Ende haben; „ich bin vollkommen ruhigen und besänftigten Gemüths gegen euch Alle, obwol ich aufgebracht war. Denn Gott segnet mich Unwürdigen aus der Maßen, so daß ich nur Ursach habe zu Freude und Liebe und wohlzuthun auch Denen, die das Gegentheil um mich verdient haben, wie ich selbst das Gegentheil von Dem verdiene, das ich vom Herrn empfange. Bitte also, seid auch ihr befriedigt und laßt die Bitterkeit fahren, wenn deren noch einige in euch ist, und beruhigt euch darüber, daß ich von euch geschieden bin, weil es der Herr so gewollt hat, dem nicht zu widerstehen ist." [1])

1) De Wette I, 12. Motschmann, Erste Fortsetzung, 11 ff.

Das zweite Schreiben, vom Januar 1515, ist an den Dekan und die übrigen Mitglieder der theologischen Fakultät zu Erfurt gerichtet und enthält einen ganz ähnlichen Rechtfertigungsversuch. Nathin hatte nicht geruht, es scheint, daß ihm endlich gelungen war, die Universität gegen Luther aufzubringen, der jetzt erst an sie selbst sich wendet. Er schreibt, im Lichte eines Meineidigen bei ihr dastehen zu sollen, sei doch zu arg, als daß er sich nicht zum Einreden gedrungen fühlen müßte. Wenn er gefehlt habe, so sei es jedenfalls unwissentlich geschehen. Er kommt sodann darauf zurück, daß er Biblikus in Erfurt nicht geworden. Das Nächstfolgende, obgleich der Originalbrief an einer Stelle durchaus unleserlich ist, gibt wenigstens einiges Licht auch darüber, wie es sich hinsichtlich seiner Magistergrade verhielt. Er schreibt: „Als ich hier Sententiarius geworden war und, nach Erfurt gerufen, den Anfang aufgeschoben hatte, bin ich zwar von eurer, ja sogar von unserer Fakultät unter lauter Schwierigkeiten zugelassen und aufgenommen; und als der Dekan Storheym anfing die Statuten mir vorzulegen..... wurde der Herr Doktor von dem ehrwürdigen Vater, Magister Nathin unterbrochen, der auf einem großen Stück Papier speciell (distinctim) Notizen hatte; was von Seiten des Biblikus oder Sententiarius zu lesen und zu beobachten ist, diktirte er ihm, damit er so Dasjenige, was zum Zweck diente, vorlese. Indem ich nämlich hieran ganz sicher mich erinnere, so daß ich mir eines geleisteten Eides durchaus nicht bewußt bin, bekenne ich, daß ich auf's Allerstärkste bezweifle, daß das auf den Biblikus sich Beziehende, worin der in Rede stehende Eid enthalten, wie ich höre, mir vorgelesen ist, noch mehr, daß ich es beschworen." Er setzt hinzu, daß ihm nichts willkommener gewesen sein würde als eine Aufforderung dazu, die ihm als Schild gegen Den hätte dienen können, der ihm befohlen zu promoviren, was er nicht blos nicht erstrebt, sondern bis zur Beleidigung der Autorität abzulehnen gesucht hätte, bis er dazu gezwungen wäre, der Gehorsamspflicht zu genügen, wodurch er denn ohne sein Wissen und ohne daß Diejenigen, deren Schuldigkeit es gewesen, ihn aufmerksam gemacht, in Erfurt Anstoß gegeben habe.

Er war also auch Sententiarius zu Wittenberg, dann aber gleichfalls zu Erfurt geworden, es scheint, weil von hier aus

Einrede geschehen, die Sache in Wittenberg noch nicht perfekt geworden war, oder aber, er nahm in Wittenberg vielleicht den ersten und in Erfurt den andern Magistergrad des Formatus. Seine Zulassung war erst erfolgt, nachdem man ihm Schwierigkeiten gemacht. Er hatte den Anfang der Vorlesungen verschoben, zu denen er als Sententiarius verpflichtet war, sei es, daß die erfurter Reise, die in das Jahr 1511 oder 1512 gefallen sein muß, den Aufschub verursacht, oder daß er — das Wahrscheinlichere — nicht über die Sentenzen lesen wollte: Zeichen einer schon damals sehr entschiedenen Abwendung von der Scholastik. Auch hat er sicher nicht gelesen über die Sentenzen; es würde sich doch irgend eine Nachricht darüber erhalten haben. Auch zur Magisterpromotion hatte ihn Staupitz, der ohne Frage gemeint ist, nöthigen müssen. Als er sich, was nun den Streitgegenstand betrifft, in Erfurt befand, wollte ihm Storheym die Statuten vorlegen, allein Nathin unterbrach den Letztern und ließ nur einiges Specielles, das zu den Pflichten der biblischen Bakkalaureen und der theologischen Magister gehörte, vorlesen. Luther also schwor gar nicht, er bezweifelt selbst, daß ihm Das vorgelesen sei, worauf es eben ankam. Er sagt im Folgenden, sollte man ihm nicht glauben wollen, so genüge ihm das Zeugniß seines Gewissens und Gottes selbst. Dann fährt er fort, er begehre nicht völlig schuldlos dazustehen, indem man ihm einwenden könne, möge er Vorgelesenes nicht gehört, möge er nicht geschworen haben, er sei einmal Mitglied der erfurter Universität und hätte deren Statuten kennen müssen, in welchen der fragliche Eid enthalten sei; die Universität zu Erfurt sei ihm Mutter, und es gebühre ihm nicht, wider sie zu streiten, sondern sie zu ehren. Er fügt hinzu, er wolle zugeben, daß er, nach dem strengen Rechte, ob auch ohne Wissen und Willen, gefehlt habe, und bitte daher mehr um Erlaß der Schuld als der Strafe, wenn nicht Beides gewährt werden könne. Am Schlusse sagt er, längst hätte er daran gedacht, persönlich sich in Erfurt zu entschuldigen, wenn er nicht durch Geschäfte davon „bis jetzt" zurückgehalten wäre. Um so wahrscheinlicher ist die Nachricht, daß er im Jahre 1515 eine Reise nach Erfurt gemacht. Es war eben die beabsichtigte, wovon er hier spricht und die er noch auszuführen nöthig erachtete, um die Erfurter zu besänftigen. Wenn

jene Nachricht weiter dahin lautet, daß er im Dome gepredigt habe, und zwar: „daß die armen Sünder ohne Verdienst gerecht würden," so ist dies den Umständen nach nur aller Wahrscheinlichkeit gemäß. [1])

Ein Uebersehen scheint in der That begangen zu sein und zwar von mehren Seiten. Luther promovirte aus Gehorsam, hätte aber die erfurter Statuten kennen oder sich genauer von ihrem Inhalt unterrichten, mit einem Worte, an Dinge denken sollen, woran freilich Andere auch nicht dachten, denen es gebührte daran zu denken: Staupitz namentlich. In Erfurt war bei seiner angeblichen Vereidung offenbar gefehlt. Der Zusammenhang ergibt, daß man anfangs die Sache nirgend sehr schwer genommen, daß erst Nathin, indem er aus einem unabsichtlichen Vergessen ein großes Verbrechen machte, den Anstoß dazu gab, daß das Geschehene so angesehen wurde, wie man es 1514 und bei der Universität 1515, zwei und drei Jahre nach Luther's Doktorpromotion, ansah. Die Fehde zeigt übrigens, daß Luther um diese Zeit schon eine gewisse Bedeutung erlangt, sein Ruf sich auch außer Wittenberg verbreitet haben mußte. Es blickt durch, er hatte Neid in Erfurt erregt. Der Unwille der dortigen Universität und Nathin's Angriffe beweisen, daß Gewicht auf ihn gelegt wurde. Zu Anfang scheint er gar nicht daran gedacht zu haben, daß die Universität Nathin's Ansicht zur ihrigen machen könnte; er scheint aufgebraust zu sein, und tritt

---

1) Das Schreiben Luther's ist in dem Programm der öffentlichen Prüfung der Gymnasialschüler zu Trier 1829 S. 6 nach dem Original abgedruckt, das ehedem in der Bibliothek des dortigen Karthäuserklosters aufbewahrt und dem Herausgeber vom Karthäuser Block überlassen wurde. Mir liegt eine Abschrift vor, die Hr. de Wette aus seinem Vorrathe von lutherischen Briefen mir mittheilte, welche sein großes Sammelwerk zu vervollständigen bestimmt sind und hoffentlich bald vervollständigen werden. Noch die Bemerkung: die Worte des Briefs Haec enim tenens etc. bis sim können keinen Satz für sich bilden; statt et wird wahrscheinlich ut, oder statt sim vielleicht sum zu lesen sein. — Spiker, Anh. 64 f., wo die betreffende Nachricht aus einer erfurter Chronik abgedruckt ist. Spiker will aus einem Briefe Luther's an Spalatin schließen, die Reise, wovon da die Rede, sei wahrscheinlich diese erfurter gewesen. Allein jener Brief ist vom 26. Dec. 1516, nicht 1515 datirt, und steht bei de Wette I, 47, nicht 9.

gegen seine Ankläger sehr entschieden und kräftig, ob auch versöhnlich und selbstbeherrschend, auf. Man sieht in seinem Schreiben an den Konvent nichts mehr von dem „schwachen und kranken Bruder," der sich einbildet, er habe nicht lange mehr zu leben. Von dergleichen hat auch das Enschuldigungsschreiben an die Fakultät nichts, während in jenem andern ein starkes Selbstgefühl sich ausspricht und aus dem Nachdrucke, womit er sich vernehmen läßt, deutlich hervorgeht, daß er bei aller Friedfertigkeit doch auch bereit ist, den Krieg sich gefallen zu lassen, wenn es sein muß. Es liest sich heraus, daß er an den letztern in seiner nächsten Umgebung schon gewöhnt war.

Es war aber auch eine kriegerische kräftigende Zeit in der deutschen Gelehrtenwelt, ebenso wie in andern Kreisen die Fehde ihren Fortgang hatte, Alles in Gährung war, Jeder sich rührte. In der Gelehrtenwelt lagen die Humanisten und Dominikaner eben jetzt, und seit Luther in seine neue Thätigkeit und Entwickelung eingetreten war, auf's Härteste wider einander. Was oben bemerkt wurde, gilt von Luther in dieser um ein paar Jahre vorgeschrittenen Zeit noch mehr. Er konnte dem Kampfe, der eben in diesen letztern Jahren an Verbreitung, Hitze und Theilnahme zugenommen, um so weniger gänzlich fern bleiben, da er jetzt selbstthätig mitten in der Zeitbewegung stand und sowol als Ordensmitglied, wie als wenigstens halber Humanist zu den Angegriffenen gehörte. Denn sowol jene als diese schienen die Sache mehr und mehr auf ein Sein oder Nichtsein der Gegner stellen zu wollen. Den Humanisten müssen wir ihn jetzt beizählen, sofern er mit denselben in so mancher freiern Ansicht zusammentraf, mit solchem Eifer auf die ältern Sprachen sich legte und die klassische Gelehrsamkeit in der Theologie anwendete; auf humanistischer Seite stand er, sofern er aus Reuchlin's Büchern lernte, und studirte er des Letztern linguistische Werke, so lag es ihm um so näher, auch von den Streitschriften und Streitigkeiten Kenntniß zu nehmen, welche durch dieselben veranlaßt waren.

Die Reuchlinistenfehde. — Stellung zu ihr.

Oben ist aufmerksam darauf gemacht, daß er nach Wittenberg gerade zu der Zeit gekommen sei, als eifernde Gegner der

Humanisten sich mit einem Angriffe auf einen der bedeutendsten unter denselben hervorgethan, woraus der erbitterte, verwickelte und langwierige Mönchs- und Gelehrtenkrieg, die Reuchlinistenfehde sich entsponnen. Wir müssen uns das Hauptsächlichste aus der Geschichte ihrer Entstehung und ihres Fortgangs bis in das Jahr 1514 vor Augen halten, um die Stellung, welche er in ihr einnahm, und die Einwirkungen, welche sie auf ihn übte, völlig übersehen und beurtheilen zu können.

Der Entstehung und Verbreitung der humanistischen Studien in Deutschland ist bereits gedacht, auch der Gründe, aus welchen die ganze humanistische Richtung den eingefleischten Scholastikern, Hierarchen und Mönchen, überhaupt den Anhängern des Bestehenden und Hergebrachten in der Schule und Kirche, zum wenigsten, sobald sie eine gewisse Bahn nicht inne hielt, zuwider sein mußte, ja, auch vom religiös-christlichen Standpunkte aus beurtheilt, geeignet war, mehr oder minder gegründete Bedenken zu erregen. Man darf nur nicht vergessen, daß es nach der noch immer vorherrschenden Ansicht außer dem kirchlichen kein echtes Christenthum, keine wahre Religion gab, und daß auch Unbefangenere vollkommen ehrlich der Meinung sein konnten, daß der Humanism die letztere ernstlich gefährde. Sie mochten mancherlei Mängel in allen Theilen des kirchlichen Wesens erkennen; allein die Kirche hatte das Christenthum bis auf diesen Tag in den ihr eigenthümlichen Formen überliefert und beschützt. Sie war gegründet und groß geworden und schien auch nur erhalten werden zu können durch Scholastik und Mönchthum, Lehrsystem und Methode, Universitäten und Ueberwachung der Studien, wie dies Alles nun einmal war. Nicht Wenige hatten ein Gefühl davon, Andere erkannten es deutlich, die neue und die alte Richtung — wir bemerkten auch dies schon, konnten neben einander auf die Länge nicht bestehen. Es war zu erwarten, daß bei irgend einem Anlaß ein Kampf zwischen ihnen auf Leben und Tod sich erheben würde, weil das Alte allein bestehen und sich auch nicht einmal umbilden lassen, das Neue aber das Alte nicht blos umbilden, neben ihm sich geltend machen wollte, sondern ihm gleichfalls das Dasein nicht gönnte und in diesem selber angriff oder doch Miene machte, dies thun zu wollen, einen Gegensatz in sich schloß, der keine völlige Vermittlung zuließ.

Diese Verwickelung, diese Nothwendigkeit fand nicht eben in Italien, sondern derzeit nur in Deutschland statt. Die italischen Gelehrten hatten den Gegensatz des Humanism am früheſten und völligſten herausgebildet, jedoch bei der allgemein und grade beim römischen Hofe und der höhern Geistlichkeit verbreiteten sittlich-leichtfertigen und religiös-gleichgültigen Denkart oder äußerlichen, abergläubischen, durch den kirchlichen Mechanism befriedigten Frömmigkeit keinen erheblichen Widerstand gefunden, sowie sie ihrerseits sich gehütet, in irgend ein ernstes Zerwürfniß mit der Kirche oder Hierarchie zu gerathen. Es war der religiöse, sittliche und wissenschaftliche Ernst und der gründliche jetzt lebendig wie je sich regende Freiheitssinn der Deutschen, der in Deutschland einen schweren Zusammenstoß der neuen und alten Wissenschaft bedingte. In Italien vereinigte man sich in Irreligiosität oder Indifferentism und ließ die kirchliche Lehre und die Kirche, wie sie waren, das abergläubische Volk behielt seinen Kultus, die Hierarchie ihre Pfründen, die Empfindungen und Interessen blieben unverletzt. Im Weltlichen und Geistigen kannten die Wälschen nur Zügellosigkeit oder Dienstbarkeit. Sobald die deutschen Gelehrten durch ihre humanistischen Studien auf Prüfung des kirchlichen Lehrsystems oder Beschäftigung mit solchen Gegenständen, welche irgendwie damit zusammenhingen, hingeführt waren oder durch dieselben neue Mittel dazu erlangt hatten, machten sie — ich spreche von einer großer Anzahl und der Mehrzahl eben der Bedeutendsten unter ihnen — sogleich den tiefsten Ernst daraus, und gleichen Ernst für das Hergebrachte setzten ihnen die Gegner ihrer Ansichten, ihrer Beschäftigungen und Richtung entgegen. Beide Theile kamen mit nichten darin überein, Religion und Kirchenlehre und Praxis zu belächeln, dem großen Haufen das Hergebrachte zu gönnen und zu lassen, die Aufklärung für sich zu behalten und sich in die Vortheile des Bestehenden zu theilen; sondern die einen waren auf eine wissenschaftliche und religiöse und kirchliche Erneuerung, ihre Gegner auf Erhaltung der Wissenschaft im alten Sinne und der hergebrachten, religiösen und kirchlichen Zustände bedacht; und während in Italien das Volk geflissentlich aus dem Spiele gelassen wurde, zog man es in Deutschland ebenso geflissentlich in den Bereich der Absichten und später in den Streit hinein. Die

Humanisten suchten ihre neuen Kenntnisse und Begriffe allgemein zu machen, indem sie sich an die gelehrte Welt, die Gebildeten zwar zuerst wendeten, aber dann sogleich bemüht waren, durch Unterricht und belehrende Schriften die Jugend und alle Stände zu gewinnen. Ihre Gegner bemüheten sich gleichfalls um eine Stütze im Volke, trachteten die Universitäten nach wie vor zu beherrschen, suchten sich so gut als möglich im Besitze des gesammten Unterrichts zu behaupten, boten jedes Mittel auf, die Gelehrten festzuhalten oder einzuschüchtern und die Volksmassen zu fanatisiren. Ein Principien- und Interessenkrieg zugleich wurde der Kampf in Deutschland mit stark und mehr und mehr hervortretenden religiösen Beziehungen. Wir ließen nicht außer Acht, daß auch in den deutschen Humanism etwas von der wälschen Art eingedrungen war. Der Angriff richtete sich nicht gerade zunächst gegen die sittlich und religiös-leichtfertigen und gleichgültigen Humanisten, sowie auch nicht diese, sondern vielmehr jene humanistischen Gelehrten die Vorkämpfer waren und lange die eigentliche Last des Kriegs trugen, die sich am anhaltendsten und im größesten Ernst mit Studien abgaben, welche die nächste Beziehung auf die theologische Wissenschaft und das religiöse Leben hatten. Allein auch sie schienen Mitschuldige am Hereinbrechen des Heidenthums in die Kirche zu sein, wol gar die meiste Schuld zu tragen; sie waren jedenfalls die stärksten Stützen der Neuerung. Von religiösem Ernst und Eifer waren die Feinde Reuchlin's zum großen Theile, wie er selbst, durchdrungen. Doch mischte sich bei ihnen — denn nicht die ehrlichen, ernsten, scholastischen Doktoren standen wider ihn im Vordergrunde und fingen den Streit an — von Anfang mehr Romanisches, Berechnung und Berücksichtigung des Nutzens, List und unlautere Leidenschaft, Fanatism und Zelotenthum in denselben hinein, wie sie denn Zöglinge und Vorkämpfer des Romanism waren. Reuchlin's Humanism war durchaus religiös, seine Frömmigkeit die innigste, aufrichtigste, berechnungsloseste, obwol sie dessenungeachtet der Anklage der Unchristlichkeit Raum gab. Er war das Urbild, der echteste und angesehenste Vertreter des deutschen Humanism, darum kehrte sich die Feindschaft gegen diesen eben wider ihn. Weil der Streit von einem Angriffe auf ihn seinen Anfang nahm, weil er Denen angehört, welche zu dieser Zeit

auf Luther wesentlich eingewirkt haben, und um ein sicheres Urtheil der Aeußerungen Luther's über ihn zu gewinnen, wird es erforderlich sein, einen Augenblick bei ihm und seinen Bestrebungen und Leistungen zu verweilen, und zwar so, daß besonders hervorgehoben wird, was geeignet war, Luther günstig für ihn zu stimmen, für den er ziemlich eben so bedeutend wurde, wie für Hutten und Andere mehr.

Er war 1455 zu Pforzheim wie Luther in niederem Stande geboren, hatte Sprachen, Theologie, zuletzt Rechtswissenschaft studirt, seit 1474 zu Basel Lateinisch und Griechisch gelehrt, die alten Schriftsteller erklärt, die aristotelische Philosophie aus dem Aristoteles selbst vorgetragen, was ihm die gehässigsten Vorwürfe von den Lehrern zuzog, die sich von seinen Schülern im Philosophiren und Lateinsprechen und Schreiben übertroffen fühlten, es übel empfanden, daß ihre vermeintlich aristotelische Philosophie durch seine Aufklärungen großentheils als nichtaristotelisch erschien, es für ein gefährliches Verbrechen gegen die Kirchengesetze erklärten, die Sprache und mit ihr die Irrthümer der von der katholischen Kirche verdammten schismatischen Griechen zu verbreiten. Aehnliches war Erasmus in England begegnet, als er bei seinem dortigen Aufenthalte die griechischen Studien in Aufnahme brachte. Die Skotisten und Thomisten nannten es Ketzerei und suchten es auf die gehässigste Weise zu verhindern. Die deutschen Finsterlinge unter den Scholastikern und Mönchen sollten den Versuch machen, ihren Spruch: ein guter Grammatiker ein Häretiker, in ärgster Uebertreibung zur Anwendung zu bringen. Graf (nachmals) Herzog Eberhard der Bärtige von Würtemberg nahm Reuchlin 1482 mit nach Rom als einen Mann, der besser lateinisch redete, als man es in Italien von den Deutschen gewohnt war; 1492 ließ er sich von ihm als seinem Rathe nach Linz zu Friedrich III. begleiten, der ihn in den Adelstand erhob, auch zu seinem Rathe ernannte und ihm die damals noch bedeutende Pfalzgrafenwürde ertheilte. Doch blieb er volks- und bürgerfreundlich; er gehörte zu Denen, die zu der Zeit den Ton angaben im lauten Tadel schmeichlerischer nichtsnutziger Hofleute und Fürstenräthe. Von dem kaiserlichen Leibarzte, dem Juden Jehiel Loans, lernte er Hebräisch, worin er sich von dieser Zeit an durch Zuziehung jüdischer Rabbinen immer mehr vervollkommnete. Nach Graf Eberhard's des Aeltern Tode (1495) begab er sich zu dem Kur-

fürsten von der Pfalz, Johann von Dalberg, der ihn sehr wohl aufnahm und ihm eine Gesandtschaft nach Rom auftrug. Als Herzog Ulrich zur Regierung gelangt war, kehrte er nach Würtemberg zurück und erhielt 1502 eine der drei Richterstellen am schwäbischen Bunde. Sein schon zu Basel herausgegebenes lateinisches Wörterbuch verdrängte die ältern scholastischen, seiner griechischen und hebräischen Grammatiken und Wörterbücher wurde schon gedacht. Die Zeitgenossen schlugen den Werth dieser Arbeiten so hoch an, daß wir uns jetzt nur noch schwer einen Begriff davon machen; sie geriethen darüber in eine wahre Extase. Reuchlin wie kein Anderer war für Verbreitung und Empfehlung der klassischen Studien und Literatur in weitern Kreisen unermüdlich und erfolgreich thätig. Er bildete eine Menge guter Köpfe aus, unter ihnen seinen nachmals so berühmten Vetter Melanthon. Er trieb selbst die Sprachstudien mit religiöser Begeisterung. Von Anfang war er von dem lebendigsten Wahrheitseifer beseelt gewesen; dieser und „der hohe Werth der heiligen Schrift" hatte ihn zu jenem mühevollen Unternehmen, dem hebräischen Wörterbuche, getrieben, dem er auch einen bedeutenden Theil seines Vermögens geopfert, das er mit gerechtem Selbstgefühl ein „bisher unerhörtes Werk" nennt. Er wünschte aus der reinen unverfälschten Quelle, dem hebräischen alten Testamente, die darin enthaltene Wahrheit und Hinweisung auf das Christenthum und dessen Begründer kennen zu lernen, überhaupt die Schriftstudien emporzubringen, sowol um dem im Scholasticism sich bekundenden Verfalle der Theologie, als der Richtung des Humanism entgegenzuarbeiten, nach welcher derselbe von der Theologie, der Schrift, der ernsten Beschäftigung mit religiösen Dingen hinwegführte. Dies bewog ihn um so mehr, seine Sprachkenntnisse selbst unmittelbar zur biblischen Auslegung anzuwenden. Sehr bedeutsam für die Einflüsse, die er auf Luther und wie Andere vorbereitend auf dessen Wirksamkeit übte, fand er in der Schrift eine andere Rechtfertigungslehre als die der Scholastik. Wie schon erwähnt, entdeckte und verbesserte er mancherlei Fehler in der geheiligten Vulgata. Auch auf dem Felde der Philosophie versuchte er sich, gab sich große Mühe, eine selbständige zu begründen. Ein freierer Geist der Forschung ging von ihm aus. Er half jenen Grundsatz verbreiten, daß die römische und die all-

gemeine Kirche unterschieden werden müsse; er ging noch weiter: die Bestimmungen der römischen Kirche könnten als untrüglich nicht gelten, ihre Aussprüche nicht für bindend angesehen werden, wenn sie nicht mit der Wahrheit übereinstimmten. Indeß drang er zu völliger Unbefangenheit und Folgerichtigkeit nicht hindurch. Er meinte sich streng innerhalb der von der Kirche gezogenen Schranken halten zu müssen, die Einzelnen hielt er für verpflichtet, ihre subjektiven Ansichten der Autorität der Kirche als dem Objektiven zu unterwerfen. [1])

Mit diesem Manne nun, dessen Ansehen auch auf dem allgemeinen Rufe eines gediegenen würdigen Charakters und eines fleckenlosen sittlichen Wandels ruhete, der in und außer Deutschland berühmt war, sich anerkannt mit Erasmus in den Principat der Gelehrsamkeit theilte, als ein eben so großer Geschäfts- und Staatsmann wie Gelehrter und Schriftsteller gepriesen, von dem jüngern Geschlechte enthusiastisch verehrt wurde, den die deutschen Zeitgenossen den Phönix ihres Jahrhunderts, den Ruhm ihres Vaterlandes, den Lehrer ihres Volkes nannten, geriethen die kölner Theologen in Streit. Man kann sie die Hefe der Scholastiker der frühern barbarischen Zeit, die beschränktesten und verfolgungssüchtigsten von Allen nennen. Sie waren fanatische Thomisten, und an der Spitze standen Dominikaner, nicht minder fanatische Ketzermeister, die hier einen Hauptsitz ihres Ordens und der Inquisition hatten, sowie die kölner theologische Fakultät das eigentlichste Bollwerk des Scholasticism in Deutschland war. In den Streit mit Reuchlin wurden sie, wie es scheint, mehr zufällig verwickelt, als daß sie ihn absichtlich und arglistig gesucht hätten. Indeß trat bei ihnen feindselige Absicht und ränkesüchtige Bosheit bald hervor. Sie waren von Haß gegen die Humanisten erfüllt, einem insofern berechtigten Hasse, als er von der Ansicht, daß jene das Christenthum gefährdeten, und von dem Eifer, dasselbe gegen sie zu schützen, ausging, wogegen dann aber ihre Auffassung des Christenthums die beschränkteste war, indem sie darunter die finsterste Priesterlehre verstanden. Ihr Haß galt überhaupt der Aufklärung und war auch nach dieser Seite insofern berech-

1) Mayerhoff a. a. O. 53 und sonst. Schröckh XXX, 226. Erhard II, 148 ff., 203 ff. Eine vortreffliche Schilderung bei Ranke a. a. O. Münch, Hutten's Werke, IV, 629. Villers a. a. O. I, 37.

tigt, als ihr Christenthum in der That des Aberglaubens und der Blindgläubigkeit im Volke, in den Laienständen, zum Bestehen bedurfte. Auf ihre äußern Gewaltmittel vertrauend, die Geistermacht der neuen Begriffe nicht ahnend, roh und zelotisch, hatten sie wol längst auf Verfolgungspläne gesonnen. Wie dem sei: sie wagten sich oder geriethen zu böser Stunde an das Haupt der deutschen Humanisten. „Unter Allen, sagt Luther, sind die Prediger und Minoriten, oder Barfüßer, die fürnehmsten und gewaltigsten Helfer und Vertreter des Papst gewest. Die Dominicastri und Predigermönche sind die ruhmräthigen und herrlichen Atlanten und des Papst Träger. Die wollten gern Ehre erjagen aus Anderer Schande, wenn sie die Leute schmäheten; konnten gelehrte Leute nicht leiden, sie wolltens allein sein. Ich meine, sie haben sich redlich am Dr. Reuchlin verbrannt und haben sich viel wider mich unterstanden und seltsame Practiken getrieben, aber nicht ohne ihr Unglück." Allerdings spielten sie späterhin gegen ihn dieselbe unwürdige, ruhm- und glücklose Rolle.[1])

Sie meinten wahrzunehmen, daß Reuchlin die Weisheit der Rabbinen höher stelle als die christliche Wahrheit, erblickten in der Ueberschätzung der erstern Gefahr für das Christenthum und leiteten diese Ueberschätzung, diese Gefahr aus dem humanistischen Eifer für die Sprachstudien ab: sehr unlautere Beweggründe traten bei ihnen hinzu, sie gehörten zum Theil nicht zu den erleuchteten, zum Theil waren sie die finstersten Köpfe. Ein ehemaliger, von ihnen bekehrter Rabbine, Johann Pfefferkorn, ein hochmüthiger, eitler, ehrsüchtiger und gegen Recht und Wahrheit gleichgültiger Mensch, gab im Jahr 1508 eine Schrift heraus, in welcher er seinen vormaligen Glaubensgenossen die unerträglichsten Lästerungen gegen das Christenthum Schuld gab und seine Behauptungen aus dem Talmud nachzuweisen suchte. Daß der letztere und ähnliche Bücher die Ursache der Halsstarrigkeit der Juden sei, war eine mittelalterliche Ansicht, und daß ihnen dieselben weggenommen würden, schon von Gregor IX. und Innocenz IV. angeordnet. Die Kölner verzehrte der Eifer, das Haus des Herrn, das Christenthum oder vielmehr das von ihnen damit verwechselte Pfaffenthum gegen die Sprachgelehrten zu schützen.

1) Tischreden, Walch XXII, 1454.

Pfefferkorn und die Dominikaner brannten vor Begierde, der Erstere sich einen Namen zu machen, die Letztern ihren fanatischen Judenhaß und ihre Habsucht zu befriedigen, indem sie reiche Lösegelder von den Juden zu erpressen hofften. Sie hatten Pfefferkorn angestiftet, forderten durch ihn den Kaiser auf, den Juden die Auslieferung aller jüdischen Bücher mit Ausnahme des alten Testaments anzubefehlen, sprachen Maximilian gutachtlich das Recht zu, gegen die Juden als Ketzer zu verfahren, und forderten ihn auf, ein Inquisitionsgericht gegen sie einzusetzen. Es war noch bedenklicher als gehässig. Zu welch einer entsetzlichen Kraftentwickelung hatte es die Inquisition in Spanien binnen kurzer Zeit gebracht, und sie war von einer Judenverfolgung ausgegangen. Max war blind und schwach genug, dem Pfefferkorn im August 1509 eine Vollmacht zu ertheilen, wonach er die Juden an allen Orten zur Ablieferung ihrer Bücher auf die Rathhäuser fordern und die Schmähbücher wegnehmen und verbrennen sollte, doch so, daß an der anzustellenden Untersuchung die Ortsbehörden Theil zu nehmen hätten. Sei es nun, daß Pfefferkorn und die Kölner nur von wüthigem Glaubenseifer getrieben waren, daneben auf eine Gelderpressung ausgingen und tiefer liegende Pläne anfangs nicht hatten, insbesondere es auf Reuchlin erst im Verlaufe des Handels absahen, oder daß sie schon damals gegen die hebräischen Studien und Reuchlin etwas im Schilde führten, indem sie darauf rechneten, Reuchlin die Grundlage seiner Weisheit und seines Ansehens zu entziehen, ihn zu veranlassen, sich zum Anwalt der Juden aufzuwerfen und dadurch ihrer Inquisitionsgewalt zu verfallen; sei es, daß Pfefferkorn ihm eine Falle stellen oder seinem Vornehmen durch Reuchlin's Ansehen ein um so größeres Gewicht zu geben wünschte und so sehr beschränkt war, nicht zu erkennen, welch ein Misgriff darin lag: er begab sich zu Anfange des Jahres 1510 zu ihm nach Stuttgart und forderte ihn auf, ihn bei seinem Geschäfte zu unterstützen. Reuchlin wies die unverschämte Zumuthung zurück. Pfefferkorn fing an, seiner Vollmacht gemäß zu verfahren, allein es wurden ihm an mehren Orten von den Obrigkeiten Hindernisse in den Weg gelegt. Er forderte neue Machtbefehle vom Kaiser, der im Juli 1510 eine gründliche Untersuchung der Sache anordnete. Der Kurfürst von Mainz sollte durch die Universi-

täten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg, auch durch Jakob von Hochstraten, Doktor der Theologie und Ketzerrichter zu Köln, längst bekannt durch Stolz, Eigennutz, Herrschsucht, wüthenden hierarchischen und scholastischen Fanatism, ferner durch Viktor Korb, einen zweiten getauften Juden und Judenfeind, bekannt als schwach und unwissend, sodann durch andere Sachkundige, unter welchen insbesondere Reuchlin genannt war, die Frage begutachten lassen, ob es göttlich, löblich und dem christlichen Glauben nützlich sei, die Bücher der Juden — denn jetzt war von denselben überhaupt mit Ausnahme des alten Testaments die Rede — zu vertilgen. Reuchlin fing schon damals an das versteckte Spiel zu durchschauen, er kannte die Macht der Anstifter, äußerte sich aber in seinem Gutachten obwol vorsichtig, doch äußerst duldsam und rechtliebend. Er führt darin an, was für die Ansicht gesagt werden könne, wonach den Juden ihre Bücher weggenommen und verbrannt werden sollten, erklärt sich aber dawider. Da Luther gerade über dies ohnehin in dem ganzen nachfolgenden Streite sehr wichtige Gutachten ein Urtheil abgibt, so müssen wir uns das Wesentlichste daraus vergegenwärtigen, um wiederum Luther's Urtheil gehörig würdigen zu können.

Reuchlin wendet wider jene Ansicht hauptsächlich Folgendes ein: die Juden haben ein Recht auf ihre Bücher und müssen als Reichsunterthanen bei ihren Rechten geschützt werden. Man muß einen Unterschied unter ihren Büchern machen, von denen nur wenige eigentliche Schmähungen gegen Christum, seine Heiligen und die Christenheit zu enthalten scheinen. Diese können ihnen mit Recht genommen werden, doch nur diese, nicht aber namentlich der Talmud trotz seines theilweis aberwitzigen und widerchristlichen Inhalts. Denn es ist einmal nicht zu verhüten, daß Aberglaube und Ketzerei in die Welt komme; um sie widerlegen und die Widerlegung fortwährend prüfen zu können, muß man sie kennen und darf man die Bücher nicht vertilgen, worin sie enthalten sind, wodurch nur die Trägheit Derer befördert wird, die in der Schrift studiren und sich in Stand setzen sollen, die Gegner durch Gründe zu besiegen, statt des Bachantenarguments zu gebrauchen, mit der Faust dareinzuschlagen. Der Talmud enthält selbst manche Zeugnisse für Christum, deren man sich vortrefflich wider die Juden bedienen kann, und auch sonst viel Gutes,

das mit dem Schlechten vertilgt werden würde. Die Anordnungen im geistlichen Rechte über das Verbrennen der ketzerischen Bücher passen auf die der Juden nicht, da diese keine Ketzer sind. Die Kabbala ist selbst von Päpsten als nützlich anerkannt, die hebräischen Kommentare über die Bibel können wir selbst nicht entbehren, die übrigen Bücher der Juden sind ihnen theils gesetzlich zugestanden und haben anderntheils gleiches Recht wie alle Bücher, sofern sie nicht verbotene und schädliche Künste lehren. Wenn Juden wider die Christen geschrieben haben, so kann es zur Vertheidigung geschehen sein, die man Niemand wehren darf, und selbst ihre Lästerschriften sind nach ihrem, nicht nach dem christlichen Glauben zu beurtheilen. Man würde diesem sogar selbst durch das Verbrennen ihrer Bücher schaden, indem sie sagen würden, die Christen fürchteten sich vor ihren Waffen und misdeuteten ihre Bücher, was, wenn sie verbrannt wären, nicht widerlegt werden könnte u. s. f. Sowenig das Christenthum durch Verfolgungen hat unterdrückt werden können, ebensowenig wird man dadurch dem Judenthume beikommen. Am besten wird der Sache geholfen, wenn der Kaiser verordnet, daß bei jeder Universität zehn Jahre lang zwei Lehrer der hebräischen Sprache angestellt und die jüdischen Bücher hinlänglich bekannt gemacht werden. Dadurch würden die Studirenden in den Stand gesetzt werden, die Juden durch sanftmüthige Belehrung und gründliche Ueberzeugung für den christlichen Glauben zu gewinnen. — Das war, um dies im Vorübergehen zu bemerken, die Meinung des Koncils zu Basel gewesen, das einerseits einen „liebreichen" Unterricht der Juden und andererseits wegen der Wichtigkeit der morgenländischen Sprachen für die Schrifterklärung, mit Berufung auf das Koncil zu Vienne von 1311, die Bestellung von Lehrern des Hebräischen, Arabischen, Griechischen und Chaldäischen an den theologischen Schulen angeordnet hatte, eine Anordnung, welche indeß nur an einigen Orten in Italien zur Ausführung gekommen war.

Reuchlin schickte sein Gutachten im Oktober 1510 sorgfältig verwahrt dem Erzbischofe von Mainz zu, Pfefferkorn wußte es sich auf Schleichwegen, wahrscheinlich durch Hochstraten, zu verschaffen und verbreitete, von den Kölnern angestiftet, zu Anfang des folgenden Jahres eine eben so heftige als niedrige Schmäh-

schrift unter dem Titel „Handspiegel" gegen Reuchlin. Die Kölner hatten des Letztern Briefe erbrochen, Pfefferkorn misbrauchte noch schmählicher den Inhalt zur Verlästerung des Absenders, indem er die Ansichten desselben auf das Gehässigste angriff und als gefährliche Irrthümer ihm vorwarf. Reuchlin wendete sich an den Kaiser, der sein äußerstes Misfallen über Pfefferkorn's Schrift zu erkennen gab und den Bescheid ertheilte, daß die Untersuchung seiner Sache dem Bischofe von Augsburg übertragen werden solle. Da indeß hieraus nichts werden zu sollen schien, wie denn wirklich nichts daraus wurde, weil Maximilian der hierarchischen Macht nur die Faust zeigte und sich dann zurückzog, so gab er gegen den Handspiegel einen „Augenspiegel" heraus, worin er sein Gutachten abdrucken ließ, Pfefferkorn derb abfertigte und die Angriffe desselben mit sieghafter Gelehrsamkeit widerlegte. Der Augenspiegel erregte große Aufmerksamkeit, wurde begierig gelesen, überhäufte den ehrlosen Ankläger, der es gewagt, das Haupt der deutschen Gelehrten, die Zierde der Literatur so frech anzutasten, mit Haß und Verachtung der gebildeten Kreise. Pfefferkorn suchte vergeblich die Unterdrückung desselben zu bewirken, und nun traten die eigentlichen Anstifter auf den Schauplatz, päpstlicher und kirchlicher im schlechten Sinne als die Päpste selbst und die Kirche sich zeigend. Sie vertheidigten ihre Sache so schlecht wie Pfefferkorn, so schlecht, wie Reuchlin die seinige gut führte. Die Päpste und die Kirche hatten im Ganzen mehr Vernunft, Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit gegen die Juden bewiesen als das christliche Volk und die weltlichen Häupter. Gregor VII., Innocenz III., die schismatischen Päpste hatten sie gegen Verfolgungen in Schutz genommen und gegen die letztern geeifert. Namentlich hatte Innocenz III. verordnet, daß Niemand ohne Urtheil und Recht die Besitzthümer der Juden beeinträchtigen, ihre Rechte verkürzen oder etwas von ihnen erpressen sollte. Martin V. hatte das Unterfangen der Dominikaner seiner Zeit, den Christen unter Bannstrafe allen Umgang mit Juden zu untersagen, verworfen und den letztern unter der Bedingung, daß sie nichts wider die christliche Religion unternähmen, alle ihre Rechte bestätigt. Aehnliche Verordnungen waren von andern Päpsten ergangen und mit den denselben zum Grunde liegenden

Ansichten stimmten die größesten Kirchenlehrer, ein St. Bernhard und Thomas von Aquin überein.

Die theologische Fakultät zu Köln veranstaltete eine Untersuchung gegen den Augenspiegel, wobei es darauf abgesehen war, denselben als ein ketzerisches Buch zu verdammen und dem Verfasser wo möglich Ehre und Leben zu rauben. Reuchlin, der durch besorgte Freunde benachrichtigt und gewarnt wurde, der die Macht und Bosheit der Dominikaner kannte und fürchtete, schrieb im November 1511, offenbar eingeschüchtert, fast demüthig an Arnold von Tungern, welchem, als einem der Koryphäen der Fakultät, der Augenspiegel zur Begutachtung übergeben war, und suchte auch noch durch anderweite Schritte die Fakultät für sich zu stimmen. Den Doktor Kollin, den er für billiger und gemäßigter hielt, erinnerte er an die Dienste, die er früherhin den Dominikanern als Anwalt geleistet. Er berief sich namentlich darauf, daß über das Verbrennen der jüdischen Bücher, so viel er wisse, noch nichts fest stehe in den Rechten, und daß er sich nur über eine noch zweifelhafte Sache blos disputirlich geäußert. Er versicherte, mit seinem Willen von Christo als dem Haupte der Kirche sich nicht entfernt zu haben, zu glauben, was und wie die heilige Kirche, der Grundpfeiler der Wahrheit, glaube, die Schrift auszulegen, wie sie sie verstehe, und bereit zu sein, wenn er sie irgendwo anders ausgelegt haben sollte, der Bestimmung der Kirche sich zu unterwerfen. Allerdings sollte er nun die Schrift unkirchlich ausgelegt, die Zeugnisse der Väter ungebührlich vernachlässigt, den Verdacht einer Begünstigung des jüdischen Unglaubens auf sich geladen haben; es wurde ihm zum Verbrechen gemacht, daß er den Erzbischof und den Kaiser zu überreden getrachtet, den Beschluß wegen der jüdischen Bücher wieder umzustoßen u. s. f. Die Fakultät, durch seine Zaghaftigkeit ermuthigt, richtete übertriebene Forderungen an ihn. Er sollte öffentlich widerrufen, sich selber schänden. Die Gehässigkeit des Ansinnens war schlecht hinter großentheils erheuchelten Eifer für das Christenthum, scheinbaren väterlichen Ernst gegen einen verirrten Sohn der Kirche, scheinbare Milde und Nachsicht gegen unvorsätzliche Fehltritte versteckt. Ernste Drohungen sprach Kollin in einem Begleitschreiben aus. Sich in der Achtung der Mitwelt zu Grunde zu richten, däuchte Reuchlin doch zu viel. Er schrieb

der Fakultät selbst, noch ganz unterwürfig und friedfertig, doch schon entschlossener. Er verstand sich dazu, eine genügende Erklärung seiner Sätze geben zu wollen, verlangte aber zu wissen, was als genügend gelten sollte. Die Fakultät bestand auf Widerruf und daß er den Augenspiegel nicht mehr verkaufen lasse, öffentlich seine Verabscheuung der Juden und ihrer Bücher sowie seine Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche erkläre, widrigenfalls sie ihn vor sich laden lassen werde. Auch anderweite Drohungen, Einschüchterungen und arglistische Rathschläge ergingen von Köln aus an ihn. Nun ließ er eine neue Schrift: „Klare Verständniß", erscheinen, worin er sein Gutachten vertheidigte und weiter ausführte. Die Kölner ruheten um so weniger. Arnold von Tungern behandelte ihn in einer Gegenschrift als einen erklärten Feind des christlichen Glaubens. Sie wußten einen mittelmäßigen, zu Köln die schönen Wissenschaften lehrenden Humanisten, einen Schüler von Hegius, auf ihre Seite zu bringen, Ortuin Gratius, der ein lateinisches Gedicht wider Reuchlin schrieb, das der Anklageschrift der Fakultät vorgedruckt wurde. Reuchlin ließ darauf im Frühjahr 1513 eine dem Kaiser zugeeignete Vertheidigung gegen seine Verläumder erscheinen. Sie war bitter und heftig und was noch schlimmer, sie sagte die volle Wahrheit, deckte die Heimtücke, die schmählichen Absichten, die krummen Wege, die tollen Beschuldigungen und die Unwissenheit der Kölner vor aller Welt auf. Am schonungslosesten verfuhr er in ihr mit Ortuin, der ihm als ein Abtrünniger erschien. Seine Feinde und Freunde erschraken. Der Kaiser gebot beiden Parteien Stillschweigen, eine Auskunft der Verlegenheit und Schwäche. Was vermochte der Kaiser in Deutschland gegen die geistliche Macht, wie erbärmlich sie auch vertreten war, oder selbst nur gegen eine Anzahl untergeordneter geistlicher Finsterlinge!

Nach einiger Zeit ergab sich, die Kölner hatten sich zuerst wieder gesammelt, und jetzt trat Hochstraten in den Vordergrund, um zu zeigen, daß er in vorzüglichem Grade alle Fehler besaß, die man seinem Orden überhaupt vorwarf: unbändigen Stolz und Herrschsucht, unauslöschliche Rachgier gegen Diejenigen, welche die letztere oder seinen Hochmuth gereizt hatten, wüthende Feindseligkeit gegen alle Aufklärung und Aufklärer und eine fast unerhörte Kühnheit, Wahrheit, Tugend, Religion, selbst seinen und

seines Ordens guten Namen zu schänden und aufzuopfern, wenn es auf Befriedigung seiner zügellosen Leidenschaften ankam. Er war unermüdlich, schon den entferntesten Verdacht von Ketzereien aufzuspüren; wer seinen Ordensmeinungen auch nur im mindesten widersprach, hatte seine Rache zu fürchten; er verstand sich trefflich darauf, wissenschaftliche Streitigkeiten auf das Gebiet des Glaubens und der Kirche hinüberzuziehen; wenn seine Dialektik nicht ausreichte, schritt er durch Bann und Scheiterhaufen ein; Manchen brachte er so um das Leben oder doch um Gut, Stellung, Leumund; er war um so gefährlicher, da ihm auch eine große scholastische Gelehrsamkeit und bedeutende Kenntnisse zu Gebot standen. Sein Anhang war seiner würdig, gleich pedantische eifernde Doktoren und unwissende und fanatische Bettelmönche, unter ihnen z. B. ein Schächer, der nach Konrad von Heresbach sich äußerte: „Sie haben eine neue Sprache erfunden, die Griechisch heißt, vor der man sich wohl zu wahren hat; sie ist die Mutter aller Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Leute ein Buch, so sie das Neue Testament nennen; es ist ein Buch voll Dornen und Gift. Vom Hebräischen, lieben Brüder, ist es gewiß, daß Alle, die es lernen, alsbald Juden werden." Mit einem Gefolge solcher und ähnlicher Sippen und Schergen begab sich Hochstraten im Herbst 1513 nach Mainz, um ein Ketzergericht zu leiten, vor welches er Reuchlin citirte. Alle Rechtsformen waren dabei verletzt, es war nur ein tumultuarisches Verfahren zu erwarten. Hochstraten trat selbst als Ankläger auf. Reuchlin stellte sich durch einen Bevollmächtigten, welcher einen Protest und eine Appellation an den päpstlichen Stuhl einlegte. Das mainzer Domkapitel verwendete sich für Reuchlin, der Erzbischof, der zu Aschaffenburg residirte, brachte einen Aufschub in Vorschlag. Er wollte die Leitung gütlicher Vergleichshandlungen selbst übernehmen. Hochstraten nahm auf das Alles keine Rücksicht, ließ ein Urtheil fällen, wonach der Augenspiegel als ein ketzerisches Buch öffentlich verbrannt werden sollte, einen Scheiterhaufen errichten und Jedermann zur Anhörung des Urtelspruchs und zum Zuschauen bei Vollstreckung desselben unter dem Versprechen eines dreihunderttägigen Ablasses einladen. Er zog an der Spitze einer zahlreichen Schaar von Dominikanern, kölner, löwener und auch erfurter Professoren nach

dem Gerichtsplatze. Als aber eben das Urtheil gesprochen werden sollte, erschien ein Notar und verlas ein Schreiben des Erzbischofs, wodurch das Inquisitionsgericht aufgehoben, alles weitere Verfahren verboten und Reuchlin's Appellation an den Papst genehmigt wurde. Hochstraten schrie laut über verweigerte Justiz, sah sich indeß zu einem Rückzuge genöthigt, wobei es nicht ohne Schimpf abging. Er appellirte gleichfalls an den Papst. Dieser ernannte den Bischof zu Speier zum Bevollmächtigten in der Sache, dem er die Untersuchung und Entscheidung übertrug. Der Bischof ladete die Parteien auf den 20. Dezember 1513 und dann wieder auf den 20. Februar 1514 vor. Hochstraten wollte das bischöfliche Gericht nicht anerkennen, errichtete in Köln zu derselben Zeit sein Inquisitionstribunal und ließ den Augenspiegel als ketzerisch verurtheilen und verbrennen. Die ganze theologische Fakultät unternahm es zu beweisen, daß dies mit Recht geschehen sei, und verschickte die Proceßakten. Die Sorbonne und die theologischen Fakultäten zu Löwen, Mainz und Erfurt, noch mehr durch eine falsche Sachdarstellung der Kölner bewogen, bestätigten das Urtheil und verdammten den Augenspiegel. Die Erfurter hatten früherhin auch schon für das Verbrennen der Judenbücher gestimmt. Ihr Urtheil war das glimpflichste, aber doch ein verdammendes, was denn abermals auf den freieren, im Ganzen aber doch unfreien Geist der erfurter Universität hinweist. Das bischöfliche Gericht verurtheilte dagegen im April die Ankläger Reuchlin's als lügnerische Verläumder bei Strafe des Banns zu ewigem Stillschweigen und Hochstraten zur Erstattung der Proceßkosten. Pfefferkorn zerhieb das zu Köln angeschlagene Urtheil mit seinem Degen, auch Hochstraten sprach sich mit entschiedenster Verachtung darüber aus und beschloß, vom Papste die Kassation desselben zu fordern. Reuchlin schickte die Proceßakten gleichfalls nach Rom und erbat eine baldige Entscheidung. Papst Leo X., von welchem man glaubte, daß er persönlich nicht ungünstig für Reuchlin gestimmt sei, übergab die Sache dem gelehrten und freisinnigen Kardinal Grimani, der beide Parteien vor seinen Richterstuhl ladete. Im Juni 1514 sollten sie in Rom erscheinen. Die Wuth der Kölner kannte nun keine Grenzen mehr, sie schimpften auf Grimani, nannten ihn einen einfältigen, der Kirche nicht wohlwollenden Menschen, sie droheten laut, wenn zu Rom

nicht für sie entschieden würde, vom Papste und der römischen Kirche abfallen, ein neues Schisma bewirken, an ein Koncil appelliren zu wollen, denn päpstliche Beschlüsse wider sie wären ungültig, der könne für einen rechten Papst nicht gehalten werden, der von ihrer Lehre abweiche, der Papst dürfe ohne sie in Glaubenssachen nichts beschließen u. s. f. In der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg sagte Luther den Bischöfen, ihnen und den Pfarrherren wäre nie ein größerer Dienst geschehen als der, daß sie der Mönche losgeworden, auch dürfte kaum einer unter ihnen derselben sich annehmen und bitten, daß sie wieder in den vorigen Stand kämen, wiewol doch die Wahrheit zu sagen, setzt er hinzu: „die Münche mußten die Kirche regieren unter dem Papst, und die Bischöfe nichts dazu thäten, denn ließen sich Junker heißen.“ Die Kölner thaten, was erste Trabanten und exklusive Thronstützen immer thaten, wenn der Herr ihnen nicht zu Willen war: sie rebellirten. In Deutschland war kein Gesetz oder Gericht, kein Haupt, keine Obrigkeit, der Handvoll gefährlicher Dummköpfe und Gewaltmenschen Einhalt zu thun, die Juden und Reuchlin, das Recht, die Wissenschaft, die Aufklärung, die Studienfreiheit zu schützen. In Rom mußte die deutsche Sache entschieden werden. Vor einen auswärtigen und so zweideutigen Richter ließen die Nation und deren Vertreter sie ziehen.[1])

So stand um diese Zeit die noch immer weitaussehende Angelegenheit. Das Bedeutendste und Belangreichste dabei war die Wendung, welche sie mehr und mehr genommen, und die Bewegung, welche sie hervorgebracht hatte. Die Frage, die den Anlaß zum Streite gegeben, ob die jüdischen Bücher verbrannt oder erhalten werden sollten, war in den Hintergrund getreten; ebenso Pfefferkorn sammt der Anschuldigung gegen die Sprachstudien und die Sprachgelehrten, daß sie ins Heidenthum führten. Zu schlecht war die Anklage unterstützt, zu wenig hatten es die Humanistengegner verstanden, ihre begründetsten Einwendungen geltend zu machen, eine zu traurige Rolle als Vertheidiger des

---

1) Mayerhoff, Erhard. Alzog a. a. O. 726. Ranke a. a. O. I, 239. Raumer, Hohenstaufen, V, 359 ff. Wessenberg a. a. O. II, 493 ff. Plochm. XXIV, 336. Münch, Hutten's Werke, VI, 3 ff.; II, 593 ff. Villers a. a. O. II, 147.

Kirchenglaubens gespielt, wogegen von Seiten Reuchlin's die Beschuldigung der Unchristlichkeit und Unkirchlichkeit entschieden und siegreich zurückgewiesen war; siegreich zum wenigsten nach der Ansicht der Mehrheit der Gelehrten und Gebildeten, deren Meinung jetzt die Oberhand gewann. Reuchlin und die Humanisten einer- und Hochstraten und die kölner Fakultätstheologen und Dominikaner sammt ihrem zahlreichen weitverzweigten Anhange andererseits standen einander, wie die Sache zu dieser Zeit aussah, gegenüber; die Dominikaner, das finstere und fanatische Pfaffen- und Mönchthum, die barbarische Scholastik, die Inquisitionsgewalt, die kirchliche Geistestyrannei, die Humanisten, die neuere Richtung der Wissenschaft, die gebildete Gelehrsamkeit, die vernunft- und schriftmäßige religiöse Anschauung, die christlich-milde Gesinnung, die Freiheit des Geistes und der Rede vertretend. Es handelte sich darum, ob diese oder jene Recht hätten, die Oberhand behalten sollten. Von Anfang war der Streit auf das religiöse Gebiet hinübergezogen und fast unmittelbar mischten sich auch politische Beziehungen ein. Von Hutten erschien 1514 ein Carmen Heroicum über das Thema, daß die Deutschen der Zeit nicht entartet, sondern der Vorfahren werth wären, und sie zeigten dies in der That bald. Allein er hatte jetzt noch vollen Grund, in den Epigrammen Deutschland das „gefangene" zu nennen und schmerzlich auszurufen: wann wird es die Augen dem Lichte wieder öffnen! Was gegen Reuchlin unternommen wurde, bewies klärlich, daß in Deutschland keine Geistesfreiheit, oder aber wie schwer und eng gefesselt die Gedanken- und Redefreiheit war, welche Macht die Feinde derselben besaßen und wie wenig die Deutschen sich selbst dawider zu helfen vermochten. Unzähligen gingen nun aber auch die Augen auf. Besonders seit dem Erscheinen von Reuchlin's Augenspiegel hatte der Handel eine fortwährend zunehmende Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, bei den niedern Ständen, der Masse der Nation freilich nur erst eine sehr geringe, ferne, blos an einigen Orten sich kundgebende, eine desto größere und allgemeinere in den Kreisen der Geistlichen und Gelehrten und von ihnen aus der Gebildeten, das heißt Derjenigen im Fürsten-, im Adel- und Bürgerstande, die, hinlänglich unterrichtet, an der neuen Richtung und Bewegung in der Wissenschaft und Literatur lebendigen Antheil nahmen — und ihrer gab es fast

überall in den Städten, an den Höfen, selbst auf Rittersitzen einige — oder deren Blick doch weit und aufgehellt genug war, daß sie begriffen, um was es sich handelte, und die von ihren nächsten Anliegen sich nicht zu sehr in Anspruch nehmen ließen, um für eine so wichtige Tagsfrage Sinn zu haben, welche von so vielen Seiten in das Leben eingriff. Ihre Zahl war noch viel größer.[1])

Die erregtesten und entschlossensten unter den Theilnehmenden und Aufmerkenden schieden sich in zwei ziemlich scharf abgesonderte und einander schroff gegenüberstehende Lager. Sobald Reuchlin's Handel bekannt geworden, zumal als sein Augenspiegel erschienen war, beeiferten sich einzelne der Humanisten, ihm selbst und in ihren Kreisen ihre Zustimmung auszusprechen. Als seine Gefahr stieg, rief er seine zahlreichen Freunde und Schüler, deren er in allen höhern Ständen viele hatte und die also wieder weithin zu wirken im Stande waren, zum Beistande auf. Und man schwärmte für ihn, küßte seine Briefe, bewahrte sie wie Reliquien. Die Beschränktheit, die Frechheit, die Ausschreitungen Hochstraten's und seines Anhangs, Reuchlin's Vertheidigung gegen seine kölner Verläumder brachten seine Freunde noch mehr in Bewegung, die Klarsten im ganzen Publikum zum deutlichen Bewußtsein über den Inhalt und die Bedeutung des Handels. Sie fühlten es, wie wichtig der Augenblick war, wie unendlich viel darauf ankam, daß nicht die Kölner den Sieg davontrugen, daß die Bewegung den entgegengesetzten Ausgang nahm. Die Frischesten, Kräftigsten und Muthigsten traten rückhaltslos auf seine Seite und wenigstens mit einander in Briefwechsel, in eine theils offene, theils geheime Gemeinschaft; es bildete sich der Reuchlinistenbund und rüstete sich zur Theilnahme am Kampfe. Denn hierbei blieb es bis um diese Zeit noch. Reuchlin stand auf dem Kampfplatze jetzt noch fast allein. Die Dominikaner wütheten gegen die Presse: um so mehr beschränkten sich Reuchlin's Gleichgesinnte und Freunde auf briefliche Mittheilungen, briefwechselten aber um so häufiger. So verstärkten sie ihre Gesinnung, so schwoll ihre Zahl, ohne daß die Dominikaner es merkten. Dem Reuchlinistenbunde gehörten die berühmtesten Namen an, zahlreiche

1) Münch, Hutten's Werke, I, 227, 243.

Mitglieder zählte er an den Fürstenhöfen, den Universitäten, in den Reichsstädten und Domkapiteln; Gelehrte, Rathsmänner, Ritter, Geistliche und Weltliche gehörten ihm an, unter den kirchlichen und weltlichen Häuptern, sogar am kaiserlichen Hofe hatte er Gönner und Beschützer, die Humanistenkette reichte bis an die Person des Papstes selbst. Ihre Glieder waren durchdrungen von neuernder Bildung, von Verachtung der veralteten Gelehrsamkeit, entschieden für den Fortschritt, die Freiheit der Wissenschaft gestimmt oder doch abgeneigt den Rückschritt, die Herrschaft des finstern Mönchthums, die Inquisition, zumal in einem solchen Umfange zu dulden. Dies war die Stimmung gerade der höhern Geistlichkeit. Wir entnehmen es deutlich aus dem Verfahren des mainzer Erzbischofs, des speierschen Bischofs und ihrer Bevollmächtigten. Schon daraus ging es hervor, daß der einflußreichste geheime Rath des Kaisers, der Kardinal Lang, der humanistischen Richtung angehörte, daß ein Mann wie Reuchlin gleich im Anbeginn zu Rathe gezogen wurde. Aber auch auf der andern Seite war immer deutlicher erkannt, wie gefährlich die neue wissenschaftliche Richtung dem Mönch- und Kirchenthume, den geistlichen Anliegen und der hergebrachten Gelehrsamkeit war. Eben so fest zu Schutz und Trutz schlossen sich auch die Gegner an einander. Die Kölner fanden an den Universitäten, in den Klöstern und überhaupt da einen noch weit zahlreichern Anhang, wo Beschränktheit oder Verblendung, die Macht der Gewohnheit und Dienstbarkeit oder Herrschsucht und Rücksicht auf den Nutzen für sie entschieden, oder wo man trotz ihres Benehmens sich an sie anschließen zu müssen glaubte, weil man in der humanistischen Richtung Gefahr für das Christenthum erblickte und diese Gefahr für die größeste hielt.[1])

An eifrig-muthiger zuversichtlicher Thätigkeit war jetzt noch der Bund der Kölner, an geistigen Kräften war der der Reuchlinisten überlegen. Er hatte, was auch gegen seine Theilnehmer einzuwenden sein mochte, im Ganzen offenbar die Gerechtigkeit und Güte der Sache voraus. Allein diese letztere wurde von der Masse der Nation noch viel zu wenig begriffen, als daß man hätte hoffen dürfen, sie für dieselbe so leicht in Bewegung zu

1) Ranke a. a. O. 1, 278 f.

bringen, und noch mehr, die Verblendung und die Scheu der Deutschen, ihre Gewohnheit, der Hierarchie zu gehorchen und zu dienen, war trotz alles Unwillens über kirchliche Uebelstände und die Geistlichkeit noch so groß, daß die Kölner nicht ohne Grund die Rechnung darauf machen konnten, die Volksmasse viel eher gegenketzerisch aufbringen und erhitzen zu können, ehe es ihren Widersachern gelänge, sie für ihre Ansichten und Zwecke zu begeistern. Die humanistischen Aufgeklärten waren doch gar zu weit voraus; sie konnten leicht in die Lage kommen, verlassen von der Ueberzahl allein dazustehen. Sie fühlten sich offenbar unsicher in ihrer Stellung gegenüber der hierarchischen Macht, zeigten sich kurzsichtig und schwankend. Wie verkehrt war die Zusammensetzung gleich der ersten vom Kaiser niedergesetzten Begutachtungskommission, von welcher die Kölner schon als zu nahe Betheiligte in jedem Falle hätten ausgeschlossen sein sollen. Konnten die kaiserlichen Rathgeber dabei außer Schuld sein? Die Gegner waren in der Wahl der Mittel nicht verlegen und geboten über große und mächtig wirkende. Sie waren im Besitzstande. Man sieht, wie sie sich fühlten und wie gefürchtet sie waren. Selbst am römischen Hofe fürchtete man die Macht der Bettelorden, denen auf die Länge der Schutz der ganzen päpstlichen Macht nicht fehlen konnte. Es trat immer klarer hervor, wohin die humanistische Neuerung führte. Rom mußte zuletzt gegen sie auftreten, und wenn es erst geschah, so konnte der Humanistenbund auf seine äußern Stützen am wenigsten zählen. Sie waren in der vornehmen gebildeten Welt, welche nie geschickt war, ist oder sein wird, einen Kampf zu übernehmen oder gar durchzuführen, wobei Alles auf dem Spiele steht, Hingebung das erste Gebot ist; das Benehmen der weltlichen und geistlichen Häupter im Reiche vom Kaiser an war, sofern es galt der Hierarchie entgegenzutreten, stets so gewesen, daß es das gründlichste Mistrauen in den von ihnen zu erwartenden Schutz einflößen mußte, während die Kölner genau wissen konnten, daß der römische Schutz ihnen am Ende auf keinen Fall fehlen würde. Man muß nur bedenken, welche wichtige Dinge, und wer in Reuchlin angegriffen wurde, wie seine Sache im Grunde Jedermanns Sache war. Was thaten der Kaiser, der schwäbische Bund, die vornehmen Gönner und Beschützer für den kaiserlichen

Rath, den Pfalzgrafen, den Bundesrichter, einen der ersten Gelehrten, die Zierde Deutschlands — wieviel Entscheidendes geschah überhaupt für ihn, wie ohnmächtig waren die ihn begünstigenden Maßregeln der Bischöfe, und was durften seine Gegner sich doch herausnehmen! Als er, nirgend im Vaterlande wahren Schutz findend, sich genöthigt sah ihn in Rom zu suchen, brachte es die Meinung für ihn in der vornehmen und gebildeten Welt, brachte es der Reuchlinistenbund nur zu einer Verwendung beim römischen Hofe für ihn, an welcher der Kaiser, der Kardinalbischof von Gurk, die Kurfürsten von Pfalz und Sachsen, der Herzog Ulrich von Würtemberg, fünf Bischöfe, dreizehn Aebte, dreiundfunfzig schwäbische Städte und eine Anzahl anderer Obrigkeiten sich betheiligten. Es war freilich mehr als bei dem Ketzerprocesse, der gegen Wesel eingeleitet und wobei die Partei des Rückschritts, ohne viel Mühe, durchgedrungen war; es zeigte schon eine höhere Stufe der Erkenntniß, Gesinnung und Willenskraft in kirchlich-politischen Dingen an, daß wenigstens Viele das deutliche Bewußtsein hatten, der Angriff gegen den Einzelnen gelte Allen, und seine Gefahr *sei* eine gemeinsame, und daß wenigstens Manche den Willen und den Muth bewiesen, für ihn in die Schranken zu treten. Aber dennoch, welch eine armselige Kraftäußerung, nachdem eine Handvoll Dominikaner ohne eigentliche Achtung und mit jedem Schritte sich verächtlicher machend, einen heillosen Unfug begonnen, zu solchen Frechheiten fortgeschritten war, und fortwährend so gemeingefährliche Absichten verfolgte. Wie klein war noch die Zahl der Deutschen, welche wußten, woran sie waren, die eine Meinung hatten und Willen und Muth besaßen sich wider die geistliche Macht zu helfen.

Denn auch unter den Wissenden und den im Herzen für Reuchlin Partei Nehmenden waren doch gar zu Viele, die ihn freilich bedauerten, aber sich einschüchtern ließen, die seiner Sache den Sieg wünschten, aber Wissenschaft und Leben trennten, allein jener leben zu können glaubten, die Gefahr derselben oder die Nothwendigkeit, für sie zu kämpfen, nicht einsahen oder hierzu das Geschick und die Kraft nicht hatten, die Ruhe zu sehr liebten, die Gefahr zu sehr fürchteten und sich daher fern hielten, nur da das große Wort führten, wo die Kölner sie nicht hörten oder ihnen Nichts anhaben konnten. Als der Augenspiegel erschienen,

waren auch Reuchlin's vertrautere Freunde nicht recht zufrieden; sogar ein Pirckheymer, der gern für das Haupt des Reuchlinistenbundes gelten mochte, sogar er meinte, Reuchlin hätte lieber schweigen sollen. Die weitern Schriften Reuchlin's wurden selbst von vielen Humanisten, vielen seiner Freunde nicht gutgeheißen. Erasmus schrieb ihm eine Apotheose, in welcher er ihn unter die Heiligen versetzte, als die Gefahr vorüber war, jetzt aber rügte er seine Heftigkeit. Mutian schrieb, er lobe zwar schriftstellerischen Freimuth, aber Reuchlin habe sich doch auf eine zu freie Weise von der Authorität der Kirche und ihrer Auslegungsart entfernt; die Ohren der Mönche, die Schwachen hätten doch geschont, Geheimnisse nicht ausgeplaudert werden sollen, worauf alles Bestehende, auch der Besitz der Würden und Pfründen ruhe, deren man genieße u. s. w. Und doch sahen diese Leute großentheils sehr wohl ein, was auf dem Spiele stand. Als die Sache nach Rom gezogen war, streueten die Kölner das Gerücht aus, Reuchlin sei vom Kaiser verurtheilt. „Wehe uns, schrieb nun derselbe Mutian, die Wahrheit hat keinen Vertheidiger mehr, die Barbarei wird herrschend!" Es gab unter den Reuchlin und seiner Sache Befreundeten und Geneigten eine nicht geringe Anzahl Ungewisse, Schwankende und bei allem Wissen Beschränkte, die sich der Besonnenheit rühmten und deren Mangel an Reuchlin tadelten, weil sie die Lage der Dinge, die Bedeutung der Sache nicht tief genug durchschaueten, und das schlechteste Urtheil hatten über die Mittel, ihr zu helfen. Andere waren, die, von Furcht oder Selbstsucht beherrscht, entweder mit der Sprache nicht herausgingen oder sich vernehmen lassen, ihre Meinung sagen, mitschwatzen zu müssen glaubten, und dann ihre Kaltsinnigkeit oder Zaghaftigkeit hinter schönklingenden Reden versteckten. Statt den Muth der Kämpfer und die Zahl der Streiter zu verstärken, wußten sie dies und jenes auszusetzen, was immer leicht ist, und statt mit dem richtigen Maße mitzustreiten, rügten sie Maßlosigkeit an den Streitenden. Zur Rechtfertigung ihrer Trägheit oder Feigheit vor sich selbst und Andern sprachen sie Misbilligung über Reuchlin aus. Sie konnten nicht schweigen, es hätte muthlos ausgesehen, während sie gern muthig aussehen wollten, aber sie hatten doch keinen Muth, um sich ehrlich und offen auszusprechen, und lobten daher bedingt und

zweideutig, mischten Tadel ein, gaben zu verstehen, sie würden gern auftreten und vermöchten es nur nicht, da Reuchlin auch nicht ganz Recht habe und mehrfach fehle. Mit einem Worte, sie waren geneigt, sich zu erklären und etwas zu thun für den Mann, wenn er es ihnen nur erst ganz recht machte, und für die Sache, wenn sie sich nur nach ihrer Ansicht erst vollkommen rein darstellte. Eben daher der verhältnißmäßig noch immer geringe Nachdruck und Erfolg, womit die Humanisten bis um diese Zeit Reuchlin's und ihre eigne Sache vertheidigten. Reuchlin hatte Recht, sowol zum Mitstreiten aufzumahnen als beim Schreiben die Rücksichten bei Seite zu setzen. Es war Zeit, die Gefahr dringend, ein fester Boden für den Kampf schon gewonnen. Es galt jetzt, da der Krieg ausgebrochen war, nicht die Kräfte zu sparen, sondern zusammenzunehmen und zu gebrauchen, was die Gegenpartei auch that; nicht die Blößen der letztern zu schonen, sondern völlig aufzudecken. Sie schonte nicht blos keinen Makel, sondern dichtete Gebrechen an und erlog Sünden. Wider Leute, wie die Kölner, ist mit stumpfen Waffen nie etwas auszurichten. Die humanistische Richtung war, da es einmal so weit gekommen, nicht zu retten ohne einen Alles daransetzenden Kampf. Wo einmal solche Schläge ausgetheilt werden, kommt auf einige mehr oder weniger nicht viel an. Der Unfug war arg genug, um ihn endlich so zu fühlen, daß man die Heftigkeit dawider, wo nicht in der Ordnung, doch durchaus verzeihlich finden und sich mindestens hüten mußte, Furcht oder Nichteinverständniß mit Dem merken zu lassen, der in der Hitze des Kampfes stand. Es kam darauf an, wenn man siegen, ja nur nicht schmählich unterliegen wollte, in allen Ständen einen Sinn und Geist zu wecken, wie man ihn bedurfte, wo möglich auch die Volksmassen, die von den Pfaffen fanatisirt wurden, auf die andere Seite zu ziehen, wenigstens den gesammten Mittelstand zu gewinnen, was bei seiner doch bereits halben Bildung und seiner Abneigung gegen den Klerus schon in einem nicht unbeträchtlichen Maße anging, mit einem Worte, die Nation aufzurütteln, was in Deutschland mit zahmer Rede sich noch niemals hat thun lassen, und was die Humanisten freilich, sie allein, schwerlich vermochten. Das Schlimmste für die Sache lag darin, daß eben die große Masse der Nation noch zu weit zurück war.

Reuchlin taugte nicht zum Führer einer umfassenderen Bewegung; bald blieb er zu weit zurück, bald schritt er zu rasch vor, bewies sich zur unrechten Zeit unentschlossen und verzagt, oder ohne rechte Haltung und Selbstbeherrschung, und sein größtes Verlangen bestand darin, Ruhe zu haben. Er beging ohne Zweifel Fehler durch hier und da übertriebene Leidenschaftlichkeit, und seine Schriften würden, zum wenigsten bei Manchen, noch besser gewirkt haben, hätte er jene Uebertreibung vermieden. Allein sie wirkten hauptsächlich durch ihren Nachdruck, der Theilnahme in einem größern Kreise weckte und allein wecken konnte, der gerade den Mangel hatte, noch immer zu gering zu sein, den nur eine schmale Linie von der leicht zuviel thuenden Hitze, der Leidenschaftlichkeit trennt, die freilich ein Fehler ist, wenn sie nicht mit der Kraft verbunden, zur Genüge mit fortzureißen. Die bei solcher Lage der Dinge durch Reuchlin's heftige Sprache sich abwenden ließen, mochten aufgegeben werden; sie waren doch keine zuverlässige Freunde und Kampfgenossen. Wurden Manche durch seine Heftigkeit scheu, zurückhaltend, entfremdet, so wurden desto Mehre und Muthigere durch sie herbeigezogen, geweckt, in Eifer gebracht. Er vertheidigte sich doch immer nur und war weit entfernt, den Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten, er trachtete ihnen nicht nach der Freiheit, dem Leben, wollte sie nicht in Inquisitionskerker bringen, sie nicht verbrennen. Was er Leidenschaftliches geschrieben, war sehr wenig gegen Das, was in den nächsten paar Jahren losbrach, und als seine Freunde noch viel maßloser schrieben, als er es gethan, stellte sich die Sache um so besser. Gerade als er sich am zurückhaltendsten und furchtsamsten gezeigt, waren die Kölner am rücksichtslosesten vorgeschritten, hatte er sich in die größeste Gefahr begeben, diese erst recht herbeigezogen. Die größesten und schädlichsten Fehler wurden von den Schwachen und den Klugen unter den Humanisten begangen, die sich freilich kein Uebermaß zu Schulden kommen ließen, jedoch nur deshalb, weil sie zur Beschützung ihrer Sache gar Nichts thaten, wobei die Ruhe und der Anstand freilich leicht zu behaupten waren.

Aus verschiedenen Gründen mußte man gerade in Wittenberg auf den reuchlinischen Handel sehr bald aufmerksam werden und seinen Verlauf mit Theilnahme und Spannung verfolgen.

Es war insbesondere auch bei Luther der Fall. Die humanistische Richtung hatte an der Universität von Anfang einen festen Sitz gefunden, hatte Vertreter unter den öffentlichen Lehrern und hohe Gönnerschaft. Zu den Männern, deren Rath der Kurfürst bei Stiftung der Universität in Anspruch genommen und die auf dieselbe Einfluß gehabt hatten, gehörte Reuchlin selbst. Er stand bei Friedrich in der höchsten Achtung, widmete ihm noch 1513 eine Schrift: Constantinus magnus, und Friedrich gehörte zu Denen, die sich im folgenden Jahre beim römischen Hofe für ihn verwendeten. Luther's Gönner und genaueste Freunde standen mit ihm in Verbindung. Reuchlin und Staupitz hatten gleichzeitig in Tübingen gelebt und gewirkt. Spalatin wechselte Briefe mit Reuchlin. Er hatte ihn um diese Zeit im Auftrage des Kurfürsten zur Mitwirkung bei dem Plane anzugehen, eine sächsische Geschichte zu Stande zu bringen. So war Karlstadt ein enthusiastischer Bewunderer und Verehrer Reuchlin's. Luther hatte als erfurter Student und Magister freilich nicht eigentlich dem Poetenbunde angehört und sich dann auf einer ganz andern Lebensbahn und nach einer ganz andern Richtung noch mehr von ihm entfernt. Mit Reuchlin selbst trat er erst 1518, auf Melanthon's Anregen, in brieflichen Verkehr. In einem Schreiben an ihn aus dem genannten Jahre sagt er jedoch: „Ich war einer von Denen, die Verlangen hatten mit Euch zu sein, es fand sich aber keine Gelegenheit: doch war ich mit meinem Gebet und guten Wünschen allezeit dicht neben Euch." Er war Zögling und Freund der klassischen Literatur, er unterhielt oder hatte neue Freundschaft mit Humanisten angeknüpft, er hatte sich von Neuem auf die Sprachen geworfen, war ein Schüler Reuchlin's geworden — er nennt ihn in jenem Briefe seinen wahrhaft verehrten Lehrer — sofern er Griechisch, Hebräisch und Schriftauslegung von ihm lernte, er hatte einen großen Theil seiner Denkart sich angeeignet, er war, wenn auch aus andern Beweggründen, auf eine andere Weise und nach einer andern Seite, gleichfalls der Scholastik und dem Mönchthume entgegengetreten, ja er wurde mit jedem Tage mehr und mehr selbst der Anfänger und Mittelpunkt einer lebendigen Opposition, zu welcher er sich theilweise durch die Waffen, welche die Humanisten darboten, in den Stand setzte, bei welcher er theilweise dieselben Feinde angriff oder fin-

den mußte. Gemeinschaftlich waren ihm und Reuchlin Vorliebe und Eifer für die Schrift und deren Studium, Kampf für die Freiheit des eignen Urtheils in wissenschaftlichen Dingen. Auch er wurde schon von Dominikanern, wie es scheint, der Ketzerei bezüchtigt. Es gehörte zu den Anschuldigungen der Kölner gegen Reuchlin, daß er die Schrift unkirchlich auslege, die Zeugnisse der Väter ungebührlich vernachlässige. Das traf auch Luther mit, wie nur Einen. Er und mit ihm die ganze Universität mußte sich durch die Schritte der Kölner bedroht fühlen. So weit auch Wittenberg vom Schauplatze der Streits entfernt war, man konnte gerade hier nicht ohne Besorgniß bleiben. Wenn die Dominikaner den Sieg davongetragen, das scholastische Lehrsystem zu neuer Kraft gelangt wäre, seine Ansprüche auf ausschließliche Herrschaft geltend zu machen, wenn die Inquisition in Deutschland sich befestigt hätte, so würde die Gegenwirkung sehr bald auch wider die junge wittenberger Universität sich gekehrt und die gegensätzliche Richtung derselben erdrückt haben, von deren Emporkommen ihr Aufschwung abhing. Luther und seine Lehre und Bestrebungen würden unfehlbar Gegenstände des Angriffs der Ketzerrichter geworden sein. Mahnte doch noch der vielfach gedemüthigte, zur Ohnmacht heruntergedrückte Hochstraten nach einigen Jahren den Papst auf, mit Feuer und Schwert die Welt von der lutherischen Pest zu befreien. Wir werden sehr bald auch eine Aeußerung Luther's anzuführen haben, aus welcher deutlich hervorgeht, daß er die vom Siege der Kölner drohende Gefahr sehr wohl erkannte. Wenn Niemand Reuchlin schützen konnte, welcher freisinnige wittenberger Lehrer wäre sicher gewesen, was denn auch der Kurfürst durchblickt zu haben scheint. [1])

Wir haben nun wenigstens eine Andeutung, oder eine zweite nach der in dem eben erwähnten Schreiben an Reuchlin enthaltenen, wonach Luther schon früh an der Sache Theil nahm, mag sein nur innerlich und von fern. Er sagt in einer Streitschrift vom Jahre 1521: „Es verdrießt mich, daß Maximilian zu der Zeit, da die Sophisten der Juden Bücher anfochten, ih-

1) *Schlegel*, Vita Spalatini, 24 De Wette I, 196. Roscoe a. a. O. II, 393.

ren Anschlag nicht auf ihren Kopf gewendet, alle sophistischen Raupen und sonstiges Geschmeiß weggeräumt, und einzig auf die lautere Schrift gewiesen. Denn das wäre ein viel heilsamerer und nöthigerer Rath gewesen, als was über der Juden Bücher vorgebracht wurde mit so tollen und närrischen Artikeln zu der Sachen Nachtheil, daß ich mich des christlichen Namens über die Maßen schämte, daß von unsern Propheten und Aeltesten über solche nichtige Dinge ein so ernsthaftes Spiel bei uns angefangen werden könnte." [1]) Sein Verdruß über Maximilian's Verfahren rührt wol erst aus einer spätern, der Eindruck aber, daß er sich des christlichen Namens wegen der ganzen Anzettelei schämte, gewiß aus der Zeit her, wo die Sache in Wittenberg Aufsehen zu machen anfing. Man erkennt — und dies ebenfalls aus dem angeführten Schreiben an Reuchlin — wie er gleich anfangs darüber urtheilte, erkennt auch hier wieder, daß er still beobachtete, innerlich verarbeitete, sich lange besann und bezwang. Seine Empfindung dabei, sein Sinn ist ernst und ganz nach innen gewendet und läßt sich nicht danach an, daß er geneigt wäre, thätigen Antheil zu nehmen. Auch seine ersten brieflichen Aeußerungen über die Sache sind veranlaßt; er kommt nicht aus eignem Antriebe darauf.

Wir haben zwei auf den reuchlinischen Handel sich beziehende Briefe von ihm, nicht aus der ganz ersten Zeit des reuchlinischen Streits, beide an Spalatin gerichtet. Der früheste hat weder Tags- noch Jahresbezeichnung, ist aber wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1514 oder etwas früher geschrieben. Spalatin wurde in diesem Jahre Hofprediger des Kurfürsten, man ging bei Hofe damit um, etwas für Reuchlin zu thun. Dieser war indeß mit großer Zuversichtlichkeit als Ketzer ausgeschrien, hochangesehene Fakultäten hatten den das Gutachten, worüber der Lärm angefangen war, enthaltenden Augenspiegel verdammt, auch einem Mutian, einem der Gelehrten, auf welche Friedrich viel gab, schien Reuchlin eben noch zu dieser Zeit zu keck von der Autorität der Kirche abgewichen zu sein, Friedrich war sehr befangen, sehr unsicher und bedächtig in solchen Dingen, er mochte schwanken, hörte hierhin und dorthin, und so ist es nicht

1) Confutatio rat. Latom. Opp. Lat. ed. Jenens. II, 404.

unwahrscheinlich, daß Spalatin, der für Reuchlin bei ihm sprach, aber ebenfalls zu den Vorsichtigen und Bedenklichen gehörte, von ihm beauftragt war oder durch Das, was bei Hofe vorgekommen, sich bewogen fühlte, bei Luther anzufragen, was er von der Sache des unschuldigen und hochgelehrten Reuchlin — so drückt sich Luther in seinem Antwortschreiben aus — halte, insbesondere, ob sich Reuchlin in Gefahr des Glaubens oder der Ketzerei befinde. Das war also die Hauptfrage bei Hofe, man war darüber noch gar nicht auf dem Reinen, und wenn, oder sobald man aufmerkte, mußte der Zweifel Luther mittreffen, der sich so dreist über die kirchliche Auslegungsweise und das Ansehen der Doktores hinwegsetzte, sich dadurch mit der Schule verwickelte, und auch, wie man sieht, daneben sehr leicht mit seinem Landesherrn verwickelt werden, zum wenigsten keine sonderliche Stütze an demselben zu finden hoffen konnte. Er antwortet, Spalatin wisse, wie sehr er (Luther) Reuchlin schätze und liebe, und fügt die merkwürdige Aeußerung hinzu, sein Urtheil dürfte verdächtig erscheinen, weil er, wie man sage, nicht unbefangen und parteilos sei. [1])

---

1) Aurifaber hat das Schreiben Luther's beim J. 1514, de Wette hat nach Walch geglaubt, daß es ins J. 1510 oder 1511 gehöre, weil es sich auf das Gutachten, den Anfang des Streits, zu beziehen scheine; und es sieht allerdings so aus. Auch mir scheint es fast früher als 1514 geschrieben zu sein, aber viel früher doch auch nicht, am wenigstens 1511 oder 10. Das Gutachten wurde erst 1511 bekannt. Der Brief Luther's paßt schwerlich zu seiner Entwickelung in den letztgenannten Jahren. Es scheint wenigstens, daß er sich erst seit 1512 entschiedener aussprach. Das Gutachten bildete fortwährend den Angelpunkt, um welchen sich Alles drehete. Noch 1513 und 14 wendete sich Reuchlin nach Paris, die Universität für sich zu gewinnen, und schickte namentlich sein Gutachten mit. Er schrieb in der ganzen Welt herum, wol auch nach Wittenberg. Der Herzog von Würtemberg legte dem Schreiben Reuchlin's an die pariser theologische Fakultät ein Empfehlungsschreiben bei, worin er insbesondere darauf hinweist, daß Reuchlin stets ein wahrer Anhänger des römischen Stuhls gewesen sei (Mayerhoff, 160 f.) Das war also der Punkt, um welchen es sich damals noch handelte, so daß es nicht auffällt, daß auch Luther darüber spricht, und daß man nicht anzunehmen genöthigt ist, sein Schreiben beziehe sich auf den Anfang des Streits. In einem Briefe Reuchlin's an Spalatin von 1511 dreht sich der ganze Inhalt lediglich um Hof- und Staatssachen (Leben Friedrich's, 124). Spalatin war 1511 und 12 Führer der Prinzen Otto und Ernst von

Er muß sich also schon vorher über den Handel, und zwar mit Bestimmtheit, ausgelassen und dabei für Reuchlin Partei genommen haben, obwol ein Urtheil von ihm über die ihm vorgelegte Frage noch nicht bekannt gewesen zu sein scheint. Gab man ihm Parteilichkeit für Reuchlin Schuld, so ist daraus auch zu schließen, was ohnehin kaum bezweifelt werden dürfte, daß die Meinungen auch in Wittenberg noch auseinandergingen, und daß es an Solchen nicht fehlte, die bequem zusehen und sich nicht entscheiden, nicht einmischen wollten. Er läßt es gut sein, daß sein Urtheil als verdächtig erscheinen könnte, und erklärt, dessenungeachtet seine Meinung gerade heraussagen zu wollen. Sie gehe dahin, daß er in dem ganzen Gutachten Reuchlin's schlechterdings nichts Gefährliches erblicke. Man konnte so etwas nach der Stellung, die er mehr und mehr angenommen hatte, erwarten; doch war es auch von dem eifrigen Mönche und großen Eiferer für die Kirche mehr Geradherzigkeit und Freisinnigkeit, als manche Humanisten und persönliche Freunde Reuchlin's bewiesen. Als das speierisch-bischöfliche Gericht zu Anfange des Jahres 1514 wider Hochstraten und dessen Anhang entschieden hatte, spotteten die Kölner, wie es dem Bischofe doch zustehe, obgleich noch ein Kind, schon ein Urtheil in einem solchen Handel abfassen zu wollen; es wäre wol leichter einen Hasen zu fangen als diese Sache zu beurtheilen. Vielleicht bezieht es sich hierauf, und jedenfalls bezieht es sich auf die elenden Künste der kölner Pfaffen und Ränkeschmiede, Verbrechen zu finden, wo keine waren, und zeugt von einem lebendigen Bestreben, den gesunden Verstand und Rechtssinn dawider geltend zu machen, wenn Luther fortfährt, er wundere sich höchlich, daß den Kölnern eine so einfache Sache so verwickelt, ja verwickelter als der gordische Knote erscheine, da Reuchlin so feierlich und wiederholt (gegen die Anschuldigung des Abweichens von der Kirche) einrede und sich verwahre und nicht Glaubensartikel aufstelle,

---

Braunschweig zu Wittenberg (Schlegel, 13). Luther schreibt aber seinen Brief an ihn auf ergangene Aufforderung durch einen gemeinschaftlichen Freund. Wozu dies Alles, wenn Spalatin in Wittenberg anwesend war? Um so weniger Grund, von Aurifaber's Zeitbestimmung abzuweichen, der soviel näher stand.

sondern eine gutachtliche Meinung ausspreche. „Diese beiden Umstände reinigen ihn in meinen Augen so gänzlich, daß ich seinen Glauben für rein und lauter halten würde, und wenn er in seinem Gutachten alle Ketzereien zusammengehäuft hätte. Denn wenn solche Protestationen und bloße Meinungen von Gefahr nicht mehr frei sein sollen, so müssen wir fürchten, daß die kölnischen Ketzerrichter zuletzt einmal nach ihrem Belieben anfangen Kameele zu verschlucken und Mücken zu seigen, und die Rechtgläubigen, trotz aller Protestationen, für Ketzer zu erklären."

Hinter die Schutzwehr der Unterscheidung zwischen bloßen Privatmeinungen und autorisirten Kirchenlehren, und der Erklärung und Betheuerung, daß man den letztern keineswegs den Glauben versage, vielmehr Alles glaube, was die Kirche lehre, indem man Meinungen aufstelle und etwa disputirend vertheidige— doch stets unter Vorbehalt der Entscheidung der Kirche — hatte sich der Forschungstrieb, seitdem er wieder erwacht war, die Geistesfreiheit im ganzen Mittelalter zurückgezogen, und ebenso Pollich, wie wir hörten, in seinem Streite mit Wimpina, und gleichfalls im Jahr 1511 Reuchlin, als Tungern den erwähnten Auftrag erhalten hatte, nur ganz nach dem Gebrauche der Schule, den die kölner Vorfechter derselben nun wieder nicht berücksichtigen wollten. Auf dieselbe Weise nimmt sich hier Luther der Meinungs-, Schreib- und Redefreiheit an, entschiedener als Reuchlin's, wenigstens damals, kleinmüthige Erklärungen lauten. Die durch die Kirchenlehre gezogenen Schranken erkennt er indeß gleichfalls an, die Kölner sollen sich nur nicht unterfangen, auch den freigelassenen Spielraum willkürlich und misbeliebig einzuengen. Er stritt da freilich zugleich für den eignen Altar und Herd, erkannte, wie wir eben hier sehen, die Gefahr für alle Hochschulen und Gelehrten und insbesondere die zu Wittenberg, es liest sich, als hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß er jener Schutzwehr über kurz oder lang selbst bedürfen, oder daß derselbe Hochstraten, der wider Reuchlin wüthete, dereinst — es geschah kurz nach dem Ausbruche des Ablaßkriegs — auch wider ihn auftreten, ja seinen Tod fordern würde, wo es ihm denn zu Statten kam, daß Ankläger und Richter, wie Hochstraten und die Kölner, was er ihnen leicht nachweisen konnte und nachwies,

eben jetzt durch ihr Benehmen in Reuchlin's Sache alles Zutrauen verloren, das er ihnen zu entziehen in dieser Zeit mithalf.[1])

Der freisinnigen Ansicht nimmt er sich dann noch weiter durch eine eigenthümliche Wendung an. Wir lernten bei der Psalmerklärung seinen Widerwillen gegen die Juden kennen, der seine, wenn auch nicht vollkommene Unbefangenheit nun doch um so größer erscheinen läßt. Alle Propheten, schließt er, haben verkündet, daß die Juden Gott und ihren König Christum lästern würden, und die Schrift muß erfüllt werden; die Kölner, wenn sie das nicht wissen oder verstehen, haben noch keine Theologie geschmeckt, wider die Schrift können sie nicht, die erfüllt werden muß, und wenn sie die Juden von Lästerungen zu reinigen trachteten, so würden sie nur das ausrichten, daß Schrift und Gott als Lügner erschienen. Gott aber wird tausendmaltausend wider ihn anstrebenden Kölnern zum Trotz wahrhaftig bleiben. Die Juden umwandeln, wird allein Gottes Werk sein, der von Innen wirkt, nicht der Menschen, die nur von Außen mehr spielen als wirken. Sie sind durch seinen Zorn in einen boshaften Sinn dahin gegeben, unverbesserlich nach dem Prediger Salomo, und der Unverbesserliche wird nur schlimmer, wenn man ihn zu bessern sucht. Wenn den Juden die lästerlichen Bücher genommen werden, so machen sie noch ärgere.

Dies Letztere hatte Reuchlin in seinem Gutachten wider das Verbrennen der Judenbücher geltend zu machen gesucht. Luther schließt sich darin ihm nur an. Auch sonst hatte er Ansichten über die Juden geäußert, denen die ganz ähnlich sind, welche Luther in der Psalmenerklärung und hier ausspricht. So sagt er in seinem Tütsch Missive von 1505, die Verfolgung der Juden sei eine gerechte Strafe, ihr langes Elend die Folge der von ihren Vorfahren begangenen Gotteslästerung und ihrer Verstocktheit, die sich in wiederholten Lästerungen stets von Neuem ausspreche. Dagegen theilt Luther, wie wir sehen, seine Hoffnung nicht, daß Belehrung von christlicher Seite bei ihnen dahin führen werde, daß sie zum Christenthume sich herüberziehen ließen.

Zeigte er in dieser Beziehung mehr Tiefblick, so ging er auch

---

1) Mayerhof 169. De Wette I, 437. Hofmann, Leben Tetzel's, 122.

in noch einer andern tiefer in die Sache hinein als Reuchlin. Dieser hatte freilich den Kölnern die härtesten Dinge gesagt, sie beschuldigt, daß sie sich die Rechte der ordentlichen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten anmaßten, alle kirchliche Ordnung umkehrten u. s. w., was denn freilich die kirchlichen Schäden mittelbar berührte. Davor aber hatte er sich gehütet, auf die letztern geradezu hinzuweisen und das Benehmen der Kölner in eine solche allgemeinere Beziehung zu bringen. Das thut nun Luther. Er faßt es auf, daß die Kölner mit den jüdischen Lästerungen sich zu schaffen machten, während der Zustand der eignen Kirche das Christenthum lästere. „Was soll ich aber dazu sagen, daß sie den Satan austreiben wollen, doch nicht durch den Finger Gottes? Darüber seufze und klage ich oft, daß wir Christen draußen klug sein wollen, daheim thöricht sind. Hundertmal schlimmere Aergernisse begegnen uns auf allen Gassen Jerusalems, Alles ist da erfüllt von Abgötterei. Diese hinwegzuthun, die innern Feinde, ist so dringend Noth, und wir befassen uns mit fremden Sachen, auf des Teufels Rath, der uns anstiftet, die unsern liegen zu lassen und die fremden auch nicht zu bessern. Kann man sich etwas Närrischers und Unverständigers denken, als solchen Eifer? Haben die unseligen Kölner denn nicht in der Kirche wilde und allerwüsteste Sachen, an welchen sie ihre Wissenschaft, ihre Liebe, ihren Eifer üben können, daß sie ihn beweisen müßten an Menschen, die uns so fern stehen? Aber was thue ich? fügt er bedeutsam hinzu. Mein Herz ist voll solcher Gedanken, mehr als die Zunge sagen kann."

Die letztere Aeußerung ist ein abermaliges Zeichen davon, daß er in der Stille beobachtete und unter Herzweh die Eindrücke innerlich verarbeitete, welche den Ergebnissen bei ihm folgten, wozu er, seit ihm die Augen aufgegangen waren, durch Aufmerken, Forschen, Nachdenken mehr und mehr gelangte. Daß er für Reuchlin, und so bestimmt sich aussprach, verfehlte sicher bei Spalatin den Eindruck nicht. Spalatin wurde seit dieser Zeit Vermittler eines Gedankenaustausches, einer Art geistigen Verkehrs, mancher Verhandlung zwischen ihm und dem Kurfürsten, auf den seine gutachtliche Meinung wol schon in dieser Sache und bei diesem Anlasse einwirkte. Es begreift sich, daß er den Gang des reuchlinischen Handels aufmerksam verfolgte.

Spalatin scheint ihm zum zweitenmale besondern Anlaß zu einer Meinungsäußerung gegeben zu haben; wenigstens haben wir noch ein Schreiben von ihm über den Handel aus dem Jahre 1514, das gleichfalls an Spalatin gerichtet ist. Es ist vom 5. August datirt. [1])

Als die Sache nach Rom gezogen war, und die Kölner Alles aufboten, Reuchlin zu schaden, ließen sie unter Anderm die Urtheile der vier Fakultäten drucken, die sich wider Reuchlin erklärt hatten. Pfefferkorn, die Schande seines Jahrhunderts, wie ihn Hermann Busch nannte, sprach namentlich von dem pariser Gutachten so, als wenn ein Widerspruch gegen dasselbe nicht minder gottlos wäre als eine Lästerung des Evangeliums, und Ortuin stellte sich gewissermaßen in den Vordergrund, indem er jenen Urtheilen eine Schmähschrift, Pränotamenta, voranstellte, worin er den ganzen Hergang so lügenhaft beschrieb und so niedrige Verleumdungen gegen Reuchlin einmischte, daß Unzählige, die bisher noch geschwankt hatten, des Letztern Partei ergriffen. Wer nicht blind zu den Kölnern geschworen, war aufs heftigste entrüstet.

Auf die schamlosen Angriffe, die sich Ortuin gegen Reuchlin erlaubt hatte, bezieht sich nun auch Luther's Schreiben. Es enthält sein Urtheil über Ortuin, die Kölner, Betrachtungen über die Sache, ihren Stand, und beginnt sogleich: „Bislang hielt ich den kölner Poetaster für einen Esel; nun aber ist er zum Hunde, ja gar zum reißenden Wolfe in Schafskleidern worden, wo nicht vielmehr zum Krokodil, wie du noch treffender urtheilst." Es scheint also, Spalatin hatte seine Bedenklichkeiten fahren lassen; auch er war in Eifer gerathen. Luther fährt fort: „Ich glaube, daß er selbst seine Eselheit (daß ich mich so ausdrücke) endlich erkannt hat, nachdem sie unser Reuchlin ihm gewiesen; da er sie aber ablegen und die Löwen-Majestät annehmen wollen, ist er zu kurz gesprungen und diesseits im Wolf oder Krokodil stecken geblieben, eine Verwandlung versuchend, die über seine Kräfte ging. Lieber Gott, was soll ich sagen? Lernen wir an dem Einen das Urtheil Aller über den Neid, die jemals geschrieben oder geredet, schreiben oder reden werden, wie höchst wahrhaftig,

---

[1]) De Wette I, 13.

billig und vernünftig es ist, sonderlich das Urtheil über den allerunsinnigsten Neid, der da brennt zu schaden, und es doch nicht vermag, der sich Alles herausnimmt ohne Scheu, aber dessen Ohnmacht desto mehr voller Pein und Unruhe ist. Was Ortuin thöricht zusammenschleppt, ist freilich lächerlich und sich selbst widersprechend, aber noch bejammerns- und mitleidswürdiger, nicht blos weil er des allerunschuldigsten Reuchlin's Worte und Meinung auf das frechste verdreht, sondern auch weil er durch all' seine Wuth den Schaden der Blindheit und Herzenshärtigkeit bei sich selbst vergrößert. Ich würde über Vieles mit Dir lachen, wenn man nicht mehr Kummer empfinden als lachen müßte, wo bereits soviel Seelen verderbt sind, und, wie ich fürchte, in Zukunft noch mehr werden verderbt werden. Gebe Gott, daß bald ein Ende werde!"

In keinem der beiden Briefe findet sich auch nur die geringste Spur, daß ihm irgend etwas an Reuchlin oder dessen Auftreten nicht recht gewesen wäre, daß er Furcht oder die Neigung gehegt hätte, den Diplomaten spielen zu wollen, jene Rolle, die den Deutschen von allen am schlechtesten ansteht und glückt, und die doch auch damals von vielen unter Denen so gern ergriffen wurde, die auf irgend eine Weise in die Tagsfragen und Begebenheiten verflochten waren oder wenigstens ihr Urtheil darüber abgaben. Zeigt er sich in dieser Beziehung vollkommen gerade und gesund, so sehen wir ihn in einer andern deutsche Schwachheiten theilen. Julius II. war 1513 gestorben und sein Nachfolger Leo X. war sogleich mit großem Glanze und Regierungsnachdrucke aufgetreten. Als eine bedeutende Persönlichkeit, wohlmeinend, geistvoll, Freund der Wissenschaften und Künste, wurde er in Italien fast maßlos gepriesen, und das Rühmen fand in Deutschland sofort seinen Nachhall. Schon aus seinen ersten Schritten und deren Erfolgen, wie aus der Sprache, die er führte, mußte man schließen, daß er darauf bedacht sei und große Mittel besitze, das päpstliche Ansehen mehr und mehr zu befestigen, die päpstliche Macht noch zu erhöhen, und daß er an eine wahrhafte, durchgreifende Besserung der Kirche nicht denke noch denken werde oder gedacht wissen wolle, das heißt, daß von ihm für die kirchlichen und deutschen Anliegen nichts zu hoffen und viel zu fürchten war. Allein so schlossen

die Deutschen, zumal die deutschen Gelehrten, insbesondere die Humanisten, nicht. Sie hegten die besten, auch wol die glänzendsten Erwartungen von ihm, und wenn man von den Häuptern erwartet und sagen kann, man erwarte von ihnen, so braucht man freilich um so weniger selbst zu denken und zu thun und hat eine scheinbare Entschuldigung. Leo war bekannt als aufgeklärt und helldenkend, Freund und Schützer, namentlich der klassischen Studien. Um so mehr hoffte man, hofften zumal die Humanisten von ihm und dem Schiedsrichter, den er ernannt, ein für Reuchlin günstiges Urtheil. Daß auch die Kölner ein solches wenigstens für möglich hielten und fürchteten, geht selbst aus ihrem Toben und Drohen, sowie daraus hervor, daß sie alle ihre Kräfte und Mittel aufboten, geheime Künste und Geld nicht sparten, ein solches Endergebniß abzuwenden. Indeß hatten sie das richtigste Gefühl, die freisinnige Partei urtheilte am schlechtesten über Das, was von Rom her zu gewarten sei. Die Deutschen, sofern sie sich nicht verwälschten und verrömerten, lernten die römische Politik nie aus. Sie hatten sich von jeher täuschen und überlisten lassen. Gutmüthiges Vertrauen und Kurzsichtigkeit, aus Redlichkeit, Geradheit und ungelenker Trägheit herfließend, verhinderte sie auch jetzt, die wahre Lage und Beschaffenheit ihrer kirchlich-politischen und dahin einschlagenden Angelegenheiten zu erkennen und namentlich das römische System richtig zu beurtheilen. Zum wenigsten die Gebildeten, die Vornehmen, die Häupter, die vielwandernden Gelehrten insbesondere wußten in und über Rom sehr genau Bescheid, abgesehen von der Jahrhunderte alten Erfahrung, welche die Nation überhaupt hatte. Die Augen waren ihnen aufgegangen, aber sie sahen nun nicht richtig. Sie trösteten sich damit und bauten ihr Vertrauen darauf, daß der regierende Papst ein geistig hochbegabter, ein aufgeklärter, ein wohlgesinnter Mann sei, so gewiß ihnen ausgezeichnete Persönlichkeiten der Päpste nie, wenigstens seit dem Verfalle des Papstthums nie zu statten gekommen waren, und noch kein gelehrter, aufgeklärter und wohlgesinnter Papst die Anliegen der Wissenschaft, Aufklärung und Kirche denen der Hierarchie und insbesondere des römischen Hofes vorangestellt hatte, es wäre denn aus Uebersehen gewesen. Auch Luther blickte erst viel später tiefer hindurch. Er war in Rom gewesen, die Augen waren ihm auf-

gegangen wie Andern, allein er theilte jene Kurzsichtigkeit und Schwäche des Urtheils seiner Landsleute ganz, noch lange wie wir sehen werden, jetzt wie sein Schreiben an Spalatin zeigt. So wenig als Andere denkt er an das Gefährliche und Schmähliche, daß über Deutsche und eine so wichtige deutsche Angelegenheit in Rom entschieden werden soll. Er hat und kann freilich keine Ahnung davon haben, daß er selbst nach wenigen Jahren nach Rom gefordert werden sollte, wo denn Alles darauf ankam, daß er und seine Sache in Deutschland verhört wurden. Er kennt die Erfahrungen und Klagen der Nation, die ältern Konkordate und die baseler Beschlüsse nicht, denen zufolge keine deutsche Streitsache bei erhobener Appellation an den Papst vor auswärtige Richter kommen, sondern durch bevollmächtigte Richter in der Provinz entschieden werden sollte, in welcher der Streit anhängig. Er kennt sie nicht oder denkt nicht daran, er sowenig als andere Theologen, als die rechtsgelehrten Doktoren, die Humanisten, die Gebildeten, die Bürger, die Staatsmänner der Nation, die Fürsten und Städteobrigkeiten und deren gelehrte Diener und Berather. Er spricht am Schlusse seine „ausnehmende" Freude darüber aus, daß die Sache nach Rom und an den apostolischen Stuhl gelangt sei, statt in Deutschland abgeurtelt zu werden, wo die Kölner zu viel Macht hätten; Rom besitze unter seinen Kardinälen hochgelehrte Männer, sei auch viel beliebter als die Kölner, die gleich schlechten Sprachlehrern den Text nicht verständen, den sie behandelten oder vielmehr ihn nicht verstehen wollten.

Zur Erklärung und völligern Würdigung der Ansicht und Stimmung, welche er hier über den damaligen römischen Hof und mittelbar über den jetzt regierenden Papst ausspricht, werden indeß noch einige Bemerkungen erforderlich. Leo X. ist eben so maßlos gepriesen als ungerecht getadelt. Auch hierin hat Luther späterhin zu den Tonangebern gehört, wenigstens in Deutschland; denn viel früher und härter wurde Leo von vielen und angesehenen Schriftstellern, Klerikern und Staatsmännern unter seinen eigenen Landsleuten angegriffen, auch von solchen, die nicht von ihm gereizt waren oder zu leiden gehabt hatten, wie Luther; wie denn überhaupt von keinem Orte der Welt und von keinem Menschen so harte Urtheile in so harter Sprache jemals ausgesprochen und

in alle Welt verbreitet waren, als vom Sitze des Stellvertreters Christi und von den Päpsten, deren Bannflüche gegen Die, die sie für Feinde und Ketzer erklärten, die Sprache, insbesondere die Bibelsprache für den Ausdruck des alleräußersten wildesten Grimmes dermaßen erschöpften, daß ihre Widersacher, obwol sie eine solche Anleitung hatten und so sehr sie zur Wiedervergeltung gereizt sein mochten, nur selten im Stande waren, die päpstliche Zornwuth und Rede zu erreichen, und niemals, dieselbe zu überbieten. Luther hatte als Deutscher, redliches Glied der Christenheit und Fürsprecher der Würde und Freiheit der Kirche die vollwichtigsten Gründe Leo zu zürnen, der, in gerechter Sache von ihm angerufen, ihn verließ und bannte. Dies Alles erwogen, hat er sich noch immer sehr gemäßigt im Tadel über ihn ausgesprochen, ja ihm nur selten Böses nachgesagt und mit Unrecht weit mehr Gutes als Böses über ihn geäußert, geschweige denn, daß sein Tadel der Härte und Leidenschaftlichkeit der päpstlichen Bannbulle dem Inhalte und den Ausdrücken nach gleichkäme. Der erste Eindruck, den Leo auf ihn gemacht, scheint stets bei ihm nachgewirkt zu haben, und dieser Eindruck war ein sehr günstiger. Günstig blieb sein Urtheil noch lange. Die Vorgänge der nächstfolgenden Jahre hätten ihn, sollte man meinen, völlig enttäuschen müssen. Es war indeß nicht der Fall. Wir werden ihn noch 1517, erfüllt von einem ähnlichen, ob auch sehr geminderten falschen Vertrauen wie jetzt, immer noch verblendet sehen, obwol bei halboffenen Augen. Daß er jetzt noch so viel traute, war weit erklärlicher. [1])

Leo war im März 1513 erwählt. Er entstammte dem ruhmreichen Hause der Medici. Lorenz von Medici war sein Vater und richtete von früh an seine Sorgfalt darauf, die glücklichen Anlagen des Sohnes auszubilden, der schon als Kardinal, wozu er übrigens noch in den Knabenjahren ernannt war, für einen der geistreichsten Männer Roms und Italiens galt. Als er erwählt wurde, hatte er der Kirche bereits dankenswerthe Dienste nicht ohne Gefahr geleistet, galt seine Denkart für mild und edelsinnig, sein Wandel für untadelig, war er ein Mann von Auszeichnung. Seine Wahl wurde nicht durch die schmachvollen Mittel

1) Villers a. a. O. II, 5. Roscoe a. a. O. III, 500.

befleckt, durch welche die Wähler und so viele Päpste vor ihm sich und die päpstliche Würde geschändet. Als er zur Regierung gelangte, schwieg selbst die Lästersucht, allgemein hegte man in Italien große Erwartungen von ihm und er ergriff jede Gelegenheit zu entsprechen. Rom jubelte, er begann sogleich mit Handlungen der Nachsicht, Großmuth und Freigebigkeit; was er vornahm, deutete auf die Absicht, den besten Gebrauch von seiner Stellung und Würde zu machen. Wenige Wochen nach seinem Regierungsantritte schloß er ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, Ferdinand von Aragonien und Maximilian, das den Zweck hatte, „die Kirche zu vertheidigen", Italien von dem französischen Einflusse zu befreien, den Frieden zu schützen. Krieg konnte nicht abgewendet werden, doch war Leo der Sieger. Die Franzosen wurden aus Mailand vertrieben und nun übte und empfahl er Schonung, Milde, Versöhnlichkeit. Ludwig XII. beugte sich vor ihm, entsagte dem pisanischen Koncile, die letzte Spur der abermaligen Spaltung wurde verwischt, womit dasselbe die Kirche bedroht hatte. Leo ergriff ernstliche Maßregeln, die auf einander eifersüchtigen, fortwährend in der kleinlichsten selbstsüchtigsten Politik verkommenen christlichen Mächte zu einem Türkenzuge zu vereinigen. Die Könige von Ungarn und Polen erfochten glänzende Siege über die Türken, und gewann die Christenheit hierdurch Sicherung gegen den Erbfeind, so eröffneten sich obendrein glänzende Aussichten zur Ausbreitung in einem immer größern Maße. Vasco de Gama's neue Entdeckungen wurden kund. Leo erwies sich phantastisch und doch wahrhafter wie Kaiser Sigismund als „all der Welt Herr." Er trat dem portugisischen Könige alle Länder ab, welche von seinen Seefahrern entdeckt waren oder noch entdeckt werden würden, unter der einzigen Bedingung, daß Glaubensboten ausgesendet werden sollten, die Eingeborenen der fremden Länder zum Christenthume zu bekehren. Diese Glaubensboten waren, ob auch nicht frei von verkehrtem Glaubenseifer, doch die ersten, die der Mishandlung jener Eingeborenen sich widersetzten. Papst Leo, in diesem Punkte weit unbefangener und heller denkend wie Luther, war dem Sklaventhume entschieden Feind. Religion wie Vernunft, sprach er aus, erkläre laut jede Art von Sklaverei für unerlaubt; der einzige Weg, auf welchem gesellige Bildung und Religion Eingang finden

könnten, sei der, daß man die Menschen schonend und billig behandle. Er bemühete sich aus allen Kräften, den König Ferdinand zu vermögen, daß er in den von ihm eroberten Ländern der Habsucht und Grausamkeit der neuen Ansiedler Schranken setze. Begünstigte er daneben die spanische Inquisition, so haben wir darin schon eine Andeutung, daß ihm die hierarchische Machtfülle über Alles ging, so wurde er dadurch freilich seiner Aufklärung und Humanität nicht weniger untreu, wie Luther seinem Freiheitsgefühle und Grundsatze, wenn er der Leibeigenschaft das Wort redete, so erkennen wir, wie weit entfernt von klarer und fester Grundsätzlichkeit die hellsten und größesten Geister auch jener Zeit waren und wie sehr ihre hellsten und besten Ansichten und Ueberzeugungen durch Interessen und Leidenschaften getrübt und verwirrt wurden.

Ob jenes Zusammentreffens großer und glücklicher Begebenheiten ordnete Leo ein öffentliches Dankfest an. Es wurde mit verschwenderischer Pracht gefeiert. Feierliche Umgänge fanden namentlich in den beiden Kirchen der Santa Maria del Popolo und des heil. Augustin statt. Leo entfaltete dabei nicht weniger Anstand und Würde als Glanz. Würdige Haltung bewies er überall beim Gottesdienst. Im höchsten Ansehen stand er bei allen Fürsten, am meisten und beflissensten wurde er von den Gelehrten, Künstlern und allen Denen gepriesen, die auf Bildung Anspruch machten und des Aufschwungs derselben sich freuten. Er sollte Begründer eines der glänzendsten Zeitalter der Wissenschaften und Künste werden, des Zeitalters der Ariosto, Raphael, der fast unzähligen an sie sich anreihenden leuchtenden Namen. Er begann seine Regierung sofort in dem Gedanken, daß Rom auch in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft die erste Stadt der Welt sein solle. Sie blüheten rasch auf unter seinem eifrigen freigebigen Schutze. Rom und sein Hof wurden bald die Sammelplätze der berühmtesten Gelehrten und Künstler, der aufstrebenden Köpfe und Talente. Er gründete eine Akademie, er sammelte Bücher und Kunstschätze, er erfüllte seine Umgebungen mit einer ähnlichen Sinnesart, er war einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, besaß selbst eine vielseitige Bildung und gute Kenntnisse bei einer höchst gewinnenden Persönlichkeit. Er war thätig, unverdrossen, wenigstens in seinen ersten Regierungsjahren, der

homerische Wahlspruch des sächsischen Kurfürsten war auch der seine. Eben die klassischen Studien erhielten durch seine Aufmunterung und Gunst den höchsten Schwung. Wer humanistisch gebildet war, konnte auf seinen Schutz, ja fast auf seine persönliche Freundschaft zählen.

Es fehlte freilich von Anfang nicht an Schatten neben dem Lichte, doch sie verschwanden den bewundernden Blicken. Schwärzere Flecken traten erst nach dem Jahre 1514 hervor. Wie groß war der Abstand dieses Papstes, dieses päpstlichen Hofes und Regiments gegen die Vorgänger und das Unwesen in Rom unter ihnen. Die Gelehrten waren seines Ruhmes voll, ihre Stimmen waren die lautesten, tönten am weitesten, sie erfüllten die Welt mit seinem Ruhme. Die Männer der ältern Wissenschaft und Gelehrsamkeit hatten noch wenig Grund zu Bedenken, viel Grund zum Einstimmen in das allgemeine Lob. Dieser Papst brachte Kirche und Papstthum wieder zu Ehren. Die Vertreter der neuern Wissenschaft und Gelehrsamkeit wiegten sich, wie schon erwähnt, in den freudigsten Erwartungen. Das Urbild der humanistischen Gelehrsamkeit und Richtung war gleichsam in ihm auf den päpstlichen Thron erhoben. Die Gelehrten Italiens hätten es am wenigsten erkannt und rügen mögen, daß ihm der echte oder gar eifrige kirchliche und christliche Sinn abging. Die günstige Stimmung über ihn, welche sich namentlich auch in den Kreisen der deutschen Humanisten verbreitete, theilte sich Luther mit. [1])

Es scheint, daß er um so ruhiger dem Ausgange der Sache Reuchlin's entgegensah, die er nunmehr in guten Händen glaubte. Wie dem aber sei, gewiß ist, daß er, so heftig seine Entrüstung über Ortuin Gratius und so lebhaft seine Theilnahme an Reuchlin und dessen Streite war, nicht von fern daran dachte, sich selbst zu betheiligen. Die „Gelegenheit" fehlte, er war mit seinen Studien, seinen Bestrebungen in seinem Kreise vollauf beschäftigt, fühlte nicht hinlängliche Kampflust oder die Kraft und Sicherheit noch nicht in sich und somit nicht den Beruf, in Händel einzugreifen, welche außer jenem Kreise lagen, in so große Sachen, obwol sie seine Richtung, sein Streben nahe genug berührten,

---

1) Roscoe, Leben Leo's, Ausg. von Henke, II, 55 ff.; III, 74, 281, 317. Alzog a. a. O. 695.

seinen Rechts- und Wahrheitssinn in Bewegung brachten. Wie ganz anders wirkten sie gerade von dieser Zeit an auf einen Hutten, Krotus und so viele andere ähnlich Gesinnte. Die Bewegung ließ ihn nicht gleichgültig, aber der Strudel riß ihn nicht fort; Theilnehmer am Reuchlinistenbunde war er nicht; als gemeine Sache, wo Mitstreiten Pflicht, faßte er den Streit Reuchlin's noch nicht auf, wie es die Humanisten thaten oder anfingen zu thun, sie, von denen eine Kluft ihn viel weiter trennte, als man nach dem Bisherigen glauben sollte. Er trat aus seiner stillen Klause alltäglich in das Leben hinein, allabendlich aber wieder in sie zurück, erhob sich in Studien, Andachtsübungen und Gebet in eine Erdferne, eine Höhe der religiösen Anschauung von Welt und Zeit, worin er den Geistesfrieden, den gestörten Gleichmuth wiederfand und sich den wirren Verhältnissen und Kämpfen der Zeit überlegen erhalten konnte. Es scheint auch, die Klostermauern beengen ihn noch gar sehr. Er schließt seinen Brief „aus dem Kloster" mit der Aufforderung: „bete für mich und laß uns beten für unsern Reuchlin." Thätlich nur auf das Nächste bedacht, ob auch das Ferne ins Auge fassend, eben seine ihm eigenthümliche Richtung verfolgend und von den Reuchlinisten und ihrer Fehde sich zurückhaltend, überhaupt an sich haltend, bemessen, ohne Zweifel zum großen Theile eine Folge seiner Gewöhnung an mönchischen Gehorsam, hierarchische Disciplin, priesterlich-ernstes Bezeigen; zögernd, ja schüchtern und sich selbst und seiner Kraft mistrauend nach wie vor, finden wir ihn noch lange. Ja, wir werden sehen, daß er in seine eigenen größern Kämpfe ganz wider seine Neigung und Stimmung sich hineinziehen ließ, obwol er der Angreifende war und im frischesten Kriegsmuthe angriff. Er schreibt davon an Staupitz 1518, stets habe er, der jetzt vor die Welt hervorgezogen werde, den Winkel geliebt, und hätte lieber dem überaus herrlichen Spiele der Geister dieses Jahrhunderts zugeschauet, als sich sehen und anstaunen zu lassen[1]) — eine Aeußerung, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Erklärung seines Verhaltens in der Sache Reuchlin's liefert. Wie gebändigt, geregelt, zusammengefaßt diese stürmische vulkanische Kraft war. Er ist voll von Scham, Schmerz, Zorn über das Benehmen der

1) De Wette I, 118.

Kölner, den Zustand der Kirche: aber nur selten und schonend, seufzend spricht er im Hörsale sich aus, kaum daß er dem heftigern Gefühle einmal gegen einen vertrauten Freund Worte gibt. Er nimmt nicht Theil an dem Kampfe der Gleichgesinnten wider die Feinde, während er zu ganz andern tiefern Angriffen rüstet und der Partei des Fortschritts ein Bollwerk in Wittenberg bereitet, ungleich stärker als die Dominikaner in Köln eins besaßen wider denselben. Sein Gefühl leitete ihn richtig. Er würde sich wahrscheinlich den Boden verdorben, man würde ihn überspannt gescholten und allein gelassen haben, wenn er, der schon für parteiisch galt, noch weiter gegangen wäre. Gab es eine Verpflichtung, für Reuchlin in die Schranken zu treten, so bestand sie jedenfalls zunächst für die persönlichen Freunde desselben und die eigentlichen Humanisten, denen er nicht angehörte und zu denen er sich auch nicht zählte. Wir werden es noch deutlicher erkennen. Er befand sich doch gar nicht völlig in ihrer Stimmung, traute sich die allgemeinere Bildung, die klassische Latinität nicht zu, das eigentlichste Kennzeichen eines Humanisten, und die Bedingung, vor der Welt mit Ehren als solcher sich herauszulassen. Mit seinen Schulkämpfen war es etwas ganz anderes. Hervorzutreten in einer solchen Sache, vor einem solchen Publikum, auf einen solchen Plan: dazu lebte er nicht blos noch viel zu sehr in Klostergedanken, wir müssen auch Das in Betracht ziehen, daß er dazu noch zu sehr mit innern Zuständen und abstruser scholastischer Gelehrsamkeit sich beschäftigte. Die Langsamkeit und Unsicherheit seines Vorschreitens hing auch damit zusammen, daß er noch weit davon entfernt war, seine innere Befreiung vollendet, die wesentlichsten Begriffe und Ueberzeugungen, welche er sich angeeignet, bis an ihre Endpunkte in alle ihre Konsequenzen verfolgt und wissenschaftlich ausgebildet zu haben. Auch im Jahre 1515 noch.

Persönlichkeit.

Wir müssen hier ein paar Worte über seine Persönlichkeit sagen, da sie ohne Frage nicht ohne wesentlichen Einfluß auf seine ganze Stellung und Wirksamkeit war, und verbinden damit einen kurzen Rückblick auf die letztere in den wichtigen Jahren des Vor-

bereitens, Rüstens und Zunehmens, durch welche wir bis hieher seine Entwickelung verfolgt haben.

Immerhin kann in einem gewissen Sinne von Unsicherheit und Langsamkeit seines Vorschreitens die Rede sein, zumal wenn die rasche Fortbewegung der Geister gerade in diesen Jahren daneben berücksichtigt wird. Allein es war doch unsäglich viel, was er seit seinem Austritte aus dem erfurter Kloster noch in so unklaren verworrenen Zuständen, in einer doch noch immer sehr stark nach rückwärts gewendeten Richtung und auf einer nicht eben hohen Stufe obenein höchst einseitiger Wissenschaft und Bildung bis zu diesem Zeitpunkte abgeworfen hatte. Selbst die Stellung, welche er im reuchlinischen Streite einnahm, entfernt und fast nur leidend wie sie war, weit mehr aber seine Kämpfe in Wittenberg und seine gelehrten Arbeiten beweisen, wie sehr er gewonnen hatte sowol an Wissen als Selbstgefühl und Einfluß. Der letztere wurde insbesondere auch durch seine Predigerthätigkeit erhöht, und es ist bemerkenswerth, ein wesentlicher Grund seines rasch zunehmenden Einflusses lag darin, daß er schon jetzt, ja kaum den erfurter Klostermauern entrissen, gleichmäßig auf die Studirenden und Gelehrten und auf die übrigen Stände einwirkte, einzuwirken vermochte. Wir haben erst aus dem Jahre 1515 Predigten von ihm. Nach ihnen zu urtheilen, würden uns die, die er in dieser Zeit hielt, trotzdem, daß sie Eindruck machten, eben so unvollkommen erscheinen wie seine Psalmerklärung, wenn wir sie mit dem Maße messen wollten, das wir an exegetische und homiletische Arbeiten unserer Zeit anzulegen gewohnt sind, oder wenn wir sie nur mit den besten selbst der damaligen vergleichen.

Doch Alles, was wir aus diesem Zeitabschnitte von ihm haben und wissen, auf welch eine Umwandelung, die mit ihm vorgegangen, auf welch einen Fortschritt in eigener Entwickelung und äußerm Einfluß weist es hin, den er seit der Romfahrt gemacht. Fragen wir nach den Gründen des gewaltigen Eindrucks, den er hervorbrachte trotz der Mangelhaftigkeit seiner Leistungen: sie sind großentheils in seiner völligen Unbescholtenheit zu suchen, in seiner Sittenstrenge, der Würde seines Bezeigens und Charakters. Es war eine Zeit, wo über den der Lehre und Würde des Standes und Amts widersprechenden Wandel, den Unfleiß und die Sinnlichkeit nur gar zu vieler Kleriker allgemeine Klage geführt wurde.

Melanthon sagt und katholische Schriftsteller wie Longueil, Maimbourg und viele andere stellen es nicht blos nicht in Abrede, sondern bestätigen es, im Anfange seiner ruhmvollen Laufbahn habe das sein großes Ansehen wesentlich mitbegründet, daß seine Worte nicht blos über die Lippen, sondern aus dem Herzen gekommen wären, daß auch ein untadeliges Leben an ihm bewundert sei und bei den Ehr- und Tugendsamen ein solches Vertrauen zu ihm erweckt habe, daß sie seiner Lehre um so leichter und völliger beigepflichtet, und daß ihm auch Diejenigen wenigstens minder entschieden entgegengetreten wären, die sich über die Ansichten mit ihm nicht vereinigen können.

Was aber diese betrifft — und dies ist hier weiter in Anschlag zu bringen — so traf er im Ganzen mit der Zeitrichtung zusammen, sprach auf dem Lehrstuhle und auf der Kanzel aus, was die Zuhörer gerne nach dunkelm Gefühle gehört hätten und bei Andern nicht hörten, wozu sie vorbereitet oder wofür sie wenigstens empfänglich waren. Allein er spekulirt darauf und auf Beifall nicht, er spricht eben ohne alle Berechnung, er tritt herrschenden Ansichten und Hinneigungen auch entgegen, wie wir dies bei der Psalmerklärung wahrnahmen und wie wir diese Doppelseite an ihm von nun an mehr und mehr bemerken werden, daß er vom Strome sich tragen, aber nicht fortreißen, zum Spiele machen läßt, auch wider ihn ankämpft, doch bisweilen nur scheinbar, indem er mit einer noch stärkern Unterströmung, mit den innerlich stärksten und nothwendigsten Zeitstimmungen, statt mit der lautesten Tagesstimmung geht. Es war zu dieser Zeit die der Humanisten und der Kreise, auf welche die Humanisten ihren, durch das verwandte Volksschriftwesen auch die mittlern und niedern Stände ergreifenden Einfluß übten. Ihm war darin nicht wenig unzusagend, zuwider. Minder hervortretend und doch stärker war das Bedürfniß und Verlangen in der Nation, dem er viel ausdrücklicher und völliger, nicht sowol mit humanistischer Gelehrsamkeit als in der Schule auf die Schule und von der Kanzel unmittelbar auf alle Stände, mit einem Worte populär im weiten Sinne wirkend, streitend und bauend entgegenkam, indem er, „als in der Kirche große Finsterniß war und die falschen Abschweifungen der Scholastiker, der Aberglaube der Kanonisten und Mönche und mancherlei Götzendienste das Licht des Evangeliums gänzlich

hinuntergebracht, aus göttlichem Eifer die Lehre besserte und die Kirche zur Quelle zurückführte, die Gerechtigkeit des Glaubens offenbarte, Gesetz und Evangelium, wahren Gottesdienst und Menschensatzungen unterschied, die Irrthümer in der Bußlehre hinwegräumte, echte Bekenntnisse von allen Hauptstücken der wahrhaften Lehre ans Licht stellte." [1]) Wir sehen ihn bemüht, für Begriffe und Ueberzeugungen zu gewinnen, die in ihm lebendig, ein Theil seines innern Selbst geworden sind. Es gelingt ihm bei so Vielen, weil der Kern und die Masse der Nation zu jenen Begriffen und Ueberzeugungen wie zu keinen andern neigt, keine andere zu erfassen, für keine andere einzutreten so vorbereitet ist und weil er sie so darzustellen weiß, daß sie den Eindruck der Wahrheit machen, dem sich Niemand entziehen kann, und es geschieht sowol durch seine verhältnißmäßig doch überlegene Wissenschaft und seine Beredtsamkeit als durch seine ganze Persönlichkeit.

Eben seine Persönlichkeit darf dabei nicht vergessen werden. Sie war anziehend schon durch seinen Lebensgang. Bruder Martin Luther von den Augustinern! Ein armer Bergmannssohn hat er sich auf Schulen mühsam durchgearbeitet, als junger Magister in Erfurt große Erwartungen erregt, sie dann zum Theil getäuscht und excentrisch den Mönchsstand erwählt, solche Mönchsjahre und Zustände durchlebt. Noch mehre Jahre später wird er von Zeitgenossen, die ihn gekannt, als hager, fast Haut und Knochen, mit tiefliegenden blitzenden Augen geschildert; seine Züge mußten sein durchwühltes, wenn auch jetzt halb und halb beruhigtes Innere verkünden. Dann hatte er auf einen Mann wie Staupitz Eindruck gemacht, war nach Wittenberg gezogen, hatte bald solche Aufmerksamkeit und bei welchen Männern erregt, solche Bedeutung in wenigen Jahren gewonnen, die Romfahrt gemacht, die höchste Würde in der Theologie erlangt, und war und blieb dabei ein eifriger demüthiger Mönch. Solche Innerlichkeit und Frömmigkeit mit Furcht und Zittern und dabei welch ein vordringender, kühner, wahrheitseifriger, kriegerischer Geist. Diese ganz neue Richtung, neu zum wenigsten wie er sie einschlug und vertrat; diese Fülle von Gelehrsamkeit bei jungen Jahren, dieser Reich-

1) Melanthon's Zuschrift an Markgraf Albrecht von Brandenburg vor dem dritten lat. Theile der wittenb. Ausg. der Werke Luther's, Walch XIV, 540. Melanthon, Leben Luther's, 20. *Seckend.*

thum an Naturgaben; Genie und Charakter, Wissenschaft und Erfahrung! Wie er war, so sprach er sich aus, wenn er las oder predigte, er war es selbst, ganz selbst, er und sein Vortrag, nicht völlig klar, sicher, vollendet, abgerundet, aber frisch und eigenthümlich, die Gemüther ergreifend. Er sagt einmal in der Psalmerklärung von 1513 (zu Psalm 118, Vers 28), man suche Dreierlei an einem Redner, daß er lehre, unterrichte, daß sein Vortrag angenehm sei, daß er die Herzen rühre, bewege. So hätten auch Christi Worte nicht blos eine Kraft zu lehren, sondern auch zu erwecken, zu bewegen; nicht lauter Licht sei auf seinen Lippen, sondern er bewege auch. So war es bei ihm selbst. Die Natur hatte es ihm mitgegeben und er bildete seine Anlage fleißig und vielseitig aus. Wir erinnern uns, daß er schon in seinen Schuljahren eine große Vorliebe für Uebungen des Ausdrucks gezeigt hatte. Jetzt waren Uebungen der Redekunst auf der Kanzel, auf dem Disputirkatheder, im Hörsaale hinzugekommen, wo er kein Heft ablas, nur seinen Psalter mit Randbemerkungen, Gedächtnißhülfen vor sich hatte. „Daß ich nichts sage, lesen wir in der eben erwähnten Zuschrift Melanthon's, von seinem schönen Kopfe, Fleiß und Studiren, da ihn Gott erweckt die reine Lehre wiederherzustellen, so hat er insonderheit herrliche Gaben zu einem Lehrer gehabt: ein Herz, das vor Begierde brannte, die Ehre Gottes zu verherrlichen und der Kirche zu helfen; gründliches Wissen, Schöpfung der Lehre aus den Quellen, Uebungen des Glaubens und Gebets, fördernde Berathungen, solche Vorbereitung zum Lesen der Schrift, daß er Gott darin hören und, wenn er Gottes Willen vernommen, bei der göttlichen Stimme selbst beruhen möchte." Das war es mehr als alles Andere, dieser hohe und tiefe religiöse Sinn, dies brennende Herz, dies Selbstdurchdrungensein, diese Glaubensgewißheit und Gottinnigkeit!

Ueber die nächstfolgende Zeit seines Daseins und Wirkens fehlt alle gewisse Kunde. Es schien um so mehr gerathen, an dieser Stelle von seiner Persönlichkeit zu reden, um mit ihrem Bilde diese Lücke seiner Lebensgeschichte thunlichst auszufüllen; und fast schon das Erste, wobei wir sie wiederaufzunehmen im Stande sind, wird weitere Züge enthalten, durch welche es sogleich noch deutlicher hervortreten muß.

Viertes Hauptstück.

Die Jahre 1515 und 1516 bis zu den ersten Anläſſen der Ablaßbestreitung.

Fortgesetzte Thätigkeit, 1515. — Das Predigtwesen bis in das 16. Jahrhundert (Einfluß auf Luther's Bildung zum Prediger). — Luther als Prediger. — Früheste erhaltene Predigten. — Die Zeitbewegung, Fortgang der Reuchlinistenfehde, das päpstliche Koncil, 1515 und 1516. — Erste heftige Angriffe auf die Scholastik, die Zeitphilosophie. — Einwirkungen auf die Ordensbrüder. — Uebernahme des Ordensvikariats, Luther in Grimma und Tetzel in Wurzen.

Fortgesetzte Thätigkeit, 1515.

Die Nachrichten über Luther's Thätigkeit und Entwickelung in einem ganzen Jahre oder einer noch etwas längern Zeit verlassen uns fast gänzlich. Wir wissen nur, ohne genauere Angaben zu besitzen, daß er seine Studien fleißig fortsetzte, daß er predigte, las — nach Oldekop, der ihn gern hörte, wie er sagt, über den Römerbrief, um daran zu erinnern — und disputirte. Die Kämpfe, die er in seinen Umgebungen für seine Schrifttheologie, seine ganze Richtung zu bestehen hatte, währten noch fort. Er fand noch immer viel Widerspruch. Im einen Halbjahre 1515 führte er das Dekanat bei der theologischen Fakultät. Eine ganze Reihe von Augustinereremiten gelangte während desselben zu akademischen

Würden. [1]) Erwähnt wurde schon, daß er in diesem Jahre eine Reise nach Erfurt machte, auf welche Veranlassung es geschah und was von seinem Aufenthalte in Erfurt berichtet wird. Die Reuchlinistenfehde erhielt ihn in Spannung und wirkte beträchtlich auf ihn ein. Sie entbrannte eben in dieser Zeit noch viel heftiger und nahm eine ganz neue Wendung. Wir sprechen davon jedoch schicklicher weiter unten. Daß sein Einfluß in fortwährendem Zunehmen war, ergibt sich aus dem Spätern, worüber gewisse Nachrichten vorhanden sind, läßt sich jedoch im Einzelnen nicht näher nachweisen. Das Bedeutendste, was sich von ihm aus dem Jahre 1515 erhalten, besteht in drei Predigten, den frühesten, die wir von ihm haben. Schon als solche würden sie uns anziehend genug erscheinen müssen, um sie genauer anzusehen, was sich indeß noch mehr der Mühe lohnt, da sich doch einiges nicht ganz Unbedeutende über seinen Gedankenkreis, seine innern Zustände und äußern Verhältnisse, die Stufe und den Gang seiner Entwickelung in dieser Zeit daraus abnehmen läßt. Wir werden sie aber erst dann gebührend würdigen können, wenn wir, bevor wir sie durchgehen, das frühere und damalige Predigtwesen uns in einem raschen Ueberblicke vergegenwärtigen, wobei wir vornämlich auf die Punkte der Geschichte desselben zu achten haben werden, von welchen es auf Luther irgendwie einwirken konnte.

Das Predigtwesen bis in das 16. Jahrhundert.

(Einfluß auf Luther's Bildung zum Prediger.)

Das Predigtwesen, Erzeugniß des kirchlichen Lebens, war und mußte zugleich Ausdruck und Gradmesser desselben, der religiösen und allgemeinen Bildung jeder Zeit sein, wie es darauf auch wieder zurückwirkte. Den Aufschwung und die Blüthe, den Verfall und die Abgestorbenheit und Verderbniß, alle Wandlungen theilt es, welche die Kirche und der in ihr waltende Geist erfuhr. Zunächst kommen die ersten christlichen Jahrhunderte, die Väter in Betracht. Nicht blos, daß die letztern für die Ge-

1) *Foerstemann*, Lib. Decanor., 17.

schichte des Predigtwesens überhaupt sehr wichtig sind, sie wurden es insbesondere für Luther, indem er bei seinem fleißigen Studium ihrer Schriften und seiner Vorliebe für sie auch mit einem guten Theile ihrer Predigten bekannt wurde, sie zu Vorbildern nahm, von ihnen zu lernen suchte; und er konnte von ihnen lernen, Gutes und Nichtgutes.

Die Predigt erhielt in der morgenländischen Kirche von den apostolischen Zeiten an bis zum vierten Jahrhundert eine wichtige, an Bedeutung zunehmende Stelle im Kultus. Die Form nahm den Gang von der größesten Einfachheit, der schlichten Auslegung eines Bibelworts, bis zu der kunstvoll gegliederten freien Rede. Die Prediger bildeten sich und ihre kirchliche Beredtsamkeit großentheils nach dem Muster und den Regeln der heidnischen Rhetoren, der besten und bessern ältern, aus der attischen und rhodischen Schule (Demosthenes und Perikles, Aeschines und Cicero), mehr jedoch der spätern aus ihren Zeiten des Verfalls der Redekunst der Griechen und Römer, nach der asiatischen, durch falschen Pathos verderbten Redeweise. Aus der Zahl der nach ihr gebildeten Gelehrten und Rhetoren, Schulvorstehern und Advokaten, war die ältere Kirche genöthigt, großentheils ihre Bischöfe, ihre Prediger zu nehmen. Sie brachten die Fehler ihrer Redeweise, ihre Schulsprache, ihre juridische Art in das christliche Predigtwesen hinein. Wie die Väter bildete sich auch Luther an den Alten; doch hatte er Cicero früher als Demosthenes, wogegen er mit den Rhetoren aus der asiatischen Schule wol ganz unbekannt blieb. Den Vorträgen der Väter vor der Gemeine fehlt oft alle regelmäßige Disposition; bisweilen sind sie gekünstelt; eine freie, eher ungebundene als strenge Ordnung, die Form der Homilie ist bei ihnen das Vorherrschende, die der synthetischen Rede seltner. Ihr Werth ist äußerst verschieden. Nach Ausdruck und Haltung sind viele gelehrt, schwülstig, weitschweifig, spielend, geschmacklos, viele andere haben die entgegengesetzten Vorzüge. Einzelne, doch freilich auch nur einzelne, können für Meisterwerke der Beredtsamkeit gelten. Sie waren lehrhaft, dogmatisch und moralisch, sehr oft polemisch. Es ist hervorstechend an den Vätern, daß sie in ihre Predigten alle Zeitfragen hereinzogen, den Krieg der streitenden Kirche auch auf der Kanzel führten. Im Ganzen verstanden sie es, ihre Zwecke zu erreichen, die

Gemüther zu ergreifen, für ihre Ansichten und Abzweckungen zu gewinnen, so oft die Mittel nicht die bestgewählten sein mochten. Eine helle Glanzseite ist ihrer Predigtweise und ihren Predigten nicht abzusprechen, doch wird sie durch sehr bedeutende Mängel verdunkelt. Dies gilt selbst von der Beredtsamkeit eines Chrysostomus, des gefeiertsten geistlichen Redners unter den griechischen Vätern, und noch mehr von der der lateinischen, wie denn die geistliche Redekunst in der abendländischen Kirche sich viel später ausbildete und minder lange blühete, so gepriesen da die Namen eines Augustin und Ambrosius auch als Kanzelredner hervorragen mögen. Der ganze Augustin spiegelt auch in seinen geistlichen Reden sich wieder, von denen fast vierhundert vom ungleichsten Werthe der Form und dem Inhalte nach erhalten sind. Erinnern wir uns nun hierneben des im zweiten Buche über ihn und die übrigen Väter Gesagten, so erhellt von selbst, welche Stoffe sie vor der Gemeine und wie sie dieselben als Dogmatiker und Moralisten, insbesondere als Schriftausleger behandelten; so gelangen wir von selbst zu dem Schlusse, wie wenig und wie viel Luther von ihnen als Vorbildern der geistlichen Redekunst lernen konnte. Schon weil er sie hatte, wird man nicht sagen können, es habe ihm an aller tüchtigen Anleitung zur Kanzelberedtsamkeit gefehlt. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, wieviel Irreführendes er auch bei ihnen fand, namentlich auch bei Augustin, der wol als Prediger wie in andern Beziehungen mehr als die übrigen Väter auf ihn einwirkte. Dazu ging die vermittelnde Anleitung zu ihrer Benutzung als Muster ihm ab. Auch den Maßstab für ihren so verschiedenen Werth mußte er zumeist aus sich selbst und seinem eignen Gefühle und Urtheile entnehmen. Dabei förderten und hemmten ihn seine klassische und scholastische Bildung, seine reinern und doch noch verunreinigten und verworrenen religiösen Begriffe und Erkenntnisse.

Im Abendlande waren und blieben die Predigten Jahrhunderte lang lateinisch. Die geistliche Beredtsamkeit trat im frühern Mittelalter hinter die übrigen Theile des Kultus mehr und mehr zurück, gerieth in den tiefsten Verfall. Karl der Große suchte ihm entgegenzuwirken, doch war der Erfolg seiner Bemühungen nur gering. Das Beste, was seine Zeit vermochte, bestand doch

nur darin, daß der aus den ersten Jahrhunderten vorhandene homiletische Schatz, soweit er noch bekannt war, durchmustert wurde, daß man Predigtsammlungen aus ihm zum Vorlesen in den Kirchen veranstaltete. Die Zeit erzeugte nur wenig Eignes, und das Fremde blieb meisthin, und zumal bei der großen Masse des christlichen Volks, unverstanden und unwirksam. Erst im 12., und besonders im 13. Jahrhundert erhielt das Predigtwesen einen neuen Aufschwung durch den heiligen Bernhard und insbesondere in Deutschland durch die Franziskaner und Dominikaner und deren von päpstlicher Seite unterstützten Predigteifer, durch welchen sie, predigend umherziehend, wenigstens augenblicklich wirkten und eine größere Theilnahme an der Predigt hervorriefen. Die Scholastiker bildeten die letztere zur kunstvollen und überkünstlichen synthetischen Rede aus, die nur den spitzfindig grübelnden Verstand befriedigen konnte und selber eiskalt nicht zu erwärmen und zu ergreifen vermochte. Sie erging sich in allegorisirender Schriftdeutung wie die Väter. Wenn aber diese vermöge des Allegorisirens Herz und Seele in die Schrift hineinlegten, und tief innerliche Wirkungen des Geistes und Erfahrungen des lebendigsten Glaubenslebens, das Providentielle in der gesammten Offenbarung zu lebendiger Anschauung zu bringen suchten, so benutzten die Scholastiker nur einzelne Schriftstellen, um der Schrift ihre abstrakte Spekulation unterzuschieben. Thomas von Aquin war der Meister darin. Einen fruchtreichern Weg gingen und wiesen einzelne Mystiker. Mit dem heil. Bernhard beginnt ein neuer Zeitabschnitt für die Predigt in der abendländischen Kirche, obwol er und die ihm folgten immer noch sehr vereinzelt als bessere Prediger standen. Wir hörten, welchen Eindruck einer seiner Aussprüche auf Luther im erfurter Kloster gemacht, und wie Luther mehrfach von ihm gerühmt, daß er in der Todesstunde alles Vertrauen auf die Mönchswerke habe fahren lassen und seine Zuflucht allein zu Christo genommen. Er sagt von ihm, daß er in seinen Predigten alle Doktores, auch Augustin selber übertreffe, weil er „Christum sehr fein lehre." Allein er bemerkt dabei sogleich, in seinen Disputationen werde er ein ganz anderer Mann, und überhaupt tadelt er ihn öfter, als er ihn lobt, wegen seiner beschränkten Mönchsansicht, seiner Vergötterung der heil. Jungfrau, seiner Verkommenheit

in die Werklehre, seines Rosenkranz-Aberglaubens u. s. w. Er hat sich offenbar viel mit ihm beschäftigt, doch eben so offenbar ist es, daß er eben als Prediger nicht in einem bedeutenden Maße von ihm gefördert sein kann, der sich nur mit halbem Erfolge vom Scholasticism und Mönchthume seiner Zeit loszuringen suchte, dem es nur halb gelang in seinen Predigten zum reinern evangelischen Inhalt und zur einfachern Weise der Väter zurückzukehren. Aehnlich verhielt es sich mit Gerson als Prediger und dem Einflusse, den er als solcher auf Luther geübt haben mag, auch mit Thomas von Kempen, und schon nach Dem, was von ihm als Theologen und Kanzelredner gesagt ist, mit Biel, dessen Predigten Luther übrigens nicht gekannt zu haben scheint; es kommt wenigstens nicht einmal eine Andeutung vor, welche darauf schließen ließe. [1])

Ein bedeutender Theil der Gebrechen des Predigtwesens, zumal im frühern Mittelalter, hing genau damit zusammen, daß nur in der Kirchensprache gepredigt wurde. Wenn es erst wieder in den Landessprachen geschah, mußte die geistliche Rede von selbst, indem sie volksthümlich und unmittelbar auf ihren Zweck hingeleitet wurde, besser werden, dem Inhalte und der Form nach. Bis zum 13. Jahrhundert kommen indeß nur einzelne Spuren deutscher Predigten vor. Da erst beginnt die eigentliche deutsche Predigt mit den Franziskanern, dem David von Augsburg und Berthold von Regensburg, durch welche sie zuerst eine öffentliche Bedeutung erhielt. Auf eine höhere Stufe wurde sie im 14. Jahrhundert durch die Mystiker, Tauler, Suso, Meister Eckart und Andere, emporgehoben, die indeß immer doch blos örtlich einwirkten. Nur den Erstern von ihnen scheint Luther als Prediger gekannt zu haben. Allein Tauler übte einen desto tiefern Einfluß auf ihn, wovon wir indeß späterhin sprechen, wo ausführlich die Rede davon sein muß. Ohnehin können wir annehmen, daß er ihn erst um diese Zeit kennen lernte. Jedenfalls beschäftigte er sich mit ihm nicht so früh als mit den Scholastikern und Vätern. [2])

---

1) Lenz, Gesch. der Kanzelberedtsamkeit, I, 273. Rüdisser, Chrysostomus; Literaturblatt von W. Menzel, 1845, Nr. 128. Tischreden, Walch XXII, 2071.

2) Schmidt, Johannes Tauler, 78. Gervinus a. a. O. II, 113.

Die großen Mönchsorden waren rasch wieder gesunken und mit ihnen die deutsche Predigt, auf deren Besserung so wenig sie als die Mystiker des 14. Jahrhunderts einen nachhaltigen und umfassenden Einfluß übten. Sie nahm gegen das Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts einen offenbaren Aufschwung, zusammenhängend mit dem allgemeinern Geistesaufschwunge dieser Jahrzehende. Geiler von Kaisersberg predigte nicht blos selbst deutsch, wie neben ihm viele Andere, er bemühete sich mit großem Nachdruck die lateinische Predigt mehr und mehr zu verdrängen, das Volk zur deutschen zu gewöhnen. Seine geistlichen Reden waren treffliche und in großen Kreisen wirksame Vorbilder einer jedenfalls lebenvollern erbaulichen Predigtweise. Man kann sagen, daß er die Reformation in Straßburg, wo vor ihm und den Rhein hinab und hinauf auch die Mystiker gewirkt, schon vor der Reformation predigte. An bessere Vorgänger sich anlehnend, Chrysostomus, St. Bernhard, Gerson, Crucer von Heidelberg, klassisch gebildet, vom Scholasticism ablenkend, machte er in einem ungewöhnlichen Maße praktischen Gebrauch von der Schrift, erhob sich, einer der stärksten Geister seiner Zeit, über mönchischen Aberglauben, gelehrte und Volksvorurtheile der manchfachsten Art, übte die unverholenste Sittencensur, leitete neben Brand, über dessen Narrenschiff er 1498 predigte, durch rücksichtslosen Freimuth die Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten ein, die seit der Zeit gleich einem Strome anschwoll und eben jetzt in einer Flut von Flugschriften hervorbrechen sollte, deren maßloseste die Briefe der Dunkelmänner, worauf wir bald werden zurückkommen müssen. Seine Predigten „stießen fast die ganze bisherige Erbauungsliteratur um, und zahllose vortreffliche Prediger wetteiferten mit ihm in praktischer Tendenz." So Gervinus. Allein nicht blos, daß Geiler's Predigten, voll des rohesten Ungeschmacks, der Form nach für nichts weniger als gute Muster gelten können, daß ihm echte Schriftkunde fehlt und daß er daher die Bibel zum erbaulichen Zwecke wenig besser zu benutzen weiß als seine aus dem Blauen ins Blaue allegorisirenden Vorgänger und Zeitgenossen, daß er noch zum guten Theile von den beschränkt-kirchlichen Begriffen gefesselt, auch noch unsäglich befangen ist: er glänzt als Prediger nur so sehr hervor, weil neben ihm fast allgemein sehr schlecht

gepredigt wurde; er steht als ein ausgezeichneter Prediger fast einsam da neben nur Wenigen, Georg Morgenstern in Leipzig, dem Franziskaner Pelbart u. s. w., die ihn lange nicht erreichten, obwol sie sich einen Namen machten. Es lag in der Zeit und soll nicht geleugnet werden, daß viele Prediger, wie Proles und Andere, die wir genannt, eine praktische erbaulichere Richtung verfolgten; es geschah auch von einem Biel, Paltz und ähnlichen, ja noch viel geistlosern und unwissendern, die selbst durch Fremdartiges, Sittensprüche aus den Klassikern, Erzählungen und Anekdoten von Heiligen und geschichtlichen Männern, dem Volke einen Schatz von Lebensweisheit zuführten, es für die Regungen eines edlern Geistes empfänglich machten, es durch den Gegensatz dahinförderten, daß es mehr und mehr das Schlechte im Schlechten empfand, erkannte. Allein auch bei jenen praktischen Predigern ist eben an die Hauptsache, eine reine evangelische Lehre, wenig zu denken und die mönchisch-scholastischen religiösen und sittlichen Begriffe, die bei ihnen, wie in der ganzen Zeit, noch immer vorherrschen, verderben auch ihre Sittenpredigt. In allem Homiletischen, was aus jener Zeit sich erhalten hat, findet sich doch in der That nur sehr wenig Gutes neben desto mehr Grundschlechtem. Wie viele bessere Prediger vorhanden sein mochten, sie standen immer noch vereinzelt, und der Eindruck, den sie machten, war schlechterdings nicht durchgreifend. Die Predigtliteratur der Zeit würde sonst mehr von ihnen und viel weniger Nichtsnutziges und Abscheuliches aufweisen, das in Menge vorliegt. Dies Ermäßigte ergibt sich auch, wenn man die Urtheile der Zeitgenossen über das Predigtwesen, wie sie es vor Augen hatten, in Betracht zieht. Die Klagen waren und blieben bis in die Reformationszeit allgemein und groß, man mag Erasmus, Mekum, Bebel, Mathesius oder wen sonst darüber hören. Neben scholastischer Kasuistik war die aristotelische Ethik oft noch das Beste, was Gelehrtere und Bessere zu predigen wußten. „Unsere Prediger, sagt Tritheim, vermischen zum größern Theile die Reden Christi mit aristotelischen Meinungen und erwähnen weit öfter die heidnischen Philosophen als die Apostel Christi. Die Peripatetiker stehen bei unsern Predigern in höchster Autorität. Was nutzen solche Reden, in denen Alles zum Schein, nichts zur Besserung herbeigeführt wird, dem

ungelehrten Volke?" Andere Bessere suchten durch einen burlesken Ton, durch Satyre zu wirken, namentlich auch Geiler, der auf die Besserung des Predigtwesens einen weit geringern Einfluß übte, als man glauben sollte, gewiß wenigstens zum Theil eine Folge davon, daß er zu eigenthümlich, zu absonderlich, daß seine Weise zu sehr Manier war, um nachgeahmt werden zu können. Während er in Straßburg seine anregenden Predigten ganz neuer Art hielt, wurde anderwärts, selbst in Städten, welche zu den aufgeklärtesten gehörten, z. B. in Nürnberg, vom Rosenkranzbeten gepredigt, wie die ersten, zweiten und folgenden zehn weißen Rosen oder Ave Maria gebetet werden sollen zu Lob der Freude Maria's, als der Engel sie gegrüßt u. s. w., von den mit dem Rosenkranzbeten verbundenen Ablässen verschiedener Päpste, von drei Wahrheiten, wie der, welcher sie spreche — ich habe, o Gott, gesündigt, und es reut mich, ich bin voll guten Vorsatzes und habe einen steten guten Willen, meine Sünde immerdar nach der Kirche Gebot zu beichten — im Stande der Gnaden und Seligkeit sei, ob er auch alle erdenkliche Sünde begangen hätte. Nur an den wenigsten Orten wären Prediger wie Geiler nicht einmal möglich gewesen; fast überall wurde die reinere Lehre, die freimüthige Wahrheit sehr bald zum Schweigen gebracht. Die Theologie und Kirche, wie sie waren, konnten die bessere Predigt nicht allgemeiner erzeugen oder aufkommen lassen. Auf Luther hat Geiler ersichtlichen Einfluß nicht geübt, und es ist bemerkenswerth und ein Zeichen, daß er doch immer erst in einem beschränkten Kreise wirkte, ein Zeichen, wie langsam Druckwerke sich noch immer verbreiteten, daß Luther seine Predigten, wie es scheint, nie kennen lernte. Er würde sonst wol nicht verfehlt haben, sich auch auf diesen Vorläufer der Reformation zu berufen. Daß er als Schüler etwa einen Proles, und später noch einen oder andern bessern Prediger hörte, wird kaum in Anschlag gebracht werden können, wogegen wir aus Allem, was darüber bekannt, entnehmen müssen, daß das Predigtwesen jedenfalls in den Umgebungen, in welchen er bis zu seinen Mannesjahren gelebt, sehr tief stand. Für einzelne bessere hatte er desto mehr schlechte Predigten zu hören bekommen, und es war so auch in Wittenberg. Er hatte da fort und fort vor Augen, worüber sein Unwille in seinen Angriffen auf den

Ablaßunfug hervorbrach, daß von Geistlichen und Laien die kirchlichen Satzungen mit ängstlicher Pünktlichkeit erfüllt und die evangelischen Gebote vernachlässigt wurden, daß die Leute fasteten oder wallfahrteten und gegen den nothleidenden Nächsten keine Liebe üben mochten. Er spricht nachdrücklich in den ersten der 1522 zu Weimar gehaltenen Predigten von dem Unwesen, und setzt hinzu, die Prediger brächten Das zuwege. „O wol blinde Prediger haben wir lange gehabt, und sein ganz blind und Blindenführer gewest. Sie haben das Evangelium verlassen und ihren Gedanken gefolgt, und Menschenwerk für Gottes Werk gezogen." Wir hörten schon seine Klage, wie er mit Andern davon habe leiden und sich martern lassen müssen, daß nichts gepredigt sei, „denn was ihn gedienet hat, hie und da zu geben," und daß sie das „also gefasset und geordenet mit Gesetzen, daß, wer anders thäte, der war in Gottes Ungnade." Aus Dem, was er hinzufügt, entnehmen wir nicht blos, was für Predigten er durchgängig gehört, sondern auch, wie stark sie auf ihn eingewirkt, wie er zu Anfang ihnen nachgepredigt. Der heilige Geist, sagt er, habe dabei wol Etliche erhalten, „die Andern haben sich müssen leiden. Wenn im Papstthum die köstlichste Predigt gefallen, so jemand hat thun mögen (als ich neben andere mich geflissen, beide, mich selbst und das Volk zu lehren), so hat es also gelautet: Man soll die zehen Gebot halten, Gott von ganzem Herzen und den Nächsten als sich selbst lieben u. s. w. Das war und ist noch nicht unrecht gelehret: denn es soll und muß ja die Lehre des Gesetzes bleiben; aber damit sie solches den Leuten wohl eintrieben, sagten sie dazu: Der Mensch könne solches wohl thun, denn er habe das natürliche Licht der Vernunft, von Gott eingegeben, daß er verstehe, was er thun und lassen soll; und dazu den Willen, der ihm solches vorsetzen, und anfahen könne zu halten: und so er sich mit ganzem Fleiß in solchen Werken übe, und thue, was in seinem Vermögen ist, das werde Gott ansehen, und ihm gefallen lassen, und solchem ungezweifelte Gnade geben u. s. w. Ueber diesen Trost haben sie noch viel mehr guter Räthe gegeben, da sie selbst fühleten daß solches noch nicht wollte helfen, daß sie von den zehen Geboten lehreten, so da alle sollten dienen, dem Tode zu entlaufen und selig zu werden, von sonderlichen strengen Orden und Leben,

Kasteiung des Leibes, Fasten, Wachen, Wallen u. s. w. Das haben sie alles für gut und köstlich gehalten, und gethan aus guter Meinung, als sollte es Gott gefallen, und halten für Erfüllung seiner Gebot." [1])

So wurde in der That auch das Gute und Bessere durch die allgemeine Unreinheit der religiösen Begriffe, durch die schlechte Theologie wieder verdorben. Schon weil es hier noch so sehr fehlte, mußte die Predigt im Allgemeinen mängelreich sein; und weil nur in Einzelnen eine bessere Theologie, eine hellere, tiefere und innerlichere religiöse Anschauung und Empfindung erwachte, konnte auch die Zahl der wahrhaft guten Prediger nur gering sein. Umgekehrt konnte Luther auch sagen, daß „die Welt sogar verkehrt und im Irrthum" sei, dies komme daher, „daß kein rechter Prediger lange Zeit gewest." Denn, fügt er hinzu, „es sein wohl dreitausend Pfaffen, unter denen man vier rechter nicht findet: Gott erbarme sich über den Jammer! Und so man schon rechte Prediger hat, so sagt man das Evangelium überhin, und darnach eine Fabel von dem alten Esel, oder eine Historie vom Dietrich von Bern; oder mischt mit ein die heidnischen Meister, Aristotelem, Platonem, Socratem und Andere, die ganz wider das Evangelium sind, auch wider Gott; denn sie haben nicht die Erkenntniß gehabt des Lichts, das wir haben." Dies Alles hing dann genau damit zusammen, daß die Predigt überhaupt im Kultus so sehr zurückgestellt war. Auf den Vorwurf kommend, daß er das Ceremoniengepränge beseitigt, wodurch das Volk doch vormals gereizt wäre, desto fleißiger zur Kirche zu gehen, antwortet Luther mit voller Wahrheit, „im Papstthume ist das Lehr- und Predigtamt gar gefallen, weil Abgötterei so sehr hat überhand genommen, daß Predigen und Predigthören nicht mehr für Gottesdienste gehalten sind worden. Welches daraus wohl erscheinet, daß unter tausend Kirchen kaum hundert gefunden worden, darinne das Volk gelehret, und Predigtstühle

1) Ammon, Gesch. der Homiletik, I, 318 ff. Lentz a. a. O. I, 401 ff. Gervinus a. a. O. II, 406. Schröckh a. a. O. XXXIII, 535. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus in Deutschland, I, 142 ff. Riederer a. a. O. II, 308 ff. Predigten über das erste Buch Mosis, Plochm. XXXIV, 181. Kirchenpostille, Plochm. XII, 37.

waren. Messe halten und hören, vor der Mutter Gottes oder anderer Heiligen Bilder nieder auf die Knie fallen, sie schmücken und anbeten, das ward für den höchsten Gottesdienst gehalten, zu welchem das Volk mit Ceremonien gekörnet und gelocket ward. Darum sind solche Ceremonien ebenso zu achten, wie die Gottesdienste selbst. Denn sie waren nicht allein unnütze, sondern auch wider Gott, und dieneten zu gottlosem Wesen, und besserten die groben Unverständigen gar nichts, sondern steckten sie je tiefer in Aberglauben und Superstition." [1])

Wir haben indeß schon im ersten Buche gehört, wie er sich über das Predigtwesen seiner Zeit und Umgebung ausspricht, im zweiten, wie die Mönche predigten, mit denen er terminirte, haben daraus entnommen, welchen Eindruck es auf ihn machte, und eben darauf kommt es uns auch hier hauptsächlich nur an. Mochten in Straßburg und anderwärts an einzelnen Orten tüchtige Prediger reden: was er auf den Kanzeln hörte, konnte ihn zum Kanzelredner nicht bilden. Nur Folgendes ist noch hinzuzufügen. In Wittenberg wird neben ihm bis zu der Zeit, wo er als Prediger bedeutend wurde, nicht ein Einziger genannt, der als Kanzelredner sich irgendwie ausgezeichnet hätte. Wie erbärmlich es selbst in Friedrich's Residenz, der aufblühenden Universitätsstadt mit dem Predigtwesen bestellt war, geht auch aus Dem hervor, was er, wie wir uns erinnern, über seine ersten wittenberger Predigten sagte, die den Predigten Anderer so ziemlich geglichen zu haben scheinen. Von Staupitz äußert er, derselbe, „ob er wol sehr gelehrt war, doch war er ein verdrüßlicher Prediger, und das Volk hörete lieber einen schlechten Bruder und Prediger, der es einfältig machte, daß man's vernehmen konnte." Auch noch eine andere Außerung von ihm gibt einiges Licht über das Predigtwesen in Wittenberg. Die Welt wolle „unverschämte Bettler und Schreyhälse haben, wie Bruder Matthes beim Churfürsten, dem auf sein Betteln und Geilen der Churfürst hatte einen Pelz zu geben verheißen. Da ihm aber der Rentmeister oder Schösser den Pelz nicht gekauft hatte, sagte er öffentlich in der Predigt vor dem Fürsten: Wo bleibt denn mein Pelz?

---

1) Vermischte Predigten, Plochm. XVII, 101. Andere Ausleg. des Joel, zu Kap. 2, V. 15 f. Walch VI, 2250.

Darnach ward's abermal dem Schösser befohlen, daß er ihm denselben sollte zustellen. Da es aber vergessen und nicht geachtet ward, fuhr er abermal in einer andern Predigt in des Fürsten Gegenwärtigkeit heraus öffentlich: Noch habe ich den Pelz nicht. Endlich bekam er mit solchem ungestümen und unverschämten Anhalten den Pelz." Einen solchen Prediger ließ sich der Kurfürst gefallen, von einem Prediger wie Paltz war er ganz eingenommen. Er wußte den bessern dann in Luther so sehr zu schätzen, daß man wol schließen muß, er habe bis dahin keinen guten bekommen können. Wie könnte man auch erwarten, daß in Wittenberg, wo Friedrich's abergläubische Frömmigkeit tongebend, der Scholasticism noch herrschend, das Ablaß-, Wallfahrts- und Reliquienwesen in höchster Blüthe war, viel anders gepredigt wäre als von Heiligen, Wundern und dergleichen. Ja es muß mit dem Predigtwesen sehr schlecht gestanden haben, da schon Luther's frühere und früheste Predigten so großen Beifall erwarben, worüber unten noch Einiges. In einer der Predigten, die er zur Stillung der während seines Aufenthalts auf der Wartburg in Wittenberg entstandenen Unordnungen hielt, konnte er dem öffentlichen Zeugniß gegenüber sagen: „Ich bin ja der Erste gewesen, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat; ich bin auch Der gewest, dem es Gott zum ersten offenbaret hat, euch sein Wort zu predigen und anzusagen." Georg Major, der seit 1511 in Wittenberg studirt hatte, rühmt in einer Rede, die er 1567 bei Niederlegung des Rektorats hielt, das Kurfürstenthum und die Universität, wie er sie gefunden, und setzt dann hinzu: „doch Eins mangelte, das Licht der evangelischen Wahrheit; denn in den Kirchen herrschte die tiefste Finsterniß, statt der Stimme des Gottessohns hörte man Menschenträume, und statt Gottesdienst, wie ihn Gott befohlen, regierte da der von den Mönchen erfundene und von den Päpsten gebilligte und befestigte Götzendienst." Als durch Luther aus den prophetischen und apostolischen Schriften das Licht aufgegangen, habe er, auch bei noch unreifer Geisteskraft, es ganz zu würdigen, sich glücklich gefühlt, daß es ihm vergönnt sei, in Wittenberg zu leben. [1])

---

1) Tischreden, Walch XXII, 1024. Plochm. XXVIII, 211. Förstemann, Neue Mittheilungen, VIII, 171 f.

Wir müssen hier noch ein paar Worte davon sagen, daß auch an guten Schriften über die Predigtkunst kein Ueberfluß war. Eine Schrift des Chrysostomus (vom Priesterthume) enthält beiläufig mancherlei gute, doch immer nur dürftige Anweisungen für den Kanzelredner. Als frühestes Lehrbuch der Kanzelberedtsamkeit kann eine Schrift Augustin's gelten: Von der christlichen Lehre. Sie handelt davon, wie der Prediger den Lehrstoff aufzusuchen und vorzutragen habe, und läßt den letztern in der heiligen Schrift finden, die alle wahre Weisheit in sich begreife, deren Verfasser auch die Kunst des Ausdrucks am besten lehrten, mit deren Verständniß auch des Redners Weisheit zunehme, die der Beredtsamkeit im Sinne der Alten vorzuziehen und deren Ziel die praktische Ueberzeugung sei. Schon hiernach war diese homiletische Anleitung wie geschaffen für Luther, und er konnte um so mehr aus ihr lernen, da sie mit sehr viel richtiger Beurtheilung namentlich auf Cicero's rednerische Regeln sich stützt, das Wesen der christlichen Predigt und deren Unterschied von der nichtkirchlichen Rede schon sehr richtig und scharf zeichnet, und auch sonst viel Gutes und Brauchbares enthält. Auch in der Bildungszeit Luther's war sie noch immer das Hauptwerk für die Homileten, und man hat sie daher mehrfach für das homiletische Lehrbuch Luther's erklärt, was aber doch höchstens eine wahrscheinliche Annahme ist, die sich auch wieder mit Grund bezweifeln läßt. In Luther's Schriften weist, soviel ich mich entsinne, nicht eine einzige Aeußerung auf Bekanntschaft damit zurück, seine Predigtweise setzt eine solche mit keinerlei Nothwendigkeit voraus, er beruft sich wie Augustin selbst in seinem Werke auf Cicero's Regel, wonach es des Redners Aufgabe sei zu belehren, zu ergötzen und zu rühren, ohne daß er Augustin's daneben gedächte. Es mag leicht sein, daß auch eben dieses Werk des Letztern in den Klöstern des Ordens wenig bekannt war. Man hatte doch immer nur einzelne Schriften des Ordensheiligen, legte wol größern Werth auf die dogmatischen und exegetischen und begnügte sich für die homiletische Anleitung mit Dem, was an Bezüglichem in der Regel, den Ordenssatzungen vorkam. Aus Dem, „was die jungen Mönche predigten," muß man schließen, daß sie Augustin's Anleitung eben *nicht* hatten.

Noch weniger Bekanntschaft läßt sich bei Luther mit ein paar homiletischen, übrigens Augustin nur wiederholenden und sonst wenig brauchbaren Schriften des 12. und 13. Jahrhunderts voraussetzen, von Alain von Ryssel, Bonaventura, Thomas von Aquin. Seit dem zweitletzten Jahrzehend des 14. Jahrhunderts wurden die Gesta Romanorum, sehr oft lateinisch und deutsch gedruckt, das beliebteste und verbreitetste Predigerhandbuch, eine Beispielsammlung mit moralischen Anwendungen, voll von Wundergeschichten und Aehnlichem. Bedeutenderes und Besseres kam neben Zweideutigem und Schlechtem erst wieder am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts zum Vorschein. Dahin gehört des baseler Predigers Surgant Manuale curatorum, praedicandi praebens modum, wovon 1516 zu Straßburg eine zweite Auflage gedruckt wurde. Dennoch scheint es keine sehr beträchtliche Verbreitung gehabt, und Luther scheint es nicht gekannt zu haben. Es leitete jedoch gerade auf den Weg, den er mit so großem Erfolge betrat, da der Verfasser einschärfte, die Predigt trage am meisten zur Bekehrung des Menschen bei, indem sie ihn zur Buße treibe, die auch für Todsünden Vergebung erwerbe, während durch das Meßopfer nur die läßlichen Sünden abgewaschen würden u. s. w. Mancherlei Gutes enthielt eine 1504 zu Straßburg gedruckte Anweisung, über die Passion zu predigen, von Geiler von Kaisersberg, und noch erheblicher und verbreiteter war eine freilich nur sehr kurze Homiletik Reuchlin's, die in demselben Jahre zu Pforzheim erschien. Man kann denken, daß Reuchlin sich wieder eng an die Alten anlehnte, Aristoteles, Cicero, Quintilian. Luther beschäftigte sich so theilnehmend und eifrig mit der Person und den sprachlichen Schriften desselben, daß sich wol vermuthen läßt, er sei auch mit diesem Werke bekannt geworden, allein es bleibt Vermuthung, die sich auf keinerlei Weise zur Gewißheit erhebt. [1])

Luther als Prediger.

Er sollte so bedeutend für die Predigt werden, wie diese für ihn und seine gesammte Wirksamkeit. Als eben seine

1) Schenk, Gesch. der Kanzelberedtsamkeit, 3. Lentz a. a. O. I, 164 ff., 421 ff.

Predigerthätigkeit und der Glanz seines Predigerruhms in engem Kreise aufzuleuchten angefangen, war Geiler von Kaisersberg gestorben (1510), der einzige während seiner ganzen Bildungszeit weithin bekannte und gefeierte Kanzelredner Deutschlands. Er wurde nach ihm der noch allgemeiner berühmte und wirksame, der berühmteste und wirksamste Prediger seiner Zeit, und blieb es bis an sein Lebensende. Durch die Predigt begann er sein volksmäßiges Wirken und setzte es recht eigentlich bis in den Tod fast ununterbrochen durch sie fort, die auch wichtige Kriegswaffe in dem großen Streite wurde und blieb, als dieser ausgebrochen war, gerade wie es in der Väter Zeiten gewesen. Er gab ihr die breite Stelle im Kultus zurück, welche sie in der frühesten Kirche eingenommen, oder schuf ihr vielmehr eine noch breitere, in die Bahn einlenkend, auf welcher seine Anhänger und Nachfolger so weit gingen, die Predigt dergestalt zum Mittelpunkte zu machen, daß sie fast den ganzen übrigen Theil des Gottesdienstes, mit Ausnahme des kirchlichen Gemeindegesangs, verdrängte, wie sie ihrerseits in den mittlern Jahrhunderten durch die Messe verdrängt gewesen war. Er selbst suchte freilich zu vermitteln und hatte einen Kultus wie den der ersten christlichen Jahrhunderte im Sinne, wo die Liturgie und Predigt etwa gleichstanden. Doch schon der Streit bedingte eine schärfere Hervorhebung der letztern, wie sie damals nicht stattgefunden. Das zur Predigt, zur Messe Gehen wurde Losungswort der Parteien; „es ist kein Ding, das die Leute mehr bei der Kirche behält denn die Predigt", sprachen die Evangelischen, in der Apologie der Konfession die Verwaltung des Predigtamts gleich hoch neben die der Sakramente stellend, grundsätzlich aus und blieben dabei. Um so mehr trat die Predigt in den Vordergrund, je eifriger Luther bemüht war, sie selbst und das Predigtamt im Gegensatze zur Messe und zum Priesterthume in das verlorene Recht, die heruntergekommene, ja fast verschwundene Bedeutung und Würde wiedereinzusetzen. Ein Predigtbuch, die Kirchenpostille, war es, woran er neben der Bibelübersetzung und Streitschriften auf der Wartburg arbeitete und das er für sein bestes Buch erklärte. So sehr wurde ihm das Predigen Bedürfniß, daß er als Familienvater auch noch den Hausgenossen predigte, woraus eine ähnliche Sammlung entstand. Wir haben eine Reihe starker Bände

Predigten von ihm, viele sind nicht aufgeschrieben, eine große Anzahl anderer ist noch ungedruckt. Er hat keine Homiletik hinterlassen, aber so tief hat er den Gegenstand durchdacht, so sehr lag ihm die Predigt und Predigerthätigkeit am Herzen, so oft hat er sich darüber ausgesprochen, daß sich mit Leichtigkeit aus seinen Aeußerungen eine Anweisung zur geistlichen Redekunst zusammenstellen läßt. Es wurde mehrfach versucht, schon im 16. Jahrhundert namentlich von Konrad Porta, dessen Pastorale Lutheri man noch vor Kurzem wieder erneuert hat. Das Sammelwerk gibt auch eine reiche Lese von Aussprüchen Luther's, welche an die Aeußerung anknüpfen, es sei keine schlechte Sache, an Gottes Statt den Leuten predigen, und es veranschaulichen, wie hoch er Predigt, Predigtamt und Predigerberuf lebenslang stellte. Gottes Werk und Stimme, der Griffel des heiligen Geistes, der beste Schatz, den Gott gebe, war ihm das Predigtamt; also regiere Christus durchs Wort und mit dem Wort im Herzen, daß sein königlich Regiment nichts Anderes sei denn das Predigtamt. Einst sagte er einem Pfarrer: „Wenn Ihr wollt predigen, so redet mit Gott und sprecht: Lieber Herr Gott, ich will dir zu Ehren predigen, ich will von dir reden, dich loben, deinen Namen preisen; ob ich's wol nicht kann so gut machen u. s. w. als ich wol sollte. Und sehet weder Philippum, mich, noch keinen Gelehrten an, und lasset Euch dünken, Ihr seid der Gelehrteste, wenn Ihr von Gott redet auf der Kanzel. Ich habe mich nie entsetzt, daß ich nicht wohl predigen kann; darüber aber hab ich mich oft entsetzt und gefurcht, daß ich vor Gottes Angesicht also habe sollen und müssen reden von der großen Majestät und göttlichem Wesen. Darum seid nur stark und betet." Ein anderes Mal: „Wer im Lehr- und Predigtamt ist, wenn er nicht Lust und Freude hat an Dem, der ihn gesandt hat, so ist's nicht genug. Moses bat unsern Herrn Gott schier sechsmal dafür, noch gleichwol mußte er fort. Und zwar hat er mich auch also hinein gebracht; hätte ich's zuvor gewußt, er hätte Mühe bedürft, daß er mich dahin bracht hätte. Wolan, weil ich nun habe angefangen, so will ich's mit ihm hinausführen. Ich wollte nicht die ganze Welt nehmen, daß ich's jetzt sollte anfahen, um der überaus großen und schweren Sorge und Angst willen, so diß Amt hat. O liebe Herren, es ist nicht Kinderspiel." In der Auslegung des

Predigers Salomo erwähnt er: „Da ich ein junger Prediger war, meinte ich es mit ganzem Ernst und hätte gerne Jedermann fromm gemacht; aber Etliche sagten mir, ihr habt einen zu gehlen Schnabel dazu, daß ihr alte Schälke fromm machen solltet.“ Man ersieht, er machte sich die Bemerkung zu nutz, stimmte seinen ersten Eifer oder doch seine Erwartungen vom Erfolge herunter; aber Kinderspiel wurde ihm das Predigtamt und die Predigt nimmer. Er gab den tausendfach wiederhallenden Ton ihrer so hohen Schätzung unter den Evangelischen an, und auch auf die Predigtweise seiner und der nachfolgenden Zeiten, sofern den Lutherischen sein Geist nicht verloren ging, wirkte er bestimmend ein. [1]).

Wir sahen im Obigen, welche Vorbilder und Anleitung er hatte, was seine Ausbildung zum Prediger fördern konnte oder sie ihm erschwerte. Unzweifelhaft machte er auch seine rednerischen Studien, widmete schon früh dem Wesen, den Grundsätzen und Regeln der Kanzelberedtsamkeit ein fleißiges scharfes Nachdenken, achtete sorgfältig auf gute Muster, jede Belehrung, jeden Wink. Doch ist seinen Predigten ein solches Studium höchstens zu Anfange einigermaßen und bald gar nicht mehr anzusehen, eins der Merkmale, welche sie unterscheidend bezeichnen: die völligste Ursprünglichkeit und Natürlichkeit. Weit wichtiger als Alles, was zu seiner Predigerausbildung mithalf und helfen konnte, war seine unvergleichliche Anlage. Gegner und Freunde stimmen darin überein. Zunächst Das, was die Natur ihm mitgegeben, in Gestalt, Auge, Stimme, Verstand und Scharfblick, Gedächtniß und Geistesgegenwart, Gemüthsfülle, Lebendigkeit der Einbildungskraft und Empfindung, poetische Gabe, Sprachgenie, Genie überhaupt; mit einem Worte, was zu der eigenthümlichen Kraft, welche ausgebildet werden kann, aber angeboren wird und werden muß, der Kraft gehört, Menschen durch die Rede zu bewegen. Hinzu kam dann als Anlage seine gesammte Eigenthümlichkeit und Ausbildung, nicht blos die im engern Sinne rednerische. Der Zulauf zu seinen Predigten war gleich anfangs nicht geringe, „weil er

1) Tischreden, Walch XXII, 1036 f. Ausleg. des Predigers Salomo, zu Kap. 4, V. 4, Walch V, 2151. Aus dem Vorrathe noch ungedruckter Predigten Luther's, in dessen Besitze die wolfenbüttelsche Bibliothek ist, hat Hr. Dr. Hoek zu Wolfenbüttel so eben die sehr merkwürdigen zu Weimar gehaltenen herausgegeben, von welchen ein paar Mal die Rede gewesen ist.

Gottes Wort fleißig triebe und sehr beredt in der teutschen Sprache war, daran es denen anderen Predigern zur selbigen Zeit sehr fehlete.“ [1]) Auch auf der Kanzel halfen ihm sofort seine frühzeitigen Uebungen im Ausdruck, seine Abwendung von der Scholastik, seine frühe Hinneigung zur Schrift, seine Vertrautheit mit ihr, die Fortschritte, die er in seiner Schrift- und Herzenstheologie machte, die Fülle des religiösen Lebens, der Reichthum der Liebe und die Kraft des Glaubens in ihm. So halfen ihm, dem Prediger, stets seine Geistes- und Gemüthsrichtung, seine geistigen Errungenschaften aller Art, seine Herzens- und Menschenkunde, sein tiefes Verständniß des Weltlaufs und der Zeitgebrechen, sein freier Sinn, seine Furchtlosigkeit und Sicherheit, dann seine Stellung und seine großartige und kluge Auffassung und Benutzung derselben. Theologische Verirrungen oder Unklarheiten, alte und neue Befangenheit lähmten nicht selten die Kraft seiner Rede: was ihn aber dennoch zum Meister der Rede, was ihn von Anfang und stets am meisten beredt machte, war sein Herz; durch sein volles, großes, stets fromm bewegtes Herz, das er gab, wie es war, fand er den Weg zu den Herzen schon jetzt und in seiner ganzen Predigerlaufbahn. Er redete stets, wie ihm zu Muth war, wußte stets für jeden Gedanken das rechte Wort zu finden, suchte keinen „gekränzten und gekränzten“ Ausdruck, scheute sich aber auch nie, den rechten Namen für alle Dinge herauszusagen. Wie der Mann selbst war auch seine Theologie im Ganzen durch und durch gesund. Frank und frei war der Mann, so seine Rede. Voll und reich waren ihm Gemüth und Geist, seine Predigten die treuen Wiederspiegelungen davon. Er hatte viel und es war ihm Ernst, etwas zu sagen, so brauchte er nicht Worten nachzujagen. Stets war er fertig zum Predigen, stets wußte er aufzuhören: ganz fremd war es ihm, sich selber gerne zu hören. Er meinte, die Sache des Herrn, in dessen Dienst er redete, und das christliche Volk, nicht sich selber, eigene Ehre, Effekte oder Nebenzwecke; er sah und ging gerade auf das Ziel, ohne Ziererei, Klügelei, Gefallsucht oder Furcht, ohne die hundert heuchlerischen feigen Rücksichten zu nehmen, die aus den eben deshalb auch gemiedenen Predigten seiner Nachfolger so oft eben Das verdrängten,

1) Centifol. Luth. 426. Tentzel a. a. O. 231.

was vor Allem hineingehört und sie für das Leben fruchtbar macht: darin lag es; wie denn seine Predigten, obwol ihnen kein rhetorischer Schmuck, ihrem Redefluſſe nicht die Bewegung, die besonders seine Streitschriften bezeichnende geistsprühende Lebendigkeit und Sturmgewalt abgeht, den Gesammteindruck der Schlichtheit und Wahrheit, Einfachheit und Ruhe machen, auf empfindsame Rührung, Erhitzung des Gefühls oder des Willens, heftige Erregung der Leidenschaft gerade nicht ausgehen und eben deshalb um so gewisser in die Stimmung des Redners hineinleiten. Nie sucht und verfehlt er Eindruck zu machen durch Vornehmes, Phrasenhaftes, Aufgedunsenes und Hohles, oder auch nur durch sichtliche Anstrengung und Bemühung: es ist bei ihm eben als Prediger die Natur, die „hindurchreißt."

Eine vollständige Zeichnung seiner Predigtweise muß seiner fortgehenden Lebensbeschreibung vorbehalten bleiben und wird erst da an der Stelle sein, wo er in seiner ausgebildeten Eigenthümlichkeit als Prediger dasteht. An einer andern Stelle wird dem hier Bemerkten noch einiges dorthin Gehörige über sie hinzugefügt werden müssen. Um so mehr durften und dürfen wir hier nur soviel davon sagen, als erforderlich ist, um eine nicht zu übergehende Bemerkung so weit zu erläutern, daß sie sich nicht in leerer Allgemeinheit verliert. Seine Predigten aus den Zeitabschnitten vor und nach dem Ablaßstreite, die erstern zumal und die von seiner vollen Predigerreife zeugenden sind nämlich allerdings wesentlich verschieden nach ihrer ganzen Art und ihrem homiletischen Werthe. Allein auch die frühesten zeigen schon den Kern, eben die eigentliche Eigenthümlichkeit seiner spätern Predigtweise, die nur Unwesentliches der frühern abstreift, nur Entfaltung, nicht Umbildung oder eigentliche Neubildung ist, wie die Weise so manches bedeutenden Predigers die wesentlichsten Umwandlungen erfuhr. Luther steht als Prediger, was alles Wesentliche betrifft, gleich anfangs so da, wie er stets war und blieb. Seine allerersten Predigten, von theilweis ganz scholastischem Zuschnitt, verleugnen seine scholastische Bildung und seine Abhängigkeit von ihr nicht, nach Form und Inhalt, und doch sieht man ihnen schon an, daß er in der Schule der Alten und der Väter gewesen. Schon sehr bald finden wir dann ihre Einrichtung so, wie die der Predigten der Väter ist, welche die kunstvollere Form

verschmäheten: die einfachste Anordnung, die Homilie, ohne strenge oder selbst nur einigermaßen gleichartige Gliederung, oft die allerwenigste Disposition. Von den Vätern, den Scholastikern, den Mystikern und Gleichzeitigen hat er gleich anfangs die allegorisirende Behandlung der Schrift, und wir finden sie noch in seinen letzten Predigten wieder. Allein es hat doch mehr nur den Anschein. Denn eigenthümlich ist und bleibt sein Allegorisiren, sowie seine Auffassung des Predigtamts, sein durchgreifendes Zurückführen der gesammten Predigt auf das Schriftwort nach dem eigentlichen Sinne und seine vorherrschend praktische Anwendung desselben, selbst wenn er „heimliche" Deutungen herbeizieht. Ebenso finden wir gleich zu Anfang wie zuletzt, daß Alles und Jedes in seiner Weise auf Vorgänger und Muster zurückweist, in jedem Zuge könnte man schon Dagewesenes, Angebildetes und Angeeignetes entdecken und aufzeigen. Sieht man sie aber im Ganzen an, so erscheint sie als eben noch nie dagewesen, kein einziger früherer Kanzelredner will sich mit ihm vergleichen lassen, man sucht vergebens nach einem Gegenbilde zu ihm, dem Prediger, ja je tiefer man in eine beliebig angestellte Vergleichung mit irgend einem Andern eingeht, ein desto größerer Abstand springt hervor. Eben dies ist der deutlichste Beweis seiner Eigenthümlichkeit als geistlicher Redner; es kommt daher, daß er, sein Ziel und dies allein im Auge, ohne alle Originalitätssucht Alles benutzte und sich aneignete, was ihm dazu irgend dienlich erscheinen mochte, daß er aber, obwol dies geschah und obwol seine Predigten bald einen deutlich zu erkennenden Typus annahmen und im Ganzen behielten, hauptsächlich durch ureigene schöpferische Anlage und Art Prediger wurde, und daß er schlechthin fern war und blieb von Allem, was man Manier nennen könnte, sei es, daß er sie aus Eignem oder Fremdem angenommen. [1]).

---

1) Schmidt, Kurzer Abriß der Geschichte der geistl. Beredtsamkeit, 264 ff. Schuler, Gesch. der Veränderung des Geschmacks im Predigen, I, 46 ff. Franz Horn, Gesch. u. Kritik d. deutschen Poesie u. Beredtsamkeit, I, 18 ff. Mohnike, Luther's Lebensende, IX, f. Studien und Kritiken, Jahrgang 1844, Heft 2, S. 440 f. Tischreden, Walch XXII, 1034.

Früheste erhaltene Predigten.

Die erste der drei Predigten, die wir von Luther aus dem Jahre 1515 haben, ist am Johannisfeste in der Pfarrkirche, die beiden andern sind Weihnachtspredigten, in der Kirche des Augustinerklosters gehalten. Die deutsche Urschrift fehlt, sie liegen nur lateinisch vor, sei es, daß er sie lateinisch niederschrieb, wie es Geiler von Kaisersberg mit seinen deutschen Predigten zu halten pflegte, oder daß er sie, häufigem Gebrauche folgend, ins Lateinische übersetzte, damit sie ihren Weg ins gelehrte Publikum fänden und Predigern als Muster und Materialien dienten. Es wäre möglich, ist indeß unwahrscheinlich, daß er die beiden letztern vor den Ordensmitgliedern lateinisch gehalten hätte. [1])

Die in der Pfarrkirche gehaltene ist durchaus praktisch dem Inhalte und Tone, sehr einfach der Form nach. Im Eingange wird sogleich der Text: Wer Gott fürchtet thut Gutes, und der Hauptgedanke angegeben, worauf dann in drei, noch an die Form der scholastischen Disputationen erinnernden „Korollarien" die Ausführung folgt. Der Hauptgedanke ist nur eine Umschreibung des Textes, der auf die Frage, wie man es anfangen müsse, Gutes zu thun, die Antwort ertheile: fürchte Gott, was du in der Furcht Gottes thust, wird gut sein, wie der Prediger Salomo ebenfalls sagt, fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das steht allen Menschen zu. Also wer Gott fürchte, könne nichts Böses, wer ihn verachte, nichts Gutes thun, denn Gott fürchten, sei an sich selbst schon etwas Gutes, ihn verachten, an sich selbst bös; wenn Einer Todte auferweckte, aber in fleischlicher Sicherheit, so thue er nichts Gutes, und verrichte ein Anderer das Geringste, aber in Furcht, so thue er schon Gutes; jedes Werk sei in dem Maße gut oder bös, als es in Furcht oder Verachtung Gottes verrichtet werde.

So enthält denn schon der aus der Mitte seiner Freiheit athmenden Theologie hervorgegangene Grundgedanke den geraden Gegensatz gegen die herrschende gesetzliche Lehre und Richtung. Er tritt in der Ausführung noch deutlicher hervor. Gleich im

---

1) Erhard a. a. O. III, 362. Lentz a. a. O. I, 426. Die Predigten Luther's bei Löscher a. a. O. I, 220 ff., und eine deutsche Uebersetzung bei Walch im 12. Bande.

ersten Korollarium wird die Folgerung gezogen und erläutert, daß auch die guten Werke sogar Sünden sein können, dem Gottfürchtigen nicht nöthig sind, Dem, der keine Furcht hat, nichts nützen, womit sie denn freilich nicht verworfen, aber doch um den Werth gebracht waren, den sie nach dem Standpunkte der herrschenden Lehre und für den Nutzen des Klerus hatten. Was bedeuteten sie noch, wenn mit dürren Worten gesagt wurde, die Gebete, Fasten, Vigilien u. s. w. wären gottgefällig und gut, genau in dem Maße der gottfürchtigen Gesinnung, aus welcher sie geschähen, und wenn es an der letztern nicht mangele, sei jedes andere Thun gerade eben so gut, z. B. das Geschäft des Handwerkers, Rathmannes, Fürsten oder jede beliebige Berufsbeschäftigung; ein Gedanke, den wir hier zuerst von ihm deutlich ausgesprochen finden und den er von jetzt an tausendfach wiederholte und von den verschiedensten Seiten beleuchtete und erläuterte, um ihn der Einsicht Jedermanns nahe zu bringen, der Ueberzeugung tief einzuprägen, die Gemüther ganz damit zu durchdringen und dadurch die gewöhnliche Meinung von den guten Werken auszutilgen und die Gewissen von dem Wahne zu befreien, daß sie nöthig zur Seligkeit. Alles Andere fiel damit von selbst. Es war die lutherische Reformation, die Zerstörung der babylonischen Gefangenschaft der Kirche. Schon hier beginnt sie deutlich.

Jener ersten Ausführung folgt sogleich eine Bestreitung der Irrenden, die gute Werke als an sich selbst gottgefällig darstellen, dann eine genauere Bestimmung des Begriffs der Furcht Gottes. Nach dem gewöhnlichen Sinne enthalte sie Gotteslästerung, denn was man fürchte, hasse man auch, wünsche, daß es nicht sein möchte. Die Hölle sei Furcht vor Gott im gewöhnlichen Sinn und also Lästerung ohne Aufhören und die Welt gleiche ihr, die auf Erden schon anfange, nur gar zu sehr, weil so viel solcher Furcht in ihr sei, so Wenige wären, die auch in Trübsalen und zwar von Herzen Gott priesen, und so Viele, denen misfalle, was Gott gefalle, die nicht wollten, was Gott wolle, ihn also lästerten.

Im zweiten Korollarium wird dann die wahre Furcht Gottes als Ehrfurcht, Frucht der Liebe, als Scheu, dem Gegenstande derselben zuwider zu sein, geschildert. Dem sei sie unmöglich, der

etwas Anderes liebe als Gott, und so könne auch Der nicht Böses thun, der ihn allein liebe. Gott sei demnach zu fürchten nicht als Peiniger, Rächer, Teufel, könne aber freilich von Natur und ohne die Gnade nicht anders gefürchtet werden. Das zweite Korollarium schließt mit einem Satze, den wir sehr beziehungsreich wiederkehren sehen werden: der fürchtet Gott nicht (im rechten Sinne), der die Strafe scheut (weil er nicht liebt und will, was Gott will).

Im dritten Korollarium führt er aus, die echte Liebe und Furcht Gottes werde in diesem Leben in Niemandem vollkommen, es gebe Stufen der Furcht von der Stumpfsinnigkeit Derer an, welche die Uebel, womit sie geplagt werden, noch nicht einmal von Gott herleiteten, sondern vom Teufel oder bösen Menschen oder den Planeten und andern ähnlichen Ursachen, was eine handgreifliche Blindheit sei, bis zu dem Irrthume Derer, die die Furcht vor dem zeitlichen Uebel überwunden haben und aus Furcht vor der Ewigkeit das Gute thun und das Böse lassen, indem sie ernstlich ihrer Sünden gedenken. Es gebe derzeit Viele, die entweder gar nicht oder nur sehr wenig daran glaubten. (Es fehlte also in seiner Umgebung auch an weltlich-skeptischer Ansicht und Gesinnung nicht.) Man konnte ihm einwenden, daß man ja oft von ihm selbst habe sagen hören, daß man sich vor der Hölle und vor Gott um der Hölle willen nicht fürchten solle und daß Der in die Hölle komme, der sie fürchte. Er antworte, daß er auch gesagt habe, Gott müsse über Alles geliebt und man könne sonst nicht selig werden, und doch sei Niemand, der die völlige Liebe habe, die zur Seligkeit hinreiche, sondern diese Liebe werde erwartet im Zukünftigen, das durch Christum werde geschenkt werden. Ebenso dürfe auch Niemand ohne Furcht vor der Hölle sein, er sei denn der Allervollkommenste. Daher sei auch bei den Gerechten die echte kindliche Furcht — wie jede Tugend mit der ihr entgegenstehenden Untugend und in der Natur und im Leben Wärme und Kälte, Krankheit und Gesundheit — mit der knechtischen noch gemischt, es gelte, die erstere mehr und mehr von der letztern zu reinigen unter dem Beistande der Gnade.

Die Gnade wird dann als ein fortschreitendes Werk Gottes beschrieben und die scholastische Lehre von der augenblicklichen Gnadeneingießung bekämpft, die ihm, wie wir wissen, so viel zu

schaffen gemacht. Wir haben also hier die deutlichsten Anfänge einer Bestreitung der Schuldogmen auch auf der Kanzel. Sie geht indeß lediglich von einem praktischen und erbaulichen Absehen aus, ist auch im Tone durchaus populair gehalten. Die meisten größtentheils sehr zweckmäßigen Erläuterungen sind der Schrift in überall hervortretendem Bemühen, auf sie zurückzuführen, entnommen, nur einige den Vätern, Hieronymus und Augustin. Am Schlusse, wo das Ergebniß noch einmal zusammengefaßt wird, ist noch die Aeußerung bemerkenswerth, daß den Anfangenden viel Fasten, Beten, Wachen und Arbeit nöthig, den Vollkommenen aber das größeste Hinderniß sei. Bei dem Ganzen springt die Ruhe, die Gemessenheit ins Auge und wenn man die Predigt liest, so versteht man, was der Kurfürst schon an frühern Kanzelreden Luther's zu loben fand, daß sie so nützliche Lehre enthielten, und verdeutlicht sich leicht den Eindruck, welchen sie überhaupt machten. Es fand kein plötzliches stürmisches Zudrängen zu seinen Predigten statt, wovon wir sicher Nachrichten haben würden; denn daß die kleine Klosterkapelle die Zuhörer nicht faßte und daß man fürchtete, das baufällige Gebäude würde „von der Menge des Volks eingedrückt werden", als er zuerst auftrat, will so viel nicht sagen.[1]) Dagegen finden wir nach einiger Zeit, daß er durch seine Predigten auch die Gemeinde und deren Meinung beherrscht. Das deutet auf einen stillern, allmälig aber unnachlässig zunehmenden Einfluß und gerade einen solchen mußten Predigten wie diese üben. Ihre Grundlage war eine tiefe und neue Auffassung der Lehre, der das Bedürfniß und Gefühl der Hörer entgegenkam, ihre Darstellung und Sprache war einfach, faßlich, prunklos, dem gesunden Verstande angemessen, die Gemüther und Herzen treffend. Der Redner bestritt herrschende Ansichten der Schule und des Volks, aber mit dem äußersten Glimpf, sodaß er nicht leicht verletzen konnte, ohne Heftigkeit oder Hitze, auf die Ueberzeugung wirkend, und dies auch durch seine Persönlichkeit. Bruder Martin hatte es selbst erfahren wie Keiner, welche Beunruhigungen aus der Furcht vor Gott im gewöhnlichen Sinne, der Höllenfurcht, auf deren Erregung andere Prediger so gern und beflissen hinwirkten, hervorgingen. Da stand er, er und

1) Tentzel a. a. O. 231.

seine Worte eins; er redete aus eigenster Erfahrung, wenn er sagte — die Aeußerung kommt eben in dieser Predigt vor — die Gnadeneingießungslehre hätte ihn fast an Gott und was Gott sei und habe, verzweifeln gemacht.

Die beiden Weihnachtspredigten erinnern mehr als die Johannispredigt an die herkömmliche Predigtweise. Reuchlin hatte in seiner Schrift über die Kunst zu predigen sehr zweckmäßige Winke über den sorgfältig zu beachtenden Unterschied der Predigt und der profanen Rede gegeben und Luther beachtet ihn allerdings auch in diesen Predigten. Er meidet, was Reuchlin gerügt, über einen Text des Aristoteles, statt schriftmäßig zu predigen und überhaupt hereinzuziehen, was auf den christlichen Glauben, Wandel und Sitte keinen Bezug hat, statt eben hierauf das ganze Absehen zu richten. Allein wenn er jüdische Fabeln, genealogische Untersuchungen u. dgl. nicht einmischt, so vermeidet er doch Beziehungen auf weltliche Dichter nicht ganz, wovor Reuchlin gleichfalls gewarnt hatte. Wenigstens kommen in der zweiten Weihnachtspredigt ein paar Stellen aus dem Horaz vor. In der ersten dieser Predigten fehlt es an ziemlich viel Schulstaub nicht. Die Form von beiden ist künstlicher und doch unbeholfen, die Darstellung schwerfällig, nicht lichtvoll, sie ringt nur danach, es zu sein; wir finden namentlich in der zweiten Predigt geschmacklose rohe Rhetorik, obwol verhältnißmäßig immer noch auffallend wenig, denn das Edlere ist weit überwiegend. Indeß kam es bei einem hinsichtlich der Form so wenig gebildeten, so geringe Ansprüche machenden Publikum auf dieselbe vorerst weniger an, der Sinn und die Meinung waren die Hauptsache; der Vortrag bleibt doch auch von Schwulst und Gemeinheit weit entfernt, hebt er sich oder verirrt er sich, so geschieht es am Schriftworte und durch die Kraft innerster Herzenswärme, sodaß zu entfernte Abwege gemieden werden. Kostbare Geistesfunken blitzen überall hindurch. Daß er den biblischen Text mit einer auf den Grund gehenden, der scholastischen weit überlegenen Exegese behandelt, erwartet man von selbst. Auch hier hält er sich ganz an die Schrift und Schriftwahrheit, von ihr ausgehend und auf sie zurückführend, obwol er sich noch in Schulspitzfindigkeiten und Grübeleien verliert. Es geschieht jedoch mit religiöser Empfindung und Wärme und nur, um zur Höhe der evangelischen Anschauung zu erheben, christliche

Hauptwahrheiten deutlich zu machen. Von den gewöhnlichen Gegenständen der Mönchspredigten, Reliquien, Heiligen u. s. f. ist nicht die Rede, oder doch nur um von ihnen ab und auf jene, vor Allem auf die Schrift hinzulenken. Besonders die erste Predigt ist aber auch ein Zeugniß, wie tief und anhaltend er sich in die christliche Spekulation, die Zeitphilosophie hineingelassen, wie sehr er davon noch beherrscht wird, aber auch bemüht gewesen und noch bemüht ist, sich von ihren Fesseln zu befreien, sich über sie zu stellen. Er bedient sich ihrer schon mehr, als daß sie Gewalt über ihn hätte, allein in sofern ist er noch abhängig von ihr, als er besonders ihre Dialektik bei seiner Darlegung nicht entbehren kann; auch in ihren Begriffen haftet er noch, fühlt es aber auch. Er geht in dieser Predigt in die tiefsten Tiefen des christlichen Dogmas ein. Schon dies mußte Einfluß auch auf die Form und den Ausdruck haben. Vielleicht hatte er auch in der Klosterkirche, wenigstens größtentheils, andere und zwar gelehrt gebildete Zuhörer. An einer Stelle achtet er sich gedrungen, wegen seines hinter einem solchen Gegenstande so weit zurückbleibenden Vortrags um Nachsicht zu bitten, und zwar den Leser, sodaß man um so mehr glauben muß, daß er die Predigt zu weiterer Verbreitung unter den Gelehrten lateinisch niederschrieb.

Der Text ist der Eingang des Johannisevangeliums: Im Anfang war das Wort u. s. w., der Gegenstand das Dogma von der Dreieinigkeit, das vornehmste Absehen, durchaus im Sinne der kirchlichen Rechtgläubigkeit, nach den durch die großen Concilien des 4. und 5. Jahrhunderts festgestellten Symbolen und im Gegensatze gegen gewisse Abirrungen der Schultheologen die Gottheit des Sohns und die Einheit des Wesens von Vater und Sohn, ohne doch die Personen zu vermengen, darzuthun. Ohne Polemik konnte es dabei nicht abgehen und sie kehrt sich überhaupt gegen die Ketzer und die Hochmüthigen, dann insbesondere gegen Arius, der wider den Vater der kirchlichen Rechtgläubigkeit, Athanasius, die Gottheit des Sohns und die Einheit der menschlichen und göttlichen Natur geleugnet, in welchem seit dem 4. Jahrhundert festgestellten Dogma die Kirche die eigentlichste Grundlage des christlichen Glaubens gefunden und mit welchem sie das Judenthum, worin Gott als ein jenseitiges Wesen gedacht wurde, und das Heidenthum, worin Gott als bloße Naturmacht oder als

eine Vielheit von Göttern erschien, überwunden und das Verlangen und Bedürfniß der Menschheit nach Einheit mit ihrem Urquell zu befriedigen gesucht hatte. Die Polemik ist endlich gegen die „heutigen Logici" gerichtet, als die ihre eigene Logik nicht verständen, und bedingt gegen die aristotelische Philosophie. Indeß bedient er sich jener Logik zu ziemlich ausführlichen Erörterungen, von denen er selbst bemerkt, daß sie eigentlich in die Logik und nicht hierher gehörten; er habe sich auch nur darin eingelassen, um den Satz zu erläutern: Gott war das Wort. Einen noch ausgedehnteren Gebrauch macht er von der aristotelischen Theorie über Bewegung, Ruhe und Wesen zur Erläuterung seiner spekulativen Anschauung und Darlegung der Dreieinigkeitslehre. Von diesem Theile der Predigt kann man mit Recht sagen, daß er äußerst abstrus sei, und daß es darin freilich an Scharfsinn nicht fehle, wol aber an Klarheit und Faßlichkeit, die doch zu sehr über dem sichtlichen Bemühen verloren geht, den Gehalt und die Darstellung des wichtigen Dogmas völliger zu begreifen und zu vertiefen, und zwar aus offenbar vorherrschendem religiösen Anliegen.

Sehr merkwürdig äußert er sich am Schlusse jener Darlegung über die aristotelische Philosophie. „Schau wie trefflich Aristoteles durch seine Philosophie der Theologie dient, wo nicht nach seinem Willen, doch wenn sie besser verstanden und angewendet wird. Denn er hat die Sache richtig dargelegt, und ich glaube anders woher gestohlen, was er so stolz und prahlerisch vorbringt." Am Schlusse beruft er sich noch einmal auf einen Satz der aristotelischen Philosophie und fügt, nachdem er ihn berichtigt, hinzu: „diese schöne, aber von Wenigen verstandene Philosophie ist der Theologie (die er altissima nennt) nützlich." Es erhellt aus diesen Aeußerungen, daß er zu dieser Zeit noch keineswegs leidenschaftlich gegen die aristotelische Philosophie eingenommen war, daß er weniger sie selbst, als Das, was dafür ausgegeben wurde, bestritt, und daß er dem allgemeinen Misverständniß derselben auf der Spur war, sei es, daß lediglich eigener Scharfblick ihn dahin geführt oder daß ihn die Schriften eines Reuchlin gefördert.

Die Gelehrten der Schule pflegten ihre spitzfindigen Erörterungen über Alles, was sie nicht wußten, und ihre fein ausge-

sponnenen Opinionen mit größter Selbstgenugsamkeit und Zuversichtlichkeit, oft genug mit dem Anspruche auf Unumstößlichkeit und Allgemeingültigkeit vorzutragen und sich so darin zu vertiefen oder zu verlieren, daß Niemand etwas damit anzufangen im Stande war. Anders doch Luther in dieser Predigt, so sehr man ihm darin den Schulgelehrten noch ansieht. Er geht nur mit bescheidener Zurückhaltung an sein Thema. Weil die Worte im ersten Kapitel des Johannisevangeliums, beginnt er, an diesem Tage vorgelesen würden, so scheine es dem Prediger nicht anzustehen, daß er nichts darüber sage. „Daher, obgleich sie hoch und schwer sind, wollen wir thun, was wir vermögen, daß wir etwas davon verstehen, und weil Johannes unter dem Worte den Sohn Gottes versteht, was vor Allem zu merken, so soll es uns, wenn wir das Wort hören, eben so viel sein, als hörten wir den Sohn Gottes oder Christum selbst, in welchem wir Gott hören müssen." Wie sein Streben bei der ganzen Predigt auf die Verherrlichung des Erlösers gerichtet ist, läßt er sich auch die Gelegenheit nicht vorübergehen, wenn auch nur beiläufig auf die Lehre hinzuweisen, die er zum Mittelpunkte seiner Theologie gemacht hatte. „Wie die Tropfen, welche das Land feuchten, fällt das Wort herab auf die Menschen. So ist Christus herabgestiegen durch die Predigt auf alle Völker, und wie der Regen herabfällt ohne unserer Hände Werk, kommt auch die Gnade Christi hernieder ohne unser Verdienst." Die lange scholastische Erörterung schließt er, Gott möge ihm vergeben, daß er so unwürdig über sein Wesen, das doch das verborgenste, rede und philosophire, ob auch emporsteigend auf den von ihm selbst gesetzten Stufen; worauf er dann wenigstens eine kurze erbauliche Anwendung folgen läßt. „Vornämlich müssen wir lernen, daß gleichwie das Wort Gottes ist Fleisch worden, also auch das Fleisch gewißlich muß Gott werden. Denn darum wird das Wort Fleisch, daß das Fleisch das Wort werde: darum wird Gott ein Mensch, auf daß der Mensch ein Gott werde. Darum wird die Kraft schwach, auf daß die Schwachheit stark werde. Er ziehet an unsere Gestalt, Figur, Bild und Gleichniß, auf daß er uns bekleide mit seinem Bilde, Form und Gleichheit: darum wird die Weisheit närrisch, auf daß die Narrheit werde Weisheit; und so verhält sichs in allen andern Dingen, die in Gott und uns zu finden, in welchen

allen er das Unsere hat angenommen, damit er uns das Seine gäbe. Wir werden zwar nicht Gott oder die Wahrheit, sondern wahrhaftige und göttliche Menschen, der göttlichen Natur theilhaftig, wenn wir das Wort aufnehmen und ihm anhangen durch den Glauben. Das Wort ist nicht so Fleisch geworden, daß es sich selbst verlassen und darin verwandelt ist, und so werden auch wir nicht wesentlich in das Wort verwandelt, sondern vereinigen uns mit ihm durch den Glauben. Da müssen wir uns denn aber auch selbst verlassen und erniedrigen, nichts von unserm Sinn behalten, sondern ihn ganz verleugnen" u. s. f. Es ist doch in der That sehr merkwürdig, daß die zweiterste Predigt, welche wir von ihm haben, gerade ein Zeugniß und Erzeugniß der Spekulation ist, welche eben die neueste Theologie und Philosophie wiederaufgenommen hat und fortzusetzen bemüht ist. Zugleich aber zeigt er sich von jetzt an als Vorbild darin, eine tiefere Theologie praktisch und faßlich im Volksunterricht zu benutzen. Durch diese seine Gabe und dies sein bewußtes angestrengtes Bemühen erreichte er es, daß nicht blos der Kreis der Gelehrten, daß die Zeit für eine tiefere religiöse Auffassung gewonnen und diese letztere nicht von der oberflächlich aufgeklärten überflutet wurde, die die Kraft zur Zersetzung des Kirchenglaubens, nicht aber zur Erneuerung des religiösen Lebens, zu Abfall und Sektenbildung, aber nicht zur Reformation hatte.

Die Predigt am zweiten Weihnachtstage ist dadurch beachtenswerth, daß die Hauptbegriffe seiner Schrifttheologie ihren Inhalt ausmachen und daß er bei Darlegung derselben die herrschenden Vorstellungen und deren Vertreter lebhafter und offener bestreitet, als dies bisher uns vorgekommen. Er spricht vom Selbstweisesein und Willen über den Spruch im Matthäusevangelium (Kapitel 23): Siehe, ich sende zu euch Propheten, Weise und Schriftgelehrte u. s. f. Warum nicht Gerechte? fragt er sogleich im Eingange mit einer Betonung, die den Nebenbegriff augenblicklich verräth, den er mit dem Worte verbindet. Geistreich und bezeugend, daß er wußte, worauf es in religiösen Dingen und insbesondere beim Theologen ankommt, auf Staupitzens wohlbenutzte Einwirkungen hinweisend, ist dann seine Auseinandersetzung, was man unter Propheten, Weisen und Schriftgelehrten zu verstehen habe: durch göttliche Eingebung, durch Menschen

Unterwiesene und die durch Lesen, Forschen, Nachdenken zur Wahrheitserkenntniß gelangen, die die Lehre mit dem Herzen, die sie mit den Ohren, die sie mit den Augen fassen. Der lebendigste Unterricht ist der, der mit dem Herzen gefaßt wird, lebendiger als der mit den Augen ist der durch die Stimme gefaßte, denn der Buchstabe ist eine todte Stimme, die Stimme aber ein lebendiger Buchstabe, obwol noch immer ein todter Gedanke, wogegen der mit Gottes Finger geschriebene Gedanke das Leben der Stimme und des Buchstabens ist. Gott schreibt in die Herzen und macht Propheten, Menschen schreiben in die Ohren und Bücher durch Stimme und Buchstaben.

Der Grundgedanke ist, Gott will Alle beseligen, aber nicht Alle wollen es, oder vielmehr der Streit ist nicht über den Zweck, sondern über die Mittel zum Zweck. Selig werden und Gott gefallen, wollen Alle wol, allein sie stimmen darin nicht überein, wodurch es geschehen soll, und nur gar zu Viele wollen Mittel nach ihrer eigenen Weisheit anwenden. Diese sind es nun, wider die er sogleich zum Angriff sich wendet. „Daher, sagt er, streiten die Stolzen fortwährend wider die Gerechtigkeit Gottes, halten die ihnen angebotene Weisheit für Thorheit, die Wahrheit däucht ihnen Lüge zu sein, ja sie verfolgen und tödten Die, welche Wahrheit reden." Gedanken an die Abneigungen, die er in seiner Umgebung fand, auch an die Unternehmungen und Drohungen der Kölner, Ahnungen eigener Gefährde mochten ihm hierbei vorschweben. Indeß weicht er vor dem Kampfe nicht zurück, streitet für die ihm gewordene Erkenntniß wie im Hörsale so auf der Kanzel. Offenbar war der Widerspruch, der sich gegen ihn erhoben, noch nicht zum Schweigen gebracht. Er fährt fort: „denn also predige auch ich allezeit von Christo, unserer Henne, aber es muß irrig und falsch geredet sein. Der Herr will unsere Henne sein zur Seligkeit, wir aber wollen nicht. Denn das ist es, was ich gesagt habe, daß wir durch unsere Gerechtigkeit schlechterdings nicht können selig werden, sondern unter die Flügel dieser unserer Henne müssen wir fliehen, auf daß wir aus ihrer Fülle empfangen, was uns mangelt. Die aber sicher einhergehen, werden ein Raub der Raubvögel. So ist es mit Jenen. Sie wenden sich von den ausgebreiteten Flügeln der Henne zu ihren eigenen guten Werken, wollen die Stimme der rufenden Henne nicht hören, daß ihre

eigene Gerechtigkeit Sünde sei, und was das Aergste, werden selbst Raubvögel, trachten auch Andere von der Henne hinwegzureißen und zu rauben. So geschieht es, daß Die am meisten die Gnade anfechten, die sich ihrer am meisten rühmen. Doch stehet fest und lasse sich Keiner durch den Widerspruch bewegen, denn es muß also geschehen. Die Propheten, Weisen, Schriftgelehrten, zu den Gerechten, Heiligen, Frommen gesendet, werden von ihnen nicht aufgenommen, sondern getödtet, werden aber aufgenommen von den Ungerechten und Sündern, weil diese Lehre begehren und hungrig sind, jene aber sind satt und zu gelehrt."

Er führt dann weiter aus: Gottes und des Menschen Wille sei darin einig, daß die Menschen selig werden. So richtet sich auch Das, was von der Vernunft übrig, unaustilgbar auf das Beste, das Wahre, Rechte und Gerechte. Diese Richtung ist noch ein Ueberrest der verderbten Natur, der Zunder, an welchem sie durch die Gnade wieder erweckt und erneuert werden kann, was aber nur geschieht, wenn ihr nicht widerstanden wird, was die Gottlosen thun, die sich auf jenen Ueberrest verlassen und aus eigenem Willen und Weisheit nicht erneuert werden mögen, sondern sich einbilden gesund zu sein. So tief wurzelt jener Ueberrest, daß er auch bei den Verdammten fast die einzige Ursache ihrer Verdammniß ist, indem sie, darauf sich stützend, durch eigene Weisheit selig werden wollen, während Gott sie durch Demuth und Bekenntniß der Sünde zur Seligkeit führen will.

In der Auslegung des 51. Psalms davon redend, wie sehr hoch der rechte Verstand vom Artikel der Erbsünde in der christlichen Kirche vonnöthen — Papst und Türke wüßten und glaubten nichts davon — sagt er: „denn das kann ich mit meinem eigenen Exempel bezeugen, daß ich diese Lehre, da ich bereits viel Jahre ein Doktor der heiligen Schrift gewesen, nicht wußte, vielweniger verstund. Man lehrte und disputirte wol von der Erbsünde; doch sagten sie, sie wäre durch die Taufe abgewaschen und hinweggenommen, und daß, außerhalb der Taufe, in der menschlichen Natur noch ein Licht, nämlich die Vernunft, da wäre, nach welchem Lichte, so man thäte und lebte, gäbe Gott ohne allen Zweifel seine Gnade. Ja, sie lehreten auch noch wol weiter, daß die natürlichen Kräfte auch in denen Teufeln unverrückt und unverderbt geblieben wären, ohne daß sie die Gnade Gottes verloren hätten"

u. s. f.[1]) Wir sehen hier bestätigt, was er von seinem Exempel sagt. Er beruft sich in diesem Abschnitte auch auf Augustin, hat sich aber die eigensten Begriffe desselben noch nicht angeeignet, schwankt vielmehr noch zwischen ihnen und den pelagianisch-scholastischen. Desto entschiedener aber sucht er einzuwirken durch eine Vorstellung, die er in einem folgenden Abschnitte auf die Bahn bringt und rednerisch ausführt. „Wer Christi Rathschlägen nicht gehorcht und von den seinigen nicht abgeht, über den wird alles gerechte Blut kommen; tödtet er nicht, so ist er doch vom Geschlecht der Todtschläger. Denn wer sich nicht sondert von dem Geschlechte Derer, die die Propheten getödtet, bezeugt durch die That, daß er einstimmig mit ihnen sei, sowie Der, der mit Dieben und Räubern umgeht und dem sie gefallen, an der Strafe Theil nimmt und an der Schuld Theil hat, wenn er auch Niemanden mit der That verletzte. Also wird allen Bösen das Blut Christi und aller Heiligen zugerechnet. O ein erschreckliches Wort! O fleischliche Weisheit, zu fliehen mit höchstem Ernst! Sie ist das Werkzeug, womit Christus und die Heiligen getödtet sind. Wer hat sie getödtet als die rasende Liebe des eigenen Sinns! Erweckt dem Sohne der Dolch nicht den höchsten Abscheu, womit ihm der Vater gemordet ist? Wie kann Der Christum lieben, der Gefallen an den Werkzeugen seines Todes hat!"

Die letzte Abtheilung ist theilweis nur weitere Ausführung von schon Dagewesenem, anderntheils Darlegung der pauliniſchen Lehren von dem menschlichen Unvermögen das Gesetz zu erfüllen und von der dadurch bestimmten Sendung des Erlösers.

Wir können diese Predigt als Zeichen eines Wendepunktes in seiner Entwickelung und seinem Auftreten betrachten. Sie bildet gewissermaßen den Abschluß eines vergehenden und den Anfang eines neuen Abschnittes darin, den Uebergang zu einem bestimmtern Geltenmachen seines religiösen und theologischen Standpunktes, zu einem sich daran knüpfenden lebhaftern Bekämpfen des entgegenstehenden, zu einem von nun an rasch zunehmenden Einflusse, sich erweiternder Bedeutung und Wirksamkeit. Bald fällt auch der Ablaß in den Kreis der Gegenstände seines Unwillens und seiner Angriffe. Zögernd und unsicher, mehr als ein

1) Zu V. 5, Walch V, 782.

Mal erhebt sich sein Arm auch gegen ihn — es ist eine Zeit der Gährung und Vorbereitung in Wittenberg, in der ganzen gelehrten Welt, im ganzen Reiche — bis er nach fast zwei Jahren den entscheidenden Schlag führt.

Die Zeitbewegung. — Fortgang der Reuchlinistenfehde. — Das päpstliche Koncil, 1515 u. 1516.

Von jetzt an läßt sich die Entwickelung, die mit Luther und größtentheils durch ihn in Wittenberg vorging, viel deutlicher, ja fast Schritt vor Schritt verfolgen, so manche Dunkelheiten auch noch bleiben. An die Weihnachtspredigten von 1515 schließen sich Nachrichten über Gedanken und Arbeiten, die ihn um dieselbe Zeit beschäftigen, an, und die mit dem Inhalte, besonders der Predigt am ersten Weihnachtstage, in unverkennbarer Beziehung stehen. Er ging eben damals mit einem höchst lebhaften und nachdrücklichen Angriffe auf die aristotelische Philosophie, die Methode, die Befangenheit und die Vorurtheile der Schule und der scholastischen Lehrer um. Die eifrigste Kampflust und die Sicherheit dabei, die er an sich wahrnehmen läßt, jetzt zum ersten Male, weist auf einen abermaligen bedeutenden Fortschritt hin, den er gemacht, und zugleich auf Einflüsse der lebhaften Bewegung, in welcher sich eben jetzt die Zeit, insbesondere auch die deutsche gelehrte Welt befand, und die sich auch bei ihm geltend machten. Denn es gehört zu den obgleich weniger beobachteten und an äußern Zeichen unmittelbar wahrzunehmenden, doch unverkennbaren und sehr wesentlichen Folgen jener Bewegung, zu den Verdiensten der Reuchlinisten, der Träger derselben, daß sie Luther geweckt und ermuthigt haben in einem Zeitpunkte, wo er so etwas bedurfte, weil er noch keine hinreichende Gewißheit in sich selbst fand, seine Kraft und die Bedeutsamkeit des Augenblicks und seiner wittenberger Kämpfe noch zu wenig kannte. Durch die Vorgänge der Jahre 1515 und 1516 und namentlich durch die Reuchlinisten und deren Fehde kamen sie ihm zu einem deutlichern Bewußtsein. Wir erinnern uns daher der erstern überhaupt, sofern sie hierher gehören, und blicken vorzugsweis auf den Fortgang des deutschen Gelehrtenkrieges zurück, der jetzt zu einem wahren

Sturme auf die Burgen des finstern Pfaffengeistes und der ausschließlichen zunftmäßigen Gelehrsamkeit geworden war und es mit jedem Tage noch mehr wurde.

Es regte sich überall. Der päpstliche Hof gab, was nach und nach hervortrat, trotz leuchtender Glanzseiten und Leo's verhältnißmäßig edler und trefflicher Richtung, Wirksamkeit und Persönlichkeit, nach wie vor zahlreiche und große Aergernisse und Ursachen der Klage, der ernsten Rüge, des Spottes, die auch nicht gänzlich ausblieben, so sehr die Christenheit vom Lobe des Papstes erfüllt wurde. „Es ward die Zeit, sagt Luther in einer Vorrede zu einer Schrift Melanthon's vom Jahre 1543, vom Papst Leone X. hin und wieder eine Historie von Glaubwürdigen geschrieben und gesagt, daß, wenn er sich wollte ergötzen, und zu Gelächter und Fröhlichkeit Kurzweil halber reizen, stellete er zween Stocknarren oder Parasiten dar, die vor seinem Tische disputirten: ob die Seele unsterblich wäre? Der Eine hielt Ja, der Andere hielt dagegen Nein. Und als sie nun nach gehaltener Disputation ihre vorgetragene Argumente oder Gründe alle beyde dem Papst heimstelleten, hat der allerheiligste Vater aus seinem heiligen Römischen Geiste, dieser Sache mit diesem Urtheil den Beschluß gegeben: Wiewol (sprach er zu Dem, welcher Ja hielt) du gute Gründe und Ursache hast vorgebracht, so halte ich es doch mit Dem, der da hält, wir sterben wie ander Vieh; denn, jenes macht melancholisch und traurig, dis macht einen guten leichten Muth." Ebenso wurden Abscheu erregende Gerüchte über die Liederlichkeit der Kardinäle in der Welt umhergetragen. Wir werden sogleich noch einiges Nähere darüber zu sagen haben. Die Folge war, daß „Alles, was christlichen Namen trug, eines solchen Papsts, einer solchen römischen Kirche sich schämte", daß „Jedermann müde wurde, solche häßliche greuliche Exempel zu sehen, zu hören, zu dulden", daß das „erbärmlichste Seufzen nach einer Reformation, wenigstens der ärgsten Greuel und Laster, war."[1]) So Luther nicht ohne Wahrheit, wenn auch nicht ohne Uebertreibung, sofern diese Stimmung damals wenigstens erst anfing allgemeiner zu werden, die Massen zu ergreifen; denn wenn sie in diesen jetzt schon oder noch früher so verbreitet ge-

1) Walch XIX, 2246 f.

wesen wäre, wie man anzunehmen pflegt, so würden sich hundert und wieder hundert Erscheinungen und Zeichen der entschiedensten, eifrigen und dumpfen Hingebung an die verderbte Priesterschaft, Lehre und kirchliche Praxis schlechterdings nicht erklären lassen. Doch war sie allerdings im Zunehmen. Wir hörten schon, daß um diese Zeit die Schriften, in welchen sie sich aussprach und die dem Volke zugängig waren, sich gewaltig mehrten und daß der Ton in der einen dieser Schriften noch immer gereizter und heftiger wurde als in der andern. Ein Pamphlet des Polen Bernhard von Lublin, das 1515 verbreitet wurde, beschuldigte den Papst einer Menge Irrthümer, sagte von ihm, daß er das reine Gotteswort verlassen und Menschensatzungen dafür eingeführt habe, verwarf sein allgemeines Kirchenregiment. Auf den verschiedensten Punkten waren einflußreiche Männer für die neue Richtung der Wissenschaft, insbesondere die Studien thätig, die in Deutschland bereits zum offenen Kriege geführt hatten. Papst Leo fuhr fort ihr großer Förderer zu sein; er gab eben in dieser Zeit den klassischen Studien, der humanistischen Richtung, der damit verknüpften Freiheit oder Zügellosigkeit der Geister, den daraus hervorgehenden Bestrebungen den höchsten Schwung, so viel des Hergebrachten in der Denkart und Sitte, in der Wissenschaft, Schule und Kirche über den Haufen zu werfen. Von der Stimmung der höhern Kreise in Deutschland zeugen Vorgänge wie die, daß Herzog Ernst von Baiern Erasmus durch Urbanus Rhegius nach Ingolstadt einladen ließ, sei es durch Vorlesungen, sei es durch seine bloße Anwesenheit zu helfen, die alte Barbarei zu vertreiben und bessere Studien in Gang zu bringen. In Spanien bemühete sich der gelehrte Kardinal Ximenes eifrigst ihnen aufzuhelfen, brachte ein großes in den Grundsprachen gedrucktes Bibelwerk zu Stande, prägte seinen Geist der neuen Universität Toledo ein. 1516 erschien zu Basel Erasmus' lange verheißenes, ersehntes und gefürchtetes griechisches neues Testament mit neuer lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen. Er hatte schon 1514 sein Vorhaben angekündigt und zugleich an einer berichtigten Ausgabe des Hieronymus gearbeitet, welche ebenfalls dem Schriftstudium aufhelfen sollte. Die Mönche, die scholastischen Doktoren geriethen in Aufregung. Sie stifteten den schwergelehrten Martin Dorp zu Löwen an, der 1515 mit einer Epistel

gegen Erasmus hervortrat, worin er dessen Lob der Thorheit, seine satyrische Schreibart angriff, die ernste Aufforderung an ihn stellte, das griechische neue Testament liegen zu lassen, denn das Griechische gehe nur die von der römischen Kirche abgefallenen Griechen an, bei der Vulgata stehen zu bleiben, an deren geheiligtem Ansehen nicht gerüttelt werden dürfe, aus dem Hieronymus, den ältern Sprachen nicht so viel Wesen zu machen: die Theologie der Schule werde dadurch gefährdet und sei die einmal festgesetzte, bei welcher es bleiben müsse. Erasmus ließ eine schlagende Widerlegung erscheinen. Dorp antwortete, Erasmus' Vorhaben für höchst gefährlich erklärend. Doch zog er sich zurück, als auch Thomas Morus wider ihn aufgetreten war. Erasmus' Bibelwerk erschien mit einer Epistel an Leo X., worin er diesem große Schmeicheleien sagte und sehr gewandt der Beschäftigung mit den ältern Sprachen und ihrer Anwendung auf die Schriftstudien das Wort redete. Die Gegner hatten den Verdruß, daß unter ihren Augen zu Löwen noch 1516 das der Pflege des Humanism gewidmete buslidianische Kollegium errichtet wurde. Erasmus genoß in hohem Maße die Gunst des Papstes selbst, ja er stand mit ihm in einer traulichen Verbindung, in beständigem Briefwechsel. Sie hatten sich schon in Rom kennen gelernt und lieb gewonnen, ehe Leo zur Regierung gelangt war. Sobald sich Leo gezeigt, wie wir es oben darstellten, sendete Erasmus ein Glückwünschungsschreiben voll feiner Lobeserhebungen und erbat sich die päpstliche Unterstützung bei seiner beabsichtigten Ausgabe der Werke des Hieronymus. Leo antwortete äußerst verbindlich, sprach den Wunsch aus, daß die Vorsehung, die ihn zu seiner erhabenen Stellung berufen, ihm auch Kraft geben möge, die Menschheit zur Tugend und Gottesfurcht zurückzuführen, und versicherte, daß er mit freudiger Ungeduld den erasmischen Hieronymus erwarte. Unaufgefordert verwendete er sich für Erasmus nachdrücklich bei Heinrich VIII. [1])

Die Anhänger des Humanism stritten mit der offenbarsten geistigen und wissenschaftlichen Ueberlegenheit, der päpstliche Hof war, zum Wenigsten nach seiner innerlichen Stimmung, auf ihrer

1) Löscher a. a. O. I, 102 ff. Von der Hardt, Hist. lit. ref. I, 11, 20 ff., 37. Roscoe a. a. O. III, 504 ff.

Seite, ihren Feinden standen indeß andere und auch nicht geringe Streitmittel zu Gebot. Hochstraten hatte sich in Folge der ihm gewordenen Citation mit großem Gepränge und viel deutschem Gelde, das er trefflich zu gebrauchen wußte, nach Rom begeben. Trotz der für Reuchlin dort eingelaufenen Verwendungen und der großen Anzahl seiner dortigen Freunde und Gönner kostete es viele Mühe, einen Sachwalter für ihn zu gewinnen. Erst nach einer längern Zeit fand sich Jemand, der sich getraucte, seine Vertheidigung zu übernehmen. Hochstraten versuchte es mit Ränkeschmiedereien aller Art, konnte indeß nicht verhindern, daß neben Grimani noch ein anderer unparteiischer Kardinal zum Richter verordnet wurde. Er verfehlte nicht, an die Verdienste seines Ordens zu erinnern und an die traurigen Folgen für die Religion, wenn man die Ungerechtigkeit begehe, eine solche Hauptstütze der Kirche unterliegen zu lassen. Leo gab insoweit nach, daß er den beiden Richtern noch ein zahlreiches Kollegium von Ordensgeneralen, Doktoren und andern Prälaten zur Seite stellte. Die Sache verzögerte sich nun bis weit in das Jahr 1516 hinein, wo sich die Mehrheit der Richter trotz aller Umtriebe Hochstraten's zu Gunsten Reuchlin's erklärte. Allein nun wußte es einer derselben, Sylvester Prierias, vor der Veröffentlichung des Urtheils wenigstens dahin zu bringen, daß ein päpstliches Mandat (de supersedendo) das weitere Verfahren untersagte und die Wiederaufnahme der Sache auf das Belieben des Papstes verstellte. [1])

Leo war von Reuchlin's Unschuld vollkommen überzeugt, günstig für ihn gestimmt, den Dominikanern abgeneigt. Er mußte Scheu tragen, die öffentliche Meinung zu beleidigen, die von so einflußreichen Männern vertreten wurde. Er würde in Reuchlin sich selbst, seinen Hof und seine Freunde verurtheilt haben. Er hatte sich mit ähnlich Strebenden umgeben. Niemand hatte so umfassende Veranstaltungen zur Aufnahme der griechischen und orientalischen Sprachen getroffen, als gerade er selbst. Er hatte eine eigene griechische Pflanzschule in Rom gegründet, die ersten öffentlichen Lehrer des Syrischen und Chaldäischen in Bologna ange-

1) Erhard a. a. O. II, 370 ff. Mayerhoff a. a. O. 185 ff.

stellt. Der erste Theil der komplutensischen Bibel des Kardinals Ximenes war 1514 mit einer Zueignung an ihn erschienen. Ein römischer Geistlicher begann eine neue Uebersetzung des alten Testaments aus dem Hebräischen. Leo hörte davon und suchte das Unternehmen sogleich aus freien Stücken auf jede Weise zu fördern. Nahm er sich nun dennoch der deutschen Humanisten, die, so viel religiöser als die leichtfertigen oder indifferenten italischen, die Religion so viel weniger gefährdeten, nicht mit vollem Ernste und Nachdrucke an, so lag der Grund in seiner Denkart, der Lage der Dinge und seiner Auffassung derselben. Er war von Platonikern erzogen, hatte sich mehr mit der platonischen Philosophie als mit theologischen Studien beschäftigt; er war, wenn nicht geradezu gleichgültig gegen die christlichen Glaubenslehren, doch auch nicht warm für sie. Verachtete er theologische Gelehrsamkeit, wie sie bei den Erasmus und Aehnlichen sich fand, auch nicht, so war sie doch nicht sonderlich seine Sache. Zu wenig verbürgt scheint, daß er einst gesagt haben soll, als Bembo eine Stelle aus den Evangelien angeführt: „die ganze Welt weiß es ja, wie einträglich uns diese Fabel von Christus gewesen." Auch das Aehnliche mag nicht geradezu zu glauben sein, was wir Luther sogleich werden erzählen hören. Allein eigentlichen religiösen Ernst besaß er bestimmt nicht, ein großer Theil seines Hofs dachte und redete über religiöse Dinge äußerst leichtfertig und unvorsichtig im Sinne der humanistischen und heidnischen Aufklärung, und er duldete, begünstigte es; die Anliegen der Hierarchie standen ihm höher als die der Christenheit, als die Wissenschaft und die Wahrheit; daß er weltlichen Vortheilen und Absehen den Aufbau der Religiosität und Kirche durch die Studien unterordnete, war doch das Ergebniß seiner gesammten Anschauung und Regierungsgrundsätze. Sollte er die mächtigen Stützen der päpstlichen Macht, die Universitäten, Scholastik und Mönchthum, schwächen, ihren Widersachern zum Siege verhelfen, sich mit den Dominikanern verfeinden, die ihm seinen Ablaß predigten, die Seite stärken, von welcher so manchfacher Widerspruch ausging? So ließ er sich in diesem Falle durch die Rücksicht auf die päpstlich-hierarchischen Anliegen bestimmen. Er befand sich mitten in den erfolgreichsten Bestrebungen, das päpstliche Ansehen wieder zu befestigen und so hoch zu erheben, als es jemals gewesen. Da wäre jede Störung

im Siegslaufe widerwärtig gewesen und es fehlte doch auch an bedenklichen Zeichen nicht.[1])

Er hatte das lateranensische Koncil von Neuem mit großer Würde eröffnet. In seiner Anrede hatte er die Väter ermahnt, aus allen Kräften für das Wohl der Kirche zu arbeiten, und sich entschlossen erklärt, die Versammlungen so lange fortzusetzen, bis der Friede in der gesammten Christenheit wiederhergestellt sei. Allein er dachte entweder an das Wohl der Kirche gar nicht, oder verstand Dinge darunter, wie den Nutzen des Papstthums, den Glanz seines Hofes, allenfalls einen friedlichen Bestand und einen geregelten Gang des kirchlichen Wesens, wie es war, bei einem gewissen Maße religiöser und theologischer Aufklärung u. dgl. Er war dem Fortschritte nicht abhold, doch so, daß dadurch an der Macht und dem Ansehen des Papstthums nichts verrückt werden dürfe; er wünschte Abstellung einzelner Gebrechen, nur daß der Grundschade nicht angerührt werde. Als Reformationspläne angeregt wurden zur Hebung der christlichen Sitte und Zucht, zur Abstellung des schmählichen Misbrauchs der Beneficien, gegen Konkubinat, leichtfertige Anwendung des Interdikts u. dgl., zeigte das Koncil wenig Theilnahme und noch weniger Muth, die Größe der Uebel mit fester kräftiger Hand zu unterdrücken. Am Wenigsten war Leo dazu geneigt, dem an ganz andern Dingen lag. Als ihm gemeldet wurde, fast die Hälfte der Prälaten wünsche eine allgemeine Reformation an Haupt und Gliedern, erwiderte er ausweichend mit einem spöttischen Lächeln. Er hatte das Koncil zu Zwecken päpstlicher Politik ausersehen und es erwies sich als dienstwilliges Werkzeug zur Förderung derselben. Seit seiner sechsten Sitzung im April 1513 stand es unter Leo's unbedingter Leitung. Er gebrauchte es zur Aufhebung der Freiheiten der Kirche in Frankreich, zu allgemeinen Beschränkungen der Lehrfreiheit. Dort folgte 1515 Franz I. auf Ludwig XII., und gleich darauf verabredete Leo mit ihm zu Bologna ein Konkordat, durch welches die pragmatische Sanktion aufgehoben wurde. Der Papst und der König theilten sich in die Vergebung der Pfründen und andere Vortheile auf Kosten der französischen

1) Roscoe a. a. O. II, 120 ff., 160 ff.; I, 36; III, 568. Ranke a. a. O. 280.

Kirche. In Italien war seit ein paar Jahrzehnden das Studium der platonischen Philosophie mit großem Eifer wiederbelebt. Man bemühete sich, auch die aristotelische besser zu verstehen, doch gewann jene zunächst durch den Kardinal Bessarion das Uebergewicht im Ansehen. Lorenz von Medici, der Vater Leo's, förderte diese Bestrebungen und nahm selbst Theil daran. Unter den Gelehrten und Vornehmen kamen Ansichten dadurch in Umlauf, welche der Scholastik das Urtheil sprachen und in wichtigen Punkten, dem von der Offenbarung, der Unsterblichkeit der Seele, der Vorsehung, von der Kirchenlehre und vom Christenthume ablenkten, Zweifelsucht und Gleichgültigkeit in religiösen Dingen immer weiter verbreiteten. Pomponatius lehrte zu Padua, daß Wunder bloße Erzeugnisse der Einbildungskraft wären, daß sich die Vorsehung nicht auf die vergänglichen Zustände dieses Lebens erstrecke. In einer Schrift über die Unsterblichkeit der Seele sollte er die letztere bestimmt geleugnet haben, was man am päpstlichen Hofe jedoch nicht finden wollte. Er verspottete das Christenthum und berief sich, wenn er deshalb angegriffen wurde, darauf, daß er nur als Philosoph geschrieben habe, dem Ausspruche der Kirche aber, sobald sie entschieden, unbedingt glaube. Augustin Nifo hatte die Lehre des Averroes eingesogen und in einer Abhandlung behauptet, es gebe nur eine geistige Existenz und eine Seele, die das Weltall belebe. Er schrieb darauf gegen Pomponatius und 1513 berief ihn Leo nach Rom, stellte ihn bei der von ihm errichteten römischen Akademie an und überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen. Indeß waren ähnliche Behauptungen und Lehren auch anderwärts aufgetaucht. Nach Averroes hatten längst manche Scholastiker gelehrt. Man wurde am päpstlichen Hofe bedenklich. In der achten Sitzung im December 1513 ließ Leo das Koncil beschließen, hinfort solle verboten sein, nach Averroes zu lehren, daß die Seele sterblich und nur eine einzige in allen Menschen sei, oder die Ewigkeit der Welt und ähnliche Irrthümer zu behaupten; vielmehr wurde festgesetzt, die Seele des Menschen sei unsterblich und mehre Körper könnten nicht von einer Partikel derselben Seele beherrscht werden, sondern jeder Körper habe eine Seele für sich allein. Zugleich wurde allen Lehrern der ältern Philosophie anbefohlen, die Abweichungen derselben von der Kirchenlehre, namentlich in Hinsicht auf die Un-

sterblichkeit und Einheit der Seele und die Ewigkeit der Welt nachzuweisen, die Lehre des Christenthums einzuschärfen und die erhobenen Einwendungen nachdrücklich zu widerlegen. [1])

Luther spricht mehrmals von jenem Verbot. In der Warnung an seine lieben Deutschen sagt er darüber: „Da das näheſt Concilium Lateranense zu Rom unter dem Papst Leo sollt beschlossen werden, war unter andern Artikeln gesetzt, daß man gläuben sollte, die Seele sei unsterblich. Daraus man greifen muß, daß sie aus dem ewigen Leben ein lauter Gehei und Gespötte haben. Bekennen damit, daß bei ihnen ganz ein öffentlicher Glaub sei: es sei kein ewigs Leben; wollens aber nu mit einer Bulla lehren." Daneben erwähnt er noch eines andern Aergernisses. „Aber das war noch feiner: in derselbigen Bullen hatten sie gesetzt, daß kein Kardinal sollte hinfurt so viel Schandbuben haben. Aber Papst Leo hatte es heißen auslöschen, sonst wäre es in alle Welt erschollen, wie frei und unverschampt der Papst und die Kardinäl Sodomam zu Rom hielten." In der oben erwähnten Vorrede kommt er gleichfalls darauf. „Ich gedenke es noch wohl ohngefähr vor dreißig Jahren, da Julius II. auf Leonem X. erbete das angefangene Concilium Lateranense, da allbereit zu der Zeit zu Rom der Gebrauch war, (so anders ein solcher satanischer Greuel ein Gebrauch mag genennet werden) Prälaturen und Präbenden den Ganymeden und der Kardinäle Kammerknaben zu verleihen. Ja ich gedenke es noch diese löbliche römische Tugend. Und ist mir angezeigt von ganz Glaubwürdigen, daß die Zeit eine Notel und Bulla gestellet war, darinne klar und unverschämt gesetzet war, daß einem jeglichen Kardinal nicht mehr sollte nachgelassen werden bei sich zu haben und am heiligen kardinälischen Hofe zärtlich zu nähren, denn fünf Schandknaben, Catamitos. Und wäre die Zeit dieselbige Bulle in alle Welt durch die ganze Christenheit ausgangen, geschmückt und gezieret mit diesem schönen Artikel der heiligen römischen papistischen Lehre und der allerhöllischsten römischen Keuschheit und Zucht, wenn nicht Leo X. den Punkt hätte mit Fleiß ausgetilget. Denn bei dem mehrern Theil der Kardinäle hats keine

1) Alzog a. a. O. 695, 723. Roscoe a. a. O. II, 96, 361 ff.; III, 258 ff.; II, 363. Löscher a. a. O. I, 201. Schröckh a. a. O. XXXII, 515.

Scheu, wollen wähnen, solcher Teufelsunflat sei allenthalben so gemein als zu Rom. Daß aber gleichwol die Bulla römische Hoffarbe hätte, so ließ Leo diesen schönen löblichen Artikel stehen, daß man forthin lehren und glauben sollte, daß des Menschen Seele unsterblich wäre. Den löblichen und heiligen Artikel und Decret hat der heilige Vater nicht für sich oder seinethalben gemacht, sondern der armen Christenheit wollen helfen. Denn er selbst, Leo X. oder Hof zu Rom, hat solches nicht gegläubt, gläubt es auch nicht, sondern halten für Narren und Thoren und bon Christian Alle, die es bekennen und gläuben." [1])

Das Koncil verordnete ferner, daß hinfort Niemand mehr den Unterschied zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit vorbringen solle, wonach etwas in der Theologie wahr, in der Philosophie unwahr sollte sein können. Die Unterscheidung hatte freilich dem Skepticism Vorschub geleistet, wie z. B. Pomponatius die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und von der Vorsehung nur als theologische Wahrheiten noch hatte gelten lassen wollen. Sie hatte der Zügellosigkeit des Philosophirens und dem Eindringen des Unglaubens in die Theologie und Kirche zum Schirme gedient, doch auch der Freiheit des Forschens, Redens und Lehrens stets einigen Raum und Schutz gewährt. Da sie in die allgemeinere Frage über das Verhältniß der Theologie und Philosophie hineingehörte, die von jetzt an zu großer neuer Bedeutung gelangen sollte, machte sich späterhin Luther auch speciell mit ihr zu schaffen. Auf ein Erkennen der Gefahr, welche in der neuen wissenschaftlichen Richtung lag, auf eine Gesinnung, welcher der Nutzen höher stand als die Ueberzeugung, und auf die Ansicht, welche sich vermißt, die Geistesfreiheit und Wissenschaft zugleich schützen, fördern, lieben und verachten, d. h. eindämmen und lenken zu können nach eigenem und eigensüchtigem Belieben, wies es hin, daß Leo daneben anordnen ließ, kein junger Kleriker solle sich über fünf Jahre mit Philosophie und Poesie abgeben, ohne zugleich Theologie oder geistliches Recht zu studiren. In der neunten Sitzung (Mai 1514) legte er eine Reformationsbulle vor, in welcher manche lobwürdige, freilich nur äußerliche Besserungen vorgeschlagen wurden, denen jedoch die Ausführung nicht

---

1) Plochm. XXV, 33. Walch XIX, 2215.

folgte, und in der übrigens auch vorkam, daß den Laien alle Gewalt über die Geistlichen schlechterdings entzogen werden solle. Die zehnte Sitzung im Mai 1515 war ausgezeichnet durch eine strenge Censurverordnung. Leo's Bulle sagt eben Das, was schon die ersten Censurverordnungen sagten und auch die neuern zu sagen pflegen. Als Alexander VI. die Büchercensur anordnete, verkündete er in die Welt: „Unter den vielfachen Pflichten unseres Hirtenamtes müssen wir vornämlich die ausüben, daß Alles, was zu unserer Zeit aufkömmt und heilsam und löblich, übereinstimmend mit dem katholischen Glauben und den guten Sitten ist, erhalten, gemehrt und auf die Nachkommen fortgepflanzt, alles Verderbliche, Verdammliche und Gottlose aber unterdrückt und mit der Wurzel ausgerottet werde, damit es den Acker und Weinberg des Herrn, die geistige Weide der Gläubigen, nicht mit Unkraut bedecke." Leo verstand es noch besser. Seine Bulle preist die Erfindung des Buchdrucks, die so trefflich das Aufblühen der Wissenschaft, die raschere Verbreitung der Kenntnisse fördere. Allein, heißt es weiter, es würden durch sie Uebersetzungen aus dem Griechischen, Hebräischen, Arabischen und Chaldäischen und Bücher in der lateinischen und den Vulgärsprachen verbreitet, welche schädliche Irrthümer, und die der christlichen Religion zuwider, enthielten, Personen, die Häupter selbst antasteten, dem Glauben und den guten Sitten nachtheilig wären. Es liege dem Papste an, daß die zum Segen erfundene Kunst nicht durch Misbrauch zum Unsegen werde, nicht heilsamer Arznei Gift beimische. Damit nun die Presse wahrhaft gedeihe durch eine bessere Anwendung, werde angeordnet, daß hinfort keine Bücher, namentlich auch keine Uebersetzungen aus dem Griechischen u. s. w. ohne strenge Censur der Bischöfe, Inquisitoren u. s. f. gedruckt würden, bei Strafe der Exkommunikation und des Zornes des allmächtigen Gottes und seiner Apostel Petrus und Paulus. Die Bulle war indeß keineswegs gegen wirklich schlechte sittenverderbliche Bücher, die nach wie vor in Masse zugelassen wurden, sondern gegen alle die Preßerzeugnisse gerichtet, welche am päpstlichen Hofe Bedenken erregten, und wären es auch solche Werke gewesen, wie sie dort sonst gern gesehen waren. Sie sollte namentlich den Schriften Reuchlin's und Erasmus', insbesondere der erasmischen neuen Uebersetzung des neuen Testaments gelten, was auch allgemein der Eindruck war.

Es ist merkwürdig, daß Luther dieser Bulle und überhaupt dieser päpstlichen Censurverordnungen nie ausdrücklich gedenkt, kein Wort des Zorns über sie hat, wie denn seine und seiner Zeitgenossen Gedanken über Censur und Preßfreiheit auch im Ganzen dürftig und unklar blieben: ein Zeichen davon, daß man in der Reformationsepoche thatsächlich die Freiheit der Presse besaß, daß die Büchercensur während ihrer Dauer unwirksam war und wenig Besorgnisse für die Entwickelung des Angefangenen erweckte, welcher sie späterhin so nachtheilig werden sollte. Es fehlte seit dieser Zeit nicht an Veranlassungen zu dem Bemühen, den Gegenstand grundsätzlich aufs Reine zu bringen; Luther jedoch ließ sie vorüber und kam aus dem Obenhinansehen und Schwanken nie heraus, so oft und stark er auch über und wider die Gewaltmaßregeln der Hierarchie und des Anhangs derselben gegen Bücher eiferte. Wir hören ihn wol sich ganz zufrieden damit erklären, daß seine Bücher vor dem Drucke Seitens der (ganz mit ihm einverstandenen) Fakultät „besehen würden", ja er fordert wol das vorgängige Bücherbesehen als nöthig in wirrer Zeit; aber dann weigert er sich wieder es geschehen zu lassen und schreibt dem kurfürstlichen Kanzler, kämen „seine Büchlein zuvor gen Hofe, so würden sie des Meisterns so viel finden, daß nimmermehr nichts daraus würde", und der censirende Hof übernähme gewissermaßen die Verantwortlichkeit dafür. „Aber nu sehen sie allein lutherisch, und kann ein Jeglicher sich entschuldigen, daß er nichts dazu gethan." Getadelt, daß er zu scharf geschrieben, antwortete er, es hätte auch nicht stumpf sein sollen. Erinnert, sich des scharfen Schreibens gegen Herzog Georg zu enthalten, erklärte er sich, um seine „Lust zum Frieden" zu zeigen, sehr bereit, dem Herzoge alles Bisherige zu „schenken", allein er stellte Bedingungen: „sofern Herzog George auch hinfurt mich zufrieden lasse und keine neue Unlust anrichte, auch mit dem Vorbehalt, wo andere Papisten mit mir nicht Friede halten wollten, daß ich frei seyn müge dieselbigen zu rühren." Das stand ihm ein für alle Mal fest, Gottes Wort frei zu lehren, und zwar namentlich auch durch Druckschriften, „dasselbe Amt zu leisten" wollte er unter allen Umständen „frei und ungebunden sein." Denn, schrieb er zu der Zeit, als die Bannbulle erwartet wurde: „ich will meinen Sünden nicht die unerlaßliche hinzuthun, daß ich das Lehr-

amt, welches mir als Doktor der heiligen Schrift befohlen, nicht mit Fleiß ausrichten sollte, da ich denn schuldig erfunden werden würde des schädlichen und unchristlichen Stillschweigens, weil die liebe Wahrheit so greulich verachtet und so viel tausend Seelen jämmerlich verführt werden." Als wiederholte Klagen vom Herzoge Georg einliefen, schrieb er, zur Verantwortung aufgefordert, dem Kurfürsten Johann Friedrich, er könne die Herzoge Hans oder Georg oder den Erzbischof Albrecht „zu Doktorn nicht leiden", daß sie ihn lehren sollten, wie er reden solle, denn er wüßte, daß sie es nicht verständen. Daneben rieth er, der Kurfürst möge einen Befehl ausgehen lassen, daß man „in Herzog Georg's Landen sollte predigen, schreien und zu Leipzig getrost Bücher drucken zur Schmach dem Kurfürsten zu Sachsen, und darüber verbieten, daß man im Kurfürstenthum nicht müsse mucken." Als er sich auf der Wartburg befand, wollte man in Wittenberg nicht, daß er wider den Erzbischof Albrecht schreiben solle: er erklärte, daß er sich nicht hindern lassen werde. Man hielt zurück, was er geschrieben hatte, und nun schrieb er dem Freunde am Hofe: „Du kannst nicht wider den Strom bei mir; ich will gedruckt haben, was ich geschrieben, wo nicht zu Wittenberg, anderwärts. Sind die Handschriften verloren oder du verheimlichst sie mir, so wird mein Geist erbittert werden, daß ich hinfort noch viel heftiger in der Sache schreibe. Wer todtes Papier vertilgt, vermag nicht damit auch den Geist zu dämpfen." So oder ähnlich mochten seine Gedanken bei den päpstlichen Censurverordnungen sein. Folgerichtig und klar dachte er über Censur und Preßfreiheit nicht. Er kehrte sich an Censurverordnungen und Bücherverbote nicht und verachtete sie, die Preßfreiheit nahm er sich, und der päpstlichen Befugniß, überhaupt Verordnungen irgend einer Art für Deutschland zu erlassen, machte er nach Kräften ein Ende. Nur insofern verstand er sich auf die Sache, war er konsequent. [1])

Der Zustand war ein halb gewaltsamer, über den Grundsatz herrschte Unklarheit. Man nahm die Nothwendigkeit und das

1) Theologische Abhandlung von der Frage: ob der theologische Satz, das Wort wird Fleisch, in der Philosophie wahr sei? Walch X, 1397. Schenkel, das Wesen des Protestantismus, I, 111 f. Alzog a. a. O. 693. Von der Hardt a. a. O. 56. De Wette IV, 252, 276, 578; II, 109. Luther im Staatslexikon, 145.

Recht, die Pflicht der Obrigkeit, wider gottlose gemeinschädliche Bücher — Winkelschriften zumal — einzuschreiten, nicht in Abrede, erblickte unrechtmäßige Gewalt, wider die man sich ohne Bedenken auflehnte, in der Unterdrückung unschädlicher oder gar guter und frommer Bücher, und erkannte die Entscheidung über die Beschaffenheit betreffender Drucksachen sich selber zu. Daher erklärt es sich, daß Luther und sein Zeitalter die Einführung der Censur den Päpsten als Schuld kaum anrechneten, obwol gerade diese Maßregel den deutlichsten Beweis enthielt, daß das Papstthum die gegen die Geistesfreiheit allerfeindseligste und wachsamste Macht war. Es bleibt freilich dabei, die Päpste, und unter ihnen Leo mehr als einer, gestatteten ein gewisses Maß freier Bewegung, begünstigten diese, schützten sie auch wol gegen finstere Zeloten. Allein eben Leo's lateranensische Censurverordnungen zeigen, der Geist sollte sich nicht nach eigenen Gesetzen, sondern nach päpstlicher Willkür fortbewegen, sollte frei sein nicht von Rechtswegen, sondern nur durch Gnade, frei sein zum Dienste der kirchlichen Ueberlieferung und der hierarchischen Oberhoheit, oder doch nur sofern er nicht wider sie anstieß. Die Freiheit, welche die Päpste zuließen oder auch begünstigten, hatte theils wenig Werth und war zum andern Theile Blendwerk, Täuschung über den Geisteszwang, der daneben geübt wurde, und insofern, weil mit dem letztern aussöhnend oder ihn verhüllend, und als ein Mittel die wahre, d. h. die freie Freiheit fern zu halten, für diese gerade am allergefährlichsten. Wir sahen, zu welchen falschen Erwartungen und Schritten die klügsten Köpfe Deutschlands, Reuchlin und die Humanisten, seine Gönner und Freunde, durch Leo's Liberalität sich verführen ließen. Diese Liberalität war zuletzt doch in gleicher Weise Lüge und Spiegelfechterei wie das ganze päpstliche Koncil, sofern von ihm verkündet war, daß es eine Reformation der Kirche bewerkstelligen solle, oder sofern es sich anstellte an einer solchen zu arbeiten. Nach dem bisherigen Verlaufe seiner Thätigkeit läßt sich doch nicht wohl annehmen, es habe ehrliche beschränkte Ansicht und nicht die Absicht zu täuschen darin gelegen, wenn der Erzbischof Stephan von Paträ jene zehnte Sitzung noch durch große Worte auszeichnete: unter Leo X. werde nun endlich die große wahre und allgemeine Reformation der Kirche zu Stande kommen, an welcher alle vorigen Päpste vergeblich gearbeitet, die das Geist-

liche und Weltliche umfassen und sich rasch und ehrenvoll über den ganzen Erdkreis verbreiten werde; die lateranensische Versammlung sei dazu berufen, die hohe Aufgabe zu erfüllen. Sie beschäftigte sich jedoch in der Folgezeit (1516) eben nur mit der Unterdrückung der französischen Kirchenfreiheiten, und rührte bis zu ihrem Schlusse die hohe Aufgabe in Wahrheit auch nicht aufs leiseste an.

Allein dies Spielen mit einer wenn auch nur angeblich allgemeinen und wenn auch noch so fügsamen Kirchenversammlung und mit dem wenn auch anscheinend völlig vergeblichen und ohnmächtigen Gedanken an eine Reformation der Kirche und den sich daran knüpfenden Hoffnungen oder Nichthoffnungen war nicht ohne Bedenken, so viel man ohne Frage auf päpstlicher Seite wagen durfte. Immerhin lag doch eine officielle Anerkennung des Vorhandenseins kirchlicher Gebrechen, eines Besserungsbedürfnisses darin. Man konnte sich in Rom fest genug bei Allem, was man den Deutschen bot, auf ihre träge Geduld, ihr blindes Vertrauen, ihre getheilte Meinung, die Stumpfheit nationalen Ehrgefühls der Vielen bei ihnen unter Vornehmen wie Geringen, ihr Ungeschick zur Vereinigung und zum Gebrauch ihrer Kräfte, die Verworrenheit ihrer öffentlichen Verhältnisse, die Selbstsucht der Häupter, ein noch immer sehr großes Maß von beschränkter Einsicht, trunkener Hingebung an die Kirche, deren Lehre und Geistlichkeit und tollem Eifer dafür, auch in den höhern Ständen, auf eine sehr große Zahl von durch und durch hierarchisch und römisch gesinnten Geistlichen und Laien, Gelehrten und Ungelehrten unter ihnen verlassen. Allein es fehlte ihnen doch nicht an einzelnen Klügern, an tief Entrüsteten über die Hierarchie, an thätigen und eifrigen Patrioten. Die wiederaufgewachte vaterländische deutsche Richtung und Gesinnung war eben jetzt in gewaltigem Anschwellen, wurde lebendiger, verbreiteter, bewußter und eben darum immer mehr gegenrömisch. Davon merkte der römische Anhang in Deutschland wenig, wußte wenig davon nach Rom zu berichten, und doch erhoben sich eben jetzt die feurigsten, thatkräftigsten, gewaltigsten Patrioten, welche Deutschland jemals gehabt, Luther und Hutten, und wenigstens Hutten gab als solcher sich jetzt schon völlig zu erkennen, durch ganz Deutschland erschallten seine Freiheitsrufe, wenn auch immer vor-

erst noch im fremden lateinischen Idiom, nur die gebildeten Kreise erreichend, während sich Luther, wie wir hören werden, früher an das gesammte Volk in deutscher Rede wendete. Es wurde eben in dieser Zeit so offenbar, daß es nirgend mehr verkannt werden konnte: die Ehrfurcht vor der Kirche, die hierarchische Gesinnung war erschüttert, bei weitem nicht mehr so allgemein, wie selbst noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, abweichende Ansichten und Verstimmung verbreiteten sich mehr und mehr, der Zustand war zu drückend und zu schimpflich, um nicht fortwährend erneuertes Widerstreben, erneuerte Versuche, das Joch abzuwerfen, erwarten zu lassen. Sie konnten einmal gefährlich werden, zu ernsten und nachdrücklichen reformistischen Bestrebungen sich gestalten. Man ging in Rom eben mit neuen und zwar sehr starken und auffälligen Zumuthungen an die Deutschen um und aus der Mitte der letztern wurden eben jetzt die alten Beschwerden wieder recht laut und geschickt zur Sprache gebracht. Gerade 1515 erschien Wimpheling's dem Erzbischofe Albrecht von Mainz gewidmete Schrift über die Beschwerden deutscher Nation und des Reichs wider den römischen Stuhl und Kurie, worin auf das Nachdrücklichste die Rechte der Deutschen geltend gemacht und die Grundsätze bekämpft wurden, welche Leo durch sein Koncil neuerdings festsetzen ließ. Der Erzbischof wird aufgefordert, sich der Furcht zu entschlagen und nach dem Beispiele seines Vorgängers — des gegen die Kurie unermüdlich thätigen Berthold, der 1505 gestorben war — die Freiheit zu suchen und zu behaupten. Der Inhalt besteht hauptsächlich aus den Beschwerden vom Jahre 1510 und dem Auszuge aus der pragmatischen Sanktion, welchen Wimpheling im Auftrage Maximilian's besorgt hatte. Es fehlt nicht die Drohung: „damit nicht endlich ein Aufstand des gemeinen Mannes, der oft davon murmelt (hac de re murmurantis), wie ichs — Gott ist mein Zeuge — mit meinen Ohren gehört, gegen die Geistlichkeit angehe oder das böhmische Gift — was Gott verhüte — sich weiter verbreite." Was noch mehr war, der Kaiser und die Stände hatten die Schrift veranlaßt. Die Vertreter der Nation gedachten also doch fortwährend des Unrechts, das der letztern zugefügt wurde, drückten ihren Unmuth aus, sannen auf Abhülfe. Damit hing wieder der gegen Rom, den Klerus, die kirchlichen Uebelstände so viel gereizter werdende

Ton, die größere Verbreitung der volksmäßigen Schriften und die Bewegung in der gelehrten Welt und im gebildeten Publikum fast aller Nationen, insbesondere Deutschlands, zusammen. Der Kaiser, eine beträchtliche Anzahl deutscher Fürsten und Städte verwendeten sich für Reuchlin, nahmen entschieden seine Partei, die Reuchlinisten hatten einen so zahlreichen, thätigen, wohlausgerüsteten Anhang, Wissenschaft und Kirchenthum hingen so eng zusammen, Angriff und Vertheidigung dreheten sich schon um Scholasticism, Ketzergerichte, Inquisitionsgewalt, die Grenzen derselben, das Ansehen der Schule, der Kirche. Eine Wiederholung des Ernstes, der vor hundert Jahren zu Konstanz gemacht worden, war möglich und man konnte nicht wissen, wie viel weiter er jetzt führen würde. Die Klugheit, nicht die höhere sittliche, wol aber die des rechnenden Verstandes und der Selbstsucht, gebot dem römischen Hofe, da er keine Reform wollte, offenbar, die mehr und mehr sich ausbildende aufgeklärte Meinung, namentlich in Deutschland, insbesondere die Reuchlinisten nicht über Gebühr erstarken zu lassen, den Humanisten dagegen und allen Denen, die ein deutliches Bewußtsein der Lage der Dinge hatten, eben so offenbar, sich der Sache Reuchlin's um so eifriger anzunehmen.[1])

Leo wollte ebensowenig als einer seiner Vorgänger eine Reformation und handelte in dieser Voraussetzung klug. Daher seine Censur- und ähnlichen Verordnungen, sein Mandat de supersedendo in Reuchlin's Sache, die so zu sagen seine eigene war, indem er nach seiner Geistesrichtung und Ueberzeugung Freund und Förderer gerade der Studien und Bestrebungen war, in welchen Reuchlin's angebliches Verbrechen bestand; daher mit einem Worte, daß er den deutschen Humanism im Stiche ließ und den fortgehenden Anfeindungen der Dominikaner preisgab, während man in Italien die Deutschen besonders aus dem Grunde verachtete, weil erbärmliche Mönche, wie die Kölner, so viel Macht bei ihnen besäßen, wie man aus der Verfolgung Reuchlin's abnehmen könne. Leo fürchtete vom deutschen Humanism, überhaupt von der Stimmung in Deutschland, für die päpstlichen Anliegen, die er dawider durch die strengsten Gegenanstalten zu schützen

1) Erhard a. a. O. II, 377. Tentzel a. a. O. 61. Schröckh a. a. O. XXXII, 482.

suchte. Viel eher ließ er in Italien hingehen. Der Erzbischof Marcellus von Korcyra gab zu Venedig ein sehr freimüthiges Buch de Ceremoniis ecclesiasticis heraus und es geschah ihm nichts, obwol sich ein römischer Hochstraten nicht wenig darüber ereiferte, darauf drang, daß das Buch verbrannt werde, und Leo ausdrücklich aufmerksam machte, daß die ganze päpstliche Autorität auf der Meinung ruhe und zusammenfallen müsse, wenn aufklärende Schriften dieser Art zugelassen würden und Eingang fänden. Verloren ging dies und Aehnliches bei Leo freilich nicht. Sowol davon, daß man zu Rom bei aller Sicherheit doch besorgt war, als von der Stimmung der Zeit gibt eine Bulle Zeugniß, welche noch im Jahre 1516 im Laterane publicirt wurde. Sie handelt vom Amte, der Prüfung und Bestätigung der Prediger, und verbietet diesen insbesondere über die Ankunft des Antichrists zu predigen, läßt deutlich durchblicken, daß es vielfach geschah, das heißt, daß das Gefühl der Unleidlichkeit des Papstthums und eines gewaltigen Sturmes, der gegen dasselbe sich erheben werde, lebhaft erwacht war. In allen Zeiten der Empörung wider Rom hatte man vom Antichrist sagen hören, und als Antichrist war dann stets deutlicher oder dunkler der Papst bezeichnet worden.[1])

Auch auf der andern Seite wurde die Bedeutung des Augenblicks mehr und mehr empfunden. Es zeigte sich, hinter der Höhe der Wissenschaft und der geistigen Bildung, welche die humanistisch Gelehrten und Gebildeten erreicht hatten, stand ihre politische Einsicht, ihre Willens- und Thatkraft nicht zu weit zurück, wie es in spätern Zeiten fast immer der Fall bei uns gewesen. Es blieb unter ihnen nicht beim Mitleid und Bedauern, bei kühnen Reden im Winkel, halblauten Klagen und Achselzucken. Die tadelnden Stimmen über Reuchlin verstummten, die flüsternde Meinungsäußerung wich der lautesten, die halbe furchtsame Zustimmung der völligen und dreisten, das unthätige Zusehen rührigem Zugreifen. Die Entschlossensten unter den Gleichgesinnten traten eng zu einander, Alle für Einen, Einer für Alle, sprachen und schrieben für Reuchlin und die humanistischen Bestrebungen und wider die Dominikaner und Alles, was diese anstrebten oder zu verfechten suchten. Gerade während in Rom über Reuchlin's

1) Münch, Hutten's Werke, VI, 13. Löscher a. a. O. I, 104, 552.

Sache verhandelt wurde, Leo die Verhandlungen unterbrach, Mistrauen gegen die auf ihn gesetzten Hoffnungen, doch auch eine Art Siegesgefühl bei den Reuchlinisten erregte, indem sie die Genugthuung hatten, daß doch auch die Vertreter der gegnerischen Richtung nicht durchgedrungen waren, und während dann — um dies voraus zu bemerken — Hochstraten's Benehmen neuen Anstoß gab und ihn und seinen Anhang noch verächtlicher und verhaßter machte, entfaltete der Reuchlinistenbund in Deutschland seine Kraft und ging seinerseits zum Angriff über, die Pirckheymer, Nuenar und Andere an der Spitze, die Krotus, Hutten und hundert Andere im Gefolge, von denen Mehre die Allereifrigsten und Thätigsten wurden. Sie hatten einen Rückhalt an Bürgerschaften und Magistraten, an vielen weltlichen und geistlichen Fürstenhöfen; in eigentliche nahe unmittelbare Gefahr begab sich wol Keiner von ihnen, sie mochten es, Hutten und etwas später Pirckheymer ausgenommen, noch nicht wagen, in Druckschriften mit ihrem Namen für Reuchlin und die Sache einzutreten; allein die Macht der Dominikaner und Ketzerrichter war doch immer noch der Art, daß es keineswegs ohne Beschwerde und Gefahr war, sich ihnen auf irgend eine Weise offen als Gegner zu zeigen und auch nur so viel zu thun, als von den Reuchlinisten geschah. So nachdrücklich war ihr Wort und Streben, daß ihre Ansicht in den höhern Schichten der Gesellschaft unfraglich öffentliche Meinung wurde, daß sie an fast allen Universitäten sich festsetzten, ihre Richtung emporbrachten, daß die scholastische Gelehrsamkeit in Misachtung gerieth, die Dominikaner, das unwissende Mönchthum, die Inquisition, das gesammte pfäffische Treiben zum allgemeinen Gespött wurde, wenn auch für jetzt immer erst noch blos unter den Gelehrten, Studirenden, wissenschaftlich Gebildeten und in den nähern Kreisen, auf welche dieselben einzuwirken vermochten. Eine große Anzahl von Prälaten, Rechtsgelehrten, Staatsmännern, Hof- und selbst Ordensleuten, vorzüglich Augustinern, erklärte sich offen für Reuchlin und verwendete ihren Einfluß für ihn. So die Prioren und Mitglieder der Konvente in Heidelberg, Nürnberg, Erfurt und Wittenberg, Lupf, Volprecht, Lange, Link. Ohne Zweifel hatten da nach Staupitzens Richtung und Bemühungen der Geist und die Briefe Luther's eingewirkt. Als Hochstraten's Citation nach Rom erfolgt

war, erbaten einige Dominikaner den Rath des Weihbischofs von Köln, der dem Augustinerorden angehörte. Er sagte ihnen, sie hätten das Gespinnst angefangen ohne ihn zu fragen und möchten nun zusehen, wie sie es ohne ihn zu Ende brächten. Wie Reuchlin's Angelegenheit überall im Auslande Theilnehmende, er selbst Freunde fand, nahm sich auch der schon genannte Ordensgeneral Aegydius von Viterbo seiner an. Er sendete ihm im Oktober 1516 eine Urkunde, durch welche er ihn unter großen Belobungen seiner Frömmigkeit und Verdienste in die Brüderschaft des Ordens aufnahm und ihn aller guten Werke desselben theilhaftig erklärte. Reuchlin hatte die Seinen aufgerufen; Eoban Heß schrieb ihm 1515: „Ich habe deinen Brief wackern Männern gezeigt; sie sind deines Lobes voll, nennen sich deine Freunde und der Kölner Feinde, und du wirst dich wundern, auch einige Theologen sind unter ihnen (so selten war das noch). Die meisten sind freilich deine heftigen Gegner, aber du sollst siegen, der Senat des lateinischen Staats hat deinen Triumph beschlossen. Mit mir werden Hutten, Spalatin, Bebel, Melanthon und viele Andere deines Sieges Sänger sein. Ich werde dir hier Viele werben, welche mit mir jene Schreckgestalten und Ungeheuer so umtreiben werden, daß sie weder zu Lande noch zu Wasser Ruhe finden sollen." Die That folgte dem Worte auf dem Fuße. Hutten schrieb wahrscheinlich schon 1515 sein Strafgedicht wider Reuchlin's Gegner (Reuchlini Encomion), das zuerst freilich nur handschriftlich unter den Freunden umlief, weil Erasmus aus vorsichtiger Furchtsamkeit den Druck verhinderte. Mit glühenden Farben schilderte er darin die verworfenen Sitten, den Aberglauben, die Barbarei, die Unwissenheit und den Neid der Feinde Reuchlin's, des kölner Gelichters und seiner Schildträger. In einer Vor- und Nachrede rief er alle Deutsche auf, sich des Siegs über die verruchten Mönche zu freuen, die bisher Religion, Wissenschaften und Sitten der europäischen Völker verdorben. Nach dem Umsturze der mönchischen Tyrannei würden Wissenschaften und Künste neu aufblühen, und ganz Deutschland, das angefangen habe zu sehen, werde gewiß bald durch das Licht der Wahrheit erleuchtet werden. Er selbst habe sich mit mehr als zwanzig andern Freunden der Wahrheit zur Schande und zum Verderben der Theologaster verschworen; man

möge das Werk der Aufklärung nun mit Eifer treiben. Der Kerker sei zerbrochen, das Loos geworfen, man könne nicht mehr zurück. Er fange den Kampf an, nicht weil er der Stärkste und Geübteste, sondern weil er der Ungeduldigste sei; den Dunkelmännern bleibe nichts übrig als der Strick, den er ihnen damit anbiete. Mit erhöhetem Ruhme ward Hutten's Name seit dieser Zeit in ganz Deutschland gepriesen. Im Mai 1515 hatte der Herzog Ulrich von Würtemberg Johann von Hutten, Ulrich's Anverwandten, ermordet. Die Schandthat trug nicht wenig bei, die politische Aufregung der Nation zu steigern, deren laut erklärter Abscheu der Kühnheit Ulrich's von Hutten neue Nahrung gab, der die Sache sogleich allgemeiner als Angriff auf die Nationalfreiheit, Anfang zur Begründung einer in Deutschland unerhörten tyrannischen Herrschaft faßte, und während der nächsten Jahre in Briefen und Flugschriften darstellte, die in allen Formen wahre Philippiken waren und wie die kräftigsten wirkten. Sodann erschienen noch 1515 oder zu Anfang des folgenden Jahres die Briefe der Dunkelmänner, wahrscheinlich (was den ersten Theil betrifft) die Arbeit der Krotus und Eberbach zu Erfurt und einiger Anderer, jene Spottschrift, die überall in Deutschland so tief zum Verderben der Kölner, der Ketzermacher, der finsteren Mönchsköpfe, der scholastischen Gelehrsamkeit und Lehrweise in der Meinung, unheilbar, umwälzend im Reiche des Geistes, europäisch wirkte. Es fehlte freilich auch an Gegenschriften und Gegenmaßregeln nicht, die jedoch vielleicht am stärksten die erkannte unermeßliche Wirkung der Dunkelmännerbriefe bewiesen. Wir werden darauf zurückkommen müssen. Es war hier nur daran gelegen, in Erinnerung zu bringen, wie es in der gelehrten Welt und in den an ihrer Stimmung Theil nehmenden Kreisen um diese Zeit stand, wo wir Fortschritte Luther's wenigstens an einzelnen Zeichen beobachten konnten und ihn nun deutlicher von derselben Bewegung ergriffen, ihn anfangen sehen werden lebendiger selbst wiederum in sie einzugreifen. [1])

Denn zwischen ihr und Dem, womit er zu Anfange des Jahres 1516, wie es scheint, am eifrigsten beschäftigt war, fin-

1) Artikel Hutten in Erfch und Gruber, 228 ff. Münch, Hutten's Werke, Theil 2. Gervinus a. a. O. II, 434 f. Ranke a. a. O. 281.

det der augenscheinlichste innere Zusammenhang statt. Sie ergriff auch die wittenberger Gelehrten und Studirenden, ermuthigte, befeuerte, brachte ihn weiter und erhöhete die Empfänglichkeit für seine dreistern Aeußerungen und Vorschritte.

Erste heftige Angriffe auf die Scholastik, die Zeitphilosophie.

Wir haben einen Brief von ihm, datirt vom 8. Februar 1516, an Lange in Erfurt, der den Ruhm hatte, ebenso fromm als gelehrt und in Geschäften erfahren zu sein, mit welchem er im erfurter und wittenberger Kloster gelebt, den er wesentlich gefördert, der befreundet mit den Humanisten und namentlich mit Eoban Heß sehr vertraut war. Er bittet ihn, ein Schreiben an Truttvetter, das er beilege, dem Trefflichen zu überreichen. „Es ist voll, sagt er, von Sätzen wider die (scholastische) Logik, Philosophie und Theologie, das heißt von Lästerungen und Blasphemien gegen Aristoteles, Porphyrius, die Sententiarier, die verdorbenen Studien unsers Jahrhunderts. Denn so werden Die es auslegen, bei denen es fest steht, nicht etwa fünf Jahre mit den Pythagoräern, sondern in alle Ewigkeit mit den Todten zu schweigen, Alles zu glauben, stets nur zuzuhören und auch nicht einmal durch ein geringes Vorspiel wider den Aristoteles und die Sentenzen anzuheben oder zu mucksen. Denn was sollten Die nicht glauben, die einmal dem Aristoteles geglaubt haben, es sei wahr, was der verleumderischste Verleumder Andern so Widersinniges andichtet und aufbürdet, daß ein Esel und ein Stein nicht dazu schweigen kann." Lange soll zugleich fleißig erkunden und es ihm melden, wie Truttvetter und die andern ältern Lehrer über ihn und seine Sätze urtheilten. Er brenne vor Begier und nach nichts Anderm so sehr, als den Komödianten Aristoteles, der die Kirche mit der griechischen Larve so unsäglich geäfft habe, recht Vielen in seiner wahren Gestalt zu zeigen, Allen seine Blöße zu enthüllen, sobald er nur dazu kommen könnte. Er habe eine gegen die aristotelische Physik gerichtete Schrift (commentariolos in primum Physicorum) unter der Feder, worin er die Aristäösrolle wider jenen seinen Proteus zu spielen gedenke, der mit schlauem Betruge die gescheidtesten

Leute zu Narren mache, so daß er nicht anstehen würde, ihn, wenn er kein Mensch gewesen wäre, einen wahrhaftigen Teufel zu nennen. Es sei sein größestes Leiden, sehen zu müssen, daß die besten für gute Studien geborenen Köpfe unter den Brüdern mit solchem Auswurfe ihr Leben hinbrächten und Zeit und Mühe verdürben, und daß die hohen Schulen nicht aufhörten gute Bücher zu verbrennen und zu verdammen und dagegen selber schlechte zu schreiben, ja zu träumen. „Ich möchte, schließt er, daß Usingen und Truttvetter jener Beschäftigungen sich enthielten oder doch Maß darin hielten. Ich habe alle Schränke voll wider ihre Schriften, die ich als gänzlich unnütz erkenne und die auch von den Andern allen als unnütz erkannt werden würden, wenn sie nicht, wie gesagt, durch beständiges Schweigen gebunden wären." [1])

Die antiaristotelische Schrift, von der er spricht, ist verloren gegangen, vielleicht nicht fertig geworden oder nicht gedruckt. Eine bedeutendere Wirkung scheint sie jedenfalls nicht hervorgebracht zu haben, weil sich auch nicht einmal eine anderweite Erinnerung an sie erhalten hat. Indeß läßt sich nicht zweifeln, wenn er mit ihr nicht zu Stande kam, daß er ihren Inhalt oder was ihr Inhalt noch werden sollte, in seinen Vorlesungen und Disputationen zu Tage förderte. In der That ließ er es seit dieser Zeit nicht daran fehlen, nach einem noch größern Maßstabe die Aristäosrolle zu spielen, die er für die kleine Schrift sich zugedacht. Es ist daraus zu ersehen, daß es ihm in der That gelang, die aristotelisch-scholastischen Vorlesungen in Misachtung und außer Uebung zu bringen, worüber unten das Weitere. Auch das Schreiben an Truttvetter fehlt; doch aus dem vorhandenen an den erfurter Freund ergibt sich Zweierlei von nicht geringem Belange, nämlich Kunde des Gegenstandes, womit er zu dieser Zeit am lebhaftesten beschäftigt war, und seiner Richtung und Stimmung dabei.

Was die letztere betrifft, so sehen wir sie jetzt wieder heftig erregt, wie im erfurter Kloster, doch nicht im Innern wühlend,

---

1) De Wette I, 15. *Simnhold*, Comm. hist. eccl. de meritis M. Lutheri in civitatem et ecclesiam. Erford. § 9. *Camerarius*, Narratio de Eob. Hesso, 37. Suppl. I. Hist. Goth. Sagittarianae, 29.

niederdrückend, schmerzhaft, finster, sondern nach Außen stürmend, gehoben und kampfmuthig, erregt von der Leidenschaft, womit vorragende vollkräftige Geister die Wahrheit suchen, die gefundene erfassen, die erfaßte in die Welt hinein verkünden, derselben Leidenschaft für die Wahrheit, welche in Hutten's Schriften aus dieser Zeit überall hervorbricht. In jenen Briefen an Spalatin über die reuchlinische Angelegenheit und insbesondere über Ortuin Gratius sprach er sich nachdrücklich aus, hielt doch aber zurück und zeigte keine Neigung, selbst auf den Kampfplatz zu treten. Ruhig und gehalten sahen wir ihn fortwährend. Nur in den Disputationen war er mit größerer Lebhaftigkeit aufgetreten. Doch hatten wir noch keine ausdrückliche Zeichen von heftigen Angriffen auf die Schule, die von ihm ausgegangen wären; wir mußten schließen, daß er sich noch immer sehr gemessen geäußert, die ganze Schärfe des Gegensatzes noch nicht herausgekehrt hatte. Nur allmählig war er selbst fortgeschritten. So hatte er den nöthigen Boden gewonnen, innerhalb der Schule und wider sie. Nun fußt er aber auch desto fester auf ihm, indem er ihr mit dem lebendigsten, rührigsten Eifer von allen Seiten Krieg bereitet. Er hat Großes im Sinne, Alles, was er unternimmt, soll erst ein geringes Vorspiel sein. Doch ist er damit schon im Vollenden Dessen begriffen, was Pollich in Wittenberg angefangen hatte, wie wir uns erinnern; aber freilich erscheint es als ein in der That geringes Vorspiel von seinem Vorschreiten in etwas späterer, doch nicht zu entfernter Zeit. Mit welcher Rücksichtslosigkeit und Sicherheit greift er die Schulgelehrsamkeit und den Götzen der Schule an, und von allen Punkten aus, in seinen Vorlesungen und auf der Kanzel, wie auf dem Disputirkatheder. Rufen wir uns namentlich die erste Weihnachtspredigt ins Gedächtniß zurück. Es läßt ihm keine Ruhe, er schreibt und auch das ist ihm noch nicht genug, seine Ungeduld treibt ihn, den erfurter Schulweisen Briefe voll von Angriffen auf ihre Gelehrsamkeit, ihren Herrn und Meister zu senden. Durch das lebendige Wort, die Presse, schriftlichen Verkehr sucht er zu wirken. Indem er an die ältern Lehrer sich wendet, faßt er die zunftmäßige Wissenschaft unmittelbar, gleichsam persönlich in ihren Vertretern und Burgen. Der Unwille und die Angriffe richten sich auch gegen die Blindheit, Befangenheit und Gewohn-

heitsmäßigkeit der ältern Lehrer, die Geistesfesseln, die sie sich selbst anlegen durch ihren Glauben an ihren Aristoteles und die sie abwerfen könnten, und gegen den Geisteszwang, den sie sich selbst auferlegen, indem sie zu ewigem Schweigen sich gehalten glauben, und den sie üben, indem sie Bücher verdammen statt durch bessere zu widerlegen. Die Hoffnungslosigkeit seines Unternehmens hält ihn nicht zurück. Er mußte die Truttvetter und Usingen hinlänglich kennen, um einzusehen, daß seine Bemühungen bei ihnen sicher vergeblich waren. Ihre schriftstellerische Thätigkeit, die jene ihm so gänzlich unnütz erscheinenden Bücher zu Tage gefördert, war eben in diesen Jahren recht im Gange gewesen. Er konnte unmöglich erwarten, daß sie mit ihm erkennen würden, daß sie so ganz nutzlose Dinge trieben. Doch er hätte sie gar zu gern für Ansichten, die ihm als so klar und gewiß vor der Seele standen, gewonnen, gerade sie, zu denen Pietät ihn noch immer so stark hinzog, die er von Erfurt her noch so hoch verehrte. Seine Ueberzeugung von der Unwahrheit der Begriffe der Schule stand zu fest, sein Glaube an die Wahrheit des evangelischen Gegensatzes war zu innig und seine Hingebung an die Idee zu aufrichtig und eifrig, um nicht Gleiches auch bei Andern vorauszusetzen, das Ungewöhnliche und Unglaubliche nicht glaubhaft zu finden.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als wären seine Kämpfe und die der Humanisten gegen den Scholasticism ganz dieselben gewesen. Allein bei allen Uebereinstimmungen zwischen beiden fanden doch die wesentlichsten Verschiedenheiten statt, sowie er in einem gewissen Sinne mit den Reuchlinisten und für sie stritt, und doch in einer eigentlichen Verbindung mit ihnen nicht stand, eine solche absichtlich mied, ihnen und ihrer ganzen Richtung theilweise abgeneigt war und blieb, was sich noch deutlicher im folgenden Buche zeigen wird. Er ging seinen Weg allein, obwol auf einer mit der der Reuchlinisten ziemlich gleichlaufenden Bahn. Die Sache hatte er offenbar im Sinne, da er über das Bücherverdammen von Seiten der Universitäten sich ausläßt. Er kämpfte als eifriger und nützlicher Bundesgenosse, und sein Streit gehört in die Kette von ähnlichen Bestrebungen an fast allen Universitäten hinein, doch aber ohne in unmittelbarem Zusammenhange damit zu stehen; die Reuchlinisten und er

berührten sich persönlich nur durch das Mittelglied gemeinschaftlicher Freunde.

Die Stellung der Reuchlinisten und der Kölner gegen einander war von der gänzlich verschieden, welche er seinen Widersachern gegenüber einnahm. Hochstraten mit seinem Anhange wollte Reuchlin und dessen Freunde persönlich verderben, Antriebe und Abzweckungen gemeinster Art, Haß und andere wilde Leidenschaften hatten sich eingemischt, man hatte Ränke geschmiedet, zu Verleumdungen, Angebereien, Gewaltmitteln gegriffen, Entscheidung durch Autoritäten war angerufen, wurde vorbereitet. Luther's Streit galt derselben Sache, doch nur in Beziehungen, nach welchen sie mit dem nähern Gegenstande der Humanistenfehde nichts zu schaffen hatte. Sein Krieg war lediglich Meinungs- und Grundsätzekampf, die Gegner waren ihm persönlich befreundet, zum wenigsten nicht persönliche Feinde, und die Waffen nur wissenschaftliche. Die Humanisten gingen von den klassischen Studien aus und griffen von da in andere Gebiete, auch in das der Theologie hinüber. Doch geschah dies nur von Einzelnen unter ihnen. Alle hatten die allgemeine Bildung als Ziel im Auge, und es war doch bei ihnen erst das Zweite, wenn sie, wie Reuchlin, Erasmus und Andere, ein besseres Schriftverständniß zu fördern und durch dieses die religiöse Lehre zu bessern, wenn sie den Scholasticism sammt der mit ihm verknüpften Barbarei zu beseitigen trachteten. Auch sofern sie den Gedanken an eine religiöse Erneuerung aufgefaßt hatten und deßhalb die Theologie und Philosophie der Schule bestritten, war ihnen dies doch nicht das Erste und Alles. Reuchlin war es, der unter ihnen mit dem größesten Ernst die religiöse Seite aufgefaßt hatte, und doch bemühete er sich weit mehr um die ältern Sprachen und um Philosophie als um systematische oder praktische Theologie. Erasmus war unter ihnen Der, von welchem für den Aufbau einer bessern, einer Schrifttheologie das Meiste geschah; allein im Vordergrunde stand dies Bestreben dennoch keineswegs bei ihm so, daß seine gesammte Thätigkeit sich darauf bezogen hätte. Von einem religiösen Erneuerer war sehr wenig in ihm, er war nur ein großer Aufklärer. Eben weil den Humanisten allgemeine Bildung das Erste war und blieb, suchten sie auch die Philosophie zu reformiren oder eine neue zu gründen, und verwarfen nur

den Scholasticism, nicht aber, wenigstens beweitem nicht alle, die mit ihm eng verschlungene aristotelische Philosophie oder die Philosophie überhaupt. Marsilius Ficinus hatte die platonische emporzubringen, Picus von Mirandola eine neue durch Vermischung des Christlichen mit den Begriffen früherer philosophischer Schulen zu begründen gesucht; in ähnlicher Weise war Reuchlin bemüht gewesen, durch die Weisheit der Kabbala zu einer neuen Philosophie zu gelangen, er und Faber von Etaples wendeten der aristotelischen großen Fleiß zu, und in ähnlicher Weise waren andere Gegner des Scholasticism von klassischer Bildung thätig. Fast um dieselbe Zeit, als Luther so entschieden wider Aristoteles und dessen Ansehen auftrat, war Melanthon ganz erfüllt von dem Gedanken, die Werke desselben herauszugeben, die „echte" Philosophie wiederherzustellen. Noch 1518 erschien er in Wittenberg zwar mit dem Gedanken an eine höchst wünschenswerthe Besserung auch der Kirche und Theologie, wollte aber dieselbe namentlich auch durch philosophische Studien, eine gründliche Beschäftigung mit dem Plato und Aristoteles erstrebt wissen. [1])

Das Alles war doch aber bei Luther anders. Was den Humanisten das vornehmste Ziel war, galt ihm nur als Mittel zu einem andern Zwecke. Der Gedanke an eine allgemeine Bildung blieb ihm nicht fremd, auch gegen die verdorbenen Studien des Jahrhunderts eifert er in dem Schreiben an Lange; allein er ordnete ihn vom Anbeginn dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit einer religiösen Erneuerung unter. Er kam nicht von den Grundsprachen auf das Schriftstudium, sondern von diesem auf jene, so hoch er sie dann auch hielt, zum Theil für allgemeine Bildung, allein zumeist doch allezeit für Ergründung und Erhaltung der evangelischen Lehre. Am entferntesten stand er Denjenigen unter ihnen, die nur verneinten, bei einer lediglich moralischen, nur verständig-religiösen oder gar bei antik-heidnischer Denkart anlangten und nur diese frei haben wollten in ihren Kreisen. Ihre Richtung war ihm nicht weniger zuwider als den Kölnern, und die Zeit kam, wo er sie gleich diesen bekämpfte,

---

1) Raumer, Gesch. der Pädagogik, I, 135. Matheſius, Leben Melanthon's, 31.

nur freilich weder mit den Kölnern noch auf ihre Weise, sondern besser und erfolgreicher. Ihn trieb der Drang und die Angst eines religiösen Gewissens, er war durch und durch von christlicher, noch halb asketisch-christlicher Denkart und Gesinnung erfüllt; wie wenig hatte er da überhaupt mit den Humanisten gemein. Ihr Absehen ging auf die Gebildeten, seins zuletzt doch auf das Volk; sie kämpften mehr um Freiheits-, er mehr um Glaubensanliegen; er stritt für theologische Begriffe, es war seine Grundrichtung, die christliche Wahrheit in ihrer Reinheit wieder zu erfassen und in den Gemüthern zu beleben; darum ging seine Lehre und seine Bestreitung wider alles Unchristliche und Widerchristliche, das in das Christenthum der Kirche eingedrungen war, mochte es Jüdisches oder Heidnisches sein, im Lehrsysteme, im Kultus oder in der kirchlichen Praxis und Verfassung sich finden; darum erhob er sich gegen das Heidenthum, wo er es fand, gegen die Schule, eben weil er es in ihr fand. Wir sahen ihn eben noch mit den Reuchlin, Faber, Melanthon zusammentreffen, indem er blos den misverstandenen Aristoteles bekämpfte und Miene zu machen schien, dem wohlverstandenen das Wort zu reden, zu seinem bessern Verständniß mitzuhelfen; auch wendete er sich noch oft zu diesem Gesichtspunkte zurück. Allein er geht fast in demselben Augenblicke schon einen starken Schritt weiter, fast bis zu gänzlicher Verwerfung des Aristoteles und der Scholastik, und steht dabei allein, entfernt sich dadurch auch von den namhaftesten Humanisten, deren Beistand er nicht sucht, denen er sich gleichfalls entgegenwirft. Auch sie huldigen noch dem Götzen der Kirche und Schule, von welchem er sich selbst mühevoll losreißt, um sich mit dem dreistesten, aufreizendsten Uebermuthe gegen ihn zu erheben. Den Götzen und dessen Ansehen, dessen Kultus und Anbeter greift er zugleich an. Man muß bedenken, was dies sagen wollte. Es lag eine offene Kriegserklärung gegen die ganze Schule, gegen alle Universitäten darin. Auf solche Weise wider den Aristoteles und die Sentenzen sich auslassen, hieß im Sinn haben, die gesammte öffentliche Lehre über den Haufen zu werfen, deren Autorität in den Köpfen der Doktoren so fest wie irgend ein Artikel des Glaubens und bei den Zeitgenossen überhaupt noch in allgemeinerer Geltung stand, als es wol den Anschein hat, wenn man die feindseligen Stimmen

zusammenzählt. Nur von Wenigen, zumal unter Denen, die den christlichen Standpunkt nicht verließen und glaubenswarm waren, wurde sie so entschieden bezweifelt, von keinem Andern so entschieden in Abrede gestellt. Was Luther wagte, hatte selbst Erasmus nicht von fern gewagt, so bitter und unablässig er die Barbarei der Schule verhöhnte. Es klingen in der Zeit Stimmen unbedingter Verwerfung, ähnlich denen der lutherischen, durch, allein sie verhallen, wenn ihnen auch nicht alle Wirkung abzusprechen ist. Sie gehen von Solchen aus, die ihrem Rufe keinen Nachdruck zu geben wissen. So konnten die Hutten und Aehnlichgesinnte vom Aristotelism und Scholasticism leicht sich losmachen und die Forderung stellen, beide hinauszuwerfen, denn sie waren vorurtheilsfrei, kühn und hatten nicht tief darin eingetaucht, waren aber eben deßhalb auch nicht im Stande, das Uebel an der Wurzel zu fassen und mit ihr herauszureißen. Sie konnten die Weisheit der Doktoren lächerlich finden und machen, sie schelten, dies und jenes an ihr mit einleuchtenden Gründen aussetzen, sie aber dennoch nicht erschüttern, weil sie nicht im Stande waren, sie mit den eignen Waffen der Schule innerlich zu zerstören. Die tiefere Einsicht ging ihnen ab. Ihre Richtung oder Lebens- und Berufsbahn hielt sie vom eigentlichen Studium der Scholastik fern; sie waren nicht geistesmächtig oder fleißig genug, waren zu flüchtig, zu denkfaul oder zu ekel, in die Folianten, das Irrgewinde, den Schlamm bis auf den Grund sich hineinzulassen, den sie daher auch nicht kannten. Sie deklamirten und gewannen draußen Stehende, aber keinen einzigen scholastischen Doktor, daß er so eifrig geworden wäre, wie sie selbst. Was sie nicht konnten, das konnte aber Luther, und zu Dem, was andere gleich ihm Eingeweihte und Befähigte gekonnt hätten, besaß er allein den innern Trieb und den Muth. Seine Angriffe wurden auch durch seine Stellung gewichtiger. Er war Ordensmitglied und ein ernster, eifriger Mönch, gehörte selbst einer Universität, selbst den Doktoren an, welche Spott, Tadel oder Widerspruch, der von einem Ungraduirten kam, nicht einmal so leicht beachteten, jede Einrede von Zunftgenossen aber um so reizbarer empfanden. Das Rügewort, die Abweichung, die Auflehnung in ihrer eignen Mitte erschien ihnen als zwiefache Gefahr und als Verrath, wirkte aber auch um so kräftiger.

Der Brief Luther's an den erfurter Freund ist besonders deßhalb sehr merkwürdig, weil er seine anhaltenden und heftigen Kämpfe gegen die scholastische Philosophie, ja theilweise wider alle Philosophie einleitet; weil er das erste Zeichen ist von seinem Ablenken auf den Irrweg, die letztere — wenn auch, wie sich sogleich ergeben wird, nicht unbedingt — zu verachten und in Verachtung zu bringen und doch zugleich von seinen Verdiensten um sie. Er trat mit diesen Kämpfen in eine sehr verbreitete Zeitrichtung ein, die durch ihn die gewaltigste Kraft, eine solche Kraft erhielt, daß die von ihr ausgehende Bewegung zuletzt in den geraden Gegensatz umschlug. Die Theologie, das Evangelium sollten vom Aristotelism, die Vernunft, die Wissenschaft von dem Drucke der Schule und Kirche befreit werden. Das Endergebniß war, daß die Philosophie theils beseitigt, theils Magd der Theologie wurde, daß in einem langen Zeitraume die Dogmatik zur Herrschaft gelangte, die evangelische Theologie in eine leblose Orthodoxie mit dem Anspruche auf gebietende Autorität sich verwandelte, eine Orthodoxie, die der zänkischen nichts nachgab, welche Summerhard den Seufzer um Befreiung von ihr abgepreßt und die Melanthon das Herz brach. Das Endergebniß war, daß ein neuer Scholasticism mit erneuertem Einflusse des Aristotelism einbrach und daß zugleich das wissenschaftliche Leben verkam, die Gedankenfreiheit in neue Banden zurücksank, die deutschen religiösen, literarischen und politischen Anliegen gleich sehr vernachläßigt und geschädigt wurden in der traurigen Blüthezeit des Regiments lutherischer Magistri Nostri, die um nichts besser waren als die Kölner: bis im 17. Jahrhundert Puffendorf und Thomasius die neue Herrschaft des Aristotelism brachen und den Anfang machten, die Philosophie von der Theologie zu befreien, bis dann weiter Descartes und Spinoza diese Bemühungen fortsetzten, noch kräftiger den philosophischen Geist aufweckten, Leibnitz den Grund zu einer deutschen Philosophie legte, die neuen scholastischen Burgen brach, mit Wolf dem Gedanken seine Rechte in der Auffassung der Glaubenslehre wieder eroberte; bis diese Geister ein neues Licht über das Verhältniß der Vernunft und Offenbarung verbreiteten, bis das auf dem Gebiete der Philosophie angezündete Licht im 18. Jahrhundert cit Calixt und Pfaff auch in die verfinsterten Köpfe der Theo-

logen eindrang, worauf dann die Umwälzung in der Philosophie und Theologie bis auf Kant und Schleiermacher und von ihnen bis in unsere Zeit erfolgte — die Umwälzung, in deren noch immer andauernden Fortbewegung wir uns befinden, in welcher erst Manches von Dem und noch immer nicht Alles, was Luther und seine Zeit- und Arbeitsgenossen anstrebten und anfingen, errungen und zum Abschluß gebracht wurde.

Diese ganze Entwickelung läßt sich auf jene Kämpfe Luther's als auf den Ausgang, welchen sie nahm, zurückführen. Sie sind, von dieser Seite angesehen, so anziehend und belangreich, daß wir zu genauerer Erläuterung ihres Grundes, Wesens und Zusammenhangs nach mehren Richtungen hin noch verweilen müssen. Zunächst haben wir dabei auf den Punkt zu merken, von welchem ihr Urheber ausging, auf den auch jener Brief deutlich hinweist, in dessen Eingange Luther gerade wie die Humanisten gegen Aristoteles, die Sententiarier, die verdorbenen Studien des Jahrhunderts eifert, allein sehr bald durchblicken läßt, daß sein Zorn hauptsächlich dem Schaden gilt, den die Einflüsse, namentlich der aristotelischen Philosophie auf die Lehrentwickelung, wodurch sie vom Evangelium hinweggeführt, in der Kirche angerichtet. Die Beweggründe seiner Anfeindung der Philosophie waren wesentlich religiöse, wie auch das Ziel derselben eine Aenderung der christlichen Lehre, eine religiöse Erneuerung war. Aristoteles und die Scholastiker hatten sein Herzensbedürfniß unbefriedigt gelassen, ja sein religiöses Gefühl auf das Schmerzlichste verletzt. Indem er in der größesten Seelennoth das Heil auf dem von ihnen gewiesenen Wege gesucht, hatte er unsäglich gelitten. Wir fanden, der tiefste Grund seiner Irrungen und Seelenleiden war von der Scholastik ausgegangen, in ihr als der vom Pelagianism durchdrungenen, lag das Grundübel. Dieser Pelagianism leitete auf den falschen Heilsweg der Werkheiligkeit, hing genau mit dem „Heidnischen" zusammen, das namentlich durch den Aristotelism in die Scholastik hineingekommen war, so unablöslich in ihr haftete. Je mehr er nun dem augustinischen Gegensatze sich zuwendete, je gewisser die paulinisch-augustinischen als die wahren evangelischen Begriffe ihm erschienen, desto mehr mußte seine Abneigung gegen die aristotelisch-scholastische Philosophie sich steigern, und es war ebenso bei seinen geistesver-

wandten gleichfalls augustinischgesinnten Vorgängern, den Goch und Wessel gewesen, war so mit allen Denen, die er in seine Richtung hineinzog, den Vielen, die sich neben ihm mit mehr oder minderer Bewußtheit in derselben befanden. Nicht anders verhielt es sich mit seiner um diese Zeit beginnenden stärkern Hinneigung zur Mystik. Je schärfer darin sein Streben hervortrat, zu dem Ziele einer wahren Gemeinschaft mit Gott und des lebendigsten Bewußtseins der Theilhaftigkeit an einem unvergänglichen Leben, wozu das Christenthum recht eigentlich führen will, zu gelangen, ein desto lebhafterer Widerwille mußte in ihm gegen die aristotelische Philosophie erwachen, welche kein durchgreifendes göttliches Walten in den menschlichen Verhältnissen kennt und die menschliche Seele zu tief stellt, als daß sie von jenem Ziele nicht eher hinweglenken sollte.

Was ihn vornämlich aufreizte und dann weiter führte, war die Verbindung, in welche die Scholastiker die christliche Theologie und die aristotelische Philosophie gebracht hatten; eine ebenso weit als tief greifende Verbindung, die an sich widernatürlich war, nur eine vorübergehende sein durfte und bereits viel zu lange gewährt hatte. Kaum waren das Evangelium und der Aristoteles, wie sie unter den Händen der Scholastiker geworden, die sie zu einen gesucht, in ihrer ursprünglichen Gestalt noch zu erkennen und die Umwandlung hatte beiden nur zum Nachtheile gereicht, der dann nothwendig auf die gesammte Lehre und Kirche zurückgefallen war. Luther konnte mit voller Wahrheit sagen, daß die Kirche durch den Aristoteles oder aber die Philosophie mit der griechischen Larve unsäglich geäfft worden sei. „Der weise Mann Aristoteles schleußet fast dahin, sagt er in der Auslegung des christlichen Glaubens, gehalten zu Schmalkalden 1537, es sei die Welt von Ewigkeit gewesen. Da muß man ja sagen, er habe gar nichts von dieser Kunst gewußt." Die Kunst über alle Künste sei die Predigt: es ist Gott, ein ewiger Gott, der Alles erschaffen und erhält, doch kein Weiser habe sie finden können. In einer Predigt, von den Täuschungen des astrologischen Wahns redend, spottet und zürnt er zugleich, „zuletzt sind allererst die rechten Helden einhergetreten, die haben die Augen recht emporgehoben, nicht mit solchem Kinderwerk umgangen, sondern angefangen zu forschen die ganze Welt auf

einen Haufen, wo sie herkomme, und wo sie hinwolle; ob sie angefangen, oder von Ewigkeit sei und bleibe? ob auch ein Oberster sei über die Welt, der alle Dinge regiere? Hier ist das edle Licht der Natur, der heidnische Meister, der Erzmeister aller natürlichen Meister, der jetzt alle hohen Schulen regieret und lehret an Christi Statt, der hochberühmte Aristoteles, der hat gelehret und lehret sie auch noch, daß ein Stein schwer ist, und eine Feder leicht, das Wasser sei naß, und das Feuer sei trocken. Item, ein sonderlich Meisterstück, daß die Erde sei oben, und der Himmel unten, welches beweiset er damit, denn die Wurzel an den Bäumen und allen Gewächs stecken in der Erde, und die Zweige gehen gen Himmel. Nun ist ja das oben, da man die Nahrung mit schöpft, und das unten, da sich die Nahrung hingibt, wie wir am Menschen sehen. Darum ist der Mensch ein verkehrter Baum. Und also, wenn die Feder fleugt, so fleugt sie unter sich: wenn der Stein fällt, so fällt er über sich. Weiter, da er kommt zu reden von dem Obersten, beschleußt er, daß die Welt sei von Ewigkeit so gewesen, und bleibe also, und alle Seelen sterben mit dem Leibe. Und der Oberste sitzet über dem Himmel, und siehet gar nichts, was irgend geschieht, sondern, wie man das blinde Glück malet, rüttelt er den Himmel herum ewiglich, alle Tage einmal; da kommt denn ein jeglich Ding, wie es kommt. Und ist seine Ursache: sollte er alle Dinge sehen, würde er viel Böses und Unrechts sehen, davon würde er unlustig. Daß er nun seine Lust behalte, soll er nichts sehen, denn sich selbst, und also die Welt blintzlich regieren; gleichwie die Frau das Kind wieget in der Nacht. Dies ist die Kunst der hohen Schulen; wer das kann oder lernet, dem setzet man ein braun Barret auf, und saget: Würdiger Herr Magister artium und Philosophiae! Wer diese Kunst nicht kann, der kann kein Theologus werden, noch die heilige Schrift verstehen, ja, er muß ein Ketzer sein, und mag nimmer ein Christ werden. Sage du mir, wie sollen wir das Volk nennen? sie sind weder Magi, noch Zauberer, noch Gaukler; sondern rasend, toll und unsinnig. Darum siehe, ob uns Christus nicht redlich bezahlet hat, daß wir, seiner Gnade undankbar, das Evangelium veracht haben, dafür er uns hat lassen solche Teufelsputzen so schmählich und schändlich werden, daß wir solches nicht allein nicht erkennen,

sondern als große Weisheit, mit großer Kost, Mühe und Arbeit suchen." Zu seinen stärksten Aeußerungen, namentlich auch wider die aristotelische Ethik gehören die in der Schrift an den Adel, wo er, von der nöthigen Reform der Universitäten redend, gradezu räth, „daß die Bücher Aristotelis, Physicorum, Metaphysicae, de Anima, Ethicorum, welch's bisher die besten gehalten, ganz würden abgethan. Ich darf's sagen, daß ein Töpfer mehr Kunst hat von natürlichen Dingen, denn in denen Bucher geschrieben steht. Es thut mir wehe in meinem Herzen, daß der vordampter, hochmuthiger, schalkhaftiger Heide mit seinen falschen Worten soviel der besten Christen vorfuhret und narret hat. Gott hat uns also mit ihm plagt, umb unser Sund willen. Lehret doch der elend Mensch in seinem besten Buch, de Anima, daß die Seel sterblich sei mit dem Körper; wiewohl viel mit vorgebenen Worten ihn haben wollt erretten, als hätten wir nit die heilige Schrift, darinnen wir ubirreichlich von allen Dingen gelehrt werden, der Aristoteles nit ein kleinsten Geruch je empfunden hat; dennoch hat der todte Heide ubirwunden, und des lebendigen Gottis Bucher vorhindert und fast unterdruckt; daß, wenn ich solchen Jammer bedenk, nit anders achten mag, der bose Geist hab das Studirn herein bracht. Desselben gleichen, das Buch Ethicorum, ärger denn kein Buch, stracks der Gnaden Gottis und christlichen Tugenden entgegen ist, das doch auch der besten einis wird gerechnet. O nur weit mit solchen Buchern von allen Christen." In diesen und ähnlichen Aeußerungen spricht sein tiefes Bewußtsein sich aus, daß die religiösen und sittlichen Anschauungen und Grundlehren des Christenthums und der aristotelischen Philosophie schlechthin unvereinbar und daß die unnatürliche Verschmelzung beider aufhören und die letztere beseitigt werden müsse, wenn das erstere in seiner Eigenthümlichkeit wieder sollte hervortreten können. Nahe lag es dann, daß ihm alle philosophischen Spekulationen in der Theologie auf's Aeußerste zuwider wurden, daß er die Philosophie der Blindheit in geistlichen Dingen beschuldigte, von ihr sagte, daß sie in theologischen Fragen gewöhnlich nicht nur die größte Unwissenheit verrathe, sondern selbst Gotteslästerliches lehre u. s. w. [1])

1) Plochm. XXIII, 241; X, 320; XXI, 345. Schenkel, Das Wesen des Protestantismus, I, 111. Ullmann, Reformatoren, I, 37 ff.

Sehr wesentlich wirkte es zu seinem Widerwillen mit, daß unter dem Deckmantel der Philosophie in der That die ausschweifendsten und irreligiösesten Lehrsätze vorgetragen wurden. So war es zu den Zeiten der Wessel und Goch gewesen, so war es auch jetzt noch, wie wir oben hörten, und zwar nicht blos in Italien. Vor Augen lagen ihm die Ergebnisse der philosophischen Studien, die Früchte der Philosophie, wie sie zumal dort sich zeigten, wie sie die evangelische Lehre verdarben, das gesammte kirchliche Leben zerrütteten. Ueberhaupt mangelte eine lebenskräftige, dem Zeitbewußtsein und Bedürfniß entsprechende Philosophie. Mit Recht ist gesagt, daß die Philosophie, deren Geschichte in die des deutschen Volks so tief verflochten, in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung die Deutschen aufrecht hielt; daß über den Trümmern untergegangener Herrlichkeit Männer von Kraft das Panier deutscher Wissenschaft hoch emportrugen, um das die beste Jugend sich sammelte; daß Manche in den Schulen der Philosophen, Fichte's, Schleiermacher's, die Entschlossenheit, in den Kämpfen um Philosophie den Muth und die Besonnenheit fanden, die sich nachher auf ganz andern Schlachtfeldern erprobte; daß auch später noch die Philosophie der Deutschen Ruhm und Erbtheil blieb. Wir erlebten nach der Reformation ein langes Zeitalter des Scholasticism, der religiösen und kirchlichen, sittlichen, politischen und wissenschaftlichen Versunkenheit, aus welcher uns fast nur die Philosophie heraushalf. Wie tief standen wir als Nation bis zu der Zeit des philosophischen Königs des 18. Jahrhunderts, wie tief stand unsere ganze Literatur bis Lessing, der das Studium des Aristoteles neu belebte. Wir hoben uns wieder fast allein durch unsere Literatur, und wie armselig war sie, Lessing ausgenommen, bis Kant nach Wolf und Leibnitz ein Licht anzündete und eine Reihe tief einwirkender Philosophen eröffnete, von deren Einflusse auch das so nöthig gewordene Ausräumen auf dem Gebiete der Theologie ausging.[1])

Allein so stand es mit der Zeitphilosophie, der aristotelischen der Schule, im 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts nicht von fern. Das gerade Gegentheil war der Fall; sie bewegte und erfrischte nicht den Geist und das Leben, sie hielt nieder, tödtete.

---

1) Ullmann a. a. O. Schelling, Erste berliner Rede.

Ihrem eigentlichen Wesen und Berufe entgegen hemmte sie alles freie Denken und Lehren, ein großer Theil ihrer Lehrsätze war zu starren Dogmen geworden, welche, wie wir mehr erwähnt und bei mehr als einem Vorgange beobachtet, unantastbaren Glaubensartikeln gleichgalten. Die nach Geistesfreiheit rangen, nicht mehr lediglich blindlings, sondern frei erkennen und dem nur im Geiste gefundenen Gedanken auf irgend einem Gebiete Bahn brechen wollten, mußten sie als starre, fesselnde, feindselige Autorität hassen, waren genöthigt, ihr entgegenzutreten, wenn sie hindurchdringen wollten. „Unselig waren die Studien sonst, sagte Luther einst. Zu Köln (es war aber anderwärts wenig anders) hielten sie den Aristoteles so hoch, daß sie Den, der ihn leugnete, für den größten Ketzer verdammten, während sie ihn selbst nicht verstanden." Zehn und wieder zehn der verständigsten Zeitgenossen urtheilten wie Luther. So der Geschichtschreiber Baierns, Aventin, um hier nur noch auf eine einzige Stimme Bezug zu nehmen. Er kommt fast wörtlich mit Luther's eben angeführten und sonstigen Aeußerungen überein. „Nur von ihrem Aristoteles reden sie, meinend, Keiner könne kein Theologus und Doktor der heiligen Schrift sein, der nicht den Aristoteles verstehe; verstehen ihn aber selbst nicht, verstehen nicht ein Wort recht in ihm, wie er's gemeint, weder Aristotelem noch die heilige Schrift, können in beiden nicht ein Wort recht, wenn sie noch so viel groß Comment und Gloß darüber geschrieben, seins darob uneins geworden, sodaß einer an Einem sein Lebenlang zu lernen hat, nichts anders lesen kann, anders nicht versteht, die Andern alle veracht, mit ihnen zankt, greinet, kriegt, hadert und sie dann nur der Sache eines sind, wenn sie wider ander Leut Bündniß machen, und sie nach dem menschlichen Blute dürstet." Vergeblich hätten die Herzoge nacheinander „den alten Tand" abzuschaffen sich bemüht, Herzog Ludwig habe öffentlich vor seinen Räthen gesagt, er habe eine hohe Schule (zu Ingolstadt) gestiftet, um sich weise gelehrte Leute zu erziehen, die ihm Land und Leuten rathen und helfen könnten, aber die Doktoren bedürften, daß ihnen selbst gerathen und geholfen würde; es könne einer kein besser Werk thun, als ihre Bücher alle auf einen Haufen zu verbrennen u. s. w. Die Philosophie jener Zeit hatte sich längst von dem Leben abgewendet, nützte ihm

nichts, lähmte und verdarb nur. Erinnern wir uns des im ersten Buche über den Verfall, die Verknöcherung und Selbstauflösung der Scholastik in ihrem letzten Zeitalter Gesagten. Sie zeigte jetzt die Kehrseite von Dem, was sie einst gewesen, war jetzt Hinderniß des Fortschritts, ohne lebendige Bildungstriebe, beherrscht von der Hierarchie und vom Aristotelism nicht blos unfrei, sondern erhob, obwol nur geistlos Formelles und Ueberliefertes geworden, den Anspruch auf Alleinansehen und Herrschaft, wurde in diesem Anspruche von äußern Mächten und Gewaltmitteln unterstützt, schloß so das selbständige Denken aus und hemmte und tödtete das religiöse Gefühl. „Der Geist mußte sich aus diesem Gewebe eines überreich und überkünstlich gewordenen Systems, aus dieser Theologie, die ihm nach und nach eine ganz äußerliche, fremde und unwahre geworden war, zurückziehen, er mußte sich in sich selbst concentriren und in den einfachen, recht eigentlich belebenden christlichen Urwahrheiten wieder Frische, Lauterkeit und Kraft zu neuen Bildungen gewinnen, er mußte zum Innersten des Evangeliums zurückkehren, um es wieder neu und lebenskräftig aus sich hervorgehen zu lassen.“ [1])

Dies war nun eben Luther's Richtung und Bemühen gewesen, seit er die Theologie gesucht, die in den Kern, das Mark eindringe. Er hatte sie in den evangelischen Grundbegriffen gefunden, die von den scholastisch-aristotelischen überwuchert, zurückgeschoben und verfälscht waren. Je tiefer er in sie eindrang, desto deutlicher erkannte er im Aristotelism und Scholasticism den Gegensatz zu ihnen. Indem er seine auf sie gegründete Theologie innerlich auszubilden und äußerlich zur Geltung zu bringen trachtete, lagen ihm überall die Sententiarier und Aristoteles und deren Ansehen im Wege und versperrten ihm das Ziel. Sollte er zurückweichen, stillstehen, um sie herumzukommen suchen? Er hätte das Eine so wenig wie das Andere über sich vermocht. Nach angestrengtem schmerzlichen Suchen war er der Heilswahrheit selbst, dem christlichen Geiste in seiner Unmittelbarkeit und ersten Frische, wie er in den biblischen Schriften sich offenbart, auf die Spur gekommen, mit brennendem Eifer trachtete er ihm Bahn zu brechen: sollte er die feindlich entgegentre-

1) *Rebenst.* II, 88. Ullmann a. a. O. I, 39.

tende Zeitphilosophie nicht hassen, sie schonen, weil sie vormals gestrebt hatte jenen Geist zu entfalten und denkend zu begreifen, da sie doch jetzt ihre verirrte Entwickelung desselben als Satzung hinstellte und nur diese begriffen wissen wollte, ohne dem Gedanken Freiheit zu gewähren? Ohnehin kannte er nur ihren dermaligen Zustand und einen größern oder geringern Theil ihrer Erzeugnisse, ihre Verdienste in früherer Zeit entgingen seiner Kunde. So wenig es eine genügende Kirchengeschichte gab, so wenig hatte er eine Geschichte der Philosophie, am allerwenigsten eine solche, wie wir sie haben, und die doch erst neuerdings tiefere Einblicke in das Wesen der scholastischen Philosophie eröffnete. Durch ihre Stellung zum Leben und zu seiner Richtung und Aufgabe war ihm der Weg gewiesen. Es war die Freiheit des Evangeliums, die Freiheit des Geistes, der es denkend in sich aufzunehmen strebt, es war gegenüber der äußerlichen Satzung und der Autorität die Freiheit der selbstgewissen Vernunft und der Rede und Lehre, die das frei Erkannte und innerlich Geglaubte verkünden will, wofür er in die Schranken trat. Das Schreiben an Lange beweist, wie bestimmt er diesen Gesichtspunkt aufgefaßt hatte, der sich von selbst aus der biblischen Richtung, welche er genommen, ergab, und in welchem er deßhalb auch genau mit den Männern zusammentraf, welche vor ihm dieselbe Richtung eingeschlagen und die Auflehnung gegen die Philosophie begonnen hatten, die durch ihn nunmehr zum eigentlichen Ausbruche kam. Indem er sich in jenem Schreiben gegen die Philosophie erhebt, geschieht es klärlich aus dem Absehen und in dem Bewußtsein, die Sache der Geistesfreiheit zu führen, das Denken gegen die Denkfaulheit, das Recht des Denkens gegen die Autorität zu verfechten. Er dringt jetzt nur weiter vor von dem Punkte, bei welchem er seine Kämpfe begonnen, von dem: man muß beweisen! das er gleich zuerst den Widersachern entgegengehalten.

Mit Nothwendigkeit entsprang hieraus als seine nächste Aufgabe, die Theologie von den Fesseln der Philosophie zu befreien. Griff er den Versuch, sie zu lösen, mit Kraft und Glück an, so mußte er in vielfache und bedeutende, noch gar nicht geahnte Schwierigkeiten verwickelt, zu großen Ergebnissen geführt, vor neue Probleme hingestellt werden, auf die er nicht vorbereitet

war. Die Lösung der Aufgabe mußte einen gewaltigen Umsturz nach sich ziehen, die Aufgabe selbst war nichts weniger als einfach. Eben darin, nicht von fern blos in dem Aufschwunge der Wissenschaften, lag der Grund der verbreiteten mit jedem Jahre sich verstärkenden Richtung gegen die herrschende Philosophie, daß aus der durch den Katholicism zu Stande gekommenen Vermischung der Philosophie und Theologie die schwersten Irrungen, drückende Uebel hervorgegangen waren, welche in der Wissenschaft, im Leben, im kirchlichen wie im weltlichen, in allen Verhältnissen mehr und mehr empfunden wurden. Die Theologie, und als deren Inhaberin und Vertreterin die Hierarchie, beherrschte, ob auch nicht unbedingt, ihrerseits auch wieder die Philosophie, durch diese die gesammte Wissenschaft, durch die Wissenschaft die Kirche, durch diese beiden das Leben überhaupt, insbesondere den Staat. Die Philosophie hatte unfreie Dienerin sein sollen, nach ihrer ursprünglich freien Natur sich dawider gesträubt, in dem mächtigen Ringen mit der Theologie der Banden sich nicht erwehren können, die Theologie aber so gefaßt und umschlungen, daß auch diese an jeder freien Bewegung auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete gehindert, wechselsweise von der Philosophie beherrscht war. Daher daß es sowol galt die Theologie wie die Philosophie zu befreien, daß aber auch Befreiung der einen zugleich Befreiung der andern war. Ja, es mußte aus dieser Befreiung, weil sie Gebrauch und Anerkennung des Rechts der denkenden Vernunft und der Selbstbestimmung voraussetzte und das ganze bisherige Verhältniß der Wissenschaft zur Hierarchie aufhob, allgemeine Befreiung von der letztern folgen, wie denn Luther in der That bald dahin fortschritt, Freiheit der Gewissen und der Schriftauslegung für Alle zu fordern und die Grundsätze vom allgemeinen Priesterthume und der Trennung der unvermischt zu haltenden geistlichen und weltlichen Gewalt aufzustellen. Wenn die Theologie und Philosophie voneinander geschieden und frei wurden, so trat das Bedürfniß ein, die Gebiete und Rechte beider festzustellen. Auch dies Letztere mußte Luther versuchen, und es gelang ihm mit seiner ganzen Partei und Zeit nicht völlig, er verirrte sich mit ihr dabei bis zu jeweiligem und theilweisem, bald scheinbarem, bald wirklichem Hasse der Vernunft und Philosophie. Es geschah im hitzigen Kampfe um die Frei-

heit der Theologie von jener und dieser, wobei aber wohl zu beachten ist, daß man unter Philosophie fast durchgehends die scholastisch-aristotelische verstand, und unter Vernunft in der Regel das endliche Erkenntnißvermögen des Menschen, den gewöhnlichen selbstliebischen, kein höheres Streben kennenden, und doch eingebildeten und dünkelhaften Verstand, eben die menschliche Weisheit der Scholastiker, die, die Quelle menschlicher Subjektivität, ihre Ergebnisse über das Christenthum setzte, die Göttlichkeit der Schrift, die aus dieser geschöpfte Wahrheit nicht anerkennen und doch herrschen, ja allein herrschen wollte, und jede Abweichung, und gerade auch das entschiedene Zurückgehen auf die Offenbarung in der Schrift, durch die ganze Zwangsgewalt der Schule und Kirche niederzuhalten suchte. Sie mußte daher zurückgewiesen werden, weil es darauf ankam, wir müssen mehr sagen, weil für die lutherische Reformation nicht weniger als Alles daran lag, den Schriftinhalt, die göttliche Wahrheit ohne alle und jede fremdartige Beimischung zu ermitteln, zu begreifen, zu entwickeln, zu einer echten Schrifttheologie zu gestalten. Es war, wie dies neuerdings von Schenkel sehr gut auseinandergelegt ist, durchaus folgerichtig, wenn der Protestantism, wir können sagen Luther, voraussetzte, daß jede Verunstaltung des Schriftinhalts durch menschliche Kritik oder Produktion die theologische Glaubwürdigkeit der Schrift beeinträchtige; er war genöthigt, solche Störungen seines Grundbestrebens von vorn herein fernzuhalten; er mußte alle Einmischung der Vernunfterkenntniß in theologische Fragen abwehren, der theologische Erhaltungstrieb leitete ihn dabei, wenn er den gottgegebenen Schriftinhalt sicher stellen und nicht die theologische Autorität der endlichen Vernunft anerkennen wollte, was ebenso viel gewesen sein würde, als die theologische Autorität der Schrift aberkennen. Die Theologie mußte in der That auf ihrem Gebiete freie Herrin, „Kaiserin" werden. Dies war es auch nur, nicht daß sie auch auf dem Gebiete der Philosophie oder gar von ihm aus auf allen herrsche, was Luther jetzt und was er späterhin forderte, so oft er sich nicht selbst augenblicklich misverstand. Wir sagen unten noch ein paar Worte darüber und erinnern hier wiederholt daran, daß er jetzt eben das freie Denken, das Recht der denkenden Vernunft bevorwortete und geltend zu machen strebte, worin jedoch gerade nicht im

mindesten lag, daß er, was er ihr erstritt, dem dünkelhaften Verstande hätte dahingeben wollen, der nur glauben will, was er begreift, und sich das Richteramt über den Glauben anmaßt, und der es nimmermehr zur Gründung eines Kirchenthums, wie das lutherische, gebracht hätte, das — wir werden im folgenden Buche weiter davon sprechen — von großen Mängeln nicht frei, doch errichtet werden mußte, wenn der Protestantism gegen den Katholicism durchgesetzt und behauptet werden sollte. Unumgängliche Bedingung dieses Kirchenthums war aber wiederum sowol Glaubenseifer als Glaubenseinheit, und jenem konnte unmöglich genügt, diese konnte unmöglich erwirkt werden, ein Zerfahren in tausenderlei Meinungen, Zerfall in zahllose Sekten und Parteiungen, völlige Zuchtlosigkeit der Geister war unmöglich abzuwenden beim plötzlichen Eintritt des Princips der individuellen Freiheit in die Welt, ohne Feststellung der Schriftautorität, ohne Theologie, eine eifernde und fast nothwendig übereifrige, einseitige, herrische Theologie. [1])

Nichts könnte hiernach erklärlicher sein als die Abneigung und der hitzige Streit der vorreformatorischen Männer und der Reformatoren, insbesondere Luther's gegen die Philosophie. Er durchschaute die Nothwendigkeit am tiefsten, er war vom lebhaftesten Drange erfüllt, der erkannten Wahrheit die Freiheit zu erkämpfen, die Aufgabe der Zeit zu lösen; ihm war das größeste Maß der Kraft gegeben, er war aber auch bisweilen der einseitigste Mann seiner Zeit, und darum erwachte der Widerwille gegen den Aristotelism in ihm am stärksten, darum bekämpfte er die Philosophie am entschiedensten, heftigsten und einseitigsten von allen.

Dem den Reformatoren gemachten Vorwurf, daß sie in ihrer Feindschaft gegen die Philosophie, insbesondere die aristotelische, unwissenschaftliche, blinde, aller geschichtlichen Billigkeit ermangelnde Eiferer gewesen, hat Ullmann gewiß vollkommen richtige Bemerkungen entgegengestellt, welche theilweise im Obigen schon berührt wurden. Er hebt außerdem hervor, daß jede große Entwickelung in der Menschheit einen Gegensatz gegen bisher

1) Schenkel a. a. O. 109. Hagen, Deutschlands liter. und rel. Verhältnisse, II, 238 f., 244.

Dagewesenes und Geltendes in sich schließe und daher auch ein Element der Polemik in ihrem Schooße trage, welches rein und scharf durchgeführt werden müsse, damit eine frische Bahn gebrochen werde, was denn zugleich nothwendig verhindere, daß dem Bisherigen sein volles Recht zuerkannt werde, und eine strenge und exclusive Denkart veranlasse. Es könne auf solche Weise, besonders im historischen Urtheile, doch auch in der Praxis, ein relativer Rückschritt geschehen, damit im Ganzen und Großen ein desto mächtigerer Fortschritt möglich werde. Damals habe es gegolten, die aus der falschen Stellung der Theologie zur Philosophie entsprungenen Verderbnisse zu beseitigen, was nur durch eine entschiedene und scharfe Polemik habe geschehen können. Eine völlig ungeschichtliche Forderung sei es aber, daß an die Stelle der unbefriedigenden Philosophie sofort eine befriedigende hätte gesetzt werden sollen. Zuerst habe der Boden gesäubert, für den christlichen Glauben und seine selbständig wissenschaftliche Entwickelung ein freier Raum gewonnen werden müssen; erst dann habe sich auf dem frischen Boden eine eigenthümlich christliche Spekulation entwickeln können. Den Reformatoren sei nur die Aufgabe des Kampfes mit der verdorbenen Zeitphilosophie gestellt gewesen, und dabei hätten sie nicht kapituliren können, sondern hätten streng und herzhaft wider das Gangbare angehen müssen. Man würde ihnen aber dennoch höchlich Unrecht thun, wenn man deßhalb sagen wollte, sie wären Feinde des Denkens, der Wissenschaft, der innerlich lebendigen Erkenntniß der christlichen Dogmen, sie wären vielmehr nur beziehungsweise antiphilosophisch, keineswegs aber unphilosophisch gewesen, wenn man Philosophie im allgemeinern Sinne des Worts nehme. Goch und Wessel würden auch auf dem Wege der Spekulation gefunden, die dann aber ein selbständiges, freies, durchaus auf dem Grunde der Schrift ruhendes und daher wesentlich theologisches Denken sei, frei von den Auswüchsen und Schulüberlieferungen, wie von dem todten Formalismus der Scholastiker, ähnlich der bessern theologischen Art der ersten Begründer der Scholastik und der vorzüglichern Kirchenväter. [1])

Dies Alles läßt sich insbesondere auf Luther anwenden, und

1) A. a. O.

was ihn betrifft, fügen wir noch Folgendes hinzu. Er wurde allerdings, was sein Schreiben nach Erfurt schon andeutet, der schlimmste Feind der Zeitphilosophie und bestritt sie nicht selten auf das Verkehrteste und von dem ganz beschränkt theologischen Standpunkte aus, auf welchen er sich mehrfach verlor. Wie er Aristoteles einen Teufel hieß, nannte er die Vernunft: „Frau Hulda, des Teufels Hure," die nichts könne als Alles lästern und schänden, was Gott thue; er verstieg sich von dem Satze, daß die Vernunft nichts von göttlichen Dingen verstehe, zu dem eine dualistische Trennung zwischen Gott und Vernunft hineintragenden, daß sie Gott feind sei; er sprach es als theologisches Axiom aus, daß die Vernunft in dem Menschen wider Gott und Gott am feindesten sei, weßhalb man sie tödten müsse; er stellte als Grundsatz auf: die Theologie soll Kaiserin sein, die Philosophie und andere gute Künste sollen derselben Dienerin sein, und wir hören ihn daneben ausrufen, Gott möge seine Kirche vor der philosophischen Theologie behüten. Er hatte dabei freilich nur die skeptische und noch mehr die scholastische im Sinne, die trübe Mischung von Theologie und Philosophie, übersah aber doch, daß die Verderbniß und Tyrannei, wider die er sich erhob, zum Theil wenigstens eben aus jenem vor ihm herrschend gewesenen Grundsatze entsprungen war, übersah schon jetzt, daß er weiter ging, als sein Ziel es nöthig machte, daß seine auf die Spitze getriebenen Behauptungen über dasselbe hinausschossen, folgewidrig waren, sich mit Dem, was er selbst anstrebte und that, nicht vertrugen. [1])

Man kann sagen, er trägt am meisten die Schuld, daß für einen langen Zeitraum die Entwickelung der Philosophie unterbrochen wurde, woran doch tüchtige Kräfte arbeiteten, wenn deren Bemühen auch noch nicht zu bedeutenden Ergebnissen geführt hatte. Er trägt am meisten jene Schuld, ob auch keineswegs allein durch seine Anfeindung der Philosophie, sondern gleichfalls und wol noch mehr dadurch, daß er das Zeitalter in eine, wenn nicht ausschließlich, doch so sehr vorwaltend religiöse und theologische Richtung hineinriß. Weil dieses nun aber zugleich eine

1) Walch XX, 309; I, 263; II, 82; XXII, 369. Schenkel a. a. O. 108 f.

geschichtliche Nothwendigkeit war, ermäßigt sich schon das Urtheil über Das, was er gegen die Philosophie verschuldet. Weiter ist zu bedenken, daß die philosophische Anlage in der Zeit nicht übergroß war, trotz ihres Ueberflusses an Afterphilosophie oder eben weil derselbe vorhanden war. Wir dürfen den Umstand nicht übersehen, daß kein Philosoph von eigentlicher Bedeutung neben Luther auftrat, weder in Wittenberg, noch überhaupt in der Zeit. Die Kraft Derer, welche dem Aufbau einer echten Philosophie sich zuwendeten, zeigte sich doch nicht sehr schöpferisch, fast nur verarbeitend. Wie hoch man sie aber anschlagen will, die Arbeit und die Erfolge der philosophischen Köpfe der Zeit mußten in jedem Falle kümmerliche und ungenügende bleiben, weil sie die zu genügenden Ergebnissen und Erfolgen nothwendige Geistesfreiheit auf ihrem Wege nicht gewinnen konnten. Man kann nicht sagen, diese hätte allmählig errungen werden können und sollen. Wer nur einen allmähligen ruhigen Fortschritt will, muß folgerichtig auch fordern, daß derselbe nicht unterbrochen werde oder unterbrochen sei. Geschieht dies aber oder ist es geschehen, wie es damals der Fall war, so fällt die Forderung in sich selbst zusammen und man muß sich den Sturmschritt schon gefallen lassen, sobald dessen Zeit gekommen, und sie ist da, wenn eine frühere Bildung zur todten Form geworden, eine neue, welche sich vergebens durchzuringen strebt, unterdrückt, und wenn dann der rechte Mann sich findet, welcher die durchbrechenden Lichtstrahlen in sich sammelt und Kraft genug besitzt, ihnen völlig hindurchzuhelfen, indem er niederwirft, was sie hemmt. Geschieht dabei des an sich Berechtigten und Guten zu viel, so geschah auch von Denen, die nur eine ruhige, stetige Entwickelung billigten, des Nothwendigen zu wenig. Eine stetige Entwickelung macht ein stürmendes Niederreißen nicht blos unnöthig, sondern sogar unmöglich, weil gegenstandlos. Ihre Freunde haben aber auch die Pflicht, Sorge für sie zu tragen, und wird im Sturme niedergerissen, so kann die gerechte Beschwerde nur gegen sie, als die ihre Schuldigkeit nicht gethan, nicht aber, am wenigsten allein gegen die Niederreißenden gerichtet werden, denen vielmehr Dank für das Verdienst gebührt, daß sie das Nachholen von zu lange Versäumtem, daß sie den eine ruhige Fortbildung Liebenden eine solche erst wieder möglich machen. Geistesfreiheit

und die damalige Stellung der Schule und Hierarchie waren schlechthin unverträglich. Blieb es bei dieser, so konnte es nicht zu jener kommen. Die Grundpfeiler der Schule und Hierarchie mußten fallen, und zu ihnen gehörte eben auch der Aristotelism. So standen die Dinge, daß nur durch einen plötzlichen Anlauf, nicht durch einen ruhigen planmäßig fortgesetzten Gegenkampf geholfen werden konnte. Wider einen solchen waren die Mittel der Hierarchie weitaus zu bedeutend, zu einem solchen waren zu Wenige befähigt, mußten die Kräfte und Bestrebungen zu vereinzelt bleiben, hätte sicher die Ausdauer gefehlt. Nur zu rascheren Entscheidungsschlachten sind die Massen bisweilen in Bewegung zu bringen, ohne welche die einzelnen muthigen und einsichtsvollen Vorkämpfer des Geistes nichts ausrichten konnten. Dies eben war die Erfahrung von mehr als hundert Jahren. Allmählig wäre so wenig damals und durch die Reuchlinisten, die Erasmus, Melanthon und wie sie weiter heißen, eine neue Zeit geworden, als sie im 15. Jahrhundert durch die Wessel, Jüterbock, Heimburg und Aehnliche geworden war. Luther war dadurch, was er war, daß er eine solche machte, und er machte sie dadurch, daß er den morschen abgelebten Zeitbau über den Haufen warf und den Zeitschutt gründlich hinwegschaffte, ja noch nicht einmal gründlich genug, was ihm mit demselben Rechte vorgeworfen werden könnte, als daß er zuviel darin gethan. Sein Aufräumen geschah eben durch seine oft rücksichtslose und einseitige Heftigkeit, wie wir sie eben jetzt hervorbrechen sehen, und wer da fordert, daß er sie gegen die Philosophie nicht hätte kehren sollen, verlangt, daß sie, die eine der gewaltigsten Triebkräfte seiner reformatorischen Wirksamkeit war, überhaupt nicht hätte dasein, daß er nicht hätte Luther sein sollen. Wo ein Augiasstall ist, muß ein Herkules sein, und keine Ausräumung eines Augiasstalles, ohne daß die Ströme aus ihren gewöhnlichen Betten herausgelenkt werden und überfluthen. Der Konservatism und Reformatism, die sich weise und moralisch gebärden, indem sie bei solch aufgehäuftem Schmutze gegen ein solches Auskehren sich erklären, sind, der eine in größerm, der andere in geringerm Maße, entweder befangener Unverstand oder versteckte Vorliebe für den Schmutz, Kopf- oder Herzenstaubheit und Fäule, oder Beides. Luther hat ja auch geflickt und gepletzt, im Politischen mit den

Fürsten, Herren und Staatsweisen der Nation, und es ist nichts daraus geworden, die Folge ist gewesen, daß er auch da, wo er an die Wurzel ging, nur halb durchdrang und daß die Früchte großentheils verdarben.

Weiter, eben von ihm fordern, daß er die Philosophie nicht hätte zu Grunde richten sollen, ohne eine neue aufzubauen, ist ebenso weise als die Forderung stellen, er hätte sein sollen, was er nun einmal nicht war. Einer kann nicht Alles, kann nicht Alles sein. Warum hatten die Philosophen für keine bessere Philosophie gesorgt und warum schufen sie keine achtungswerthe und brauchbare? Er würde sie geachtet und benutzt haben, wenn auch freilich nicht zum Konserviren der Hierarchie. Er war der Mann, alle lebendige, tüchtige Wissenschaft für das Leben wirksam zu machen. Wer hat die Sprachen zu einem so gewaltigen und echten Fortschritt der Kirche und der Nation gebraucht, wie er, wer die klassischen Studien belebt für das Leben wie er, trotz dem, daß er für die letztern unmittelbar hundertmal weniger that als die Humanisten, auf eine lange Zeit der Theologie ein so unverhältnißmäßiges Uebergewicht gab, auch die Entfaltung des Humanism zur vollen Blüthe unterbrach? Die Philosophen der Zeit hätten ihm nur eine Philosophie bieten sollen, er würde eine Theologie und Reden an die Nation daraus gemacht haben, trotz Fichte und Schleiermacher. Er hätte sie trotz Lessing zum kritischen Ausfegen benutzt. Wer hätte zu seiner Zeit für alles lebendige Wissen und Lernen mehr Sinn und Eifer gehabt? Wir hörten ihn schon darauf dringen, und dieser Sinn und Eifer spricht sich eben auch in seiner Feindschaft gegen das todte Wissen und Lernen der Doktoren und hohen Schulen aus. Auch gegen die Zeitphilosophie war er der grobe Waldrechter mit der Baurenaxt. Das Erdreich frei machend, Licht und Luft schaffend, fuhr er mit Platzregen darein, während Melanthon pflanzte und begoß, wie er selbst sagte und zwar Melanthon lobend, zum Zeichen, daß sein Dareinfahren keineswegs ein unbesonnen leidenschaftliches, sondern voll Bewußtsein und Selbstbeherrschung war, daß er nicht die ganze Zeitaufgabe damit erfüllt achtete und auch Arbeiter an ihr von anderer Art zu würdigen wußte. Er sagte nichts und that nichts dawider, daß Melanthon dicht neben ihm das Studium der Philosophie als ein durchaus unentbehrliches,

als das zweckmäßigste Mittel zur formellen höhern Ausbildung, ihr Studium als die Wissenschaftlichkeit befördernd darstellte, sie eine Gottesgabe und ihre Feinde Gottes Feinde nannte, der Frömmigkeit ohne hohen wissenschaftlichen Sinn den höhern Werth absprach, der Philosophie die Stellung und Berechtigung zuwies, nicht stoffgebend, wol aber stoffgestaltend auf die Theologie einzuwirken, für unerläßlich hielt, zur Philosophie der Alten zurückzukehren, eifrigst für die aristotelische fortarbeitete. Noch mehr, er war darin doch im Grunde mit ihm ganz einverstanden, gerade wie Melanthon ebenso wie er den ganzen scholastischen Wust beseitigt wissen wollte und die Zeitphilosophie, als die die Vernunft mehr verdunkele als erhelle, mit gleich großer Verachtung behandelte. Er blieb unbefangen genug, sie selbst hundertfach zu loben, fort und fort von ihr zu lernen, sie in seinen Kämpfen als Wehr und Waffe, zur Ausbildung aller seiner Ansichten und Lehren, insbesondere seiner gedankenvollen Theologie zu benutzen, welche durch echtes Denken in den Kern der christlichen Offenbarung einzudringen suchten. [1])

In dem Bisherigen sind zwei Punkte berührt, die noch einer weitern Erläuterung bedürfen. Wir hörten, indem er der Philosophie der Schule den Krieg erklärte, waren es die Eingriffe des endlichen Erkenntnißvermögens oder aber der in diesem Sinne genommenen Vernunft in das Gebiet des Glaubens und der Theologie, die ihn zur Feindschaft und Abwehr bewogen. Gerade aber, weil dieser allgemeinere Grund bei seiner Feindschaft gegen die Schulphilosophie oder Vernunft obwaltete, kehrte sich jene überhaupt gegen die Philosophie, die Vernunft, sofern sie irgendwo oder wie auftauchte und sich geltend zu machen suchte. Bei der Richtung, das endliche Erkenntnißvermögen auf dem Gebiete der Theologie zur Herrschaft zu bringen, den gewöhnlichen Verstand zum Richter über die Vernunft, den Gottes- und Menschengeist zu heben, kann es so wenig zu einer echten Philosophie als zu einer echten Theologie kommen. Es ist ihre recht eigentliche Art, die Philosophie zu verachten, zu vernachlässigen, anzufeinden. Dies zeigte sich sehr deutlich, als sie nach Luther's Zeiten neben der wieder auflebenden Philosophie empor-

1) Schenkel a. a. O. 115.

kam, als diese gegen die gedankenlose Orthodoxie, eine ihrer ewigen Feindinnen, sich durchkämpfte, gegen jene erneuerte Scholastik, die Luther's Werk zum Stillstande brachte und ebenso schwächte und verdarb, wie in anderer Weise der erneuerte Pelagianism, die Frucht der oberflächlichen Aufklärung, oder aber des zur Herrschaft gelangten Verstandes, die „Quelle aller Abgötterei," wie wir hörten, daß Luther ihn nannte, der überwunden stets wieder in andern Gestalten hervorgetreten sei. Seit die Philosophie ihren kräftigen Aufschwung nahm, fehlte es nicht an den günstigsten Bedingungen des Zustandekommens einer echten lebenvollen Philosophie wie Theologie; nichts aber legte sich breiter in den Weg, als eben jene zum Verstandesrationalismus ausgebildete Richtung, der die Theologie und noch mehr, den Glauben, die christlichen Ueberzeugungen auflöste und verflüchtigte, indem er der subjektiven und oft plattesten Reflexion auf dem theologischen und religiösen Gebiete den weitgreifendsten Einfluß gestattete; der in ähnlicher Weise und Maße auf dem philosophischen Gebiete wirkte, die echte Spekulation, trotz seinem Schönthun mit ihr, ausschloß oder erdrückte. In seiner Verkennung, seinem stillschweigenden Nichtbeachten der letztern liegt gerade die schlimmste Anfeindung, doch auch die offene Unduldsamkeit hielt er nicht von sich fern. Bei allem philosophischen Scheine und Anstriche war er und förderte er Unphilosophie, er vermischte und verwirrte die Gebiete und Grenzen der Philosophie und Theologie von Neuem, und im Gegensatze zu ihm und schwer behindert durch ihn müssen Philosophie und Theologie sich mühsam wieder auseinandersetzen und auferbauen. Wir sahen schon an einzelnen Zeichen und werden es im folgenden Buche an noch mehren und deutlichern wahrnehmen, er keimte und sproßte schon in der Zeit, in welche Luther's Anfänge fallen, sehr üppig hervor, vornämlich bei den Humanisten, doch auch bei einzelnen Theologen, im Volke selbst, bei den Volksschriftstellern. Er erschien in und neben den vollberechtigten und heilsamen Richtungen und Bestrebungen, die Kunde der antiken Denkart, Schriftsteller, Philosophien zu erneuern, eine eklektische Lebensphilosophie zu gestalten, vom Scholastisch-Mönchisch-Ueberschwänglichen in der Auffassung der Glaubenswahrheiten und aller Lebensverhältnisse, von dumpfer Hingebung an Ueberlieferung und Autorität

loszukommen und zu einem hellen, einfachen, evangelischen Glauben, zum Selbstdenken zu gelangen, den gesunden Menschenverstand zu wecken und an der Seite von Gefühl und Phantasie zu seinem Rechte zu bringen. Von alle dem, was Luther vorbereitet fand, benutzte er den letztern nun auch zu einem der stärksten Hebel seiner Wirksamkeit, hütete sich aber wohl, ihm oder gar ihm allein in den höchsten Fragen die Entscheidung zu geben, und ließ es daneben an tiefern Anregungen nicht fehlen. Dies waren aber vornämlich die religiösen, und man kann nach der Lage der Dinge annehmen, daß nicht die Philosophie zu einem echten Aufschwunge, sondern daß nur jener Rationalism zur Herrschaft gelangt wäre, hätte nicht Luther mit solcher Entschiedenheit seine Theologie in den Vordergrund gestellt, vom theologischen Gebiete die Einbrüche desselben abgewehrt, und ihn überhaupt niedergehalten, mit einer Entschiedenheit, die freilich in Beseitigung der Philosophie auf eine längere Zeit ausschlug, zugleich aber die hereinbrechende Unphilosophie und Untheologie zurückdrängte, und der Philosophie nicht schadete, sofern im Grunde weder sie selbst noch ihre Vorbedingungen vorhanden waren.

Die Bedeutung, welche, die Sache von dieser Seite betrachtet, seine jetzt anhebenden Kämpfe wider die Philosophie und die — hier in gleichem Sinne zu nehmende — Vernunft bekommen, tritt in ein noch helleres Licht, wenn wir uns wiederholt vorhalten, daß es vor Allem galt, die ausgeartete Hierarchie zu überwinden, und daß ihre geistfesselnde Macht noch immer auf dem Glauben an die Wahrheit und Göttlichkeit der Priesterlehre ruhete. Durch ihn herrschte sie fort und fort, so verhaßt und unleidlich sie sich gemacht, so stark der Zweifel sich regte, so groß der Abfall der Meinung auch war. Dieser Glaube aber und die auf ihm ruhende hierarchische Herrschaft konnte nicht durch einen philosophischen, sondern nur durch einen wesentlich religiösen Aufschwung, nicht durch eine tüchtige, lebenvolle, niemals die Massen ergreifende Philosophie — wäre auch eine solche dagewesen — und noch weniger durch Unphilosophie, nicht durch das endliche Erkenntnißvermögen, den aufgeklärten gemeinen Menschenverstand zerstört werden. Er wäre nimmermehr aus dem scholastischen Gewirre herausgefunden, an welchem das ganze Wesen doch hing. Es konnte nur geschehen durch Erneuerung des Evangeliums als

des göttlichen Wortes, die aber wiederum unmöglich gelingen konnte ohne Zurückweisung aller menschlichen Willkür der Auslegung, nur durch Glauben gegen Glauben, den evangelischen gegen den katholischen, in der glaubensgewaltigen Zeit, gerade wie sich Luther vom Katholicism nur durch das Evangelium losmachte, frei wurde von den Fesseln der Autorität nur durch Glauben. So waren damals die Menschen, denen der Glaube nicht Gegenstand des Wissens, der Reflexion oder gar der bloßen Konvenienz war, sondern erstes Anliegen, wobei es um Seele und Seligkeit sich handelte. Es konnte allein geschehen durch Begründung und Befestigung neuer religiöser Ueberzeugungen. Dies aber war Sache der Theologie, und eben darum war es so wichtig, daß die stärkste beste Kraft daran gesetzt wurde, eine echte, lebenvolle Theologie zu schaffen, die Theologie mit allem Nachdruck hervorzuheben. Wie denn auch der Protestantism eine Kraft gegen den Katholicism durch seine gläubige, Vernunft und Philosophie im lutherischen Sinne ablehnende Theologie, und zur Unkraft gegen ihn wurde und wider ihn in Unkraft blieb, als die lutherische Theologie zum Orthodoxism umschlug und erstarrte, und als sie durch den pelagianisirenden Rationalism, der ihr die eigenthümliche Grundlage entzog und das Evangelium in eine menschliche Weisheit verwandelte, über Bord geworfen wurde.

Eine neue lebenvolle Theologie hätte aber, was nun weiter zur Erwägung kommt, bei Vernunfthaß, was wir so nennen, gar nicht, sie hätte ohne Vernunfterkenntniß, ohne freies, echtes Denken gar nicht zu Stande kommen können; und Luther war ihm nicht Feind, sondern Freund, weit mehr als er sagte. Wir werden weiter unten noch deutliche Beweise davon erhalten, wo wir auf seine wissenschaftliche Entwickelung und seine theologischen Fortschritte und Arbeiten in der nächstfolgenden Zeit ausdrücklich kommen. Wie er sich gegen Lange gerade über die Gedankenlosigkeit der Theologen ausließ und ihre Unterwürfigkeit unter Autoritäten, sagte er den Magistern zu Löwen und Köln, die ihm Herabwürdigung der Philosophie vorgeworfen hatten, sie, eben sie würdigten dieselbe herab, nicht er; denn es gebe keine unphilosophischere Art zu denken und zu reden, als wenn man verurtheile ohne Beweise; sie wüßten überhaupt nicht, was

Philosophie sei, sondern beschwerten, unter dem Scheine philosophischer Erkenntniß, die armen Seelen junger Leute mit Grillen und Spitzfindigkeiten und lehrten nichts als „Aristotelem;" er könne sich nun einmal nicht überreden, daß das Geschwätz von der Materie, der unendlichen Bewegung, dem leeren Raume, dem Begriffe der Zeit, das weder Verstand noch Herz, noch endlich die gesellschaftlichen Zustände der Menschen bessere, dagegen unaufhörliche Zänkereien anrichte, wahre Philosophie heißen könne. Ebenso rechnete er es im Ablaßstreite den Gegnern zur Schande an, daß sie weder aus der Schrift, den Vätern, geistlichen Rechten, noch aus der Vernunft einen Beweis aufzubringen wüßten. Widerlegung mit hellen Gründen, mit Vernunft forderte er 1518 in Augsburg, von Leo X, vom Legaten zu Worms. Auf dem nicht-theologischen Gebiete ließ und gab er der Vernunfterkenntniß alle gebührende Ehre, Berechtigung, Freiheit, unzählige Mal mit höchstem Preise ihrer gedenkend: nur daß sie in theologischen Dingen nicht mitreden sollte. Große Irrungen kommen bei ihm und über ihn daher, daß das Wort Vernunft in einem doppelten Sinne genommen wurde. Auch die höhere, als göttliches Element zu betrachtende Erkenntniß bezeichnete man damit. Luther's Haß galt der Vernunft im oben angegebenen Sinne, obwol er sich von Verwechselung nicht immer freihielt. Allein trotz seinem Eifer, der ihn zu argen Uebertreibungen und höchst verkehrten Aeußerungen fortriß, finden wir bei ihm doch selbst die Anfänge einer vollkommen gerechten Anerkennung nicht blos überhaupt der Philosophie, sondern der verhaßten Zeitphilosophie, des Aristoteles. Von der „Natur des Himmels" redend, steht er nicht an rund herauszusagen: „Die Griechen — und er nennt vorzugsweise Aristoteles — haben davon viel feiner und verständiger disputirt als die Unsern; Ambrosius und Augustin haben ziemlich kindische Gedanken darüber, und so die Andern bis zu den Neuesten." Oder er sagte: „Die Philosophie ist der Heiden und Vernunft Theologie; rechtschaffene, wahrhaftige Historien, auch bei den Heiden, zeigen an Gottes Willen, wie stumme Buchstaben." Nie verkannte er Aristoteles' Geistesgröße, oft spricht er mit wahrer Bewunderung von ihm, führt belobend Aussprüche von ihm an, wir hörten im ersten Buche selbst über die aristotelische Ethik sehr anerkennende Aeußerungen von ihm,

und wollte man Alles, was er über Aristoteles gesagt hat, zusammenstellen, so würde sich finden, daß sein Lob und Tadel einander so ziemlich die Waage halten und daß der letztere sich fast immer entweder nur auf die aristotelischen Lehren, die mit der christlichen Anschauung von Gott, Mensch und Welt entschieden streiten, auf den Aristoteles als Stütze der Scholastik und auf den verfälschten Aristoteles der letztern beziehen.[1]) Wie jetzt, in der Weihnachtspredigt und dem derselben in der Zeit so nahe liegenden Schreiben an Lange schwankt er auch später noch zwischen Benutzung und Verwerfung der aristotelischen Philosophie, zwischen Verwerfung des wahren und falschen Aristoteles und zwar so, daß er wenigstens vorzugsweis nur den verdorbenen scholastischen meint. Ob er es durchblickte oder nicht, daß die aristotelische Philosophie selbst auf die ältern kirchlichen Symbole Einfluß geübt, an denen er lebenslang so unverbrüchlich festhielt und in deren tiefern Sinn und Gehalt er, wie wir sahen, vermittelst derselben einzudringen suchte: er hat die wahre nicht blos unbewußt, sondern auch mit dem klarsten Bewußtsein vielfach und tief auf seine Ansichten und Ueberzeugungen einwirken lassen. Eine besondere Untersuchung, die recht sehr der Mühe werth wäre, würde dies unzweifelhaft ergeben. Sie kann hier nicht angestellt werden, wogegen noch eine auf seinen Ausdruck sich beziehende Bemerkung hinzuzufügen ist. In seinen Aeußerungen gegen Lange über Aristoteles liegt schon etwas der Art, wie es uns bei ihm späterhin noch oft und gesteigert begegnen wird. Nicht blos, daß er sich heftig ausspricht, harte, starke Worte wählt, oder vielmehr ganz und gar nicht wählerisch, mit solchen Worten herausfährt: in den Gedanken, welche durch sie bezeichnet werden, liegt nicht selten etwas Ungebildetes, Nüchternes und Plattes, und dann und dadurch macht die Lesung seiner Schriften erst eigentlich einen peinlichen Eindruck nicht blos bei überfeinerten, sondern gerade bei Lesern von wirklicher Bildung: und auch daher so viel Abgunst, Tadel und Verkennung, dennoch aber vornämlich nur von Seiten solcher Leser, die überhaupt nicht zu lesen verstehen, oder die sich nicht tiefer in ihn hineinlesen. Denn es ist oft bei ihm

1) Schenkel a. a. O. 106 ff. Ausleg. d. Geneſis, zu Kap. 1, V. 6, Walch I, 43 ff. Tischreden, Walch XXII, 2249.

so wie hier, und in einem noch weit höhern Maße, daß augenblickliche Aufwallung zu rohen Aeußerungen ihn fortreißt, die nur scheinbar auf ganz rohe Begriffe und Anschauungen oder auf Unbildung zurückweisen. So glaubt man hier Jemand zu hören, der in seinem Leben keinen Buchstaben vom Aristoteles gelesen oder dem doch das Verständniß der aristotelischen und jeder Philosophie völlig fremd geblieben. Desungeachtet war dem nicht so. Wie fern Luther von einem völligen Verständniß der aristotelischen Schriften sein mochte, wir sahen, daß er sie mit Ernst studirt hatte und jedenfalls tiefer eingeweiht war, als man nach seinen theilweis ungeschlachten Aeußerungen voraussetzen sollte. Es ist nicht zu leugnen, er ließ sich, und zwar nicht blos im Ausdrucke, zu weit fortreißen, indem er sein ursprüngliches Ziel mit jener Zähigkeit im Auge behielt und mit jener Heftigkeit verfolgte, die in dieser wie in andern Beziehungen auch sehr verdienstlich war und wozu er guten Grund hatte. Was aber bei ihm als ein Gemisch von richtiger Einsicht und Befangenheit, Beharrlichkeit und Eigensinn erscheint, war bei seinen Nachfolgern nichts weiter als Beschränktheit und Eigensinn. Es ist mit seiner Anfeindung der aristotelischen und der Philosophie überhaupt gegangen, wie mit mancher Richtung, die er eingeschlagen. Er wurde von Denen, die ihm folgten, misverstanden und gerade in seinen Uebertreibungen noch überboten, während man die Fingerzeige auf richtigere Bahnen hin, die sich bei ihm fanden, unbeachtet ließ. Sein Eisenkopf war oft den mit ihm Gehenden, wie wir es jetzt schon an seinen Kollegen, die sich bis zum Ueberstürzen seines Eifers in seine Richtung hineinziehen ließen, beobachten können, und noch mehr den Nachgängern zu stark. Er ist jedenfalls viel weniger zu tadeln, daß er zu viel wider die Philosophie, als jene, daß sie nicht genug für dieselbe gethan. Seine Verdienste um die Philosophie sind größer, als man sie bis jetzt immer noch anschlug, weil sie allerdings fast nur negativer Art waren, weil man noch immer nicht genug bedachte, welche innere und äußere Bleigewichte trotz dem Aufblühen der schönen Wissenschaften das echte spekulative Denken bis in die Zeit seiner Anfänge niederhielten, wie tief und fesselnd und geistauszehrend der verbundene Aristotelism und Scholasticism sich eingenistet, und wie die neue Philosophie ohne Herstellung der individuellen Selbstbestimmung

des Geistes gar nicht entstehen konnte, welche er durch Befreiung der religiösen Idee und der religiösen Innerlichkeit als protestantisches Princip dem Katholicism abrang. Als die Philosophie späterhin ihre Freiheit den Theologen wieder abkämpfen mußte, schalt sie oft ebenso einseitig die Theologie, wie er die Philosophie schalt. Noch viel weiter ging sie neuerdings. Auf beiden Seiten wurde nicht bedacht, daß Theologie und Philosophie gleichberechtigte Seiten und Entfaltungen desselben Geistes sind, nothwendig aus ihm entspringend; daß keine nennenswerthe Theologie in den mittlern Jahrhunderten gewesen und in neuern Zeiten sein würde ohne die Philosophie, und daß diese nur da neu erstand und den Scholasticism beseitigte, wo durch die Reformation der religiöse Gedanke befreit und der Alpdruck der Hierarchie und ihrer verknöcherten Schule abgeworfen war. Allenfalls aber könnte man, um so mehr, da nicht viel darauf ankommt, zugeben, daß es recht schön gewesen wäre, wenn uns Luther auch eine neue Philosophie gemacht hätte, und warum nicht auch die noch rückständige politische Reformation. Wir könnten dann um so ruhiger auf der Bärenhaut liegen, ohne uns von seinem Thut ihr auch etwas! stören zu lassen. [1])

Was gesagt ist, um seine Anfeindung der Philosophie in ein richtiges Licht zu stellen, gilt von seiner Anfeindung der Scholastik überhaupt, insbesondere der scholastischen Theologie gleichfalls. Nur das Nachstehende wird dabei etwa noch zu bemerken sein. Man könnte leicht seine Ungerechtigkeit gegen die letztere noch unverzeihlicher finden. Sein gleich entschiedener und heftiger Widerwille und Tadel trifft sie noch unbedingter, während er dort doch großentheils nur gegen den falsch verstandenen Aristoteles gerichtet ist. Allein sie war die noch nähere nnd unmittelbarere Ursache seiner innern Bedrängnisse gewesen. Die aristotelische Philosophie war nur ihr Werkzeug und ihre Stütze, während sie selbst der Mittelpunkt und Inbegriff der Lehren, wider welche er sich erhob, unmittelbar der Gegensatz war, den er bestritt. Er hätte sie bis auf einen gewissen Punkt gelten lassen können, doch

1) Heeren, Etwas über die Folgen der Reformation für die Philosophie, im Reformationsalmanach für 1819, S. 117. Villers, Ueber d. Geist u. Einfluß d. Reformation, I, 148; II, 12, 28 f. Neudecker, Gesch. des evangelischen Protestantismus, II, 461.

lange nicht so weit wie die aristotelische Philosophie ohne noch größere Gefährde. So viel er ihr ließ, ließ er der Schule und der Hierarchie an Boden zur Vertheidigung und zum Angriff. Ja man kann sagen, daß er sich von ihren Begriffen nicht völlig genug frei machte, in mehr als einem Punkte sie noch immer zu stark auf seine Theologie einwirken ließ. Die Scholastik überhaupt hatte sich selbst um die ihr gebührende Anerkennung gebracht, oder vielmehr die spätere verdorbene hatte auch der frühern bessern die Ehre geraubt, ja das Verständniß. Man hat sie, wie gesagt, erst neuerdings wieder gerecht gewürdigt, ihr eine hohe Stellung angewiesen. Allein zu Luther's Zeit vergötterten die Doktoren sie, ohne im Stande zu sein, ihr Lob zu begründen, so daß es eine freie denkende Zustimmung hätte bewirken können. Sie wußten das Echte und Große in ihr nicht darzulegen, weil sie es selbst nicht kannten und ob auch wider Wissen und Willen viel eher versteckten, als hervorhoben. Man sagt jetzt, die Scholastik als großes Ganzes betrachtet, sei ein großes ehrwürdiges Bauwerk des menschlichen Geistes, ganz ähnlich den mittelalterlichen Domen, an denen wir noch mit Bewunderung emporsehen. Allein wie Luther sie ansah und ansehen mußte, war sie gänzlich verbaut und in ein großes Gefängniß, eine Zwingburg verwandelt. Er führte zum Sturme gegen sie und mußte dabei den Standpunkt des antiquarischen Forschers, Urtheilers oder Liebhabers Andern überlassen. „Tritt man mitten in das wüste Getümmel der Scholastiker hinein, welches sich durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurchzieht und über die ganze christlich-germanische und romanische Welt ausbreitet, so verzweifelt man Sinn und Verstand darin entdecken zu können, man findet keinen Ariadnefaden in diesem Labyrinth; aber tritt man dann weiter zurück und faßt das Ganze ins Auge, so gliedert sich der scheinbare Wirrwarr vor unsern Augen und man entdeckt auch hier den großen Menschengeist, der durch alle diese großen und kleinen, sich so mannigfaltig charakterisirenden Einzelgeister hindurch seine Entwicklung nimmt.“[1]) Weit zurücktreten, eben das konnte Luther nicht. Man würde sich nicht zu sehr wundern dürfen, wenn er in dem wüsten Getümmel noch viel weniger Sinn und Verstand entdeckt hätte, als

1) Marbach a. a. O. 220.

es der Fall war. Er fand sich gerade sehr bewunderungswürdig darin zurecht. Er verstand die Scholastik besser als ihre eifrigsten Fürsprecher, deren Vertheidigung sich schwächer zeigte als seine Gegenrede, weit besser als katholische Schriftsteller haben gestehen wollen. Beweis ist, daß er ihre verborgensten Schäden aufzudecken wußte und hauptsächlich eben hierdurch und durch die Geradheit und Kühnheit, womit er es that, hat er sie gestürzt, viel weniger durch sein Schelten, seinen Spott und Hohn, seine Bitterkeiten, die darum jedoch, obwol im Einzelnen oft ungerecht, auch nicht überflüssig waren. Nur seine starken Farben, seine Zorn- und Schlagworte konnten im Haufen den lebendigen Abscheu entzünden, den er brauchte, um zu einem raschen Ende zu kommen. Durch ruhige wissenschaftliche Darlegungen konnten und können stets nur verständige und redliche Leute überzeugt und gewonnen werden. Die Menge der Anhänger von Grundsätzen, Lehren, Systemen, wie Satzungen und Einrichtungen, die nichts begreifen oder keine Ueberzeugung haben und nicht begreifen wollen, kam recht sehr in Betracht und konnte nur durch starke Stöße zum Schweigen gebracht werden. Im Uebrigen spricht man zu oft von Luther's Feindschaft gegen die Scholastik und die Scholastiker, ohne zu wissen oder zu sagen, daß er ihnen sehr oft auch vollkommen gerecht wurde. Es verhält sich damit ähnlich wie mit seinem Urtheile über die aristotelische Philosophie und deren Urheber. Er schreibt 1518 an Staupitz in Beziehung auf die Vorwürfe, welche ihm wegen seiner Angriffe auf die Scholastik gemacht wurden: „Ich lese die Scholastiker mit Urtheil, nicht wie Jene mit verschlossenen Augen, wie der Apostel sagt, prüfet Alles und das Beste behaltet. Ich verwerfe sie nicht ganz und falle ihnen nicht ganz bei. Meine Widersacher machen aus einem Theile das Ganze, aus einem Funken eine Feuersbrunst, aus einer Mücke einen Elephanten. Ich kümmere mich mit Gottes Hülfe um die Larven nicht. Steht es Skotus, Biel und Andern frei dem Thomas und den Thomisten aller Welt zu widersprechen — wie denn unter den Scholastikern fast so viel Parteien wie Häupter oder Haare auf dem Haupte sind — warum soll mir nicht dasselbe gegen sie erlaubt sein, was sie sich untereinander als ein Recht gestatten?" In der Zuschrift zur Auslegung der ersten 22 Psalmen sagt er: „Ich weiß, was die scholastische Theologie

an mir gethan hat, ich weiß aber auch hinwiederum, was ich ihr zu danken habe. Die Scholastiker sind feine Köpfe gewesen, haben nur nicht solche Zeit gehabt, wie wir jetzt haben." So spricht er sich zehn und wieder zehn Mal aus. Petrus Lombardus hörten wir ihn schon loben, und er preist ihn mehrfach und so Anselm, Skotus, Bonaventura und Andere als „Tapfere, die nicht leicht ihres Gleichen gehabt, in denen ein großer Geist gewesen." Es verhallte freilich auf lange Zeit wie Das, was er anerkennend über die Philosophie sagte, mit und ohne seine Schuld. [1])

Blicken wir noch einmal zurück, so finden wir ihn zugleich heftiger und bedächtiger als die Reuchlinisten, mit denen er kämpfend auf dasselbe Ziel der Beseitigung des Aristotelism und Scholasticism hinarbeitet, doch so, daß er sich seine eigene Bahn bricht. Seine Kämpfe greifen noch nicht so unmittelbar in das größere Leben ein, von dem er noch weit entfernter steht, doch nur um es noch tiefer und voller zu fassen. Wenigstens ahnt man es schon. Er hat mit dem Kriege der Humanisten nichts zu schaffen, gehört nicht zu den Angegriffenen und zunächst und unmittelbar Bedroheten, er mischt sich nicht ein, aber vollkommen fern liegt ihm der Gedanke, etwa den Ausgang abzuwarten oder sich zu hüten, nicht auch verwickelt zu werden. Er führt ohne alle Rücksichten dieser Art seinen Krieg und so, daß er der Angreifende ist, während Reuchlin ruhig seinen Weg gegangen war und nicht von fern daran gedacht hatte, die Kölner herauszufordern, sondern ohne daß er es nur geahnt hätte, so muthwillig als möglich von diesen in einen Kampf um seine Ehre und Ruhe, seine Stellung im Leben und vielleicht das Leben selbst, um Sein oder Nichtsein der humanistischen Studien hineingezogen war. Luther ist zugleich mehr einreißend und aufbauend, mehr radikal und konservativ als die Humanisten. Gerade vom Begründen fester Begriffe, Lehrsätze, Ueberzeugungen ist er ausgegangen und fährt damit fort, während er niederreißt, was er im Wege gefunden und weil es im Wege liegt. Nur daß er nicht an den Rath oder die Weisheit der selbstsüchtigen oder furchtsamen Klugheit und Vorsicht, der Kälte oder Falschheit denkt, mit dem Nieder-

1) De Wette I, 102. Walch IV, 267 f. Tischreden, Walch XXII, 2066. Offenbarung des Antichrists, Walch XVIII, 1933.

reißen zu warten, bis der Neubau vollendet sei, der eben nicht errichtet werden kann, wenn nicht jenes vorhergegangen. Die Humanisten gingen weit mehr verneinend und auflösend zu Werke, als er. Mittelbare und unmittelbare Kritik war eine ihrer Hauptbeschäftigungen, wenn nicht die erste, er nahm sie nur zu Hülfe, während er im Evangelium, der Herstellung einer Theologie, gegründet auf die tiefsten und höchsten Begriffe des Christenthums, auf die Schrift, auf den durch sie vermittelten Glauben an den Gott und Mensch einigenden, die ewige Liebe des Vaters offenbarenden, Liebe zu ihm im Geschöpf entzündenden und durch sie dasselbe heiligenden und zum Schöpfer zurückführenden Gottmenschen — während er in der Herstellung einer solchen Theologie ein festes Ziel zeigte, und wenn die Humanisten theilweis auch davon sprachen und danach hinstrebten, seinerseits alle seine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Anstrengungen darauf bezog. So viel umfassender auch in dieser Zeit noch die Wirksamkeit Anderer, eines Erasmus namentlich, erscheint: kein Anderer neben ihm ist zugleich mit solchem Eifer und solchem ob auch erst beginnenden Erfolge bemüht, die Schriftlehre herzustellen, eine kann es sein systematische, gibt sich das nicht so bald, eine praktische, für das augenblickliche wissenschaftliche Bedürfniß ausreichende Bibeltheologie zu begründen und ihr zugleich in der Schule und im Leben Geltung zu verschaffen; kein Anderer — und Erasmus eben am wenigsten — hat einen so tiefen Gegensatz wider die Grundrichtung der Schule und Kirche auf Werkheiligkeit gefunden wie er in der Lehre vom heiligenden Glauben an die durch Christum vollbrachte Erlösung und Versöhnung; kein Anderer hat so wie er die Vergeblichkeit des Heilswegs, den die Schule und Kirche zeigen und die Sicherheit von dem andern und neuen erkannt, auf welchen er hinleitet mit der Beeiferung und innern Gewißheit, welche nur die innerste Selbsterfahrung, das eigenste Zeugniß des Geistes gibt; kein Anderer beweist bei seinem Streben so viel praktischen Takt und fühlt so fein heraus, was die Zeit, die Kirche und die Nation vor Allem bedurfte, wofür die letztere am meisten Sinn hatte und am ehesten in Bewegung zu bringen war. Er trifft mit den auch das religiöse und theologische Gebiet berührenden Humanisten darin zusammen, daß wiederum aus der ursprünglichen Quelle christlicher Erkenntniß geschöpft und der

breite Strom barbarischer Schulweisheit geklärt und abgeleitet werden müsse, der sie tief unter seinen Fluten in seinem Schlamme begraben; aber wie er am Entschiedensten auf sie als das einzig Nothwendige hinweist, am Unmittelbarsten auf sie zurückzuführen und am Angestrengtesten sie an das Licht zu ziehen trachtet, so wirft er sich auch am Entschlossensten dem überflutenden Strome entgegen. Er verschmäht die Mittelwege, etwa die Lehre der Schule zu läutern, die aristotelische Philosophie in Reinheit herzustellen und die besser verstandene für die allgemeine Bildung, den Aufbau einer neuen Theologie oder die Besserung der herkömmlichen zu empfehlen. Sie hat hinweggeführt vom Evangelium, nur dieses kann helfen! Sie ist Unphilosophie, die im Namen der Philosophie getrieben wird, Schlendrian, Schulstaub, heidnische Verführerin und Tyrannin. Sie soll hinaus, gänzlich zu Boden. Kein Flicken an dem künstlichen Netze. Es muß ein gänzliches Ende mit ihr werden, sollen die Dünste und Wolken verschwinden, die die Köpfe einnehmen, kein freies Athmen gestatten, keinen ungebrochenen ungetrübten Lichtstrahl hindurchlassen. Da genügt es nicht, die Weisen der Schule sanft anfassen und zu wecken suchen: sie müssen aufgerüttelt werden, die in alle Ewigkeit mit den Todten schweigen, mit Posaunenton zu freier Mannheit aufgerufen werden, die der Autorität Alles glauben und nicht einmal zu muckſen wagen. Da gilt es nicht schonen, der Wahlspruch leidet es nicht: der christlichen Wahrheit eine Gasse! Es kann nicht genug daran erinnert werden, wie gewaltig, wie allseitig die Freiheit, die Geister eingeengt waren. Ward auf Erden ein neues Land entdeckt, so fiel es der Hierarchie zu, die für jede misbeliebige Entdeckung am Himmel den Fluch in Bereitschaft hatte. Kopernikus hätte mit dem, was er eben zu dieser Zeit in einer nordischen Stadt dachte, nicht hervorgedurft, hätten nicht Luther's gegenphilosophische Kämpfe in Wittenberg die Gedankenfreiheit erobert. Man durfte nicht Griechisch treiben, nicht sagen, Augustin habe keine Kaputze getragen, ohne Ketzerei. Indem Luther davon spricht, wie Wimpheling, weil er so etwas behauptet, „schier umbracht" wäre, setzt er hinzu: „Also waren wir gefangen, daß wir nicht durften wider das Allergeringste mucken"; und so war es, in Deutschland wenigstens, ob auch der päpstliche Hof und wer ihm nicht Furcht oder Verdacht einflößte, aufs

Freieste selbst aus dem Christenthume und der Frömmigkeit sich herausbewegen durfte. [1])

Im Obigen ist der Standpunkt bezeichnet, auf welchem wir Luther jetzt erblicken, auf den er sich selbst fest hingestellt und auf welchen er hinzuziehen trachtet. Es gelingt ihm in seinem nächsten Kreise, er dringt mit seiner Richtung in Wittenberg mehr und mehr durch, die Universität unterscheidet sich jetzt schon und von nun an mehr und mehr von allen andern, die entweder ganz oder doch in weit höherm Grade den scholastischen Typus behaupten. An keiner andern gewinnt der Humanism über die Scholastik völlig, wie es auch in Wittenberg nicht der Fall ist, wo der Sieg über sie keineswegs am meisten von ihm ausgeht, der, von Pollich vertreten, nur den ersten Angriff auf sie gemacht und seitdem nichts mehr gegen sie unternommen hatte. An keiner andern Universität stellt sich eine neue, eine Schrifttheologie der scholastischen lebenvoll und nachdrücklich auch nur gegenüber, geschweige daß sie sich die Alleinherrschaft erstritte. Dies hat die wittenberger vor allen allein, an keinem andern Orte kommt die antischolastische Bewegung so zum Abschlusse, werden die Gegensätze so rein durchgekämpft, wandelt die Schule sich selbst so frei und innerlich um. Einst von der Stellung und Bedeutung der wittenberger Universität redend, sagte Luther und konnte es mit Recht sagen: „Gott hat in dieser Schule am ersten sein Wort wiederum offenbaret und gereiniget." Die von ihm ausgehende Bewegung in Wittenberg steht mit der allgemeinern der Zeit, mit der reuchlinistischen im Zusammenhange, doch wie er der selbständige Beweger, ist sie auch abgesondert, örtlich, greift über ihren Kreis jetzt noch wenig hinaus. Selbst ihre äußersten Schwingungen reichen etwa nur bis Erfurt, sie wird noch wenig beachtet, das Geräusch der Reuchlinistenfehde übertönt sie noch gänzlich, die aber doch bald viel wichtiger werden, jene fast in Vergessenheit bringen, die ganze Zeitbewegung in ihren Strudel hereinreißen soll. [2])

---

1) Tischreden, Walch XXII, 1376.

2) Tischreden, Walch XXII, 2234.

Einwirkungen auf die Ordensbrüder.

Schrieb er wider die Lehre und Weisheit der Schule, so hieß dies ebensoviel, als daß er sich zum Hinaustreten vor die ganze gelehrte Welt rüstete, an ein reformatorisches Einwirken auf die wissenschaftlichen Zustände, die Universitäten dachte. Doch sein Eifer für den in ihm lebendigen Gedanken trieb ihn zu einer mehrseitigen Thätigkeit, wie wir bemerkten. Indem er die weitesten Kreise und ein größeres und entfernteres Ziel ins Auge faßte, vergaß er nicht blos das Nächste nicht, es war vielmehr das Erste, worauf er sein Augenmerk gerichtet und das er nicht aus den Augen verlor. Es ist erwähnt, welche Richtung sich unter den Augustinern schon einigermaßen verbreitet hatte, bevor Luther in den Orden eintrat, durch Proles', durch Staupitz' Bemühungen. Wo sie sich festgesetzt, mußte er Empfänglichkeit für die seinige so nahe verwandte, mußte er sein Bemühen für sie zu gewinnen wesentlich erleichtert finden. War dem so und fand er vornämlich bei seinen Ordensbrüdern Anklang, so ladete dies ein, sich mit seinen Bemühungen um die Einpflanzung und Verbreitung seiner Erkenntnisse und Ueberzeugungen an die Augustiner zu wenden, um so mehr, da er hier still und ohne in Kämpfe mit der Welt verwickelt zu werden, wirken konnte. Wir werden sogleich sehen und nehmen es oft bei ihm wahr, wie sehr auch ein solches Wirken seinem Sinne bei all seiner Kriegslust zusagte. Daß er bei seinem Bedürfniß sich auszusprechen im täglichen Umgange, als Lektor und Prediger im wittenberger Kloster auf die Brüder einzuwirken suchte, erwartet man von selbst. Allein es fanden auch fleißige Einwirkungen in die Ferne, in andere Klöster des Ordens statt durch brieflichen Verkehr. Ein sehr bedeutender Theil seiner gesammten Wirksamkeit in seinem ganzen Leben beruht auf seinem Briefwechsel. Hierauf müssen wir jetzt zurückkommen. Nach allen Seiten streute er seine Gedanken durch Briefe aus, welche die Eindrücke seiner Schriften in einem bedeutenden Maße verstärkten, ergänzten, vervollständigten, und manches seiner Sendschreiben hat bei Einzelnen und in engern Kreisen wol gewirkt, was eine Druckschrift nicht vermochte. Wir haben

unzählige Briefe von ihm, die vielleicht mehr als irgend eine seiner Schriften oder Thaten bezeugen, daß ihm die Frömmigkeit eigentlichstes und erstes Herzensanliegen war, indem sie im tiefsten und echtesten religiösen Bedürfniß und Drange geschrieben, oft dadurch allein veranlaßt und eingegeben sind. Nichts könnte so sehr bestätigen, was in seiner Kindheitsgeschichte auszuführen versucht ist, daß die religiöse die stärkste und vorwaltendste seiner Anlagen war. Die Reihe der Briefe, welche diesen Beweis enthalten, beginnt mit den an Ordensbrüder geschriebenen, in welche er seine innerste tiefste Empfindung und Gesinnung hineinlegte, durch welche er den Brüdern sie einzuflößen suchte, die Brüder zu trösten und aufzurichten bemüht war, wie einst Staupitz ihm gethan.

Diese Art der Wirksamkeit begann er, wie schon erwähnt ist, seitdem er die Doktorwürde erlangt. Jetzt, beschäftigt mit Plänen zum Sturze der herkömmlichen Studien, sendet er sprudelnde Briefe nach Erfurt, Briefe, bestimmt zum wahren Leben zu wecken, für das ihm innerlich Gewordene zu erobern; gleichzeitig aber schreibt er in die Klöster seines Ordens, um für die evangelischen Begriffe sanftmüthig zu gewinnen und getrieben von stillern Herzensbedürfnissen, von Empfindungen der Freundschaft, aus reinmenschlichem Gefühl. Denn höchst merkwürdig ist nun die Verschiedenheit des Inhalts und noch mehr des Tons der Briefe, die er an einen Truttvetter und Lange in derselben Sache, und die er an unbekannte geringe Ordensbrüder schreibt, und der völlige Gegensatz der Stimmungen, in welchen jene und diese geschrieben sind. Viel tröstliche Briefe an geängstete Gewissen, sagt Mathesius, schrieb er in den vier ersten Jahren seines Doktorats, „darinnen er getreulich zur heil. Schrift ermahnet, dieweil man allein aus der Propheten und Apostel Wort Jesum Christum für unsere eigene Gerechtigkeit erkennen könne." Er wußte, was ein geängstetes Gewissen war, und erfuhr es noch immer. Wir hörten ihn schon Gedanken aussprechen wie den: „ich bin wol ein Doktor, es bekennen auch ihrer Viele, daß sie durch mich in der heiligen Schrift nicht wenig gefördert sind; das ist mir aber oft widerfahren, daß ich empfunden habe, daß mich eines Bruders einiges Wort geholfen und aufgerichtet hat, der doch sich mir in keinem Weg gleichmäßig geachtet hat. Denn

es ist groß, wichtig und viel gelegen am Worte eines Bruders, das zur Zeit der Noth und Gefährlichkeit aus heiliger Schrift verkündiget und gesprochen wird. Denn die heilige Schrift hat mit sich einen unabscheidlichen Gefährten, den heiligen Geist, der in mancherlei Weise die Herzen durch das Wort beweget und aufrichtet. Also haben Timotheus, Titus, Epaphroditus St. Paulum getröstet, dergleichen die Brüder, so von Rom ihm entgegenzogen, ob er gleich viel gelehrter, denn sie, und geübter im Worte Gottes war. Denn es haben die größten Heiligen auch ihre Zeit, in der sie schwach sind, die Andern aber stärker. Derohalben soll unter uns auch kein Fleiß und Mühe gesparet werden, daß du mich und ich dich aus Gottes Gebot, wenn wir in Kampf und Gefahr stehen, tröste, daß du mir glaubest und ich wiederum dir, wenn ich in gleicher Gefährlichkeit wandele." [1]) Er handelte danach, vielleicht schon bevor es ihm Grundsatz wurde. Er erwartete nicht einmal Nothrufe, suchte die Bedrängten auf, ihnen die Hülfe zu bringen, die er an sich selber erprobt hatte, ihnen die Erkenntnisse mitzutheilen, denen er seinen Seelenfrieden verdankte. Haben sich dieser Briefe aus den Jahren 1512 bis 15 keine erhalten, so reden die ersten aufbewahrten vom April 1516 für die verlorenen. Sie sind um so beachtenswerther, da sie erfreuende Blicke in das Innerste eines frommen und edeln Gemüths gewähren und zugleich deutlich zeigen, wie dieselben Stürme, die sein Gemüth in Erfurt durchwühlt hatten, noch immer sein Inneres durchzogen, obwol mit viel geringerer Gewalt; deutlich zeigen, wo er und welche Beruhigung er gefunden, wie fest sich das schmerzlich-süße Gefühl eines in Aengsten und Kämpfen kaum erst errungenen Seelenfriedens in ihm gesetzt hatte, wie gänzlich er jene christliche Demuth und Selbstverleugnung sich angeeignet, die wir bei der Psalmerklärung an ihm beobachteten, die das Aufflammen eines muthigen Trotzes nicht hinderte, diesen aber ohne Frage in Schranken hielt; sie zeigen endlich auch ihrerseits, wie weit er in der Ausbildung und innern Bewährung seiner wesentlichsten Ueberzeugungen zu dieser Zeit gelangt war.

An Spenlein in Memmingen schreibt er (7. April) über ökonomische Angelegenheiten, von denen er jedoch bald auf den

1) Ausleg. des 90. Psalms, zu V. 7. Walch V, 1129.

Wunsch übergeht, zu erfahren, wie es um die Seele des Bruders stehe, ob sie endlich ihrer eigenen Gerechtigkeit satt habe, und in Christi Gerechtigkeit zu athmen und zu vertrauen lerne. Denn gewaltig gehe zu dieser Zeit die Versuchung in Schwange, durch eigene Kräfte so viel Verdienst erwerben zu können, um vor Gott mit solchem Schmucke zu bestehen, was unmöglich sei; welchen Irrthum der Bruder einst mit ihm getheilt habe, gegen welchen er selbst auch jetzt noch kämpfe, den er noch nicht überwunden habe. Hat er aber auch noch gegen den eingewurzelten Irrthum zu kämpfen, so ist ihm doch das gewiß, nur darin ist Heil für die Seele, daß sie an sich selbst verzweifelt, das Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit festhält, dagegen aber auch fest glaubt, daß Christus ihre Gerechtigkeit geworden, das Ihrige angenommen hat, das Seinige ihr gegeben, aus ihren Sünden die seinigen, aus seiner Gerechtigkeit die ihrige gemacht. Den süßesten Trost empfindet, wer „seiner Liebe nachdenkt, die ihn drang, vom Himmel zu den Sündern auf Erden herniederzusteigen. Wozu wäre er gestorben, wenn wir durch eigene Mühe und Pein zum Frieden des Gewissens gelangen müßten?" Der übrige Inhalt des Schreibens zeigt, wie bei ihm der tiefste sittliche Ernst und die sorgsamste Berücksichtigung der praktisch-religiösen Anforderungen unmittelbar aus diesen evangelischen Begriffen hervorgingen. „Wenn Du also fest glaubst, wie Du mußt, denn verflucht ist, wer es nicht glaubt, so trag die unordentlichen irrenden Brüder mit Geduld, mach aus ihren Sünden die Deinen, und was Du Gutes hast, laß das Ihre sein." An die apostolischen Aussprüche: Nehmet euch unter einander auf, wie auch Christus euch aufgenommen, zur Ehre Gottes, und: Seid gesinnet, wie Jesus Christus auch war, welcher, da er in Gottes Gestalt war, erniedrigte er sich selbst u. s. w., werden Ermahnungen geknüpft, daß der Bruder sich selbst erforsche, sich zu den schlechten Brüdern herunterlasse, sich ihnen nicht entziehe, sich nicht selbst über Gebühr erhebe. Er hatte die vollkommene Frömmigkeit einst darin gesucht, daß er der Welt absterbe. Wie ganz anders ist jetzt seine Ansicht selbst in mystisch-beschaulicher Stimmung. „Unglückselig ist die Gerechtigkeit Derer, die sich für besser als Andere halten und auf Entfliehen aus der Welt und Einsamkeit denken, statt den Brüdern durch Geduld, Gebet und Beispiel zu nützen; das heißt das vom

Herrn anvertraute Pfund vergraben und den Mitknechten vorenthalten, was ihnen gehört. Wenn du eine Lilie und Rose Christi bist, so wisse, daß dein Wandel unter Dornen sein muß, und sieh nur zu, daß du nicht durch Ungeduld, Uebermüthigkeit oder geheimen Stolz ein Dorn werdest. Das Reich Christi ist mitten unter seinen Feinden, wie der Psalm sagt. Schau hin auf Das, was Christus für dich und Alle gethan, damit du auch lernest, was du für Andere thun mußt. Wenn er nur unter Guten hätte leben und nur für Freunde sterben wollen, wo sind sie doch, für die er gestorben wäre, für die er gelebt hätte?" [1])

In demselben Sinne äußert er sich in einem andern Briefe vom 15. April gegen Leiffer in Erfurt, der schwere Anfechtungen erlitt. Luther hatte davon gehört, verweist ihn an seinen Beichtvater und fügt dann aus seiner eigenen, „ja der Erfahrung Aller, die er je in ähnlicher Weise beunruhigt gesehen", hinzu: „Ich bin gewiß, ich weiß es, die Klugheit unseres Sinnes ist die alleinige Ursache und Quelle aller unserer Unruhe; denn unser Auge ist gar sehr ein Schalk: hu! wie jämmerlich hat sie mich geplagt, und plagt mich noch über die Maßen. Das Kreuz Christi ist in die ganze Welt ausgetheilt; ein Jeglicher empfängt seinen Theil davon. Wirf also den deinigen nicht weg, nimm ihn vielmehr als grundheilige Reliquie dahin, nicht in güldenen Schrein: sondern in ein gülden, das heißt mit Liebe erfülltes Herz. Denn wie des Kreuzes Holz durch die Berührung des Fleisches und Bluts Christi also geheiligt ist, daß die Reliquien davon so kostbar gehalten werden, wie viel mehr sind die Ungerechtigkeiten und Verfolgungen, Leidenschaft und Haß der Menschen, der Gerechten wie Ungerechten, die heiligsten Reliquien, in Liebe umfaßt, geküßt und gebenedeiet, noch viel mehr geheiligt, nicht durch die Berührung seines Fleisches, sondern allerliebreichsten Herzens und seines göttlichen Willens, weil der Fluch in Segen, das Unrecht in Gerechtigkeit, das Leiden in Ehre und das Kreuz in Freude verwandelt ist." [2])

Wir werden sehen, zu welchem Ziele er auf der Bahn dieser Begriffe gelangte. Sehr merkwürdig sind die beiden Sendschreiben

1) De Wette I, 16.

2) De Wette I, 18.

wegen der Aeußerungen, aus welchen deutlich erhellt, daß er in großen innern Kämpfen auch jetzt noch begriffen, daß es ihm noch nicht gelungen war, der kirchlich-scholastischen Vorstellungen sich gänzlich zu entledigen, die augustinisch-evangelischen sich völlig anzueignen und namentlich den Widerspruch aufzulösen, der zwischen jenen und diesen stattfand, in der That unlösbar war und noch einen andern in sich schloß, der ihn mit noch weitern Bedenken ängstigen mußte. Je tiefer er in die Begriffe und Anschauungen eindrang, die er als unmittelbare evangelische Wahrheit in sich aufgenommen, und die ihm freilich bezeugt waren durch innerste Erfahrung, Schriftstudien, große Kirchenlehrer wie Augustin, ehrwürdige Kirchenobere wie Staupitz; je mehr und je deutlicher er ihre Folgen für die kirchliche Lehre, Praxis, die kirchlichen Einrichtungen überschaute, desto klarer mußte er den Widerstreit beider erkennen. In die letzteren war er von Kindheit an so völlig eingegangen, war er fortwährend — nur an sein Mönch- und Priesterthum zu denken — so tief verstrickt. Indem er seine evangelischen Ueberzeugungen äußerlich geltend zu machen suchte, wurden ihm jene eben als kirchlich autorisirte entgegengehalten, und es war ihm noch nicht in den Sinn gekommen zu bezweifeln, daß die vorgeschriebene Lehre der römischen Kirche die untrügliche Stimme Christi und des heiligen Geistes sei, und da griff und half auch die Unterscheidung zwischen ihr und den willkürlichen Satzungen der Schule oder des römischen Hofes nicht durch. Er durchhieb den Knoten zuletzt, doch verging bis dahin noch eine lange Zeit des Schwankens, der Ungewißheit und Aengste für ihn. Wir werden darauf zurückgeführt werden.

Für die Einwirkungen, die er bei Ordensbrüdern so sehr sich angelegen sein ließ, eröffnete sich ihm eben jetzt die denkbar beste Gelegenheit, sie fortzusetzen, zu erweitern, die Augustiner der ganzen Provinz, soweit sie empfänglich waren, mit seinen Ueberzeugungen zu erfüllen.

Uebernahme des Ordensvikariats. — Luther in Grimma und Tetzel in Wurzen.

Kurfürst Friedrich bewog Staupitz um diese Zeit, in seinem Auftrage eine Reise in die Niederlande zu unternehmen. Die Sendung, zu welcher der Kurfürst einen so bedeutenden Mann gebrauchte und zu welcher ein Mann wie Staupitz sich gebrauchen ließ, hatte den wichtigen Zweck, noch mehre Reliquien für die Schloßkirche aufzusuchen und zu erstehen. Luther konnte unmöglich damit einverstanden sein bei der Denkart, die er sich allmälig und schon lange angeeignet. Wir hörten sie ihn eben erst noch in dem Schreiben an Leiffer andeutend aussprechen. Er war Staupitzen längst vorausgeeilt, es geschah mehr und mehr, er vermochte, scheint es, nicht mehr, ihn gleichen Schrittes mit sich fortzuziehen. So entgegenstehend seine, wie sich kaum bezweifeln läßt, auch zur Sprache gekommene Ansicht sein mochte, Staupitz übernahm den Reiseauftrag und ernannte Luther zu seinem Vikar in Sachsen und Thüringen für die Zeit seiner Abwesenheit. Es war ein Zeichen großen Vertrauens von Staupitz' Seite, ein Zeichen, in welch einem bedeutenden Ansehen Luther im Orden bereits stehen mußte. Einem noch so jungen Manne hätte Staupitz seine Stellvertretung nicht übertragen können, wenn sein geistiges Uebergewicht nicht allgemein anerkannt oder doch empfunden gewesen wäre. War dies nicht der Fall, wie hätte Luther als visitirender Oberer in dem Kloster erscheinen können, in welchem man ihn noch vor gar nicht langen Jahren als Novizen mishandelt, wo man dem Schauspiele seiner Extravaganzen uneinverstanden zugeschaut, noch bis vor Kurzem wegen seines zu Wittenberg angenommenen Doktorats und was sonst die Veranlassung sein mochte, ihn feindselig durchgezogen hatte. Es gab ausgezeichnete, berühmte Männer in den Konventen, einen Lange, Linck, Usingen u. s. f.

Höchst bedeutend und von reichem Gewinn wurde es für Luther, daß er mit der Vikariatsverwaltung betraut wurde und sie auch eine längere Zeit führte, so viel ich habe erkunden können bis in den November 1517. Wir finden nicht, daß er sich gesträubt hätte, das gleich lästige und ehrenvolle Amt zu übernehmen. Die Stimmung, worin er der Annahme des Doktorats vier Jahre

früher auszuweichen gesucht hatte, lag weit hinter ihm. Gleich der erste Schritt auf der neuen Bahn, in welche ihn Staupitz hineinleitete, sollte merkwürdig, man möchte sagen verhängnißvoll werden, und zwar durch ein kleines zufälliges Ereigniß, das gerade in dem Augenblicke sich zutrug, in welchem er von Staupitz das Vikariat übernahm. Um die Bedeutung desselben und den Eindruck, den es auf ihn machte, zu würdigen, müssen wir uns seine jetzt so ganz andere Stimmung vergegenwärtigen. Er ist voll des Gottesfriedens, den er nach langen schmerzlichen Kämpfen in Begriffen und Ueberzeugungen gefunden, an deren Gewinn er seine ganze Geisteskraft gesetzt, die er sich mühevoll angeeignet, die eben darum bereits fest und ausgebildet genug in ihm sind, ihm eine sichere Haltung zu geben, obwol nicht so fest, daß er ihrer vollkommen gewiß wäre. Er spricht sie aus, sucht sie mitzutheilen, für sie zu gewinnen, streitet für sie und wider die entgegenstehenden, weil sie durch diese bestritten, gefährdet werden, weil er nur kämpfend ihre völlige Bewährung in sich zu finden, nur siegend in ihrem Besitze sich sicher zu fühlen vermag. Dieser Kampf zieht sich in seine Schriftauslegung, seine Predigten, selbst in die friedlichen Briefe an die Brüder hinein, in welchen er doch auch den Gegensatz zu berühren nicht umhin kann. Auch als Kriegs- und Angriffslust sahen wir die Lebendigkeit und Kraft seiner Anschauungen, den Drang, seine große Richtung mitzutheilen, hervortreten. Dazu war ihm von der Romfahrt ein Stachel zurückgeblieben und mehr und mehr geschärft und tiefer eingedrückt, ein brennender Schmerz über die Misgestalt der Kirche, die Entweihung des Heiligen in ihr durch Misbrauch aller Art und gleißenden Pharisäism, die Abirrung von der evangelischen Wahrheit in ihr, die Tyrannei in ihr, die diese Wahrheit nicht wieder durchdringen lassen wollte, das Heidenthum, das in die Schule eingeschwärzt worden, sich ihrer bemächtigt hatte und sie und die Kirche äffte, den Wahn, der selbst die Erleuchtetern, die Wohlgesinnten blind machte, eben noch einen Staupitz hinaustrieb zum Einhandeln fleischlicher Reliquien. Die Erkenntniß war ihm immer deutlicher geworden und je deutlicher er sah, desto höher mußte sein Unwille sich steigern. Dem hellern Lichte zum Trotz, das er in seinem Kreise entzündete, wie viel mußte er fort und fort rings um sich her erblicken, das ihm nicht anders als

ein Greuel oder doch als dem großen Irrthume Nahrung gebend erscheinen konnte, der aller echten innerlichen Frömmigkeit entgegenstand. Schon aus der Psalmerklärung und den vertrauten Briefen an Spalatin wegen Reuchlin's Angelegenheit lasen wir es heraus, wie es in ihm gährte, welch ein nagender, verhaltener Groll ihn erfüllte, so sehr er Maß hielt in seinen Aeußerungen. Ein verrottetes finsteres Pfaffenthum offenbarte seine ganze Entartung und verfolgte die Erleuchteten und Guten, zeigte großen Anhang, große Gewalt, und die die Träger und Hüter des Lichts, der reinen Lehre, des freien Forschens hätten sein sollen, die hohen Schulen gaben zum Dienst, zu Gehülfen der Finsterniß und Unterdrückung sich her, selbst vom Wahne beherrscht und bethört, ewig schweigend, ewig blind. Sein Zorn darüber flammte auf in jenen Briefen nach Erfurt, hinderte ihn nicht, auch tröstliche Briefe an die Brüder zu schreiben, raubte die Haltung ihm nicht, aber das ist aus Allem klar, er war „voller als die Zunge sagte", sein Inneres war zum Wenigsten zeitweilig in heftiger Bewegung. Stille und Sturm wechselten in ihm, nicht ohne Mühe bezwang er sich, behauptete er das Maß besonnener vorsichtiger Klugheit, die Ruhe, die wir, von Augenblicken abgesehen, stets und selbst dann, wenn er kämpft, an ihm wahrnehmen; nicht ohne Mühe hielt er sich auf der Höhe der christlichen Anschauung, in welcher ihm auch die Leidenschaften und der Haß der Menschen als heilige Reliquien erschienen.

In dieser Stimmung trat er in den letzten Tagen des Aprils die Visitationsreise an, womit er seine Vikariatsgeschäfte beginnen sollte. Bis Grimma reiste er mit Staupitz und Wenceslaus Linck, dem damaligen Prior des wittenberger Augustiner-Konvents. Im grimmaer Kloster nahm Staupitz in Gemeinschaft mit ihm das Geschäft der Visitation vor. Auch praktisch mochte er ihn anleiten wollen. Man besprach sich hier vor der Trennung noch eifrig und länger über geistliche Sachen. Zu derselben Zeit durchzogen Ablaßprediger und Verkäufer Deutschland. Es war oft, ja fast unablässig geschehen, hatte Anstoß erregt, bittere Klagen hervorgerufen. Größer als je war der Mismuth über die Hierarchie und deren Anforderungen, weiter als je waren den Deutschen die Augen aufgegangen. Das Koncil war versammelt, das von Neuem Abstellung der Misbräuche verheißen, eben hatte Wimphe-

ling die Höhe vor Augen gestellt, welche dieselben erreicht, und gleichzeitig begann neuer Ablaßunfug unter päpstlicher Autorisation im Reiche, ihm, seinen Häuptern und der Stimmung der Nation zum Trotz in einer noch nicht erhörten Ausdehnung. Am Aergsten trieb es Tetzel. Während Staupitz mit Luther das Kloster in Grimma visitirte, hatte er in dem nicht sehr entfernten Wurzen sein Wesen. Als sich die Visitatoren, so scheint es, zum letzten Male mit den Brüdern des grimmaer Konvents unterredeten, erhielt Staupitz ein Schreiben aus Wurzen, worin ihm gemeldet wurde, was dort vorging. Es war ihm und sodann, als er den Inhalt der Zuschrift mittheilte, allen Versammelten neu und befremdend. Das Auffallendste oder Empörendste an den wurzner Nachrichten war zweierlei, daß Tetzel, noch dazu ein gelehrter Theolog, es so arg mache öffentlich zu sagen, sobald der Gulden oder Groschen klinge, solle die Seele aus dem Fegfeuer erlöst sein, und daß er mit päpstlichen Vollmachten versehen sei. Es war doch in der That gar zu viel, gar zu frech, mehr als recht und erlaubt ist, geduldig hingehen zu lassen. Staupitz scheint auch seine Neuigkeiten wie unerhörte, unerhört ärgerliche Dinge vorgetragen zu haben. Oder die Versammelten hatten Aehnliches schon viel gehört, nur mehr aus der Ferne, oder hatten auf Besserung gehofft, und was sie jetzt vernahmen, war arg wie das Aergste, was sie je vernommen. Wie dem nun sei: in Luther's Innerm begann es zu sieden und zu schäumen. Er fuhr heraus: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will!" Seine Geduld war zu Ende, von diesem Augenblicke an stand der verhängnißvolle Entschluß in ihm fest, sich wider den Ablaßunfug zu erheben, einen entscheidenden Schlag zu führen. Er begann auch die That dem Vorsatze augenblicklich folgen zu lassen, ergriff noch im Kloster zu Grimma die Feder, um wider Tetzel zu schreiben, der keine Ahnung davon hatte, in wessen Nähe er gekommen war, keine Ahnung, daß sein erfolgreiches Auftreten in Wurzen die nächste Veranlassung zu dem großen Streite zu werden bestimmt war, worin er zuerst erliegen und den das Papstthum selbst so schwer empfinden sollte, von welchem er die Vollmachten hatte, auf die er trotzte.

Man hat behauptet und von anderer Seite geleugnet, daß Staupitz Luther's Auftreten wider den Ablaß wenigstens mitver-

anlaßt habe. Wir haben eine bestimmte Aeußerung von Luther, die keinen Zweifel darüber zu lassen scheint. „Ich war (als er nämlich ins Kloster ging) der Welt wie abgestorben, bis daß es Gott Zeit däuchte und mich Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb und Doktor Staupitz mich reizte wider den Papst. Denn Gott hat mich nicht ohne große Ursachen einen Mönch werden lassen, sondern daß ich durch Erfahrung belehrt wider den Papst schriebe." Ebenso sagt er, im Jahre 1516 habe er angefangen, wider den Papst zu schreiben.[1]) Man wird beide Aeußerungen insofern auf einander beziehen dürfen, um annehmen zu können, daß Staupitz in diesem Jahre und zwar eben jetzt ihn „anreizte", sei es nun, daß er ihn auf den Gedanken brachte, etwas gegen den Misbrauch, der mit dem päpstlichen Ablaß getrieben wurde, zu schreiben, oder daß er ihn in dem Gedanken, den Luther äußerte, bestärkte. Diese Annahme hat auch aus andern Gründen die größeste Wahrscheinlichkeit für sich. Es wird sich unten zeigen, daß Staupitz zu den Ablaßthesen des folgenden Jahrs ihn nicht wohl auch nur mitveranlaßt haben kann. Man war jetzt beisammen, in der ersten Hitze, dachte sich darin die Sache leicht, die jetzt auch so große Bedenken noch nicht zu haben schien, und dachte und konnte an ein Wagniß, wie es die Veröffentlichung jener Thesen war, noch gar nicht denken. Ehe dies geschehen konnte, mußten die Dinge eine noch ganz andere Gestalt annehmen, die Zeit und Luther selbst reifer geworden sein. Es handelte sich jetzt um eine Schrift der Art etwa wie die war, die Luther wider die aristotelische Philosophie unter der Feder hatte, einen Angriff der Art, wie sie mehrfach vorgekommen waren. Zu so etwas konnte Staupitz rathen oder anreizen, wie der Ausdruck ist, den man auch sonst nicht wörtlich nehmen darf. Luther dachte noch lange nicht daran, sich wider den Papst zu erheben, und nannte erst späterhin seine Bemühungen in dieser Zeit, das Evangelium emporzubringen, wider den Papst predigen oder schreiben, weil es den Erfolg und Ausgang hatte.[2])

---

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262; in Quart Nr. 148. *Rebenst.* II, 13.

2) Spiker (a. a. O. Anh. 66) meint aus einer Aeußerung Luther's (bei Walch XIV, 470 f.) schließen zu dürfen, Luther hätte 1516 den Ablaß in

Allein er ließ ab. Von Dem, was er noch in Grimma zu schreiben anfing, ist nichts zu Tage gekommen. Er ließ sich weder von seinem eigenen Gefühl, noch von Staupitz fortreißen, ließ noch einige Zeit bis zu seinen ersten Angriffen auf den Ablaß hingehen. Er hatte hierzu eben so starke Gründe als zu seinem Aufbrausen bei der Kunde von dem Unwesen in Wurzen, zu seinem ersten und zu dem zweiten Entschlusse, die Sache nicht mehr aus den Augen zu lassen, aber tiefer zu erwägen und den Krieg ruhiger und umfassender vorzubereiten. Es wird sich deutlich aus einem Ueberblicke über den Ursprung und Fortgang der Ablaßlehre und Praxis ergeben, den ich zunächst folgen lassen werde, um dies deutlich zu machen und um das Verständniß der bald anhebenden Kämpfe Luther's wider dieselbe zu erleichtern. Diese Kämpfe zogen sich weit ins zweite Jahr bis zum eigentlichen Ausbruche fort, ein kleiner unermüdlich fortgesetzter Krieg, der dem Gewaltangriffe vorherging und ihn vorbereitete. Sie werden uns deutlich erkennen lassen, wie groß in ihm die Anlage nicht etwa blos zum tapfern Streiter und Ritter ohne Furcht und Tadel, sondern zum Heerführer war; wie sie ihm dienten, sich dazu auszubilden; mit welcher Umsicht, Klugheit und Mäßigung er seine Veranstaltungen zu dem entscheidenden Schlage schon von fern erwog und traf, und wie er bis dahin seine Kräfte übte, aber zu sparen, zu sammeln wußte auf den bestgewählten Zeitpunkt. Es wollte nicht wenig sagen, eine solche Kraft, eine solche Glut zusammenzuhalten, zu beherrschen. Längst hatte sich Hutten aufs Bitterste über den Ablaßunfug ausgelassen, und wie Viele hatten es gethan. Von Luther hörten wir noch nicht ein einziges Wort darüber. Sein Schweigen ist jedoch das beredteste. Auch diesem, wie es schien unheilbaren Uebel hatte sein schmerzliches Seufzen gegolten; er hatte es längst ins Auge gefaßt, es hatte ihm längst wie nur Einem die tiefste Entrüstung erregt, er hatte längst auf Abhülfe, auf eine Weise gesonnen, dem großen Schaden, den Freveln, die an der Kirche und deutscher Nation verübt wurden,

einer Dissertation nachdrücklich bestritten; ich kann indeß die Aeußerung nicht so verstehen. Sofern sie sich auf Ablaßthesen bezieht, scheinen mir durchaus nur die von 1517 gemeint zu sein. Auch spricht Luther nur von einer Sammlung, in welcher keine Dissertation oder Thesen gegen den Ablaß von 1516 sich finden.

und den Frevlern beizukommen, aber die rechte noch nicht finden können, und mit vergeblichen Worten, vergeblichem Widerspruche seine Kraft nicht vergeuden mögen — diese Kraft, die innerlich, still, in geheimer Tiefe wie Alles in ihm sich bildete und wuchs, um sich dann urplötzlich in Reife und Fülle zu entfalten, wie Ungewitter loszubrechen und daherzufahren. Der Wille und Muth zum Kriege war längst in ihm — wenn es sein könnte, müßte. Das Alles zeigt sich schon in dem Ausrufe, der dort in Grimma seinen schweigsamen Lippen entfuhr: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will!“ [1])

1) Lingke, Reisegesch. 26 f.

Fünftes Hauptstück.

Die Ablaßlehre und Praxis. — Unwille, Unschlüssigkeit Luther's.

Alte Abneigung Luther's gegen den Ablaß. — Bedenklichkeitsgründe gegen einen Angriff. — Der päpstliche Ablaß. — Die scholastische Theorie. — Unsicherheit Luther's. — Bedeutsamkeit eines Angriffs auf den Ablaßunfug. — Das Ablaßunwesen. — Weitere Bedenklichkeitsgründe. — Erzbischof Albrecht's Anweisung für die Ablaßbevollmächtigten. — Tetzel. — Hergang beim tetzelischen Ablaßkrame. — Die Ablaßbriefe. — Uebele Folgen. — Widerstreben. — Noch andere Bedenklichkeitsgründe. — Die Abläße in Kursachsen. — Luther's Stellung. — Ergebniß.

Alte Abneigung Luther's gegen den Ablaß.

Es wurde angekündigt, daß zunächst ein Ueberblick über den Ursprung und Fortgang der Ablaßlehre und Praxis folgen solle. Ich wünsche das Verständniß der bald anhebenden Kämpfe Luther's wider den Ablaßunfug dadurch zu erleichtern und daneben zugleich die Gründe ins Licht zu setzen, die ihn bewogen, so zögernd und bedächtig zum Angriffe vorzuschreiten. Da es lediglich dieser Zweck ist, welcher die Erörterung bestimmt, so wird man um so weniger eine vollständige gerundete Geschichte des Ablasses erwarten dürfen. Ohnehin werde ich absichtlich Manches hier noch übergehen, das zweckmäßiger weiter unten zur Sprache gebracht wird.

Luther war herangewachsen und hatte im erfurter Kloster bis zur völligsten Hingebung und äußersten Ueberspannung gelebt in dem Glauben an die Kraft der „Werke" gerecht zu machen vor Gott, die Möglichkeit der Erwerbung überflüssiger, an Andere mitzutheilender Verdienste, die päpstliche Machtfülle und Untrüglichkeit. Man sollte hiernach meinen, daß er auf den päpstlichen Ablaß hätte Vertrauen setzen, daß ihm derselbe hätte willkommen sein müssen. Allein es scheint nie der Fall gewesen zu sein. Er wurde freilich von Kindheit an darauf hingeleitet, doch ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß eben in diesem Punkte die Einflüsse der Denkart seines Vaters, dann vielleicht Proles' Unwille und Kampf wider die Abläße schon in seinen Knabenjahren bei ihm entgegenwirkte. Mistrauen regte sich bei Einzelnen auch im Volke schon damals. Als sich Tetzel in Annaberg aufhielt, setzte ihn Fr. Mekum, zu der Zeit noch ein Knabe, in große Verlegenheit, indem er einen Ablaßbrief umsonst erbat und sich dabei auf den Wortinhalt der päpstlichen Ausschreiben berief. Tetzel's Predigten waren ihm Orakel, von Dem, was vom Papste kam, glaubte er, daß es von Christo selbst komme. Indeß hatte ihn sein Vater von frühester Kindheit an gelehrt, er müsse fleißig die zehn Gebote, das Vaterunser und den Kinderglauben lernen und beten, denn von Gott habe er Alles und Gott werde ihn behüten und führen, wenn er gern bete; des Erlösers Blut sei die Sühne für die Sünden der Welt, und jeder Christ müsse dies glauben; die päpstlichen Abläße wären Netze, worin das Geld der Einfältigen gefangen würde, denn die Vergebung der Sünden und das ewige Leben könnten sicher nicht mit Gelde erkauft werden; die Priester zürnten freilich, wenn man es sage. Er war dadurch in ein großes Schwanken gerathen, ob er dem Vater oder den Priestern glauben solle, deren Lehre er sich indeß hingab, doch so, daß er das Eine nie glauben konnte, daß Vergebung der Sünde für Geld zu erlangen sein sollte und daß die Armen vom Himmelreiche ausgeschlossen wären. [1])

---

1) Löscher a. a. O. I, 405 ff. In dem Cod. chart. bibl. duc. Goth. wird in einem Manuskripte, was zwischen den Mekums, Vater und Sohn, nach dem Obigen vorging, von Hans und Martin Luther berichtet, offenbar eine Verwechslung.

Ganz ähnlich scheint es mit Luther gegangen zu sein. Wir hörten in seiner Jugendgeschichte, daß ihn Angst um das Heil der Seele fort und fort quälte, daß er vor Allem Trost für das Gewissen suchte, daß er deshalb seine Zuflucht zu den Heiligen, den Werken nahm. Doch nicht etwa, daß er sich auf die Fürbitten der Heiligen verlassen hätte: nur eigenes Thun, eigene und die höchste Kraftanstrengung genügte ihm und genügte ihm doch auch auf die Länge nicht. Ja schon früh empfand er Unbefriedigung, als er — an die Heiligen, Ablaß, Messen, Möncherei gewiesen — allen Ernstes „seine Zuflucht zu den todten Heiligen stellte"; er „schaffte nichts damit", konnte dadurch „von dem furchtsamen flüchtigen Gewissen nicht erlöset werden." Auf ein altes Mistrauen, eine alte Abneigung deutet schon die im ersten Buche von ihm aus der Schrift Wider das Papstthum zu Rom angeführte Aeußerung hin, daß er einer von Denen gewesen sei, „die auf solchen Kauf und Losgeben des Papstes nicht hätten gebauet, wenn sie die Welt sollten verdienet haben." Er gibt dort auch den Grund seines Nichttrauens an. „Wir mußten mit Butter-, Milch- und Ablaßbriefen unsere christliche Freiheit, durch Christus' Blut uns erworben und gnädiglich geschenkt, um unser Geld kaufen und konnten dennoch nicht gewiß sein, ob wir wohl und recht daran thäten." [1]) Das war es: die Ungewißheit der Ablaßwirkungen. Wäre sie nicht gewesen, so waren ja alle Winkel in aller Welt „voll Siegel und Briefe" und der päpstliche Sendbote, Kardinal Raymund, machte die Erlangung der reichsten Indulgenzen so leicht und bequem, kam auch nach Erfurt, als Luther dort studirte und „fromm" zu werden sich abmühete. Hätte Luther der Ablaßkraft vertraut, so würde er die Schrecken des ewigen Todes leicht von sich haben abhalten, das Mönchsgelübde und die Mönchspeinigungen, die Qualen der Verzweiflung über seine Sünde sich haben sparen können. Allein ihn beherrschte von Kindheit an das tiefste Verlangen nach Einigung der Seele mit Gott, und zwar so, daß er Befriedigung nur durch Gewißheit im innersten Gemüthe, solche Gewißheit aber nicht durch fremde Vermittlung, ein Losgeben von Außen her und schon deshalb auch nicht im Ablaß finden konnte. Nur durch

1) Plochm. XXVI, 190.

eigene äußerste Anstrengung glaubte er sie erlangen zu können und zu müssen. Auch das täuschte: er fand sich auch in seinem Vertrauen auf die Mönchs- und Bußwerke betrogen. Nun sollte der aus dem Bußwesen entsprungene Ablaß freilich den Mangel ersetzen, der trotz ihnen blieb: es geschah jedoch nimmer.

Im zweiten Buche ist ausführlich die Rede davon gewesen, wie es nach der kirchlichen Lehre und Praxis mit der Buße stand und welche Marter sie für Luther war, der vornämlich auf sie seine Hoffnung gestellt. Der Beichtende sollte „alle seine Sünden erzählen", was unmöglich war; man auferlegte ihm Genugthuungen, aber er konnte nicht wissen, wie viel er für eine, geschweige wie viel er für alle Sünden thun sollte; man wies ihn dann mit der übrigen Buße ins Fegfeuer, allein die Erlösung daraus sollte wieder von den Genugthuungen abhängen und er konnte daher nie wissen, wann er ausgebüßt hätte. Hier kam nun, wie Luther in den schmalkaldischen Artikeln bemerkt, der heilige Stuhl der armen Kirche zu Hülfe und erfand den Ablaß. „Damit vergab und hub er auf die Genugthuung, erstlich einzelen, sieben Jahr, hundert Jahr u. s. w. und theilet es aus unter die Kardinal und Bischoff, daß einer kunnt hundert Jahr, einer hundert Tage Ablaß geben. Aber die ganze Genugthuung aufzuheben, behielt er ihm allein zuvor. Da nu solchs begunst Geld zu tragen, und der Bullenmarkt gut ward, erdacht er das gülden Jahr und legts gen Rom; das hieß Vergebung aller Pein und Schuld. Da liefen die Leute zu; denn es wäre Jedermann gern der schweren unträglichen Last los gewest. Das hieß die Schätze der Erden finden und erheben. Flugs eilet der Papst weiter und machet viel gülden Jahr auf einander. Aber je mehr er Geld verschlang, je weiter ihm der Schlund ward. Darumb schicket ers darnach durch Legaten heraus in die Länder, bis alle Kirchen und Häuser voll gülden Jahr wurden. Zuletzt rumpelt er auch ins Fegfeuer unter die Todten, erstlich mit Messen und Vigilien stiften, darnach mit dem Ablaß und dem gülden Jahr, und wurden endlich die Seelen so wohlfeil, daß er eine umb ein Schwerigroschen losgab. Noch half das auch Alles nicht. Denn der Papst, wiewol er die Leute auf solch Ablaß lehret sich verlassen und vertrauen, so macht ers doch selbs wiederumb auch ungewiß. Denn er setzt in seine Bullen: wer des Ablaß oder gülden Jahrs wollt theilhaftig sein, der sollt

bereuet und gebeicht sein und Geld geben. Nu haben wir droben gehört, daß solche Reu und Beicht bei ihnen ungewiß und Heuchelei ist. Desgleichen wußte auch Niemand, welche Seele im Fegfeuer wäre; und so etliche drinnen wären, wußte Niemand, welche recht gereuet und gebeicht hätte. Also nahm er das liebe Geld, und vertröstet sie dieweil auf sein Gewalt und Ablaß und weiset sie doch wiederümb auf ihr ungewiß Werk." [1])

Noch deutlicher legt er dies in der Schrift von den Schlüsseln (1530) dar. Sie sprächen wol von einer clavis errans, dem irrenden oder Fehlschlüssel, wie wenn der Papst Jemand banne, der vor Gott nicht gebunden oder Jemand löse, der vor Gott nicht los sei, wo denn der Schlüssel fehle, nicht recht zutreffe und nichts schaffe. „Was habt ihr uns denn nun bisher, fragt er, in deutschen Landen, ja in aller Welt, mit dem Ablaß verkauft? Ihr habt unermeßlich Geld dafür genommen. Ist der Fehl- oder Treffschlüssel dabei gebraucht? Ihr antwortet, ob ich nicht in den Bullen gelesen, wer seine Sünde bereuet und gebeichtet habe, der habe den Ablaß gewiß? Freilich. Allein was folgt daraus? Ihr gebt uns euern Ablaß und laßt uns dafür sorgen, ob er uns werde, denn ihr sagt uns nicht und erklärt auch nicht zu wissen, ob wir recht gereuet und gebeichtet haben; das sei nicht euere, sondern unsere Sache. Ihr könnt also doch nicht wissen, ob der Schlüssel getroffen oder gefehlt hat, und reue und beichte ich nicht recht, so hat er gefehlt, so ist der Ablaß und das Geld verloren, das ich für ihn gegeben. Mein Geld habt ihr gewiß, ich aber bin nach dem Kauf wie vor dem Kauf, denn da ihr sagt, es sei nicht gewiß, ob ich Ablaß habe, so habe ich eben so viel als vorhin, nämlich ungewissen Ablaß, das ist keinen Ablaß." [2])

Die scholastisch-kirchliche Lehre von der Buße, der Reue, Beichte und Genugthuung hatte die Absolutionen ungewiß gemacht; der Ablaß sollte den Schaden heilen; seine Ertheilung konnte so leicht misverstanden werden, das Geldnehmen hatte dabei so viel Anstößiges für den gesunden Verstand und das einfache sittliche Gefühl, man wollte ihn schützen gegen die Einwürfe, die sich aus diesem stets wider ihn erhoben, ihn schützen gegen

1) Plochm. XXV, 132.

2) Plochm. XXXI, 141.

Misdeutung und Misbrauch, indem man eine rechte Beichte und Reue zur Bedingung seiner Wirksamkeit machte, und gerade dies, „welches in allen Bullen und Ablaßbriefen mit angehängt war, verdarb doch wieder Alles." Man suchte zum Ablaßkauf zu bewegen, indem man vorstellte, wie strafbar schon eine einzige Todsünde mache und wie ein Jeder täglich deren viele begehe; dann aber wurde nach scholastischer Lehre die Wirksamkeit des Ablasses doch wieder durch das Vorhandensein einer Todsünde bei dem Empfangenden verhindert. Wir hörten Luther sagen, wenn Einer nach der Lehre der Schule und Kirche hundert Jahre gebüßt hätte, so habe er dennoch nicht wissen können, ob er ausgebüßt. Ebenso konnte Niemand wissen, ob er genug Ablaß habe und wenn er noch so viel gekauft hatte.[1])

Gründe genug, daß Luther dem Ablaß nicht trauen noch geneigt sein konnte, bevor er ins Kloster ging und als er dem Mönchthume und dem Vertrauen auf die Mönchswerke völlig hingegeben war. Neue Zweifels- und Abneigungsgründe kamen hinzu, als er die Vergeblichkeit der Bußen und Genugthuungen erkannt und auf einen ganz andern Heilsweg eingelenkt hatte. Der Ablaß war Auswuchs von jenen, stand und fiel mit ihnen, und aus den evangelischen Begriffen, die er sich allmälig aneignete, sprang deutlich hervor, daß der Ablaß zur Gerechtigkeit nichts nützen, die innere Umwandlung nicht überflüssig machen, der Vergebung der Sünde nicht gleichstehen konnte, und daß es der schwerste Irrthum, Verführung und Lästerung war, so etwas von ihm zu behaupten. Sollte nicht dem wittenberger Theologen so gut wie vor ihm Wessel und Andern auch jetzt schon und längst, seit er mit der Schrift und den Vätern sich so genau bekannt gemacht, der Umstand aufgefallen sein und Bedenken gegen den Ablaß erregt haben, daß davon weder in der Schrift noch in der ältesten Kirche die Rede war? Vollends das konnte ihm nicht mehr zweifelhaft sein, daß die gewöhnliche Ablaßpredigt und Praxis dem Evangelium schnurstraks zuwider und arger Misbrauch war, die schöne Folge davon, daß die Lehre der Schule die Schriftlehre verdunkelt, verdrängt hatte, daß die Gelehrten dem Heiden

1) Auslegung des 51. Psalms, zu V. 8; Walch V, 832. Ullmann, Reformatoren, I, 271.

Aristoteles Alles glaubten und unnütze Studien trieben, statt sich auf die Schrift zu legen, daß die Universitäten, statt sich wider Irrlehre und Volkswahn, Lehr- und Redezwang und offenbare Unbilden zu erheben, gute Bücher verdammten und dadurch finstere Mönche und Ketzermacher in ihren Verkehrtheiten und ihrem Uebermuthe noch bestärkten. Er kannte das Ablaßwesen, war so zu sagen darin aufgewachsen, hatte es in Erfurt bei Raymund's Anwesenheit und zu Rom in voller Blüte gesehen, hatte es in seinem Mönchsleben, da die Augustiner wie alle Orden ihre Ablaßprivilegien besaßen, und im hellen Wittenberg gleichfalls gefunden. Er hatte in Deutschland und Italien, in Rom und Wittenberg vom Ablaßunfuge viel hören und sehen müssen, was ihm bei seinen Begriffen und seiner Richtung und Gesinnung nur tiefen Schmerz und Unwillen erregen können. Mehr aber und ärger als arg schien Das zu sein, was ihm jetzt von Tetzel's Aeußerungen in Wurzen kund wurde. Heillos, schamlos, auch der kirchlichen Ablaßlehre und selbst den päpstlichen Ablaßbullen zuwider war es, mußte Entrüstung hervorrufen bei dem Volksfreunde, dem Seelsorger, dem die Gemeinde, dem Kleriker, dem das Gedeihen der Kirche, die Ehre der Geistlichkeit und der kirchlichen Obern angelegen war, wenn gepredigt wurde, es komme eben nur auf das Geldgeben an, um die sündigen Seelen zu erlösen; und so etwas wurde öffentlich gepredigt, während das Licht der Wissenschaft und des Evangeliums heller aufleuchtete in deutschen Landen als je — wurde öffentlich gepredigt angeblich mit Vollmacht des Papstes, eines Leo X., wie Luther denken mochte auf Anstiften der Schranzen am römischen Hofe, wo sie nichts glaubten, nichts nach den Seelen der Deutschen fragten. Es würde uns auffallen müssen, daß wir bis jetzt noch keine Aeußerung des Unwillens oder der Misbilligung von ihm hörten, wenn wir nicht schon von ihm wüßten, wie er Jahre lang beobachtete, an sich hielt, seinen Tadel, Schmerz und Zorn im stillen Innern verschloß. Am wenigsten aber könnte es Wunder nehmen, daß er endlich einmal, wie es in Grimma geschah, aufbrauste.

Bedenklichkeitsgründe gegen einen Angriff.

So erklärlich es nun war, daß er bei der Nachricht von dem tetzelischen Unfuge augenblicklich zur Feder griff, um dawider zu schreiben, eben so erklärlich war es doch aber auch, daß er bald wieder davon abstand, um sich die Sache vorerst noch reiflicher zu überlegen. Eine Unternehmung wider die Ablaßpraxis hatte große Bedenken und schien leichter zu sein, als sie war. Freilich hatte es dem Ablaß niemals an Gegnern gefehlt und eben jetzt nahm der Unwille zu. Allein er äußerte sich noch immer nichts weniger als allgemein, laut, entschieden, verläßlich genug. Wir sprechen weiter unten davon; er bot keine sichere Stütze dar, am wenigsten war er aufgeklärt und aufklärend. Auf der andern Seite lag vor Augen, die kirchlichen Obern ertheilten Ablaß, die Gelehrten lehrten vom Ablaß, die Laien aller Stände suchten und kauften ihn, alle Welt glaubte an ihn, wenn auch nicht an Alles, was die Ablaßprediger sagten; wer ihn angriff — vorausgesetzt, daß der Angriff tiefer ging, mit Nachdruck erfolgte — setzte sich so ziemlich mit aller Welt in Widerspruch, traf auf den Wahn und die fast unüberwindliche Macht des Wahns, der die Massen noch immer gefangen hielt, der den Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niedern, so oft und so sehr auch der gesunde Verstand dawider sich geregt hatte und noch regte, tief im Herzen steckte. Noch in einer viel spätern Zeit, als seine Macht in großen Kreisen längst gebrochen war, hatte Luther Veranlassung von ihm zu sagen: „welcher Teufel hat uns denn so bezaubert und verblendet, daß wir mit bezahltem Gelde in Händen doch für das bereiteste Geld lieber Schuldzettel hätten? So rasend und unsinnig sind wir, daß wir Alles, was Menschenköpfe erdenken, lieber wollen haben, denn Gottes Güte und Barmherzigkeit, die er uns umsonst erzeiget und anbeut.“ [1])

Wir erinnern uns, in Paltzens himmlischer Fundgrube, die er sicher fleißig und andächtig gelesen, war es Lästerung genannt, den Ablaß eine neuere römische Erfindung zu heißen, war gelehrt, in Beziehung auf den Ablaß sei die Vernunft unter den Gehorsam

1) Kirchenpostille, Plochm. XV, 501.

des Glaubens gefangen zu nehmen, war Denen, die sich der Indulgenzen nicht bedienen wollten, als Jüngern des Antichrists Verlust der Wohlthaten des Leidens und Todes Christi angedroht, und schwerlich war es ohne Eindruck bei ihm geblieben; sobald ihm die Augen einigermaßen aufgegangen waren, hatte er auch das: verlaß dich nicht auf deinen Verstand bedacht; er hielt seine Gedanken — nicht blos die Zunge — über zehn Jahre im Zaum. Kluges Umschauen und Anhalten, Mistrauen in die eigene abweichende Einsicht, schwere Bedenken begleiteten alle seine Fortschritte, und eben jetzt stellten sie sich mit verdoppelter Wucht ein. „Einem einfältigen, ja wol auch einem gelehrten Christen kann's einfallen, sagt er, daß er gedenkt: Lieber, es sein ja auch treffliche Leute und meinen's gut; wer weiß, ob du deiner Sachen so gar gewiß bist und recht habest. Solche Gedanken setzen dem Herzen über die Maßen heftig zu." Es war seine Erfahrung und auch schon auf diese Zeiten seiner mit innern Kämpfen verbundenen Fortschritte zur Erhebung gegen das verderbte kirchliche Wesen bezieht es sich, wenn er den Augustinern in Wittenberg, von denen er auf der Wartburg gehört, daß sie im Kloster die Messe abschafften, schrieb: „Ich empfinde täglich bei mir, wie gar schwer es ist, langwährige Gewissen, und mit menschlichen Satzungen gefangen, abzulegen. O wie mit viel großer Mühe und Aerbeit, auch durch gegründ't heilige Schrift, hab ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich, einer allein, wider den Papst habe dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten, die Bischof für seine Apostel, die hohen Schulen für seine Hurhäuser. Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft, und mir furgeworfen ihr einig stärkest Argument: du bist allein klug? Sollten die Andern alle irren, und so ein lange Zeit geirret haben? Wie wenn du irrest, und so viel Leut im Irrthum verführest, welche Alle ewiglich verdammet würden, bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wider diese Argument der Papisten, als ein steinen Ufer wider die Wellen, auflehnet, und ihr Dräuen und Stürmen verlachet." Er war darauf und daran, „das Evangelium ans Licht hervorzuziehen", allein wenn er „das Papstthum ansah", war es ihm oft, als sei das Evangelium so tief verschüttet, daß es nicht möglich

wäre, daß die Wahrheit wieder hervorkommen sollte unter so viel Verführung und falscher Lehre. In der Geschichte seiner Studienzeit, seiner wittenberger Anfänge bemerkten wir, wie sehr ihn das Ansehen der Väter, der Kirche und der Glaube an ihre Untrüglichkeit eingenommen hatte und aufhielt. So machte es ihn auch jetzt und noch in viel spätern Jahren oft „bestürzt", wenn er etwa über dem Lesen der Schriften Augustin's sich einer Abweichung von den großen Lehrern der Kirche bewußt wurde, „und kömmt denn das Geschrei hinzu, Kirche, Kirche! Das kränket einen allermeist. Denn es ist wahrlich ein schwer Ding, sein Herz in diesen Sachen überwinden können, von Denen abweichen, die ein so groß Ansehen haben und so einen heiligen Namen führen, ja von der Kirche selbst, und ihrer Lehre nicht mehr trauen noch glauben." Die Lehre vom Ablaß habe wie die von der Mönchsheiligkeit viel große Leute gefangen und verblendet, und insbesondere habe dabei das Vorgeben verführt, daß die Kirche nicht irre. Sehr schwer sei es, dawider zu bestehen; die im Glauben an die kirchliche Unfehlbarkeit nicht Aufgewachsenen hätten keine rechte Vorstellung davon. „Ich habe bei zwanzig Jahren viel damit zu thun gehabt und drüber mit mir selber disputirt und mich mit der Proposition überworfen, daß man nicht Alles glaubte, was der Papst sagte, item, daß die Kirche irre." Die entgegenstehende Meinung habe einen gar zu großen Schein gehabt und Anhang bei aller Welt. [1])

Die Schule leitete die Geltung des Ablasses unmittelbar von Christo ab. Es hieß in ihr, die allgemeine Kirche könne nicht irren, und da sie den Ablaß billige und übe, so müsse er Geltung haben, was denn auch allgemein zugegeben werde, weil es unfromm sein würde, etwas für nichtig zu erklären, das die Kirche thue. Die Ablaßprediger beriefen sich, und zwar mit Recht, auf die Kirche, deren Untrüglichkeit, die Aussprüche großer Kirchenlehrer, päpstliche Bevollmächtigung. Daß sie zu weit gingen, daß einzelne Päpste ihre Befugnisse gar zu weit ausge-

---

1) Hauspostille, Plochm. VI, 430. Vom Misbrauch der Messe, Plochm. XXVIII, 29. Ausleg. des 5. 6. und 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 6, V. 16, Walch VII, 774. Ausleg. des 1. u. 2. Kap. Johannis, zu Kap. 2, V. 23 f., Walch VII, 1790.

dehnt, war freilich leicht einzusehen, aber die Frage war, wo und wiefern? Es war überhaupt schwer zu sagen, wo das Unberechtigte und Misbräuchliche begann, und insbesondere Luther verstand die Ablaßdoktrin noch zu wenig, um seiner Sache, um namentlich darüber gewiß zu sein, daß er die Kirche und das Papstthum nicht träfe, indem er die Predigt der Ablaßkrämer angriffe. Vor Allem wußte er nicht, was denn die Kirche eigentlich über den Ablaß lehre. Er sagt in der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg, daran, daß das Evangelium die Gewissen vom Greuel und Abgott des Ablasses erlöst habe, sollten sie doch erkennen, daß es Gottes Wort und Kraft sei, denn alle Welt müsse zugestehen, daß menschliche Weisheit solchs nicht vermocht hätte, „sintemal kein Bischoff, kein Stift, kein Kloster, kein Doktor, kein Hoheschule, ich selber auch nicht dazumal, und Summa keine Vernunft diesen Greuel verstund noch kennete, viel weniger zu steuren noch anzugreifen wußte.“ Erscheint dies auffallend, so erklärt es sich doch leicht, wenn man nur einigermaßen in die Sache hineingeht.[1])

Der päpstliche Ablaß.

Der päpstliche Ablaß war aus dem der ältesten Kirche hervorgegangen, doch himmelweit davon verschieden. Sie hatte auf strenge Sittenzucht gehalten, wobei die Gemeinde die völligste Mitthätigkeit geübt. Untreu gewordene oder bescholtene Mitglieder wurden ausgeschlossen, oder es wurden ihnen öffentliche, oft schwere und langwierige Kirchenbußen auferlegt und diese bisweilen, jedoch nicht leicht, auf Fürbitte der Gemeinde gemildert oder erlassen. Der Ablaß war also Nachlaß, Milderung der auferlegten Bußen, Verkürzung der Bußzeit. Bedingung war Erweis der eingetretenen Sinnesänderung. Auf ihre Erfüllung wurde streng gehalten und sie wurde streng erfüllt, so lange der kirchliche Gemeingeist und das religiös-sittliche Gefühl stark blieb, der Glaube lebendig war, daß Versöhnung mit der Kirche und mit Gott gleich sei. Allmälig hörte die Mitthätigkeit der Gemeinde auf und die Buß- und Sittenzucht gerieth in Verfall. Mit ihr hätte auch der Ablaß aufhören müssen, kam aber — in

1) Ullmann a. a. O. 267. Plochm. XXIV, 337.

einem ganz andern Sinne — nun erst recht in Gang und vollendete den Verfall der Kirchenzucht. Man legte Weiteres, von Anfang freilich Bestrittenes in den Begriff hinein, daß auch zeitliche Strafen Gottes durch ihn nachgelassen würden. Die geheime Beichte bei den Priestern kam auf, die Priester, als Verwalter des Sakraments, als mit der Schlüsselgewalt ausgerüstete Richter an Christi oder Gottes Statt, verknüpften kirchliche Strafen mit der Absolution von den in der Beichte bekannten Sünden, milderten oder erließen ihrerseits jene Bußen und verwandelten sie, so oft ihnen auch eine größere Sorgfalt beim Bußwesen zur Pflicht gemacht werden mochte, mehr und mehr in geringe armselige Genugthuungen, in Verrichtung guter Werke oder Geldzahlungen. Die Lage der Dinge, die Verwandlung der Buße in eine kirchliche Handlung, ein Sakrament, allgemeine Schwächung des Bußeifers, des evangelischen Bewußtseins, die übertriebene Meinung von dem Werthe der Werke, geistliche Habsucht, sittliche Trägheit der Laien, bei den germanischen Völkern die Ueblichkeit der Sühnen, Geldentschädigungen, wenigstens für alle nicht unehrliche Verbrechen, wirkten dabei zusammen. Seit den Zeiten der Kreuzzüge fing der Ablaß an, allgemein und im weitern Sinne auch als Erlaß der göttlichen Strafen, als Sündenvergebung zu gelten. Der vollkommene Ablaß, der den Kreuzfahrern und dann auch Denen, welche in die Kriege gegen die Ketzer und Heiden in Europa selbst zogen, bewilligt und zum Jubeljahrsablasse erweitert wurde, leitete den päpstlichen Ablaß, das eigentliche Unwesen ein. Der Bußeifer und die Bußzucht geriethen nun gänzlich in Verfall. Wie aus der Verfassung der Kirche das freie Gemeindewesen durch eine priesterliche Aristokratie und diese durch eine geistliche Einherrschaft verdrängt war, ging auch die Befugniß zur Ablaßertheilung fast allein in die Hände der Päpste über, welche theils, um den Misbräuchen der Beichtväter und Bischöfe zu steuern, theils aus eigennützigen Beweggründen die Ablaßertheilungen derselben bis auf ein Geringstes einschränkten. Nur auf vierzig Tage durfte der bischöfliche Ablaß sich zuletzt noch erstrecken, vollkommenen Ablaß zu ertheilen, stand dem Papste allein zu. [1])

1) Ullmann a. a. O. 260 ff. Raumer, Hohenstaufen, VI, 221;

Die scholastische Theorie.

Die Scholastik fand die Ablaßlehre und Praxis schon in großer Ausartung vor und befliß sich, die erstere wissenschaftlich auszubilden, die letztere theoretisch zu rechtfertigen. Kann man sagen, daß etwas Kolossales selbst in den Verirrungen und Frevel des Papstthums, der Zeiten und Menschen, die es schufen und repräsentirten, liege, so gilt dies auch von den Verirrungen und Ausschreitungen der Spekulation, der Kühnheit und Dienstbarkeit des Sinnes der katholischen Theologen, von der Scholastik und insbesondere von der scholastischen Ablaßtheorie. Die Scholastiker steigerten in ihr die christlich-religiöse Wissenschaft bis zu einem Wahnsinn, in welchem freilich Methode war, gaben der Macht sich hin und dem schlechten Zuge des Volksgeistes, und führten den Kirchenglauben durch blendende Irrlichter gänzlich irre, statt ihn zum Lichte der einfachen evangelischen Wahrheit zurückzuleiten. Die Erfolge ihrer Thätigkeit auf diesem Felde zeigen in einem großen Beispiele die gewaltige Macht und die klägliche Abhängigkeit der Wissenschaft. Sie half wesentlich mit, das Papstthum zum Gipfel seiner Macht emporzuheben, indem sie die Begriffe, auf welchen dieselbe ruhete, ausbildete und in den Völkern befestigte; sie stützte das Papstthum, dessen stärkste Säule, indem sie jene Begriffe und die Geister bei ihnen festhielt und so der Wahrheitserkenntniß den Eingang wehrte. Sie war Leiterin gewesen, Antriebe waren von ihr ausgegangen: am Ende aber war sie doch auch von der Zeitrichtung beherrscht gewesen und hatte zum dienstbaren Werkzeuge der Macht und gemeiner selbstischer Anliegen unbewußt oder bewußt sich hergegeben.

Der scholastischen Lehre zufolge sollten Christus und die Heiligen weit mehr gute Werke gethan haben als nöthig, Gott

---

Geschichte Europas, I, 201. Staatslexikon, IV, 42. Gervinus a. a. O. I, 169, 478. Hirscher, Die katholische Lehre vom Ablaß, 3. Auflage, 14 ff. Unter den Strafen, die zugleich Sühne, spielen im Mittelalter auch die Pilgerfahrten eine große Rolle, wo dann das kanonische Recht wieder anknüpfte, indem es die Verbrechen als Sünden auffaßte. Abegg, Die versch. Strafrechtstheorien. Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte. Alzog a. a. O. 650.

wegen der gesammten Strafschuld der Lebenden zu versöhnen, ihm genug zu thun; diesen Ueberschuß von Werken der Genugthuung sollten sie für die ganze Kirche vollbracht haben, diese Verdienste sollten von ihnen auf Andere, auf Sündige in dieser und jener Welt übertragen werden können, indem sie ein Gemeingut, einen Schatz der Kirche bildeten, über welchen zu verfügen dem Haupte der Kirche zustehe, das darüber unter der Bedingung von Genugthuungen verfügte, die der Kirche zu leisten waren und entweder in äußerlichen Werken, Wallfahrten u. s. w. bestanden oder in Geldzahlungen verwandelt wurden.

Die Päpste fanden in den Ablässen eine reichlich fließende Geldquelle, eine wahre Goldgrube, die sie besonders seit dem 14. Jahrhundert mit immer zunehmender Habgier und Schamlosigkeit ausbeuteten. Nichts hätte ihnen willkommener sein können, als die Lehre vom Kirchenschatze. Klemens VI. erklärte sie in einer Bulle vom Jahre 1342 für einen Glaubensartikel. Sie war, am feinsten gefaßt, Verweisung von Seiten der Kirche in Betreff der der Idee der Gerechtigkeit und der beleidigten Gemeinde zu leistenden Vergütung auf Christus und die Heroen aller christlichen Jahrhunderte, Berufung der Kirche auf die in ihrer Mitte leuchtenden Sterne der Tugend aus allen ihren Zeitabschnitten, zur Versöhnung der durch Einzelne verletzten und durch sie nicht mehr völlig versöhnbaren sittlichen Ordnung, und zur Tröstung dieser Einzelnen um dieser Unversöhnbarkeit willen. Doch auch in der noch so fein gefaßten Theorie wurde schon durch die Genugthuungen wiederum Alles verdorben. Der Ablaß als Aufhebung der Sündenstrafe beruhete ihr zufolge einerseits eben auf den Genugthuungen, und andererseits auf der kirchlichen Autorität, so daß zu ihm nicht mehr erforderlich war als ein äußerliches Werk oder eine Geldzahlung und das Belieben des mit der Schlüsselgewalt betrauten Ertheilers. Die Genugthuungen waren unter den Gesichtspunkt der kirchlichen Gerichtsbarkeit gebracht und wurden als zum Bußsakrament gehörig betrachtet, und da nun dieses von der Schlüsselgewalt des Priesterthums abhing, so waren zur Sündenvergebung einerseits priesterliche Weihe, und andererseits Reue und Buße nothwendig gewesen. Wenn aber diese letztern auch nach Ausbildung der scholastischen Theorie beim Ablaß gefordert wurden, so war doch

nicht ihr Verhältniß zur Sünde das Entscheidende, sondern das Ermessen des über den Kirchenschatz Gebietenden, der nicht um ihrer, sondern um äußerlicher Leistungen an die Kirche willen und nach deren Maße Christi und der Heiligen Verdienste mittheilte. Während nach dem Evangelium Werth und Größe des Verdienstes Christi in der vollkommenen Einheit der Gesinnung und des Willens mit Gott besteht, wird in der scholastischen Ablaßtheorie Werth und Bedeutung des Verdienstes Christi in die einzelnen Blutstropfen, die er vergossen, die einzelnen von ihm erduldeten Martern gesetzt, womit zusammenhing, was Luther „gar unchristlich, das Reich Gottes schmäler und enger einziehen, auch seine Barmherzigkeit schänden" nennt, nämlich das in Gebrauch gekommene „Auswägen der Sünden mit Quinten und Lothen," das „Zumessen des Ablasses mit benannten Jahren, Karenen, mit Vergebung des dritten, vierten oder halben Theils der Sünden." Hutten sagt davon in seiner Klage und Vermahnung wider die Gewalt des Papstes:

„Der Eigennutz gaht allweg mit,
Des wollen sie entbehren nit,
Und suchen List uf alle Weg,
Das Nutz gebähr und Leut beweg';
Die reden von der Höllen-Pein,
Als ob die ihn' bekannt möcht seyn,
Und was uns geb vor Freuden Gott,
Die messen sie aus mit dem Loth." [1])

Damit hing zusammen, was misbräuchlich war, aber häufig vorkam, daß der Ablaß nur nach dem Maße der dafür gezahlten Geldsumme gelten sollte. Während das Evangelium als Bedingung der Sündenvergebung Sinnesänderung, je nach dem Vorbilde des Erlösers, fordert, knüpft die scholastische Ablaßtheorie dieselbe zunächst nicht an ein beginnendes heiliges Leben, sondern an die Leistung einzelner äußerer Werke, und läßt sie nicht als eine religiöse, sondern als eine juridische Handlung geschehen, wobei die Würdigkeit der Person wenigstens beim Ablaßertheilenden vollkommen gleichgültig ist. Fordert sie zugleich Reue und

1) Vermischte Predigten, Plochm. XVIII, 237. Münch, Hutten's Werke, V, 177. Ullmann a. a. O. 236, 270. Hirscher a. a. O. 41 ff.

Buße, so steht diese doch erst in zweiter Linie, macht, wie oben erwähnt, den Ablaß wieder ungewiß, und es ist damit doch zuletzt nur Das gemeint, was Luther, wie wir schon hörten, Galgenreue nennt. [1])

Die Habgier und die Roheit ihrer Begriffe verleitete die Ablaßprediger sehr natürlich, auch dies Ungenügende noch in den Hintergrund zu schieben, was um so leichter geschehen mochte, da die Forderung der Reue und Buße, selbst in der Theorie der Schule und Kirche, genau genommen, etwas nicht Wesentliches war, und der Ablaß sehr wohl auch ohne sie gelehrt und gepredigt werden konnte. Das sinnliche sittlich träge Volk überhörte den Anhang, fühlte dessen Ueberflüssigkeit heraus, und verstand den Ablaß als eigentliche Sündenvergebung für eine bestimmte Leistung oder Geldsumme, sodaß aus dem Ablasse ein Sündenhandel wurde, bei dem sich alle oberflächlichen Gemüther leicht beruhigten. Es lag in ihrem Nutzen und der Schwierigkeit der Sache, wenn die kirchlichen Häupter nicht nach Gebühr darauf hielten, daß Seitens der Ablaßprediger die Ablaßsuchenden wenigstens so gut belehrt wurden, als es hätte geschehen mögen. Es lag gar zu nahe: wenn Geld genommen wurde, wozu noch Reue und Beichte, wenn diese genügten, wozu ein Kaufpreis? Wer den Sinn ändern, die sittliche Kraft bethätigen mochte, wozu hätte er noch sein Geld geben sollen? Dies geschah eben um jenes unterlassen zu dürfen. Wer das Geld der Gläubigen begehrte, wie hätte er bemüht sein sollen, den Misverstand zu zerstören, der es einbrachte? Er mußte die anlockende und bedenkliche Seite hervorziehen, um seinen Zweck zu erreichen. Die mit dem Ablaßverkauf Beauftragten konnten sich in den meisten Fällen bei ihren Lästerreden und Uebertreibungen durch die höhere Macht gedeckt halten, die vom größesten Misverständniß den größesten Gewinn zog. Die Päpste, wie hätten sie als oberste Ablaßherren und denen die meisten Vortheile zuflossen, und die auf diese eben ausgingen, nicht gern zusehen, nicht eher noch fördern sollen? Sie hatten sich selbst die Beschränkung auferlegt, der

1) Gieseler, Lehrb. d. Kirchengesch. II, 2, 463 ff. Raumer, Hohenstaufen, VI, 176. Indulgenzen in Ersch und Gruber, 135. Ullmann a. a. O. 273 f.

Theorie zufolge für jede Ablaßertheilung einen zureichenden Grund haben zu sollen. Wie leicht aber fanden sie einen solchen in den frivolsten Veranlassungen, ihren Geldbedürfnissen, ihrer Geldliebe, und wer durfte danach fragen, wer entgegentreten? — sie waren unfehlbar, allmächtig, und die Zweifler, die Widerredenden fielen in den Bann, verwirkten den zeitlichen Frieden und die ewige Seligkeit. Sie sahen um so nachsichtiger zu, da sie gar zu offenbar gegründete und zu scheuende Vorwürfe dadurch wenigstens mit einigem Scheine zurückweisen konnten, daß sie das Aergste als Unbefugtes untergeordneter Bevollmächtigter bezeichneten und sich auf die jedenfalls bessere Schul- und Kirchenlehre beriefen, welche Niemand wegen ihres Ansehens antasten durfte, und die noch unantastbarer wurde, weil sie so verwickelt war.

Wenn auf die Bedingung der Reue und Buße auch noch so viel Nachdruck gelegt wurde bei Ablaßertheilungen, die letztern hatten dennoch die Folge, daß sie vom Erlöser und der Hingebung an ihn ablenkten. Denn in den päpstlichen Ablaßbriefen, wie Luther in der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs bemerkt, wurden stets nicht Die von Sünden losgesprochen, die an Christum glaubten, sondern Die, welche ihre Sünden nach Anleitung der kirchlichen Vorschriften hinlänglich bereueten, rein ausbeichteten und die geforderte Geldsumme zahlten, was denn die Erklärung in sich schließe, daß Christus vergeblich gestorben und seine Gnade eine unnöthige und unnütze sei. [1])

Einer der neuesten katholischen Schriftsteller hat die Lehre vom Ablaß so fein dargestellt und so vorsichtig beschränkt, als es möglich war. Er besitzt in vollem Maße die Gabe lichtvoller Darstellung. Aber, wenn auch die Priester verständen, das Volk, sowie er will, über den Ablaß zu belehren: das Volk wird es schwerlich fassen, schwerlich beim Ablaß sich denken, was es dabei zu denken angeleitet werden soll. Auch gesteht er, nicht immer sei streng auf die Forderung der Sinnesänderung gehalten, statt deren nicht selten blos kleine elende Genugthuungen auferlegt worden wären; es sei gar nicht zu berechnen, wie viel dem sittlichen Ernste, dem Eifer in Vergütung des Unrechts und der Ehrfurcht vor Gott und der ewigen Majestät seines Gesetzes

1) Zu Kap. 2, V. 21; Walch VIII, 1938.

durch Vergeudung der Ablässe geschadet werde und worden sei; nur sittlich Unförderliches und seine religiösen Begriffe Verwirrendes könne sich der gemeine Mann dabei denken, wenn ihm Abläße von so und so viel Tagen oder Jahren gegen eine gewisse Leistung angeboten würden; nie werde man Gründe zur Ablaßertheilung, dergleichen man vom 14. Jahrhundert an gültig gefunden, z. B. Geldbeiträge zu Bauten, zu heiligen Kriegen u. s. w. rechtfertigen können, und ebenso wenig Lokal- und Ordensfeste; die Bedingungen, von welchen die Gültigkeit und Kraft aller Abläße überhaupt, und für jeden Einzelnen, der sie empfangen wolle, abhänge, wären insgemein wenig gekannt, das Volk habe vielmehr über die Bedeutung und Kraft der Abläße so viele sittlich-verderbliche Ansichten, und sei überhaupt so geneigt, an Alles, wodurch ihm Sinnesänderung und Vergütung des in der Welt gestifteten Uebels erlassen sein solle, blindlings zu glauben, daß nichts unverantwortlicher zu sein scheine, als sorglos und ohne nähere Belehrung und ausdrückliche Forderung des ewig Unerläßlichen Abläße auszuschreiben. Er meint, es dürfte angemessen sein, den historisch wohlbegründeten Unterschied zwischen voll- und unvollkommenen Abläßen dermalen in der Praxis der Kirche nicht weiter beizubehalten. „Für's erste werden ja immer vollkommene ausgeschrieben; wozu sollen da die unvollkommenen noch nützen? Dann aber sieht man wohl ein, wie die alte Kirche, welche den Sünder, dem sie Nachsicht schenkte, vor sich hatte — ich sage, man sieht wohl ein, wie sie Solchen eines vollkommenen Ablasses würdig finden und ihm sonach diesen ertheilen konnte; aber man sieht nicht ebenso gut ein, wie vielen Tausenden und Millionen, deren moralische Beschaffenheit, sittliches Bedürfniß und Verschulden gegen die göttliche Ordnung unbekannt sind, ohne Unterschied vollkommene Abläße im alten Sinne der Kirche angeboten werden mögen. Ebenso wenig kann man sich's recht klar machen, wie man ohne alle nähere Kenntniß und Untersuchung Tausenden und Millionen einen Straferlaß von einer genau bestimmten Zeit, z. B. von 40 Tagen, ertheilen wolle, da man dieses zwar in der alten Kirche, wo die Bußzeit auf eine bestimmte Dauer erkannt war, sehr passend konnte, nicht aber dermalen, wo gar keine Bußzeit besteht. Denn man sieht itzt weder ein, daß Jemand eben einen

Ablaß von z. B. hundert Tagen brauche, noch warum die Kirche gerade hundert Tage Bußzeit schenken wolle. [1])

Die scholastische Ablaßtheorie war und blieb die äußerste Spitze der Begriffe von den Werken und der gesetzlichen veräußerlichenden Richtung des Katholicism der mittlern Jahrhunderte, grundverderblich für die evangelische Frömmigkeit und Sittlichkeit. Selbst die vielfachen nie endenden Streitigkeiten im Innern der Schule über die Ablaßtheorie und die mancherlei Versuche, sie zu erläutern, weiter auszubilden, zu vertheidigen oder durch Kautelen zu beschränken, beweisen es, Versuche und Streitigkeiten, die allesammt darauf hindeuten, daß man die innern Widersprüche und die Gefährlichkeit der Theorie erkannte oder fühlte. So unterschieden Manche zwischen Vergebung der Schuld und Sünde und Vergebung oder Erlaß der Strafen, denn Christus habe zwar für unsere Sünden und deren ewige Bestrafung genuggethan, nicht aber für die zeitliche, wofür der Sünder selbst genugthun müsse; und wenn dieser die zeitliche Strafe in diesem Leben nicht erleide, so treffe sie ihn im Fegfeuer u. s. w. Luther sagt davon in den Anmerkungen zum Matthäus, lächerlich sei die Behauptung, in jener Welt, oder aber im Fegfeuer, würden allein die erläßlichen Sünden vergeben werden, oder wenigstens man werde dort für die in diesem Leben vergebenen Todsünden genugthun können. „Denn sie sagen (es war namentlich Thomas von Aquino Lehre), wer in einer Todsünde stirbt, der würde schlechterdings verdammt. Ist das nun nicht unsinnig, daß man lehret, Christus habe in diesem Leben die Vergebung aller Sünden, auch der unendlichen und allergrößesten Sünden, eingesetzt, und doch die geringen Sünden, oder die zeitliche Gnugthuung, bis ins Fegfeuer versparet? Gleich als ob Derjenige, der seinem Schuldner hunderttausend Pfund erläßt, nicht auch einen einzigen Heller erließe. Welch eine Blindheit und was vor erschreckliche Lügen sind das! Und gleichwol hat man sich vor selbigen mehr gefürchtet, und sie höher geehret, als das Wort Gottes selbst. Denn sie haben in der ganzen Welt geherrschet.“ [2])

---

1) Hirscher a. a. O. 74.

2) Zu Kap. 12, V. 32; Walch VII, 266. Ullmann a. a. O. 273. Anm.

Kann aber irgend Etwas beweisen, wie weit beim Ablaß die Bedingung der Reue und Buße zurückgestellt wurde und mehr und mehr zurückstehen mußte, so ist es die Verbindung, worin die Ablaßtheorie mit der Lehre vom Fegfeuer und mit der Behauptung gesetzt wurde, daß der Ablaß nicht blos den ihn Begehrenden, sondern auch Andern, für die er begehrt werde, im Fegfeuer Befindlichen nütze, bei welchen Reue und Buße der Ablaß für sie Erlangenden doch nicht wohl in Betracht kommen konnte. Einige suchten den Widerspruch, der darin lag, daß der Ablaß an bestimmte Leistungen geknüpft sein und doch auch den Verstorbenen sollte nützen können, durch dialektische Sophismen oder Gewalt zu lösen. Sie behaupteten, die Wirkung des Ablasses auf die Verstorbenen trete ein in Folge einer Lösung oder Fürbitte, nicht einer richterlichen Entscheidung des Papstes. Und dies Letztere blieb in der Kirche herrschende Meinung, wonach also der Papst auch die Schicksale der abgeschiedenen Seelen vermöge seiner auch auf jene Welt sich erstreckenden Schlüsselgewalt in Händen hatte, eine Meinung, welcher an Ungeheuerlichkeit nur die weitere gleich kam, daß Ablaß auch für noch zu begehende Sünden — wobei abermals von Reue und Buße in Wahrheit die Rede nicht sein konnte — erlangt werden möge. Es wurde wol Ablaß für Sonntagsarbeiten, d. h. für Entheiligung des Sabbath — z. B. 1430 für solche Arbeiten an den Festungswerken der Stadt Leipzig — ertheilt. Die ihn erhielten, sollten die Sabbathsentheiligung als eine Sünde beichten, aber doch Ablaß durch die letztere verdienen. Was war da die Beichte? [1])

Unsicherheit Luther's.

Nichts war gewisser als daß überall Ablaß ertheilt und gepredigt wurde, nichts ungewisser als jede ernste auf den Ablaß sich beziehende Frage. Die Ablaßprediger mochten sagen, was sie wollten, sie fanden dafür eine Rechtfertigung oder wenigstens eine Veranlassung und Beschönigung in der scholastischen Theorie oder doch der Meinung eines angesehenen Lehrers, in den

1) Ullmann a. a. O. 272. Löscher a. a. O. I, 399.

Kirchengesetzen oder dem Ausspruche oder der Ueberschreitung eines Papstes. Hätte sich noch allenfalls sagen lassen, was die Kirche über den Ablaß lehre und festgesetzt habe, so gingen die Päpste nicht selten über die Kirchenlehre und Gesetze hinaus, und da erhob sich dann wieder bei dem bestrittenen Umfange ihrer Befugnisse die Frage, ob man in ihren Uebertretungen der Kirchengesetze Ungültigkeiten zu erblicken habe oder ob man gültige Bestimmungen daraus herleiten könne, darin erblicken solle. Die Ablaßpraxis schwankte, und ebenso war von allen Lehren der Schule die vom Ablaß wegen ihrer innern Widersprüche und ihrer theilweisen Widersprüche mit dem übrigen Lehrsysteme die dunkelste und strittigste, wie denn die römischen Hoftheologen selbst noch soviel später sich nicht über sie einigen konnten, als Hadrian VI. (1521—1523) die Bedeutung des Ablasses genau bestimmt haben wollte. Sie war zugleich die beziehungsreichste, indem sie irgendwie mit fast allen andern Theilen des herrschenden Lehrsystems und der päpstlichen Anliegen und Politik zusammenhing, theoretisch und praktisch gleich wichtig. Keine andere war so geeignet, darauf hinzuleiten, die Lehre der Kirche, der Päpste und Scholastiker zu unterscheiden und die bedenkliche Frage anzuregen, welche Geltung, welches Ansehen den Aussprüchen der Päpste und der Theorie der Schule gegenüber der kirchlich sanktionirten Lehre zukomme. Wir werden sehen, wie Luther darauf hingeführt wurde, und wie die Feinheit und der Nachdruck seines Gewaltangriffs vornämlich darauf beruhete.

Wie verwickelt und ungewiß und beziehungsreich die Ablaßlehre war, ist schon aus dem Bisherigen großentheils zu erkennen, und es muß nun noch deutlicher und erklärlicher sein, daß Luther „den Greuel nicht verstand noch anzugreifen wußte;" daß die Grenze nicht leicht anzugeben war, wo die Ablaßmisbräuche und die ausschweifenden Behauptungen der Ablaßprediger über die Lehre und die Vorschriften der Schule und Kirche hinausgriffen, daß sie mit den letztern fast untrennbar zusammenhingen, daß der Grund des Uebels eben in der Ablaßtheorie und dem Institute des Ablasses selbst lag, daß wenig oder nichts geholfen war, wenn nicht das letztere selbst sammt der Theorie beseitigt wurde, und daß dies doch gar nicht geschehen konnte, ohne auch andere wichtige Lehren, ja das ganze kirchliche Lehr- und das römische

Finanzsystem, die kirchliche und päpstliche Autorität in Frage zu stellen. Ein solcher Gedanke war ihm nun aber noch nicht von fern in den Sinn gekommen. Die Ablaßtheorie stand deutlich genug mit seinen evangelischen Grundbegriffen, die Lehre von der beim Ablaß geforderten Reue und Buße mit seinen, wenn auch noch nicht völlig klaren Begriffen von der letztern, die Lehre von einem auf Andere zu übertragenden Verdienste der Heiligen mit seinen Begriffen vom menschlichen Unvermögen zum Guten, die Lehre von den Genugthuungen und deren Wirksamkeit mit seinen Begriffen vom allein rechtfertigenden Glauben an den Erlöser im Widerstreit. Allein auf der Entwickelungsstufe, auf welcher er sich jetzt befand, mußte er nothwendig den Schaden in den Uebertreibungen und Misbräuchen suchen, welche beim Ablaß vorkamen, und bei dieser Halbheit gerieth er in ein Gewirre hinein, worin er sich lange nicht zurechtzufinden wußte und das ihm eben jetzt zu schaffen, ihn stutzig machte, indem er in voller Entrüstung sich ernstlicher hineinließ, zur Feder griff und über dem Schreiben nun erst die Schwierigkeiten der Sache deutlicher erkannte — die Schwierigkeiten, welche eben für ihn darin lagen; denn bei weniger Ernst und mehr Oberflächlichkeit hätte sich am Ende noch leicht genug etwas wider die tetzelsche Ablaßpredigt zu Stande bringen lassen.

Wollen wir ihn in dieser Zeit und diesem Zustande richtig beurtheilen, so müssen wir uns aus unserer Unbefangenheit geradezu hinausdenken. Der Widerstreit seiner evangelischen Begriffe und der scholastisch-kirchlichen Lehren war ihm noch keineswegs vollkommen deutlich in das Bewußtsein getreten. Schon die erwähnten Aeußerungen gegen Spenlein und Leiffer würden es beweisen, daß er sich noch in einem Zustande der Unklarheit und des Schwankens befand. Jene Lehren hingen mit andern zusammen, die ihm noch nicht zweifelhaft geworden waren, worin er wieder ein Zeugniß für ihre Wahrheit erblicken mußte. Indem wir ihn in raschem Fortschreiten und schon in lebhaftem Widerspruche begriffen sehen, dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß er noch immer „der rasendsten Papisten einer" war. Um dies hier hervorzuheben, so war ihm namentlich das Dogma vom Fegfeuer, das so eng mit den Lehren von der Buße und vom Ablaß zusammenhing, noch immer ein unbezweifelter Glau-

bensartikel. Nichts könnte vielleicht bezeichnender für die Stufe seiner bis jetzt gewonnenen Erkenntniß und Geistesfreiheit sein, wenn man daran denkt, wie vertraut er mit dem Lehrgehalte der Schrift und der ältern Kirche, und wie spät erst die Lehre vom Fegfeuer ausgebildet und kirchlich sanktionirt, wie offenbar auswüchsig sie war und was für ein Erklärungszwang dazu gehörte, wenn man sie in der Schrift finden wollte und daraus herzuleiten sich bemühete. Er meinte späterhin vom Fegfeuer, es sei eine wahre Lästerung wider die von Christo geschenkten Schlüssel des Himmelreichs, streitend wider das heilige Vaterunser, die zehn Gebote, den christlichen Glauben, eins der allergrößten Greuel und Wirkungen des Satans. Man sollte meinen, auch schon seine jetzigen Begriffe und Einsichten hätten ihn darauf hinführen müssen. Aber nichts weniger. Es währt noch einige Zeit, ehe sich nur leise Zweifel bei ihm zu regen anfangen. Jetzt gilt noch in vollem Maße von ihm, was er weiter davon sagt: „und es hat die ganze Welt erschreckt, und Aller Habe und Güter verschlungen, und den Papst zum Könige über alle Könige, ja, auch über Gott und sein Wort, gesetzt. Sintemal wir uns vor dem Papst mit seinem Fegfeuer mehr, als vor Gott mit seiner Hölle, gefürchtet haben. Und wir haben ein größer Vertrauen in die Lossprechung des Papstes vom Fegfeuer, als in die wahre Lossprechung Gottes von der Hölle gesetzt." Erinnern wir uns, wie ihm die Fegfeuerfurcht schon durch die Mönchspredigten, die Betbücher, die himmlische Fundgrube seines Ordensgenossen Paltz eingeprägt war. Offenbar war er noch weit von einer systematischen Durchbildung seiner evangelischen Begriffe entfernt, worin er deren Unvereinbarkeit mit der Kirchenlehre hätte erkennen müssen. Er wurde gerade erst durch das Bemühen, dem Ablaßunfuge beizukommen, darauf hingeführt. Ebenso offenbar sehen wir hier die Folgen der Mangelhaftigkeit seiner exegetischen Grundsätze und Methode. [1])

Dies Alles wird an einem andern Punkte noch deutlicher. Bei den Lehrsätzen, daß Menschen mehr thun könnten und gethan hätten, als das göttliche Gesetz von ihnen forderte, und daß wiederum ein Mensch diese Ueberverdienste an Andere austheilen

1) Anmerkungen zum Matthäus, zu Kap. 12, V 31 f. Walch VII, 267.

und so deren Sünde tilgen könne, hatte sich die christliche Kirche und Spekulation, man möchte sagen muthwillig von aller evangelischen Grundlage entfernt und im deutlichen evangelischen Lehrgehalte das Oberste zu unterst gekehrt. Allein, wenn die Lehre vom Kirchenschatze nach ihren verschiedenen Bestandtheilen seinen evangelischen Begriffen widerstritt, so erhielt sie doch wieder — und er glaubte jetzt noch fest an sie, wie wir unten sehen werden — einen Halt bei ihm durch ihren Zusammenhang mit den herrschenden Vorstellungen von der Kirche und deren Haupte, in welchen er noch völlig lebte, was jetzt noch das Entscheidendste bei ihm war. Denn nur Das war ihm bis jetzt klar geworden, daß der wirkliche Zustand der Kirche und daß einzelne Päpste dem Begriff und Urbilde der Kirche und des Papstthums nicht entsprachen, und sein Schmerz und Unwille war eben hierüber und war eben darum so groß, weil er ein so hohes Ideal von der Kirche und vom Papstthume im Herzen trug. Erst der Gedanke an eine Unterscheidung zwischen Dem, was der Papst als solcher mit Recht, und Dem, was dieser oder jener Papst ohne Berechtigung vorschreibe oder lehre, keimt bei ihm. Erst so weit ist er gelangt, schärfer zu unterscheiden zwischen kirchlich autorisirten Lehren und bloßen Privatmeinungen der Kirchenlehrer. Nur über die Entartung hörten wir ihn bisher Klage führen, während sich zugleich seine eifrige kirchliche Gesinnung in einer lebhaften Bestreitung der Ketzer aussprach. Sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Kirche steht noch vollkommen fest und macht ihn noch oft befangen, wo er auch nur mit angesehenen Kirchenlehrern in Widerspruch geräth. Der Zweifel beginnt sich in ihm zu regen, die Noth aber, welche er ihm macht, beweist, wie tief verstrickt er noch ist. Noch jetzt findet man wol etwas Phantastisch-Großartiges, etwas Poetisch-Erhabnes in den kirchlich-scholastischen Vorstellungen von der Kirche und dem Papstthume, und eben dies mochte ihn umsomehr anziehen und jene Vorstellungen in ihm befestigen. Er sah nicht, was wir darin sehen, fühlte höchstens dunkel das Aberwitzige und Vermessene, das in ihnen liegt, sofern sie auf den Voraussetzungen ruhen, daß die Erde oder vielmehr die lateinische Christenheit nebst Himmel und Hölle das Universum bilden und alle andere Existenzen gleich dem Nichts gelten, und daß ein Mensch hier und jenseit

über Gnade und Verdammniß verfügen könne und demnach als allmächtig, irrthumfrei, allwissend, als Gott gleich, das Weltgericht übend, Gott in die Ehre und ins Regiment greifend, gedacht werden muß, womit die Verwandlung des Papstthums nicht blos in ein christliches Chalifat, sondern in einen christlichen Lamismus beginnt. Wir bemerkten mit dem Geschichtschreiber der Deutschen im Zeitalter der Reformation, die Thatsache, daß diese und ähnliche Vorstellungen der katholischen Lehre ausgebildet und herrschend werden konnten, beweise, wie hoch das Papstthum in den Zeiten ihrer Ausbildung in den Ansichten der Nationen schon gestiegen sein müsse. Wir müssen aber hinzufügen, wie stark die Schauer der Furcht und Ehrfurcht vor der Macht und Höhe des Papstthums, welche sie den Gemüthern eingeflößt, noch immer nachwirkten, wie fest die päpstliche Macht, trotz aller Erschütterungen, noch dastand, dies geht aus einer weitern Thatsache hervor, die wir nicht übersehen dürfen. Die Wirklichkeit des Papstthums war längst in einen so schneidenden Gegensatz zu seinem Begriffe getreten, das Erhabene des letztern berührte sich mit dem Lächerlichen und Gemeinen der Erscheinung so dicht und offenbar — namentlich beim Ablaß: ein Weltrichter und ein Geldspekulant, Erlösung und Gnade um einige Groschen! — das Falsche und Lügenhafte der Idee wurde durch die, doch immer einen letzten Prüfstein darbietende Erscheinung und deren Schlechtigkeit und Gemeinheit Jedem, wer das Papstthum ansah, dicht vor Augen gerückt: und dennoch haftete das Zeitalter fortwährend an den Vorstellungen von der päpstlichen Hoheit und Machtfülle, gefesselt durch diese Vorstellungen an das entwürdigte und sogar verachtete und befehdete wirkliche Papstthum, und auch bei einem Luther war es der Fall, und zwar bei den Ansichten, wozu er bereits vorgeschritten, nach den Beobachtungen, die er angestellt. Hier erwies sich die Macht der herrschenden Meinung an ihm im vollsten Maße. Sie hielt ihn bei der als untrüglich gedachten Kirche und deren Haupte fest und seine Ehrfurcht hatte ihn bis jetzt verhindert, das Ganze des kirchlichen Lehrsystems, und namentlich die Ablaßlehre, unbefangen zu prüfen, hatte die, jede unbefangene Prüfung ausschließende Voraussetzung der Wahrheit jener Lehre in ihm begründet, sodaß er ihren Widerspruch mit seinen evangelischen Begriffen nur zu empfinden, nicht zu

erkennen im Stande war, oder sich wenigstens nicht dazu zu versteigen wußte, aus jenem Widerspruche auf die Falschheit der Theorie zu schließen. Die letztere zeigt, zu welchen Ungeheuern von Grundsätzen und Lehren einmal zur Geltung gelangte falsche oder nur halbwahre Ansichten ausgesponnen werden können; daß sie volle Zustimmung erlangte und sich darin fort und fort behauptete, hält uns recht deutlich vor Augen, wie ganze Geschlechter in einem Gewebe verkehrtester Begriffe sich fangen und Jahrhunderte lang sich gefangen halten lassen. Wer solche Lehren, so widersinnig und unglaublich sie späterhin erscheinen mögen, einmal in seine Ueberzeugung aufgenommen, macht sich auch nur schwer von ihnen frei. Sie setzen eine entsprechende Gestalt und Richtung des Geistes und einen Zusammenhang mit andern gleichartigen Ansichten und Ueberzeugungen voraus, welche sämmtlich umgewandelt werden müssen, wenn eine einzelne von ihnen als unwahr ausgeschieden werden soll. Wenn tiefere und schärfere Geister das Irrthümliche einer der Zeitvorstellungen leichter und deutlicher erkennen, so ist dafür bei ihnen auch das Gefühl der Folgerichtigkeit und des innern Zusammenhangs aller Zeitansichten um so lebendiger. So war es bei Luther. Ein gewöhnlicher Verstand mochte leicht über den Ablaß hinwegkommen. Er ließ den Glauben daran fahren, gab nichts weiter auf und war ohne Ahnung oder kümmerte sich nicht weiter darum, daß dies logisch nicht anging und daß nun Alles wankend wurde. So war es bei Vielen zu jener Zeit. Luther fühlte, wenn er dem Glauben an die Ablaßtheorie entsagte, daß er's nicht vermögen würde, ohne auch andere Ueberzeugungen aufzugeben, in welchen seine Seele lebte.

Bedeutsamkeit eines Angriffs auf den Ablaßunfug.

Die Ablaßtheorie, organisch aus der Scholastik hervorgewachsen, konnte nicht beseitigt werden ohne eine Erschütterung des gesammten Lehrsystems. Wiederum war dieses die festeste Stütze sowol seines Theils, der Ablaßtheorie, als der Hierarchie, da es, wie sehr auch in sich selber und an äußerm Ansehen geschwächt, doch immer die Philosophie der letztern und des Volksglaubens, der ganzen herrschenden Denkart über die religiösen und kirchlichen Dinge war. Eben darum stand das Papstthum

noch immer so fest, weil es nichts Vereinzeltes, sondern gerade nur Theil eines Ganzen war, jenes Ganzen, das zusammengefügt war aus ihm selbst und überhaupt den kirchlichen und weltlich-geistlichen Einrichtungen, Gesetzen und Rechten; das verbunden und belebt war durch den kirchlichen in die Literatur, Kunst, Politik und Sitte eingedrungenen Geist, die in den Nationen, sowol innerhalb als außerhalb der Schule und Wissenschaft, vorherrschenden Begriffe, Ansichten, Anschauungen und Empfindungen. Die Gefahr für das Papstthum lag darin, daß der Zusammenhang der Theile dieses Ganzen erschüttert war, jede Stütze für sich an Festigkeit verloren hatte, an den wichtigsten Punkten der Trieb der Selbständigkeit sich regte und von dem Mittelpunkte hinwegstrebte. So war das Ansehen des Papstthums, das der Schule und ihres Systems vermindert. Dieses hing noch eng genug mit jenem, nicht aber mehr so wie früher mit den Ansichten zusammen, welche außerhalb der Schule im Volke und einem Theile der Gelehrten verbreitet waren. Ja es ging eine sehr starke Strömung des Geistes wider die Schule und ihre Lehre, und erwägt man nun, wie viel daran hing, daß diese die Herrschaft behauptete, so wird man um so besser die Bedeutsamkeit der Kämpfe würdigen, welche überhaupt und insbesondere von Luther wider die Scholastik zu dieser Zeit geführt wurden, wird auch den oft allerdings kleinlich, beschränkt und gehässig erscheinenden Widerstand der Vertreter und Schützer der Schule und Schulweisheit um so gerechter und billiger beurtheilen. Aus dem Folgenden wird noch deutlicher erhellen, wodurch jene Kämpfe bei allen Schwierigkeiten, welche sie darboten, auch wieder erleichtert wurden, und wie bedeutsam es war für Luther's Theilnahme daran, daß er gerade durch die Ablaßpraxis veranlaßt wurde, früher und schärfer als es sonst geschehen wäre, die Ablaßtheorie und eben von diesem Punkte aus die Scholastik von Neuem kritisch ins Auge zu fassen.

So künstlich das Gewebe der letztern sein mochte, und so schwer es ist, daß der Geist aus solchen, einmal zur Herrschaft gelangten Gedankenlabyrinthen herausfindet, so groß und wachsam die Macht war, die auch durch äußere Mittel dies Lehrgebäude aufrecht erhielt: es hätte doch ein völliger geistiger Stillstand und eine gänzliche Abstumpfung des religiösen und sittlichen

Gefühls eintreten müssen, wenn der Widerspruch hätte ausbleiben sollen oder je hätte bewältigt werden können, der, wie schon erwähnt ist, von Anfang stattfand. Die Scholastik hatte die Richtung genommen, starre, alles mit ihr unvereinbare geistige Leben ausschließende Satzung zu werden, die Hierarchie hatte sie darin unterstützt. Allein die Scholastik war nie gänzlich ohne innere Bewegung und wie manche Päpste bis auf den jetzt regierenden, ließen wissenschaftliche Bestrebungen zu und förderten selbst Studien, welche eine Fortentwickelung oder gar den Sturz des Lehrgebäudes der Schule herbeiführen mußten. Völligem Stillstande, gänzlicher Abstumpfung der bezeichneten Art widerstrebte die Eigenthümlichkeit der mittel- und westeuropäischen, zumal der germanischen Nationen gar zu sehr. Bei ihrer geistigen Regsamkeit und dem sie belebenden sittlich-religiösen Geiste war mit Sicherheit zu erwarten, daß sie, so lange nur noch eine Spur von gesunder Vernunft und echter evangelischer Lehre, sowie vom Einflusse des sittlichen Geistes derselben, unter ihnen vorhanden war, die ganze christliche Wahrheit suchen und die Abweichungen des Schulsystems entdecken würden, die für richtige Entwickelung des ursprünglichen christlichen Lehr- und Glaubensinhalts, das heißt für Das nicht gelten konnten, was die Lehre nur sein durfte und freilich auch sein wollte. Zu sehr widersprach das Lehrgebäude der Schule, namentlich in der Ablaßtheorie, der gesunden Vernunft wie der, ob auch mangelhaften zurückgebliebenen Kunde vom ursprünglichen Evangelium, dem sittlichen und religiösen Gefühle, ja sogar sich selbst, was schon berührt wurde und weiterhin noch deutlicher werden wird. Es hatte die ungeheuersten Konsequenzen nicht gescheut, allein die echte innere Folgerichtigkeit fehlte ihm eben so natürlich als nothwendig, weil es, wie wir bemerkten, das Erzeugniß einer nur halb freien, halb aber gebundenen geistigen Thätigkeit war, weil bei der Entwickelung der theologischen Wissenschaft neben der Kraft und den innern Trieben des Gedankens, äußere von den hierarchischen Anliegen und Absehen bestimmte Einwirkungen sich sehr wesentlich geltend gemacht hatten. Nicht immer war die hierarchische Macht dieselbe, ihre Lage gleich günstig gewesen, hier war sie, dort die Wissenschaft, die wiederum dem Gegenstrome des Volksgeistes sich nicht entziehen konnte, das Bestimmende gewesen, und im Kampfe dieser

beiden ungleichartigen Potenzen war allmälig und unter den Einflüssen der Begriffe verschiedener Zeiten das kunstvolle, aber mehr scheinbar als wirklich folgerichtige Lehrsystem entstanden. Eben diese seine Nichtkonsequenz war es, worin der Keim ewiger Schulstreitigkeiten lag, die, weil jene nie beseitigt werden konnte, stets von Neuem ausbrachen, wenn abermals ein Streitpunkt durch päpstliche Entscheidung festgestellt war. Die Päpste empfanden häufig genug die üble Lage, in welcher sie sich in Folge der Unnatur des Systems und ihrer Stellung befanden, was denn fort und fort bei der Regsamkeit, von welcher soeben die Rede war, hervortrat. Weit entfernt, daß ihnen dieselbe willkommen gewesen wäre. Allein sie konnten nicht umhin, sie zu dulden, waren genöthigt, sich darauf zu beschränken, hier zu leiten, dort zu beschwichtigen, dort gewaltsam einzugreifen, welches Letztere die Klügern gern vermieden, weil sie wußten, wie leicht sie sich durch bestimmte Erklärungen und Festsetzungen nur immer tiefer verwickelten. [1])

Wie nun aber die Scholastik wegen ihres innigen Zusammenhangs mit andern Theilen des bezeichneten Ganzen, mit dem Papstthume namentlich, und wie die Ablaßtheorie wegen ihres innigen Zusammenhangs mit andern wichtigen Theilen des kirchlichen Lehrsystems einen so festen Halt hatte, ebenso lag in diesem Zusammenhange auch wieder eine große Gefahr für die gesammte Kirchenlehre, für das Papstthum, jenes Ganze, die gesammte kirchlich-hierarchische Weltordnung. Gegen die Grundlagen der letztern selbst, des Papstthums vor Allem, mochte leicht eine vernichtende Prüfung sich kehren, wenn einmal ein eindringender und kühner, sein Zeitalter in seine Bahn zu ziehen befähigter Geist die Doktrin vom Ablaß scharf ins Auge faßte, ihre Irrthümlichkeit fand und dann folgerichtig weiter schloß. Keine andere forderte so wie sie zur Prüfung, zum Widerspruche heraus, weil in ihr die ganze Entstellung der ursprünglichen Lehre und weil in der Praxis, welcher sie zur Grundlage diente, die Entartung der Kirche und des Papstthums in schroffster Gestalt vor Augen trat. Eben sie bildete im ganzen Lehrsysteme vielleicht den geeignetsten Punkt, Denjenigen, der bezweifelnd und verneinend dabei begann, rasch

1) Planck a. a. O.

zur Einsicht in den Ungrund anderer und wieder anderer Doktrinen und endlich des gesammten Lehrsystems, des Papstthums selbst wie es war und gedacht wurde, hinzuleiten. Weil sie und die an sie sich anknüpfende Praxis fortwährend Streit und Widerspruch hervorrief und hervorrufen mußte, konnte es um so leichter geschehen, daß über sie früher oder später einmal ein Streit sich entzündete, der, die Schule und Hierarchie sowie alle der letztern feindliche und abgeneigte Elemente erregend, zum Entscheidungskampfe wurde. Kurz vor dem konstanzer Konzile hatte so etwas schon sehr nahe gelegen. Allein man sah oder beachtete die Gefährde in Rom trotz aller Warnungen nicht. Die Habsucht und Sicherheit war dort jedenfalls größer als die Klugheit und Vorsicht. Die nutzbare Ablaßpraxis stand im Wesentlichen fest, so lange die Theorie in den Ueberzeugungen feststand, in der Schule und bei den Laien. Da es so schwer war und so weit führte, sie zu bestreiten, konnte dies nicht leicht, wenigstens nicht leicht mit Erfolg unternommen werden. Auch darauf verließ man sich. Man verachtete den Widerspruch, an welchem es nie gefehlt hatte, den Gegensatz der innerlich-evangelischen Begriffe, der sich wider die gesammte Veräußerlichung der Kirche in ihrer Mitte erhoben, und von welchem insbesondere auch die Ablaßlehre und Praxis am schwersten bedroht wurde. Die Lehre vom Ablaß, die Kirche und Hierarchie hatten Jahrhunderte gebraucht, um sich zu ihrem Höhepunkte zu entwickeln. Mit dem Widerspruche, dem Gegensatze verhielt es sich ebenso. Man achtete ihn eben darum für unkräftig, erblickte in jeder seiner Kundgebungen nur Vereinzeltes, sah den Zusammenhang, die fortschreitende Entwickelung darin nicht, und dachte nicht daran, daß auch diese einem Höhepunkte entgegenschritt und daß sie zum Durchbruche gelangen könnte. [1])

Luther hatte nun in seiner Schriftkunde, seinem Zurückgehen auf die Schrift, seinen biblischen Begriffen den Faden zur Entwirrung des ganzen künstlichen Gewebes der kirchlich-scholastischen Lehre in der Hand, hatte die Richtung und hatte den Anfang gemacht, in die labyrinthischen Gänge hineinzudringen, hatte schon große Verirrungen und Irrthümlichkeiten des Systems entdeckt, ja in den Gegensatz sich ganz hineingelebt, welcher dem letztern

1) Ullmann a. a. O. 259 f.

geradezu widersprach und es somit grundsätzlich schon aufhob. Man sollte meinen, wenn er fortging wie bisher, fortfuhr in der Ausbildung seiner Theologie, im Verwerfen von Dem, was er als mit der Schriftwahrheit streitend erkannte und was darauf gebaut war, so hätte er auch auf die Ablaßlehre und zur Bestreitung derselben wie der Scholastik überhaupt sammt Allem, was an ihr hing, geführt werden müssen. Allein es bleibt doch sehr zweifelhaft, wie weit er als Theolog auf dem blos wissenschaftlichen Wege und bei nur wissenschaftlichen Antrieben gelangt, ob ihm die Ausbildung einer folgerichtigen Schrifttheologie, die doch späterhin erst durch Melanthon's Mitwirkung zu Stande kam, im Frieden gelungen, ob er nicht beim Entscheidenden vor der Schranke der kirchlichen Autorität, die er nur in der äußersten Anspannung und Hitze des Streits, und mehr gedrängt als willig, überschritt, stehen geblieben oder im andern Falle, ob er nicht in einem blos gelehrten Streite gleich Wesel und so vielen Andern unterlegen wäre, oder doch selbst durch die beste wissenschaftliche Entwickelung einen durchschlagenden Eindruck zu machen verfehlt hätte. Wenn er seine Ueberzeugungen und Lehren vom Glauben, von der Sünde, Gnade, Buße weiter und immer weiter ausbildete und mehr und mehr geltend zu machen trachtete, so konnte dies, ja es mußte zu einem Zusammenstoße mit der Schule und Kirche führen, der diese nöthigte, ihre ganze Kraft zu seiner Unterdrückung zusammenzunehmen, und dem er sehr wahrscheinlich als verurtheilter Ketzer unterlegen sein würde. Wie viel Empfänglichkeit für jene seine Lehren auch vorhanden war und auf wie viel Zustimmung dabei auch zu rechnen sein mochte: so waren sie nicht, daß er die Nation, die Massen für sie oder für seine Person als Vorkämpfer derselben hätte aufregen können. Abweichungen vom Dogma, Streitigkeiten darüber, lagen den größern Kreisen doch zu fern, als daß sich diese so leicht hätten tiefer hineinziehen lassen. Der Glaube an die Kirchenlehre als evangelisch wahre und allein beseligende, an das Recht und die Macht der Kirche und des Hauptes derselben, den Glauben rein und die Lehre in Einheit zu erhalten, stand noch gar zu fest. Noch gar zu groß war die Scheu vor dem Ketzernamen und Verbrechen, gar zu bedenklich und sträflich erschien Abfall vom Glauben, Zertrennung der Kirche, und zu tief haftete noch die Ansicht, daß eben die

römische Kirche die allein wahre und seligmachende und ihre Einheit, wie dieselbe bestand und gedacht wurde, eine Nothwendigkeit sei. So war es bei Luther selbst. Ueberwältigend mußte bei ihm und Andern der Eindruck sein, wenn gegen seine Lehrabweichungen der Vorwurf der Ketzerei, des Abfalls, der Zerreißung der Kircheneinheit erhoben wurde, wenn der Streit nicht auf einen allgemein verständlichen Punkt gelenkt war, bei welchem in ihm das Bewußtsein des Rechts entstand und sich so befestigte, daß die Macht aller Beschuldigungen, alles Gegenkampfes daran zerschellte. Einer Prüfung der Ablaßlehre, wie er sie jetzt vornahm, würde er sich aber vielleicht immer, gewiß noch lange enthalten haben, wenn ihn nicht praktische sittlich-religiöse Antriebe dazu gedrängt hätten. Uebertreibung und Misbrauch der Ablaßlehre und Praxis leiteten fort und fort, und so eben auch ihn, ihn wie keinen Andern, in dieser Zeit darauf hin, und zwar so, daß es in der That für Andere und insbesondere für ihn nicht leicht war, den Unfug nicht zu tadeln und anzugreifen; und ganz anders verhielt es sich mit einem durch Uebertreibung und Misbrauch veranlaßten Angriffe. Ein solcher hatte weit mehr Aussicht auf Erfolg. Dem Angreifenden stand ein stärkeres Gefühl des Rechts zur Seite, in weit größern Kreisen mußte er Theilnahme und Zustimmung finden, hier wurden Schule und Leben zugleich, Theologen und Nichttheologen, Gelehrte und Ungelehrte, alle Stände, die Höhen und Tiefen, Staat und Kirche, das Papstthum in Rom, das deutsche Reich und zwar geistig und materiell, in den wichtigsten Anliegen und den lebendigsten verletzlichsten Empfindungen unmittelbar berührt, ja unwiderstehlich gefaßt. Zum wenigsten konnte es leicht geschehen; es kam nur darauf an, daß der Anstoß kräftig genug war. In diese, sofern er ihr überhaupt gewachsen war, günstigere Lage gerieth Luther durch Tetzel und dessen Vollmachtgeber, das heißt durch die neueste Ausschreitung und Unklugheit der geistlichen Obern beim Ablaßausbieten.

Das Ablaßunwesen.

Ihr werdet sein wie Gott! hatte die Verführung der Schlange im Paradiese gelautet, und ihr war der Sündenfall gefolgt. Die Schlange selbst hätte die Päpste in keine größere Versuchung

führen können, als die war, daß ihnen die Scholastik und die Hoftheologen ihre Ansichten von ihrer Machtfülle zur Doktrin und insbesondere jene Lehre vom Kirchenschatze und ihrer Verfügungsmacht über denselben ausbildeten. Sie kamen der Lockung entgegen, und der Sündenfall und die Strafe konnten nicht ausbleiben. Durch solche Uebertreibung des Begriffs seiner Hoheit und Würde vernichtete das Papstthum die letztere mit Nothwendigkeit. Die angemessene Ausübung der darin liegenden Vollmacht setzte voraus, daß die den päpstlichen Thron einnehmenden Männer einer wie der andere niemals die Macht von dem Gewissen trennten, ja von einer Gewissenhaftigkeit, einer Gesinnungsreinheit, von einer Seelengröße waren, wie sie nur selten vorkommt. Die menschliche Schwäche aber ist der Art, daß sie durch schrankenlose Macht früher oder später zum Misbrauch sich verleiten läßt, und immer hat der schon die geheime Liebe zu ihm in sich, der ihr nachstrebt, wie es auch bei den Päpsten war. Und doch wäre die gute Absicht, die wenigstens in der eignen Wahl des Menschen steht, nur erst die eine Bedingung einer würdigen Uebung jener Vollmacht gewesen; andere stehen nicht in Menschen Macht: eine Unfehlbarkeit, ja eine Allwissenheit, die noch weit mehr ist als die Irrthumlosigkeit in Sachen des Glaubens, welche der Kirche oder den Päpsten beigemessen wird, und sodann die Kraft, alle Verderbniß des Gesammtgeistes der Hierarchie und Kirche abzuwenden, aus welcher das Uebel selbst beim redlichsten Entgegenwirken von päpstlicher Seite stets neue Nahrung ziehen mußte.

Aber es fehlte in allen diesen Beziehungen. Es war freilich der Billigkeit gemäß und nur in der Ordnung, daß die ganze lateinische Christenheit zur Erhaltung des Hauptes und Regiments, zu sonstigen gemeinsamen Zwecken steuerte, und wenn sie zur Beisteuer durch Bezahlung von Dispensationen, Bußen und wie die vielnamigen Quellen der päpstlichen Einkünfte heißen mögen, auch durch Ablässe herangezogen wurde, so darf darüber wenigstens nicht nach der Voraussetzung alleiniger Zweckmäßigkeit der neuern, in den mittlern Jahrhunderten ohnehin größtentheils so gut wie unbekannten Besteuerungsweisen der Stab gebrochen werden. Manche Päpste in den frühern Jahrhunderten, und noch bis zum dreizehnten, verwendeten die Ablaßgelder weise und löblich, hielten Maß bei Ablaßertheilungen und traten den Misbräuchen der Praxis

nachdrücklich entgegen. Auf der andern Seite war solche Vernunft und Gewissenhaftigkeit auch doppelte Pflicht für sie, welche die spätern aber größtentheils so sehr aus den Augen setzten, daß das Schrankenlose der misbräuchlichen Praxis, die sie sich zu Schulden kommen ließen, nur mit dem Misgestaltigen der Lehre verglichen werden kann. Gerade beim Ablaß war der Sturz um so tiefer, je höher der Flug gewesen, die Gemeinheit vieler Päpste um so ärger, je höher ihre Stellung und Würde ins Urbildliche geschraubt worden. Sie hatten Christi Stellvertreter und Gott gleich sein wollen und verwüsteten die Kirche wie Antichriste und wurden Satan gleich, der die Seelen zur Hölle verdirbt. Man hat oft die Entartung und den Sturz des Papstthums vom römischen Finanzsysteme hergeleitet, das sich mehr und mehr in ein Erpressungs- und Aussaugungssystem verwandelt. „Ists doch im Grund nichts anders, das geistliche Regiment, bemerkt Luther in der Schrift Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papsts und der Bischöfe, denn Geld, Geld, Geld; alle Dinge sind gerichtet dahin, daß sie Geld tragen. Und wie sie die Welt ausgeschöpft haben und noch ausschöpfen, fühlen wir allzuwohl." Auch von diesem Ausschöpfen bildeten die Ablässe die Spitze. Die Päpste ersannen ein Mittel nach dem andern, aus der gesammten ihnen unterworfenen Christenheit Geld zusammenzubringen, und hat jemals die Habsucht und Geldgier erfinderisch gemacht, so war es bei den Ablässen der Fall. Nie fehlte es seit den Kreuzzügen, wo sie zuerst in größerm Maßstabe zur Anwendung gekommen, und seit den Jubeljahren, wo ihre Austheilungen ins Riesige gewachsen waren, an Vorwänden, deren neue auszuschreiben oder zu ertheilen, während die ältern bestehen blieben, sodaß man zehn verschiedene Hauptarten zählte, welche sämmtlich in vollem Gange waren. Luther sprach mit leidiger Wahrheit von einer Ablaßsündflut. [1])

Mit dem Zunehmen der päpstlichen Verderbniß, im 14. und 15. Jahrhundert, war auch das Ablaßunwesen in fortwährendem Anwachsen, und mehr und mehr wurden die Ablässe um Geld ertheilt, Scham und Scheu bei ihrer Ausbietung immer mehr

1) Walch XIX, 862. Raumer, Hohenstaufen, VI, 174. Löscher a. a. O. I, 359 ff.

außer Augen gesetzt. Immer unverhüllter nahmen sie die Gestalt eines kaufmännischen Geschäfts an, wie sie zuletzt in der Doktrin schon als eine Rechnung mit dem Schatze der Kirche behandelt wurden. Aerger und immer ärger war es unter den avignonschen und schismatischen Päpsten geworden, von denen die Erstern, der altrömischen Würde und Selbständigkeit entkleidet, die Richtung besonders auf Geldspekulationen nahmen, die Letztern, in die Länder der Christenheit sich theilend, ein Jeder aus seiner Obedienz so viel zu gewinnen suchte, als der eine Papst ehevor aus der ganzen Christenheit zusammengebracht. Von dem Zudrange der Pilger in den Jubeljahren und der Unzahl der römischen Ablässe ist bereits die Rede gewesen. Die Deutschen, die rechtgläubigen, die den Huß verdammen geholfen, sagten zu Konstanz, es verdiene den äußersten Abscheu, daß die Päpste alle Laster gleich Krämerwaare taxirt und mittelst der Ablässe den Erlaß der Sündenschuld um klingende Münze verkauft hätten. Einer ihrer gemäßigten Reformanträge ging dahin, daß die während der Spaltung ertheilten Ablässe widerrufen, daß Ablässe künftig nur aus den wichtigsten Ursachen ertheilt werden möchten. Wir hörten schon, wie Martin V. das Versprechen gab und noch in Konstanz selbst übertrat. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts erhielt das Unwesen eine abermalige Ausdehnung, nahm es eine noch ärgerlichere Gestalt an. Ein Türkenkrieg war der gewöhnliche Vorwand. Die Päpste verpachteten den Ablaß gegen den dritten Theil oder auch die Hälfte des Ertrags an Ablaßkommissaire, meisthin Bischöfe und Erzbischöfe, die dann wieder Unterkommissaire ernannten, welche als Ablaßprediger umherzogen und die Waare marktschreierisch anpriesen, oder als Stationirer in den angewiesenen Provinzen oder Stationen das Geschäft betrieben. Der Ablaß wurde Kaufleuten in Pacht gegeben, die der apostolischen Kammer beträchtliche Summen vorschossen und dann durch tüchtige Werkzeuge das Möglichste beizutreiben suchten. Man hatte eine förmliche Taxordnung für die Ablässe. Unter Paul II. und Sixtus IV. wurde die Ablaßverkündung mit einer Wechselbank verbunden. Noch vor nicht zu langer Zeit hatten Strengkatholische — anfangs selbst Päpste — gegen die Behauptung Alexander's von Hales und Thomas und der Ablaßprediger geeifert, daß sich die Wirksamkeit des päpstlichen Ablasses auch auf das

Fegfeuer erstrecke. Innocenz VIII., unter welchem auch Todesverbrechen mit Gelde abgekauft werden konnten, dessen Kämmerling sagte: Gott wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er zahle und lebe — Innocenz verhieß durch eine Ablaßbulle ausdrücklich Befreiung der Seelen aus demselben. Der Papst vermöge kraft seiner Machtfülle das Fegfeuer selbst zu veröden. Mit den aufkommenden Geldern bereicherte er die Früchte seiner unehelichen Umarmungen. Alexander VI. that ihm dies nach, während auch er vorgab, es gelte dem Erbfeinde der Christenheit, mit welchem er in Einverständniß trat. Bei Gelegenheit des Jubeljahrs 1500 bestätigte Alexander VI. Thomas' Lehre förmlich und feierlich durch eine Bulle. Die Wirkung des Ablasses auf das Fegfeuer sollte nun auch im Voraus und bei Lebzeiten ertheilt werden können. Von diesen neuesten päpstlichen Lehrneuerungen, welche die römischen Bischöfe wagten — eins der Zeichen, wie hoch die Macht des Papstthums wieder gestiegen war und wie sicher sie sich darin fühlten — von dieser neuesten Ausdehnung der Theorie schrieb es sich her, daß die Ablaßkrämer marktschreierischer als je die Ablässe als Erlösung von den Höllenstrafen anpriesen. Sowie Alexander selbst einer der schändlichsten Päpste war, hatte nie ein solches Sittenverderbniß, vorzüglich unter der Geistlichkeit, zu Rom geherrscht, als in jenem Jahre, was indeß dem Nutzen keinen Eintrag that, welchen der Ablaß abwarf, namentlich auch der Ablaß, der Denjenigen angeboten wurde, die nicht selbst nach Rom pilgern konnten. Man berechnete, daß allein im Venetianischen siebenhundert Pfund Goldes dafür gelöst worden. [1])

Am theuersten kam der Ablaß fortwährend die Deutschen zu stehen, auf deren Geld allezeit die umfassendsten und erfolgreichsten römischen Berechnungen gerichtet waren, und nach allen unleidlichen und übermäßigen in der zweiten Hälfte des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts noch ausgedehntere und ärgerlichere gerichtet wurden. Päpstliche Finanzspekulationen waren,

---

1) Ullmann a. a. O. 276. Hofmann, Leben Tetzel's, 20 f. Wessenberg, Die großen Koncilien, II, 192, 220, 544 ff. Schröckh a. a. O. XXXII, 427; XXXIII, 461. Pfister, Gesch. der Deutschen, III, 648. Leo, Universalgesch., III, 176.

als päpstliche Finanzspekulationen wurden mehr und mehr vorzugsweis die Ablässe betrachtet, zu welchen das ganze Reich herangezogen zu werden pflegte, bei welchen die Türkengefahr, das Heil und die Noth der Kirche und Deutschlands den Vorwand abgaben, die edelsten Gefühle misbraucht, verhöhnt wurden. So schrieb Papst Nikolaus 1453 völligsten Ablaß wider die Türken aus. Ein Gleiches geschah 1457 und 1463. Bei zunehmender Gefahr, im Jahr 1489, wurde der mehrfach genannte Raymund als General-Ablaß-Kommissar und päpstlicher Nuntius nach Deutschland und überhaupt in den Norden gesendet. Er betrieb das Geschäft mit seinem Subdelegirten, dem nachherigen Professor der Theologie zu Leipzig, Doktor Ochsenfart, zwanzig Jahre lang, und brachte unsägliche Geldsummen zusammen. Dem Jubelablaß, den er in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts betrieb, folgte sogleich 1504 ein anderer, von Julius II. zu Gunsten der Deutschritter wider die Russen und Tataren ausgeschriebener. Der Handel hatte bis 1509 in Sachsen und Brandenburg den besten Fortgang. Noch anderer Ablässe, die um dieselbe Zeit und bis 1516 eben in den sächsischen Landen im Gange waren, wird unten gedacht werden.

Das Unwesen hatte sich so oft wiederholt und eine solche Höhe des Uebermaßes erreicht, daß es schwer war, alles Bisherige noch zu überbieten. Es geschah jedoch durch die Ablaßoperationen Julius' II. und Leo's X., deren Veranlassung oder Vorwand der Neubau der Peterskirche in Rom war. Julius hatte 1506 den Grund zur letztern gelegt und den Bau durch Indulgenzen zu fördern gesucht, die er 1507 und 1512 noch weiter ausdehnte, als es früherhin geschehen war, namentlich auf die in der berüchtigten Bulle Coenae sacrae verdammten Sünden, jetzt sogar auf die der Ketzerei, sie insbesondere: ein merkwürdiges Zeichen äußerster Vergessenheit der Stellung des Papstthums und der altpäpstlichen Politik. Wenn nun Jemand die Ablaßtheorie angriff und diesen Ablaß kaufte? Auch dazu wurde jetzt Erlaubniß gegeben, das Abendmahl bei einem beliebig zu wählenden Priester zu genießen. In der Absolution kam die Formel hinzu, der Ablaß setze den Absolvirten wieder in die Unschuld und Reinigkeit, die er durch die Taufe empfangen, schließe die Thür der Strafen und also auch des Fegfeuers und öffne die Thore des Paradieses. Den

Ordinarien, von welchen wegen dieser unerhörten Ausdehnungen, wodurch ihre eigenen Berechtigungen litten, Widerspruch zu erwarten war, wurde wie Allen und Jeden bei Strafe des Bannes und einer Büßung um fünfhundert Dukaten verboten, sich einzumischen oder irgendwie die Ablaßbegehrenden zu hindern oder zu belästigen; die Absolutionen und Dispensationen, welche jetzt ertheilt wurden, sollten in foro contentioso wie conscientioso gültig sein und alle frühern päpstlichen Verordnungen, sofern sie entgegenständen, aufgehoben sein. Alle Gelübde sollten in Geld verwandelt werden können, sofern dasselbe zum Bau der Peterskirche gezahlt werde. Auch den Seelen der Verstorbenen sollte Ablaß ertheilt werden und zwar mit der Formel: wir schließen und ordnen, daß er ihnen zu gut kommen müsse. Die Ablaßpfennige sollten drei Mal im Kasten klingen müssen, für die Generalabsolution, für die Verstorbenen und für die Gestattung zu kommuniciren, wo man wolle.

Julius' Nachfolger ging auf derselben Bahn noch weiter. Auch Leo's ganze Richtung war doch eine weit mehr weltliche als geistliche. Zunächst folgte daraus, daß seine politische Thätigkeit groß, seine religiöse und kirchliche gering war. Er war von dem hohen Begriff, der großen Aufgabe seiner Würde und seines Amts als Haupt der Christenheit nicht durchdrungen. Die Auffassung fehlte ihm nicht ganz, aber seine Stellung als geistlicher Oberer war ihm das Untergeordnete, er gebrauchte sie als Mittel zu weltlichen Zwecken. Selbst seine Politik war nur zum Theil eine durch Nothwendigkeit gebotene, sittliche, edle, patriotische, und was dies Letztere betrifft, so ist Patriotism zwar stets löblich und ehrwürdig, allein die italischen standen den deutschen Anliegen fast immer so sehr entgegen, daß es unbillig, schimpflich, empörend war, wenn die Deutschen ihr Geld zur Erreichung italisch-patriotischer Abzweckungen hergeben mußten. Leo hatte mit der Ankündigung begonnen, daß er es sich zur Aufgabe zu machen gedenke, den Frieden unter den christlichen Staaten herzustellen und zu sichern. Er bemühete sich indeß aus allen Kräften, den Frieden Europas zu stören, und es geschah ganz wider seinen Willen, daß die mächtigsten Staaten 1515 und 1516 Bündnisse schlossen, wodurch derselbe gesichert wurde. Unter den Beweggründen und begleitenden Erscheinungen der politischen Thätigkeit

Leo's fehlten indeß auch Ehrgeiz, persönlicher Haß und Rachsucht und Treulosigkeit nicht. Er begnügte sich nicht, einen Feind aller irdischen Güter, des Lebens zu berauben, sondern er, der sich rühmte, daß ihm die Sorge für die ganze Christenheit aufgetragen sei, misbrauchte den Glauben, daß er auch die Gewalt besitze, den Himmel zu verschließen, den Beraubten noch bis in die andere Welt zu verfolgen. Der vertriebene Herzog von Urbino flehete ihn vergeblich um seiner Seelen Seligkeit willen an, wenigstens den über ihn ausgesprochenen Bann aufzuheben. Leo befleckte sich mit der Schandthat, den Geheimschreiber des Herzogs foltern zu lassen, nachdem er ihn durch die heilige Zusage sichern Geleits in seine Gewalt gebracht. So ruchlos waren seine unmittelbaren Umgebungen, der Großrath des Papstes und der Christenheit, das Kollegium der Kardinäle, daß in der Mitte derselben eine Verschwörung angezettelt wurde, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Er hatte die Leidenschaften erregt, die dazu antrieben, große Leichtfertigkeit bei seinen Kardinalsernennungen bewiesen. Gleich unter den ersten heiligen Vätern, die er ernannte, waren zwei seiner Vettern, der eine unehelicher Geburt, der andere unreifen Alters, sodann ein unverschämt habsüchtiger Ablaßkrämer und ein Lustigmacher. Leo bekam nur durch doppelten Treubruch den Hauptverschwörer in seine Gewalt, und misbrauchte und entwürdigte seine Stellung als weltlicher Regent und die Justiz, indem er die untergeordneten Werkzeuge der Verschwörung rachsüchtig und unmenschlich bestrafte. Solchen Haß erregte er gegen sich in der Mitte der Kardinäle und so sehr gerieth er in die Furcht blutbefleckter Tyrannen, daß er sich fortan stets von einer Leibwache umgeben ließ, die ihn, selbst wenn er Messe las, zum Altare begleiten mußte; daß er zu einem neuen großen Kardinäle-Schub seine Zuflucht nahm, wobei er abermals weder den gehässigen Nepotism noch mehrfache, für ihn vor jedem Andern unziemliche Uebertretung der Kirchengesetze vermied. Die Sorge für den Nutzen und die Erhebung seiner Familie war einer der vornehmsten Antriebe und Hebel seiner Politik. Unerhört war seine Freigebigkeit, seine Prachtliebe, seine ganze verschwenderische Regierungsweise. Drei Pontifikate verschwende er, wurde von ihm gesagt. Kein anderer Papst hatte je solche Summen an Freunde und Verwandte, Gelehrte und

Künstler verschenkt, an Werke der Literatur und der Künste gewendet. Man kann es preisen, nur war keinerlei Grund vorhanden, daß die Christenheit, das deutsche Volk das Geld hergeben sollte, umsoweniger, da ein sehr bedeutender Theil desselben unwürdigen und unchristlichen Menschen zufloß, da die Literatur und die Künste, welche in Rom gefördert wurden, zur guten Hälfte die guten Sitten und die Frömmigkeit verdarben und die Kirche entweiheten, voll Schmutz waren und in weit größerm Maße neues Heidenthum hereinführten als der deutsche Humanism. Es ließ sich hören, wenn dem letztern dies vorgeworfen wurde, es war zu entschuldigen, wenn ihm deshalb Manche mistrauten und entgegentraten. Unerträglich war es, wenn man in Rom die moderne humanistische Bildung und Literatur den Deutschen nicht gönnte und ihren Verfolgern die Hand bot, und dann dieselbe, in Italien aber viel weniger ernste Bildung durch deutsches Geld dort zur Blüte zu bringen suchte. Der Hofhalt und die Vergnügungssucht Leo's verschlangen gleichfalls unsägliche Geldsummen. Freudenfeste bei Gelegenheit der Vermählung Julian's von Medici ließ er sich 150,000 Dukaten kosten. Nach demselben Maßstabe pflegte er alle seine Ausgaben einzurichten. Bei seiner Zusammenkunft mit Franz I. zu Bologna beschenkte er den französischen König mit einem Diamantkreuze von 15,000 Dukaten am Werthe, eben so reich die schöne Maria Gaudin und nach Verhältniß die Begleiter des Königs, um ihnen von der Pracht und dem Reichthume des römischen Hofes angemessene Vorstellungen beizubringen. Eine Million Kronen kostete ihm sein abscheulicher und schimpflich geführter Krieg zur Eroberung des Herzogthums Urbino, der eben jetzt seine Kassen erschöpft hatte. Daneben sollte der Prachtbau der Peterskirche fortgesetzt werden. „Lieben Teutschen, sagt Hutten in der verteutschet Klag an Herzog Friedrich von Sachsen (1520), ich hab zu Rom gesehen, was unser Geld machet. Es thut, und macht etwas. Leo der zehent giebt des ein Theil überschwänglich seinen Vettern, Oehmen und Freunden, deren er also viel hat, daß ein Sprüchwort daraus worden ist: des Leon zu Rom Vettern und Schwäger. Ein Theil verzehren so viel ehrwürdigsten Cardinal, deren ein und dreißig der Vater, oder Pater auf ein einigen Tag gemacht hat; so viel Referendarii, so viel Auditores, Protonotarien, Abbrevia-

tores, bäpstisch Schreiber, Kammerer, Official, und dergleichen ander, der obersten Kirchen Primaten und Fürnehmsten, wann dieselbigen haben an ihnen mit überschwänglichem, großem Unkosten Kopisten, Pedellen, Bothen, Knecht, Kärrer, Eseltreiber, Stallknecht, und ein unzählig Schaar Huren, Buben, Ruffianer und Kuppler; so halten sie auch Hund, Pferd, Affen, Meerkatzen, und viel dergleichen um des Wohllusts willen; so bauen sie Häuser von ganzem Marmelstein, und haben edel Gestein; leben fast wohl, und kleiden sich köstlich, schlemmen, prassen, und warten ihrer Wohllust, ohn alle Sorg, kürzlich, und in der Summa ein merkliche Menig (Menge) und Anzahl der allerboshaftigsten Menschen geht zu Rom durch Hilf unsers Gelds und Guts müssig. Daselbst ist kein Achtung und Auffsehung des göttlichen Diensts, ja eine große Verachtung, dergleichen ich kaum glaub auch bey den Türken seyn; sie betrügen, sie bessern, sie stehlen, sie lügen, sie fälschen die Siegel, sie reden, und thun alle Ding um des Gewinns willen. Und aller, die daselbst seind, Fürnehmen ist, nach unserem Geld und Gut mit Betrug zu trachten." [1])

So war Leo von Anfang eifrig bedacht gewesen, auf jede Weise Geldmittel herbeizuschaffen, so ergingen jetzt und waren schon 1514 und 1515 ähnliche Kommissorien wie die seines Vorgängers zu einer eben so unklugen als schmutzigen und schändlichen Ablaßoperation auch von dem sonst so klugen, von dem glänzenden edelsinnigen Leo X. ergangen und vor Allem auf deutsches Geld berechnet, worüber sich Hutten in der Klag und Vormahnung wider die Gewalt des Papsts bitter ausläßt:

„Warum wird nit die wälschlich Art
Mit Ablaß so beschweret hart?"

Aber die Deutschen wären die Narren zu geben und sich auslachen zu lassen. Die Ablaßoperation von 1516 war nach einem noch großartigern Maßstabe bemessen, der Reichthum der päpstlichen Indulgenzen war wo möglich noch erhöhet. Die Kaufenden wurden absolvirt von allen Sünden und Missethaten, die sie be-

1) Löscher a. a. O. I, 368 ff. Roscoe a. a. O. II, 101 ff., 225, 276, 298 ff., 322, 364 ff. Alzog a. a. O. 760. Münch, Hutten's Werke, V, 10.

gangen, diese mochten so groß sein als sie wollten, von allen Strafen, die sie wo und wie immer verdient haben könnten, von Bann und Interdikt und auch von den Fällen, die sich der apostolische Stuhl sonst vorbehalten; sie sollten in ihre Täuflingsunschuld und Reinheit wieder eingesetzt sein, so daß ihnen, wenn sie von der Welt abschieden, sofort das Paradies sich öffnen müsse. Freilich wurde als Zweck dieser neuen Ablaßverkündungen sehr beflissen die päpstliche Absicht vorgewendet, die Gläubigen zu Werken der Gottseligkeit und Barmherzigkeit, insbesondere zur Mithülfe am Bau der Peterskirche einzuladen; Leo sprach mit Salbung von dem Heil der Seelen, das er neben dem Bau zu fördern wünsche: weil so Viele wegen der Weite des Wegs keine Gelegenheit hätten, ihr Seelenheil zu Rom selbst durch Einlegen ihres Almosens in den Kasten wahrzunehmen, habe er nach dem Exempel des Heilands, der auch seine Apostel in alle Welt ausgesendet, besondere Kommissaire in die Länder der Christenheit ernannt. Allein es ist am Tage, daß der eigentliche Grund in Leo's Finanznoth und Verschwendungsliebe lag. In Italien zweifelten nur Wenige daran, daß es sogar noch auf ganz besondere unerbauliche Zwecke und vielleicht am meisten abgesehen wäre. Man sagte sich und hatte Grund dazu, daß Leo die aus Deutschland einkommenden Gelder großentheils seiner Familie zufließen lasse, daß er namentlich die in Sachsen und den Landen umher bis an den Belt aufkommenden Ablaßgelder theils zur Erbauung der mediceischen Paläste, theils seiner Schwester, der Prinzessin Cibo, bestimmt und den Ablaß, um schnell zu barem Gelde zu gelangen, an den Meistbietenden verkauft habe. [1])

Weitere Bedenklichkeitsgründe.

Hiervon hatte Luther jetzt freilich noch keine Ahnung, wie sich weiter unter ergeben wird, wenn auch vor Augen lag, daß es abermals ganz besonders auf das deutsche Geld abgesehen war; allein daran läßt sich kaum zweifeln, daß ihm die Ablaßbüllen

---

1) Münch, Hutten's Werke, V, 70. Walch XV, 302, 306. Ranke a. a. O. I, 308. Schröckh XXXIII, 408 f. Hofmann, Lebensbeschreibung des Ablaßpredigers Johann Tetzel, 54. Roscoe a. a. O. II, 365.

Julius' II. und Leo's X. entweder bekannt waren oder doch kund wurden, als er in Grimma zur Feder griff, um wider den Ablaß zu schreiben. Man kann denken, daß er sich über dem Schreiben genauer zu unterrichten suchte, die Sache von allen Seiten prüfte, und da erhoben sich dann berghohe Schwierigkeiten vor ihm, zehn Gründe für einen mahnten zur äußersten Vorsicht. Wie sehr mußten seine Bedenken verstärkt werden, wenn er erwog, daß von den Ablaßpredigern zwar Einiges, allerdings das Aergste, aus dem Ihrigen behauptet, aber im Grunde doch nicht viel mehr als in den päpstlichen Ausschreiben gesagt wurde. Jedenfalls lag in diesen und dem ganzen Vorgange genug und übergenug von Dem, wogegen sein Innerstes sich empören mußte, wobei er sicher jene Zweifel niederzukämpfen hatte, ob man auch Alles glauben könne, was der Papst sage, ob die Kirche nicht auch irre? Wie sollte ein entscheidender Angriff auf den Ablaßunfug möglich sein, ohne den päpstlichen Ablaß, das Haupt der Kirche selbst zu treffen? Hatte er ein nachtheiliges Urtheil über Julius aus Rom mitgebracht und erzeugte es bei ihm vielleicht ein Mistrauen auch gegen Das, was von jenem Papste als Kirchenhaupte ausgegangen, so war der Fall jetzt ein anderer, seit Leo regierte, dessen Maßregeln und Verkündigungen ein doppeltes Gewicht bei ihm haben mußten, weil er von der Persönlichkeit, dem Geiste und der Gesinnung dieses Papstes jetzt und noch viel später eine so hohe Meinung hegte. Dazu kam, daß einer der angesehensten deutschen Kirchenfürsten, der vornehmste unter ihnen, den päpstlichen Ablaß in Deutschland betrieb. Wie hätte er den Unfug angreifen können, ohne in der Nähe wie Ferne auf das Bedenklichste verwickelt zu werden? Nicht minder wie der Papst war Albrecht betheiligt, der Erzbischof von Magdeburg, Administrator von Halberstadt, jetzt auch Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Reichserzkanzler, Primas von Deutschland, geborner Markgraf von Brandenburg, Bruder des regierenden Markgrafen Joachim I., und noch mehr, gelehrt gebildet, Freund der Humanisten, eifriger Beförderer der Aufklärung, Beschützer jedes Talents. Er schuf in Mainz ein deutsches Athen, sammelte Männer um sich wie Eitelwolf von Stein, Stromer, Köpflein, Stabius, nahm Reuchlin's Sache in Schutz, huldigte dem freisinnigen Streben eines Erasmus: eben um diese Zeit hatte Ulrich

von Hutten eine Zufluchtsstätte an seinem Hofe zu Mainz gefunden. 1514 hatte der bedrängte Ritter eine Lobrede auf ihn geschrieben, und sie eröffnete eine Reihe von Schriften, welche er — und unter ihnen die kühnsten, die in Rom misfälligsten — gerade unter Albrecht's Schutze drucken ließ, der darüber von Leo X. viel Bitteres hören mußte, Hutten aber schirmte, so lange es in seinen Kräften stand, und ihn dann mit größester Schonung entfernte, sowie er noch später eine lange Zeit die größeste Duldung gegen Luther bewies, dessen nächsthöchster geistlicher Oberer er war. Er residirte in dem nahe gelegenen Halle, Wittenberg lag in seinem Sprengel. [1])

Allein er hatte sich mit Leo zur Ausbeutung deutscher Nation verbündet. Er befand sich in gleicher Bedürftigkeit wie der heil. Vater, sowol dadurch, daß er seine Stifter zum Theil verschuldet vorgefunden, als durch einen verschwenderischen Hofhalt und eine der des sächsischen Kurfürsten ähnliche kostspielige Vorliebe für Kirchenschmuck, insbesondere Reliquien. Er war im Erzstifte Mainz 1514 gewählt worden, weil dem letztern die Kosten häufig wiederkehrender Vakanzen sehr beschwerlich gefallen waren, er aber versprochen hatte, die Ausgaben für das Pallium, 20,000 bis 30,000 Goldgulden, aus seinen eigenen Mitteln zu bestreiten. Das Pallium war ursprünglich ein Ehrenkleid gewesen, das die Päpste solchen Erzbischöfen zusandten, denen sie das Vikariat in den Provinzen ihres Patriarchensprengels übertrugen, Gregor VII. zog es auf das Ganze der erzbischöflichen Gewalt und untersagte jede Ausübung der letztern vor dem Empfange desselben. Die Päpste machten dann aus dem Huldgeschenke ein Erwerbsmittel und stellten für das Pallium immer höhere Preise, je mehr sie die erzbischöfliche Gewalt einschränkten: auch eine der wiederholt zur Sprache gebrachten und unerledigten Beschwerden deutscher Nation. Ich weiß nicht, wie es sich gegenwärtig mit den Palliengeldern verhält. In der Rede, welche der jetzige Erzbischof von Köln am 11. Januar dieses Jahrs 1846 beim Antritte seines Amtes gehalten, heißt es u. A.: „Ihr habet gesehen, wie mein

---

1) Ranke a. a. O. I, 309. Albert V. in Erſch und Gruber. Gervinus a. a. O: II, 435. Schwetſchke, Luther's Newe Zeitung vom Rein, 1 ff. Münch, Hutten's Werke, III, 627; I, 271.

theurer Mitbruder, der Herr Weihbischof Dr. Claessen, im Auftrage des heiligen Vaters mich mit dem Pallium umkleidete, und zwar unter den unserer heiligen Kirche eigenthümlichen schönen Gebräuchen. Geringfügig wol erscheint diese Handlung, aber sie ist von der tiefsten Bedeutung und höchsten Wichtigkeit. Um das zu erkennen, erwäget nur, geliebte Diözesanen! das viele Symbolische, was das Pallium an sich trägt. Das Pallium ist erstlich gefertigt aus weißer Lämmerwolle und erinnert darum an jene That des göttlichen Heilandes, daß er seine Jünger zu Hirten seiner, durch sein kostbares, am Holze des Fluches vergossenes Blut erkauften und von der Sünde und der Sünde Verderben erlöseten Schafe und Lämmer bestellte, — es ist also ein Zeichen des Hirtenamtes, dessen Träger und Inhaber bis zu Ende der Zeiten die Bischöfe der katholischen Kirche sind. Weil es ein solches Zeichen ist, so darf der Erzbischof, bevor er es von dem heiligen apostolischen Stuhle empfangen, keine erzbischöfliche Amtshandlung sich erlauben, nicht einmal den Namen eines Erzbischofs führen. Erst mit dem Pallium überkommt er, wie es in der Ueberreichungs-Ceremonie heißt, ‚die Fülle des oberhirtlichen Amtes', und übernimmt er die heiligen und großen Pflichten der erzbischöflichen Würde" u. s. f. Das Pallium sei ferner mit mehren Kreuzen durchwirkt, die als Zeichen und Sinnbild dienten, daß der geheiligte Beruf des Erzbischofes mancherlei und große Beschwerden mit sich führe. Es sei weiter vom Grabe des Apostelfürsten genommen, zum Zeichen, daß der Erzbischof in innigster Gemeinschaft mit dem Stuhle des heil. Petrus verbleiben solle, und zur fortwährenden Mahnung, daß er die geforderte Anhänglichkeit an den römischen Papst als seine heiligste Pflicht betrachte und erkenne. Es habe endlich die schöne Bedeutung, daß es den Erzbischof vor Stolz und Hochmuth verwarne, indem es nur eine ganz unscheinbare, aus gemeiner Wolle gefertigte Binde sei, und in ihm dennoch die Fülle des oberhirtlichen Amtes verliehen werde. Von den Geldzahlungen, welche der römische Hof früherhin für das Pallium forderte, sagt Hutten in der Klag und Vormahnung wider den Gewalt des Bapsts:

„Dieselbig Zahlung hat kein Maaß,
Das etwan hundert Gülden was,

Das müssen itzo tausend seyn.
Dazu ein Bothschaft man hinein,
Mit großem Kosten schicken muß,
Dem Bapst zu bringen einen Gruß,
Daß er den Bischof confirmir,
Darum erfüllt man ihm sein Gier,
Und giebt ihm, was er heischen dar,
Das mehret sich von Jahr zu Jahr;
Da schätzt man dann die armen Leut,
Nimmts Haar hinweg und auch die Häut." [1])

Nicht selten waren Verlegenheiten, Unordnungen, Zänkereien daraus entstanden; sehr große und ärgerliche in den Zeiten nach der basler Kirchenversammlung, wie wir uns entsinnen. Die Absetzung Diether's von Isenburg hatte ihren vornehmsten Grund darin, daß er die Palliengelder nicht aufbringen konnte. Wir hörten die Stände noch 1510 auch darüber klagen, daß bei den Konfirmationen so übermäßige Summen nach Rom gezogen würden, hörten Aeußerungen aus Luther's Vorrede zu seiner Schrift vom Papstthum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten in Leipzig, wonach Deutschland bei Menschengedenken fast acht Bischofsmäntel aus Rom gekauft habe, deren jeder 30,000 Gulden stehe. Das Aergste ergab sich jetzt daraus. Weil kurz nacheinander, 1505, 1508, 1513, mehre Vakanzen im mainzer Erzbisthume eingetreten, waren binnen wenigen Jahren mehr als 90,000 Dukaten für Pallien nach Rom gewandert. Das Erzstift war dadurch verschuldet, und Albrecht war aus dem angegebenen Grunde ins zweite Erzbisthum gewählt, ein Verfahren, das freilich den Kirchengesetzen zuwiderlief, der schädliche Misbrauch, gegen welchen sich 1510 Maximilian's kaiserliche Ohnmacht erhoben, und der sich 1514 wiederholte. Es folgte noch weit Schlimmeres. Wenn je, so lagen in diesem Falle dringende Gründe vor, die Palliengelder zu erlassen oder die Forderung doch zu ermäßigen, schon damit nicht die Meinung sich verbreite und gesagt würde, was Luther in der eben erwähnten Vorrede sagt: „Wenn ganz Deutschland auf die Knie fiele und bäte, daß der Papst und die Römer unsere Bischöffe und Priester ohne Geld, umsonst be-

1) Menzel, Gesch. der Teutschen, IV, 203. Ranke a. a. O. 251. Kölnische Zeitung, 1846, Nr. 13. Münch, Hutten's Werke, V, 80.

stätigten, wie das Evangelium saget: Gebet umsonst, denn ihr habets auch umsonst, Matth. 10, 8, und sollten alle Kirchen mit guten Predigern versorgen, sintemal sie doch übrig reich sind, und gnug haben, daß sie möchten Geld zugeben; und so man drauf drünge, es gebühre ihnen aus göttlicher Ordnung: gläube sicherlich, wir würden erfinden, daß sie allesamt stärker würden darob seyn, daß nicht göttliche Ordnung wäre, solche Mühe ohne Geld zu haben, denn je Jemand gewesen ist; würden bald ein Glößlein finden, damit sie sich heraus wickelten, würden sich mit aller Bitte nicht lassen darzu treiben. Aber dieweil es Geld gilt, so muß es göttliche Ordnung sein, was sie nur gedenken dürfen." [1])

Albrecht's Mittel reichten nicht hin, er lieh beim Hause Fugger in Augsburg zur Befriedigung des unersättlichen römischen Hofes dreißigtausend Gulden an, und machte, um sie zurückzahlen zu können, dem Papste den Vorschlag, ihm eine der drei Ablaßkommissionen, in welche die deutschen Gebiete getheilt waren (sie umfaßte seine beiden Erzbisthümer Magdeburg und Mainz), in der Weise zu übertragen, daß er die Hälfte der aufkommenden Gelder erhielte, die andere Hälfte Leo, sodaß fast das Ganze mittel- und unmittelbar nach Rom fließen mußte. „Es waren zu Mainz neulich drei Bischof, Berthold, Jacobus und Uriel kurz nacheinander gestorben, daß dem Bisthum vielleicht schwer war, so oft und kurz auf einander das Pallium zu käufen, welchs gestehet, wie man sagt, 26,000, Etliche sagen 30,000 Gulden; denn so theur kann der allerheiligst Vater zu Rom Flachsfaden (der sonst kaum sechs Pfennig werth ist) verkäufen. Da erfand nu der Bischof dies Fündlin, und gedacht das Pallium den Fockern zu bezahlen (denn die hatten das Geld fürgestreckt) mit des gemeinen Manns Beutel." [2])

Der zuerst ernannte, mit einer andern der drei großen Ablaßkommissionen für Deutschland beauftragte mailändische Doktor und Propst Arcimboldi legte sein Generalkommissariat in Deutschland 1516 nieder. Leo bestätigte zu Anfang des folgenden Jahrs den Erzbischof als Nuntius und apostolischen Generalkommissar, verpachtete ihm den Ablaßhandel in einem großen Theile Deutsch-

1) Walch XVIII, 1201.

2) Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 52.

lands gegen die Hälfte des reinen Ertrags, Albrecht zahlte ihm 10,000 Dukaten voraus und ließ fuggersche Agenten mit den Ablaßpredigern, die er aussendete — eben auch wie Christus die Jünger! — umherziehen, um seine Schuld an das Handelshaus sogleich in Empfang zu nehmen. In der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation bezeichnet Luther diese Verfahrungsweise durch ein paar treffende Bemerkungen. Da der „unausmeßliche Geiz an allen gen Rom gezogenen Schätzen noch nicht genug gehabt, habe er angehoben seine Händel dem Fugger zu versetzen und zu verkaufen, so daß Bisthümer und Lehen zu verleihen, zu tauschen, zu kaufen und die liebe Handthierung geistlicher Güter zu treiben eben auf den rechten Ort gekommen und eine einzige Handthierung aus geistlichen und weltlichen Gütern geworden sei. Er möchte nun wol eine so hohe Vernunft hören, die erdenken möchte, was durch den römischen Geiz hinfort geschehen könnte, das noch nicht geschehen wäre, es wäre denn, daß der Fugger seine beiden nun zu einem gewordenen Handel wiederum an Jemanden versetzte oder verkaufte." Albrecht wagte nicht, was einst Diether von Mainz gewagt, dem Papste wegen Zahlung der Palliengelder die Spitze zu bieten, obschon er wol noch mehr Anlaß zu Beschwerde und Streit gehabt hätte. Dennoch sollte sich auch jetzt wieder Streit gerade über das verhängnißvolle Pallium erheben, und ein noch viel größerer, obwol von einer andern Seite. In der Schrift Wider das Papstthum zu Rom sagt Luther ganz richtig, der Hader zwischen ihm und dem Papste habe sich über dem Pallium angesponnen. Er spricht sich in einem entgegengesetzten Sinne wie der kölner Erzbischof über das Pallium aus, doch geschah es zu einer Zeit, wo er nichts mehr davon wissen wollte, daß ein deutscher Erzbischof Anhänglichkeit an den römischen Papst als seine heiligste Pflicht zu betrachten und zu erkennen habe; mit der Ertheilung des Palliums war von Rom aus ein um so empörenderer Misbrauch getrieben, je sinnvoller und schöner die Bedeutung des Palliums und seiner Verleihung war; Albrecht machte seinem Pallium so wenig Ehre, als Leo die päpstliche Befugniß, dasselbe zu ertheilen, ehrenhaft ausgeübt; der Papst hatte die Pflichten seines Oberhirtenamtes nicht besser gekannt und erfüllt als der Erzbischof die der erzbischöflichen Würde, von welcher Herr Johannes von Geissel in der ange-

führten Rede u. A. sagt: „Welche Pflichten! Der Erzbischof soll der Heerde vorangehen als ein Mann des Glaubens, der dafür Sorge trägt, daß die Schafe und Lämmer Jesu Christi auf gesunder Weide geführt und gespeiset werden mit dem Worte der Wahrheit, mit dem Brode des Lebens; er soll mit Weisheit, Muth und Ausdauer die falschen Propheten von seiner Heerde abwehren, die in Schafspelzen herbeikommen, inwendig aber reißende Wölfe sind.“ Luther sagt: „Pallium ist ein hänfen oder flächsen Faden, gestrickt und gewirkt als ein Kreuz, das man hinten und vornen über die Casel werfen kann, wie die Kreuze an den Caseln gemeiniglich sind, ist etwa dreier Finger breit, soll alles und alles bei 6 oder 7 Lawenpfennig oder eins Schwertgroschens werth sein; so köstlich Ding ists. Solchs segenet der Papst auf dem Altar zu Rom, und leuget dazu, daß es über den Körpern St. Petri und Pauli geweihet sei: denn sie haben weder St. Petri noch St. Pauli Körper: darnach verkäufet ers den Bischoffen, einem höher denn dem andern, darnach die Bisthum groß und reich sind. Vorzeiten gabens die Päpste umbsonst, und gebotens umbsonst zu geben, wie die Decretal noch sagen, ließen ihnen genügen, daß sie damit die Herrschaft und Gewalt über andere Bischoffe kriegten. Hernach haben sie Eidspflicht und Geld darauf gelegt, als die verzweifelten Buben. Nu sagt man, das Pallium zu Mänz koste 26,000 Gülden; so theur ist der Hanffaden zu Rom. Etlich meinen, man bring es nicht unter 30,000 Gülden von Rom. Solch Pallium konnte der Bischof nicht bezahlen. Da ließ er mit dem Ablaß etliche Beuteldrescher ausgehen, der Leute Geld zu erheben, das nicht sein war; die machtens so grob, daß ich dawider mußte predigen und schreiben. Also hat sich das Spiel gehaben über einem hänfen Faden.“ [1])

Dies ist jedoch hier nur angeführt, weil sich die beste Gelegenheit dazu darbot. Luther wußte zu dieser Zeit von dem Allen wenigstens jedenfalls nichts Genaues, auch stand Tetzel noch nicht in Albrecht's Diensten. „Ich wußte, sagt er, zu der Zeit nicht, wem solch Geld sollte.“ [2]) Indeß wurde ihm Albrecht's Theil-

1) Plochm. XXI, 305; XXVI, 221. Hofmann a. a. O. 61 f.

2) Plochm. XXVI, 51.

nahme bald bekannt, und sie mußte ihn noch mehr stutzig machen, wie wenig er auch vorerst noch davon erfuhr und wie entfernt er jetzt noch davon war, zu glauben oder selbst nur zu ahnen, daß solche Dinge unter der Begünstigung des Erzbischofs vorgingen und daß es damit so arg sei, als es in der That war. In die Tiefen des Schmutzes der päpstlich-erzbischöflichen Ablaßverabredungen und Verhältnisse blickte er noch lange nicht hinein. Um so mehr mußte ihm Albrecht's Betheiligung Bedenken gegen einen von ihm zu unternehmenden Angriff erregen, ähnlich wie Leo's Urheberschaft bei Leo's Persönlichkeit.

Wie kaufmännisch oder vielmehr wie diebsgesellenmäßig der Handel betrieben wurde, geht daraus hervor, daß sämmtliche Betheiligte einander aufs gründlichste mistrauten und aufs sorgsamste überwachten. Wie kein Bischof dem Papste, traute auch dieser keinem Bischofe mehr. Der Franziskanerguardian zu Mainz wurde in Albrecht's Kommission mit dem Geschäfte eines Mithelfers und päpstlichen Kontroleurs des Erzbischofs beauftragt, soll es indeß abgelehnt haben, sich bei dem häßlichen Geschäfte zu betheiligen. Auf einem Ordenskapitel der Franziskaner zu Weimar war die allgemeine Meinung, es sei zu grob gemacht, der gemeine Mann fange an Verdacht gegen den Ablaß zu schöpfen, es werde dem Orden ohnehin schwer genug die Klöster durch Betteln zu erhalten und würde ihm allzuschwer und dem Volke unerträglich werden, wenn sie auch noch für den Papst, die Kardinäle und alle römische Pracht mitbetteln sollten; sie hätten Leo erst neuerdings 30,000 Gulden dafür zahlen müssen, daß er ihren General zum Kardinale ernannt. Der Guardian machte sich jedenfalls von dem Auftrage sehr bald wieder los, und der Erzbischof sah es gern. Wie sehr Albrecht wieder seinen Unterkommissären mistraute, ergibt sich aus einer summarischen Instruktion, welche er für sie und die von ihnen erwählten Pönitentiarier und Beichtiger, die Partikular-Unterkommissäre, erließ und deren Inhalt man vor Augen haben muß, um eine anschauliche Vorstellung vom leo-albrecht-tetzelischen Ablasse zu erhalten. Zu bemerken ist dabei, daß sie erst späterhin durch den Druck veröffentlicht wurde. Luther konnte vorerst nur die Kenntniß von ihr haben, die sich aus dem ihr gemäßen Verfahren der Kommissäre entnehmen ließ, das ihm daher noch eine längere Zeit als ein durchaus misbräuch-

liches und unberechtigtes erschien, worin er nur insofern nicht irrte, als die Kommissäre noch über die Instruktion hinausgingen oder sie bei Seite setzten. Auch das ist zu bemerken, daß in diesem Augenblicke Tetzeln eine andere zur Richtschnur diente, die seines jetzigen Vollmachtgebers, Arcimboldi's. Allein die des Erzbischofs stimmt mit der Arcimboldi's genau und oft wörtlich überein. Beide waren derselben Quelle entflossen, der päpstlichen Ablaßkommission. Tetzel trat sehr bald in Albrecht's Dienste und die Instruktion von Diesem ist es, welche Luther späterhin kennen lernte und auf die er sich mehrfach bezieht. [1])

Erzbischof Albrecht's Anweisung für die Ablaßbevollmächtigten.

Die Ablaßunterkommissäre werden darin zunächst scharf bedroht, auf den Fall, daß sie des Kurfürsten Befehle zum Nachtheil des Geschäfts übertreten sollten, und sodann angewiesen, vor allen Dingen die Ehre Gottes, das Heil der Seelen, die Hochachtung vor dem römischen Stuhle und den Nutzen des Baues der Peterskirche zu suchen, sich eines ehrbaren und vorsichtigen Wandels zu befleißigen, Wirthshäuser und verdächtige Oerter zu meiden und unnöthiger Ausgaben sich zu enthalten. An sich sehr löbliche Vorschriften; allein der Erzbischof hielt nicht auf ihre Befolgung und konnte nach der Persönlichkeit seiner Beauftragten nicht erwarten, daß sie befolgt werden würden. Die Letztern sollen ferner über den deutlichen Inhalt der Anweisung nicht hinausgehen, die indeß genug gestattet, z. B. schon unmittelbar darauf, daß die Bevollmächtigten zum Zweck des Ablasses auch von den Censuren absolviren dürften, die von den Ordinarien auferlegt wären. Um dem päpstlichen Ablaß keinen Eintrag zu thun, sollen an jedem Orte, wo die Bevollmächtigten sich aufhalten, wöchentlich nicht mehr als drei Predigten gehalten werden, ausgenommen in der Advents- und Fastenzeit, wo es in der Kirche, in welcher das Kreuz errichtet worden, täglich und an Feiertagen zwei Mal soll geschehen dürfen, doch so, daß außerdem an keinem andern Orte gepredigt werde, wenigstens nicht

1) Löscher a. a. O. I, 381. Hofmann a. a. O. 63 ff.

ohne besondere Erlaubniß der Ablaßkommissaire. In ihren Predigten sollen sie die päpstliche Ablaßbulle erklären und den Ablaß nachdrücklich empfehlen, und zwar in der Weise, daß sie die hohe Macht des Papsts und Statthalters Gottes darlegen, der solche und zum ewigen Leben nöthige Gnaden ertheilen könne; sie sollen den unermeßlichen und unschätzbaren Nutzen der Abläße kund machen, den Jeder acht Jahre lang für sich und die abgeschiedenen Seelen durch dieselben erlangen könne. Stets sollen sie einige Punkte der Bulle vornehmen und nach Möglichkeit erläutern und groß machen, damit das Volk nicht aus Vergessenheit der so großen Gestattungen an dem Ablaß einen Ekel bekomme, die Wohlthat der apostolischen Vollmachten nicht in Verachtung gerathe. Das Volk sei zu lehren, die durch Beichtbriefe zu erkaufende Theilnahme an den Gnaden der Kirche sei nützlicher, als im Stand einer Todsünde die Werke aller Frommen verrichten. Dem Volk sei mit Beflissenheit bemerklich zu machen, daß — es war neu bei dieser Indulgenzen-Operation — innerhalb der acht Jahre jeder andere Ablaß suspendirt, jeder damit zu machende Gewinn verboten sei, damit nicht die jetzt anzubietenden Indulgenzen und des Kurfürsten unerhörte apostolische Macht verachtet werde, und daß Jeder, der jenen irgendwie entgegentrete, in die strengsten Strafen verfalle, von welchen nur der Papst, der Kurfürst oder seine Bevollmächtigten absolviren könnten. Stets sei in den Predigten wie im Beichtstuhle zu wiederholen, wie der Papst nur durch das Bedürfniß des Baues der Peterskirche bewogen sei, solche Gnaden auszutheilen; der Bau aber sei nothwendig gewesen, und es gebühre sich, daß die Kathedrale ihres Gleichen in der Welt nicht habe, weil sie aller andern Kirchen Haupt, und bei ihr der Papst residire, der mit Christo denselben Richterstuhl habe. Vier vornehmste Gnaden können, eine jede für sich, erlangt werden, zuerst vollkommene Vergebung aller Sünden, die große Indulgenz, Wiedererlangung der Gnade Gottes und Befreiung vom Fegfeuer. Diese Gnade sei so unschätzbar, daß nichts hinlänglich Würdiges für sie gegeben werden könne, doch werde nur verlangt: daß man, wenn man im Herzen zerknirscht sei und gebeichtet, oder doch die Absicht habe, zu gehöriger Zeit zu beichten, das Abendmahl genieße, die sieben Altäre der Kirche besuche und fünf Vaterunser und Ave Maria bete. Schwachen

und Kranken könne ein Tragaltar oder ein heiliges Bild zugeschickt werden, vor welchem sie jene Gebete verrichten möchten.

Sodann folgt eine ausführliche Erörterung der „Art und Weise, wie man in den Kasten legen soll." Die Bevollmächtigten werden angewiesen, es den Ablaßbegehrenden in das Gewissen zu schieben, wie viel sie für die vollkommenen Indulgenzen an Geld oder Gut geben können und wollen. Eine in das Einzelne eingehende genaue Taxordnung sei zu schwierig aufzustellen. Indeß wird doch eine solche von fünfundzwanzig bis zu einem halben rheinischen Goldgulden für die wohlhabendern Stände vom fürstlichen bis zu dem der Kaufleute und Handwerker herunter gegeben. Die Uebrigen überläßt die Instruktion dem Ermessen der Kommissaire, welche angewiesen werden, allezeit auf das Geben und Mehrgeben hinzuwirken, mit Eifer und Geschick zu dingen und zu feilschen, Niemand aber gänzlich ohne Gnade von sich zu lassen, denn die Seligkeit der Gläubigen werde nicht minder als der Nutzen des Baues gesucht, und das Himmelreich solle den Reichen nicht mehr als den Armen offen stehen. Indeß mögen Ehefrauen, die von den Männern am Geben gehindert werden, von ihrem Eingebrachten bringen, ganz Arme, was sie erbetteln — sind sie aber schlechterdings außer Stande, sich Mittel zu verschaffen, so sollen sie durch Gebet die Gnaden erlangen können. In allen solchen Fällen sollen die Bevollmächtigten auf Gott und ihr Gewissen sehen und danach handeln. Wir werden sogleich hören, wie Tetzel die an sich preiswürdige Vorschrift verstand.

Die zweite vornehmste Gnade ist ein Beichtbrief, „voll von den größesten, ungemein erquickenden und vorher unerhörten Vollmachten", die für beständig, auch über die acht Jahre hinaus gelten und Kraft haben. Den Inhalt sollen die Beichtiger bestmöglichst erläutern und erheben. Denn Denen, die den Beichtbrief kaufen, wird gegeben: das Recht, sich einen beliebigen Beichtvater zu erwählen, der sie von allen Kirchenstrafen, ferner einmal im Leben und in der Todesstunde von allen, auch den schwersten Verbrechen absolviren darf u. s. w. Sie können ferner allerlei Gelübde in andere gute Werke verwandeln u. s. f. Die Taxe für jede Person wird festgesetzt, begehren aber Klöster oder andere Körperschaften einen solchen Beichtbrief, so sollen die Kommissaire auf das Vermögen derselben und die Zahl ihrer Mitglieder sehen

und Vergleiche zu treffen suchen. Dann folgen Vorschriften, bestimmt, Unterschleife der Kommissäre zu verhüten.

Die dritte Hauptgnade besteht in der Theilnahme an allen Gütern der allgemeinen Kirche, Bitten, Fürbitten, Wallfahrten ins gelobte Land, römischen Stationen u. s. w., die von allen Gliedern der Kirche geschehen und geschehen können. Sie wird durch Erkaufung von Beichtbriefen einer andern Art erlangt, und die Prediger und Beichtväter haben den Gläubigen mit höchstem Fleiß zuzureden, das Kaufen auch dieser Beichtbriefe nicht zu unterlassen, wenn sie auch schon mit Ablässen der beiden ersten Grade versehen sein sollten, da die dritte Gnade wieder andere Befreiungen und Privilegien mittheile, z. B. das Vorrecht der Verwandlung der in der zweiten ausgenommenen Gelübde, über das Meer zu reisen, keusch zu leben, Mönch zu werden, sofern sie nicht solenn geleistet worden u. s. f. Bei der großen Indulgenz war Reue und Beichte, sowie Besuch der Kirchen und Altäre erforderlich. Hier wird ausdrücklich erklärt, daß das Alles beim zweiten und dritten Grade nicht erfordert werde, sondern das Kaufen des Ablasses genüge.

Die vierte vornehmste Gnade gilt den Seelen im Fegfeuer. Reue und Beichte ist bei Denjenigen, die für dieselben in den Kasten legen, nicht erforderlich. Auch diese Gnade soll aufs Kräftigste angepriesen werden.

Dann folgt noch eine Reihe von andern Gnaden und Vollmachten, die nicht Allen gänzlich, aber doch theilweis zur Seligkeit nöthig. Die Erlangung derselben bringe gleichfalls dem Bau großen Nutzen, da so reiche Dispensationen vom heiligen Stuhle noch nie ausgegangen. Zu den letztern gehörte dann z. B. eine vom Verbrechen der Simonie. Doch wird den Delegirten bei Erläuterung ihrer betreffenden Vollmacht große Vorsicht empfohlen. Sie sollen sie überhaupt nur erklären, um dem Aergerniß der Weltlichen zu entgehen. Diejenigen, die durch Simonie in den Besitz eines Beneficiums gelangt sind, sollen einen Jahrsertrag desselben erlegen, die Accidenzien mit eingerechnet, nach welchen die Taxe zu erhöhen, wogegen sie aber je nach dem Gewicht der Entschuldigungsgründe der Simonisten zu vermindern ist, wobei den Kommissären abermals freie Hand gelassen wird.

Die Anweisung füllt vierzig enggedruckte Quartseiten, deren

zweite Hälfte fast ganz den geringern Graden gewidmet ist und im Verein mit der ersten ein Meisterstück des raffinirtesten Scharfsinns genannt werden muß, der es auf ein Erpressungssystem angelegt hat, welchem kein Stand, kein Alter, kein Lebensverhältniß der Lebendigen, der Nachlaß der Todten selbst nicht entgehen soll, und dem sich jede sittliche, Rechts- und kirchliche Ordnung und Satzung beugen muß. Man darf nur Ablaß kaufen, und die dringendsten Ehehindernisse sind gehoben, unrechtmäßiges Gut wird mit Recht behalten, selbst der strenge klösterliche Gehorsam hört auf. Wenn in Orten, an welchen das Kreuz errichtet worden, die Kommissäre ihren Thron auf solenne Art aufgeschlagen haben, so mögen die Ordensobern ihren Religiosen verbieten, an dieselben sich zu wenden, so mögen Privilegien und Konstitutionen, selbst durch apostolische Macht ertheilt und bekräftigt, entgegenstehen: aus apostolischer Macht steht den untergebenen Ordensleuten frei, bei den Ablaßpredigern zu beichten oder sich Beichtiger von ihnen zu erbitten u. s. f. Am Schlusse folgt dann u. A. noch die Auflage an die Bevollmächtigten, Anzeige von Dem zu machen, was etwa wider den Ablaß geschehe. Weiter fehlt es nicht an mancherlei Vorkehrungen, das einkommende Geld vor den Händen derselben zu schützen, die es daher nicht anrühren, sondern von den Einzahlenden selbst in die Kästen legen lassen sollen, welche durch drei Schlösser zu verwahren sind. Nur zu deren einem erhalten sie die Schlüssel, mit den Schlüsseln der andern beiden wird ein ihnen beizuordnender Schatzmeister und die geistliche oder weltliche Obrigkeit jedes Orts betraut. Nur vor diesen, vor Notar und Zeugen dürfen die Kästen geöffnet werden. Ueber den Fund hat ein geschworner Notar ein Instrument aufzunehmen. Die Prediger und Beichtväter sollen das Volk fleißig ermahnen, das Geld in die Kästen zu legen, und einschärfen, daß der Ablaß nichtig sei, wenn es dem Delegirten in die Hand gegeben werde. Die letzten Worte nach den zahllosen ins Einzelste gehenden Bestimmungen der Instruktion, die bei der Natur des betreffenden Geschäfts und dem Charakter der damit beauftragten Individuen dem Ermessen und dem Gewissen doch noch immer so viel überlassen mußten, drücken das Vertrauen aus, das Uebrige werde die Sorgfalt der — in der That bis zum letzten Satze als die ärgsten Diebe behandelten —

Kommissaire ersetzen, die da von Gott und den heiligen Aposteln Petrus und Paulus ewige Belohnungen für ein so glückseliges Werk erlangen würden.

Deutlich geht aus der Anweisung hervor, daß der Kurfürst voraussetzte, sie werde von Seiten seiner Delegirten sowol zu ihrem eigenen Nutzen ausgebeutet, als überhaupt überschritten werden. Der Misbrauch war nothwendig mit ihr selbst gegeben, er blieb nicht aus, und der Bischof that nichts, ihm zu steuern.

Um die Erfolge und die Wirkungen des von ihm organisirten Indulgenzenraubzugs noch genauer würdigen zu können, darf auch die Persönlichkeit der Kommissaire — der „Gnadenprediger" nach dem Kunstausdrucke für diese geistlichen Krämer und Freibeuter — sodann der Hergang beim Geschäft und der Inhalt der Ablaßbriefe nicht übersehen werden. Tetzel war ein Werkzeug, so würdig Derer, die ihn brauchten, als seine Gehülfen seiner würdig waren. Man kann von ihm auf jene wie diese schließen. Leo und Albrecht sendeten die „falschen Propheten" in die Heerde, statt die Heerde nach bischöflicher Pflicht vor ihnen zu schützen. Der Ablaßmarkt mußte die „gesunde Weide" vorstellen, auf welche sie die „Schafe und Lämmer Jesu Christi" führten. Die leo-albrechtische Instruktion diente statt des „Wortes der Wahrheit und des Lebensbrotes", womit der Papst und der Erzbischof durch ihre Boten die Gläubigen speisen ließen.

Tetzel.

Johann Dietze oder Tetzel, wie er sich selbst schrieb, war zwischen 1450 und 1460 in Leipzig geboren, studirte dort seit 1482 und zeichnete sich bald durch die Gabe volksmäßiger Rede aus. Wie Luther erwarb er das philosophische Bakkalaureat und trat bald darauf unerwartet in den Mönchsstand. Doch wählte er den Dominikanerorden. Er wurde Priester, bildete seine Anlage, als Prediger auf das gemeine Volk zu wirken, weiter aus, und erwarb sich in Zwickau, wohin sein Prior ihn am Anfange des 16. Jahrhunderts gesendet, großen Beifall, legte dort aber auch sogleich einen Beweis pfäffischer Frechheit und einer Gesinnung ab, die ihn befähigte und antrieb, die verdumpfte Frömmigkeit des Volks und seine klerikalische Stellung zu einem Mittel der

Habgier und Sinnlichkeit betrügerisch auszunutzen. In den Jahren 1502 und 1504 finden wir ihn als päpstlichen Jubeljahrs- und Ablaßprediger in Nürnberg, Leipzig, Magdeburg, Zwickau, Bauzen, Görlitz, Halle, Köln, und auch noch 1504 bis 1507 in Brandenburg, Preußen und Schlesien als Kommissair für den Ablaß zu Gunsten der deutschen Ordensritter. Er war seitdem ununterbrochen mit dem Indulgenzenwesen beschäftigt. Erwähnt ist, daß er sich 1508 auch zu Erfurt befand. Von demselben Jahre an bis 1510 hielt er sich zu Annaberg auf, wo er sehr gute Geschäfte machte und u. A. mehrfach rühmte, wenn man den Ablaß nur kaufe, so würden die Berge umher in gediegenes Silber verwandelt werden. Mekum, der dies Alles miterlebte, sagt, Unerhörtes und fast Unglaubliches habe er in den täglichen Predigten von ihm gehört, durch die er zuletzt Alle überredet, Vergebung der Sünden und das ewige Leben sei nur durch Genugthuung durch eigene Werke zu erlangen, diese sei aber unmöglich, und so bleibe als einziges Mittel nur der Kauf der Ablässe, die er als Sündentilgung und Eingang ins Himmelreich beschrieben und noch zuletzt insbesondere dadurch angepriesen habe, daß er sie, unter der Drohung davonzuziehen und das offene Himmelsthor zu verschließen, Gnaden genannt, wie sie von Seiten der jetzt so freigebig sich erweisenden päpstlichen Huld den Deutschen wol niemals wieder in einem solchen Maße geboten werden würden. Er lebte sehr weltlich, war nicht wenig auf seinen eigenen Säckel bedacht, richtete in manchen Familien Unfrieden an, verwickelte sich in verdrießliche Händel. Seine unsäglichen Uebertreibungen im Herausstreichen der Ablaßkraft weckten bei Manchen die Kritik des gesunden Verstandes. Er überbot zuletzt noch den ärgsten Marktschreier, verkündete und übertrat ungescheut die Vorschrift, den Armen die Indulgenzen wohlfeiler oder gar umsonst zu ertheilen, und zog nach einem beschämenden Auftritte ab, ohne Scham zu zeigen. Es bezeichnet seine Unverschämtheit, seinen Mutterwitz, seine Uebung in geistlichen Betrügereien und die Art und den Verlauf dieser geistlichen Komödien, daß er 1512 in Zwickau, nachdem er schon Abschied genommen und eingepackt hatte, sich erbitten ließ, doch noch ein Mal zu predigen und in seiner Rede dann sagte, das jämmerliche Winseln und Flehen einer armen Seele im Fegfeuer, das er in der letzten Nacht gehört, habe ihn

bewogen, noch ein Opfer für dieselbe anzuordnen. Die vom letztern sich Ausschließenden würden sich erweisen als Mitleidlose oder Hurer und Ehebrecher, denen ihr Gewissen sagte, daß sie der Theilnahme unwürdig wären u. s. f. Die Leute kauften, weil keiner gern als Mitleidloser u. s. w. dastehen wollte. Im Hochstift Meißen predigte er 1513 den dem sächsischen Kurfürsten theilweis zu gut kommenden Ablaß für die Brücke und Kreuzkapelle bei Torgau so frech, daß ihm der Bischof Johann von Saalhausen trotz seiner zuvor bezeigten Furchtsamkeit Einhalt gebot. In Inspruck wurde er überführt, mit einer dortigen Ehefrau zwei Kinder erzeugt zu haben. Maximilian war anwesend und schon im Begriff, das Urtheil, daß er gesäckt und ersäuft werden solle, an ihm vollziehen zu lassen. Kurfürst Friedrich von Sachsen legte Fürbitte für ihn ein; er wurde indeß zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt und nach Leipzig gebracht. Abermals verwendeten sich angesehene Personen für ihn, unter welchen der Erzbischof Albrecht genannt wird. Er wurde mit der Bedingung in Freiheit gesetzt, in Rom wegen seiner Schändlichkeiten selbst Ablaß zu suchen. Er bat den Erzbischof um dessen Fürsprache und verhieß ihm, das Geld herbeischaffen zu wollen, das Albrecht zur Abtragung seiner Schulden bedürfe. Albrecht versah ihn mit einem Empfehlungsschreiben an Leo X., der ihm verzieh und ihn zum apostolischen und zum Unterkommissär Arcimboldi's ernannte. Der Ordensgeneral der Dominikaner, Thomas de Vio (Kajetan), hatte Tetzel schon 1509 zum Ketzermeister in Polen ernannt. Jetzt oder etwas später machte ihn Leo zum apostolischen Ketzermeister. Nun war er so schamlos, selbst in Leipzig wieder zu erscheinen und die Nikolai- und Paulinerkirche zum Schauplatze seines Handels zu machen. Das Landvolk der Umgegend wußte er dadurch anzulocken, daß er die Ablaßpredigten auf die Sonn- und Festtage verlegte und neben ihnen Lustbarkeiten veranstaltete, Vogelschießen, Kletterstangen, Kegelschieben um einen Ochsen, Würfelspiel um Pfefferkuchen u. s. f. Als Unterkommissär Arcimboldi's befand er sich im April 1516 zu Wurzen. Magister Christian Baumhauer aus Nürnberg, schon früher, und der Dominikaner-Prior aus Leipzig, Bartholomäus Rauh, jetzt sein Gehülfe, trieben es gerade wie er selbst. Der Letztere behauptete zu dieser Zeit in seinen Predigten z. B., sobald er das Ablaßkreuz errichte,

sehe er von demselben das Blut Christi mild herabfließen, was seit dem Leiden des Erlösers nicht geschehen sei. Die es nicht glauben wollten, bedrohte er mit dem Banne. Weder Tetzel noch seine Gehülfen gedachten in ihren Predigten der nach der erzbischöflichen Vorschrift — wie auch nach einem eignen Auszuge Tetzel's aus derselben — wenigstens theilweise erforderlichen Reue und Buße, sondern predigten öffentlich, man könne auch ohne dieselben Erlaß der Sünden bekommen. Als Arcimboldi noch 1516 in die nördlichen Länder sich begeben, der Franziskanerguardian von der Sache sich losgemacht hatte und von Albrecht gern entlassen war, eilte Tetzel zum Erzbischofe nach Halle, bot seine Dienste an und wurde zum Generalunterkommissär, vorzüglich in Brandenburg und Sachsen, ernannt. Er sollte von den Ablaßgeldern monatlich 80 Goldgulden oder Dukaten für sich und 10 für seine Dienerschaft, sodann Kleidung, Zehrgeld für sich und Futter für drei Pferde erhalten, eine für die damalige Zeit mehr als glänzende Vergütung. Sein neuer Eifer kam ihr aber auch gleich. [1])

Hergang beim Tetzelschen Ablaßkrame.

Wenn die Ablaßkommissäre einer Stadt ihre Heimsuchung zugedacht, so meldeten sie dem Magistrat ihr Vorhaben, der sodann Anstalten zu einem feierlichen Empfange traf. Die Bürgerschaft stellte sich bei ihrem Einzuge in Waffen auf, Rath, Schule und großes Gefolge gingen ihnen, unter dem Geläute aller Glocken, mit der ausgesuchtesten Pracht, Fahnen und brennenden Kerzen entgegen, und trugen sie, nach Löscher's Ausdruck, „fast auf den Händen, wie etwa die Mönche in Amerika die armen Neubekehrten gewöhnet haben." Sie gingen in reichen Meßgewändern einher. Man trug ihnen ein mächtiges rothes Kreuz mit dem päpstlichen Wappen vor, und auf einem Sammetkissen die päpstliche Ablaß-Konceſſion. So ging der Zug in eine der Kirchen, in welcher, wie in St. Peter zu Rom, sieben Altäre sein mußten, und wo die päpstliche Ablaßbewilligung auf dem

1) Löscher a. a. O. I, 406. Hofmann a. a. O. 34 ff., 78. Alzog a. a. O. 760.

Hochaltare niedergelegt wurde. Vor demselben wurde das Kreuz aufgerichtet und ein Ablaßkasten darunter gesetzt. Der Kommissär predigte dann an den vornehmsten Tagen oder ließ seine Unterkommissäre predigen, die den Ablaß bestmöglichst, und zwar auf das schamloseste, in wahrhaft lästerlicher Rede erhoben, und alles Uebrige, selbst die Sakramente, gegen ihn herunterseßten. Die bekannte Lästerrede: „Sobald der Groschen im Ablaßkasten klinge, sei die Seele frei und fahre aus dem Fegfeuer," wurde durch ähnliche, wo möglich, noch überboten. Zum Beispiel: das rothe Ablaßkreuz und des Papstes daran hängendes Wappen vermöge so viel als Christi Kreuz, man solle es als das Allerheiligste verehren und anbeten; der Ablaß mache Die, die ihn lösten, reiner als die Taufe, ja als Adam im Paradiese im Stande der Unschuld gewesen; der Ablaßkommissär mache mehr Menschen selig als Petrus; der Ablaß sei die höchste Gabe, das werthvollste Geschenk Gottes. In dieser Predigtweise zeichnete sich Tetzel vor Allen aus. Man fühlt sich versucht, ihn und seine Gehülfen, so wie das Volk, das ihm zulief und begierig horchte, für verrückt zu halten. Diese Annahme ist indeß leider nicht geschichtlich. Es wurde ein bewußter großartiger Betrug gespielt, und der Betrüger und die Betrognen waren bei so vollem Verstande, als es Fanatiker und durch Aberglauben Verdummte zu sein vermögen. Papst Leo's Lebensbeschreiber, Fabroni, sagt, „man muß sich schämen zu berichten, was Tetzel sagte und that." Maimbourg erklärt, der Letztere habe nebst seinen Gehülfen die Kraft des Ablasses so maßlos gepriesen, daß der gemeine Mann zu glauben verleitet worden, wer nur Geld erlege und einen Ablaßbrief erhalte, werde unfehlbar selig. Tetzel verkündete, er besitze so große und wol größere Macht als Petrus, mit dem er im Himmel nicht theilen möchte, da er durch seinen Ablaß mehr Seelen selig gemacht; mehr als die Mutter Gottes sei er zur Vergebung und Behaltung der Sünden. Oder er pries die päpstliche Hoheit auf das Uebertriebenste: der Heiland habe dem Papste alle Macht übergeben, und habe nun nichts mehr in der Kirche zu regieren bis an den jüngsten Tag, sondern der Papst thue Alles durch seine Kommissäre, und habe mehr Macht als alle Apostel, Engel und Heiligen, als die Jungfrau Maria, welche alle noch unter Christo wären, wogegen er Christo gleich sei; das Ablaßkreuz

mit dem päpstlichen Wappen sei als das Allerheiligste zu verehren und eben so wirksam als das Kreuz Christi; auch zukünftige Sünden habe er Macht zu vergeben; die Ablaßgnade sei eben die Gnade, durch welche der Mensch mit Gott versöhnt werde u. s. w. „In Summa, sagt ein Ohrenzeuge während zweier Jahre, unser Herr Gott war nimmer Gott, hatte alle göttliche Gewalt dem Papst gegeben; und da waren Ketzermeister, wer ein Wort dawider redete, den verbannten und verbrannten sie." Denn das Aergste von Allem war noch die Aufdringlichkeit, der Zwang und Drang, den sie übten. Tetzel tobte auf der Kanzel, er wolle Denen, die wider den Ablaß redeten, als Ketzermeister die Köpfe abreißen lassen und sie so blutig in die Hölle stoßen. In Magdeburg wollte er einmal eine reiche Frau nicht eher durch den Ablaß absolviren, als bis sie hundert Gulden gezahlt hätte. Sie erholte sich bei ihrem gewöhnlichen Beichtvater, einem Franziskaner, Raths, und dieser wies sie an, dem Indulgenzenverkäufer zu sagen, Gott ertheile Vergebung der Sünden umsonst und verkaufe sie nicht. Er wollte indeß nicht genannt sein. Tetzel gerieth in den höchsten Zorn, und äußerte, man sollte den Rathgeber verbrennen oder wenigstens verjagen.

Nach der Predigt verlas er die päpstliche Vollmacht, worin er zum Gnadenprediger erklärt war, begab sich vor die „himmlische Fundgrube" (den Ablaßkasten), die Ablaßsuchenden traten mit brennenden Kerzen heran, bekannten ihre Sünden, zahlten und empfingen den vom Kommissär unterschriebenen „Gnadenzettel." In besondern Fällen mußten sie sich in seine Wohnung verfügen, wohin er eben so feierlich begleitet wurde, und die „Komposition mit ihm machen," wobei denn von beiden Seiten, wie beim zweifelhaftesten Handel, gefeilscht und gedungen wurde, bis das Geschäft zu Stande kam. Nachdem sie gezahlt, erhielten sie den besiegelten Gnadenbrief auf Pergament. [1])

1) Löscher a. a. O. I, 388, 396 f. Roscoe a. a. O. II, 368. Hofmann a. a. O. 27 f. Walch XVII, 1704 f. Illgen, Zeitschrift für d. hist. Theologie, 1842, I, 173 ff.

Die Ablaßbriefe.

So ein Ablaßschein zeigte einen Dominikanermönch, vor sich ein großes Kreuz haltend, über sich die Dornenkrone und ein feuriges Herz, mit Strahlen umgeben. Auf beiden obern Ecken des Zettels geht eine genagelte Hand des Erlösers aus den Wolken, und auf beiden untern ein angenagelter Fuß desselben hervor. Auf der einen Seite des Zettels liest man die Worte: „Papst Leo X. MDXVII. Gebet. Das ist die Länge und Weite der Wunden Christi der heil. Seiten. So oft sie einer küsset, so oft hat er sieben Jahr Ablaß.“ Auf der andern: „Das Kreuz, zu 40 Mal gemessen, macht die Länge Christi an seiner Menschheit. Der es küsset, der ist sieben Tage behütet vor dem jähen Tode, auch hinfallender Krankheit, wie auch vor dem Schlage.“ Die Ablaßbriefe waren so gefaßt, daß die Gefahren nicht blos nicht gemieden, sondern gerade erst recht groß gemacht wurden, die für eine gesunde christliche Ansicht und die Sittlichkeit aus der Ablaß-Theorie und Praxis auch in ihrer reinsten Gestalt hervorgingen. Ihr Inhalt zerstörte die gute alte Ordnung, wonach sich Jeder zu seinem Pfarrer halten sollte, sammt der Wirksamkeit der Pfarrgeistlichen, indem sie die Erlaubniß ertheilten, bei den Mönchen oder wo die Leichtfertigen sonst leichtfertige Beichtiger fanden, zu beichten. Sie vernichteten die letzten Reste der alten Bußzucht und Strenge, wonach grobe Sünder erst nach abgelegten Proben des Buß-Ernstes zum Abendmahle wieder zugelassen wurden, ohne doch eine Freiheit einzuführen, die das Gewissen jedes Einzelnen so viel zu schärfen trachtet, als sie ihm anheimgibt. Sie gaben das Recht der Theilnahme am Sakramente für Geld. Die gröbsten Sünder mußten ihrem Inhalte gemäß zugelassen werden, sobald sie einen Ablaßbrief vorzeigen konnten. Sie enthielten zwar die Bedingung der Reue, die aber unter einem Wortschwalle verschwand, statt hervorgehoben zu werden, und als ein müßiges Beiwerk erscheinen mußte, wonach das Volk um so weniger fragte, je weniger sich die Ablaßkrämer darum kümmerten, denen „der Hunger nach Geld zu allen Aermeln herausguckte,“ die auch die Reue wol geradezu für nicht so gar nöthig erklärten, behaupteten, daß der

Ablaßbrief Alles erfülle, und deren Persönlichkeit in der Regel am wenigsten geeignet war, Moral durch Beispiel zu predigen oder ihrem etwaigen Hinweisen auf sittliche Beweggründe Eingang zu verschaffen. Die Meisten von ihnen trugen schamlos ein zügelloses Leben zur Schau, zeigten sich bei ihrem Geschäft als abgefeimte Gauner, und verpraßten in öffentlichen Häusern die für sie selbst mit Recht oder Unrecht abgefallenen Summen, worüber dann auch wol Zänkereien, Raufereien, Volkstumulte entstanden, während die Armen, die Bettler klagten, daß ihnen durch den Ablaßkram die Almosen entzogen würden: Aergernisse, welche gerade auch von katholischen Geschichtschreibern, wie Maimbourg, Guicciardini, Pallavicini, nicht ohne ernstliche Rüge hervorgehoben werden. [1])

Die Ablaßbriefe sind in der That merkwürdige Dokumente. Wenn da ein solcher Lebendigen und Todten Schuld- und Straferlaß ankündigt, wie salbungsvoll ist der Ton, mit welcher Natürlichkeit wird zugleich auf die Taxe hingewiesen, und welche Macht setzt die Größe der Unverschämtheit dieser Naivetät voraus! Im Jahre 1516 zog ein Ablaßkrämer in Deutschland umher, Indulgenzen recht ausdrücklich für Wucher, Bedrückung armer Waisen, Raub, Todtschlag, Mordbrennerei, Blutschande u. s. w. ausbietend. Nur Kirchenraub nahmen seine Ablaßbriefe aus, wie man denn außer demselben Nachstellungen gegen die Person des Papstes, Tödtung der Bischöfe oder anderer Kirchenhäupter, Fälschung päpstlicher Bullen und dergleichen allein beim Ablaß auszunehmen pflegte — man behielt sich diese Sünden in Rom selbst vor. Seine Zettel gaben vollkommen ehrlich den Zweck an: das gelöste Geld sollte zur Unterstützung eines Findelhauses in Rom dienen — „zur Erhaltung eines Hospitals in Welschland, sagt Widemann derb, darinnen der Geistlichen Hurenkinder erzogen werden sollten, daß also Deutschland der Wälschen Hurerei mit seinem Gelde mußte forthelfen und derselben Hurenkinder aufziehen, als wäre es ein sonderlich Gott wohlgefälliges Werk, damit könnte der Himmel verdienet und der Höllen-Pein gemeidet werden." Im Jahre 1515 ertheilt Tetzel einem Einwohner

1) Hofmann a. a. O. 28. Löscher a. a. O. 375, 397, 399. Walch XV, 418. Schröckh XXXIII, 480 f. Walch XV, 193.

von Kreicha, der eine nach eigner Aussage unabsichtliche Tödtung begangen, einen Ablaßbrief, in welchem er — als berufen, die Seligkeit Aller zu suchen, und da der N. N. nach seinem Vermögen die Gebühr entrichtet — denselben kurz und erbaulich von dem begangenen Todtschlage lossprecht, diese Lossprechung männiglich verkündet, und mit dem Befehle an Alle und Jede, Geistliche wie Weltliche, und unter Androhung des Bannes schließt, den N. N. wegen seines Todtschlags weder anzuklagen noch zu verurtheilen, sondern für gänzlich absolvirt zu halten. Andere Ablaßbriefe Tetzel's sprachen nicht blos von allen begangenen Sünden, Greueln und Uebelthaten überhaupt, mit der ausdrücklichen Bemerkung, sie möchten noch so groß und schwer, oder dem apostolischen Stuhle vorbehalten sein, sondern namentlich auch von Bann und Interdikt los. [1])

Ueble Folgen.

Bei den Jubeljahr- und so viel andern Abläßen steuerte die Christenheit zur Unterhaltung der Ueppigkeit und aller denkbaren Frevel am römischen Hofe, zur Unterhaltung eines verwüstenden Kirchenregiments, erdrückender hierarchischer Tyrannei, ruchloser Kirchenhäupter und ihres Uebermuths. Bei den Abläßen zur Führung von Religionskriegen im Bereiche der Kirche selbst hatte die Christenheit zu blutiger Verfolgung und Vertilgung der Ketzer gesteuert — Derer, die nicht selten weit bessere Christen waren und es weit ehrlicher und ernster mit der christlichen Frömmigkeit nahmen als die Katholischen und insbesondere die Hierarchie, die Häupter; zur Vertilgung der Ketzer, welche die evangelische Wahrheit zum Theil reiner als die Kirche auffaßten, die letzte Kunde des ursprünglichen Evangeliums bewahrten, sich hochherzig erhoben oder doch preiswürdigen Widerstand leisteten gegen das zur Herrschaft gelangte Afterchristenthum, die Verderbniß in der Christenheit, der Kirche, dem Klerus zumal; gegen die Priesterdespotie. Die katholische Christenheit hatte mit ihrem Ablaßgelde die Hellersehenden und Bessermeinenden erdrücken und würgen helfen, bei denen sie die Erlösung hätte finden können,

1) Walch XV, 312, 427, 435.

deren sie bedurfte, deren Bedürfniß sie zu empfinden bereits angefangen, die sie auf andern Wegen vergeblich erstrebte. Namentlich die aus Deutschland nach Rom gezogenen Ablaßgelder hatten den Päpsten wesentlich gedient, den Kampf gegen das Kaiserthum und die Reichsordnung bis zur Zerrüttung Deutschlands und zur Befestigung der römischen Herrschaft in deutscher Nation zu führen. Seitdem hatten die Päpste ihr Erpressungssystem in allen Ländern ihrer Oberherrschaft noch mehr ausgedehnt und vor allen die Deutschen hatten gezahlt und mehr und mehr gezahlt zur Erhaltung und Verstärkung des auf ihnen lastenden römischen Jochs. Jetzt wurden sie gebrandschatzt und gaben ihr Geld mit vollen Händen, um den weltlichen Gelüsten und Geldbedürfnissen eines verschwenderischen Papstes und Erzbischofs, päpstlicher Anverwandten, liederlicher Kleriker, Literaten, Künstler, Hofschranzen zu Hülfe zu kommen, und daneben geistliche Marktschreier, Fanatiker, Dummköpfe, Schlemmer und Buben zu bereichern oder mit den Mitteln zu einem losen schandbaren Leben zu versehen. Die Summen, welche alljährlich, noch außer den Proceßkosten und dem Ertrage der dem römischen Hofe zufallenden Pfründen, nach Rom gingen, wurden auf 300,000 Gulden berechnet. Hierzu kam nun der päpstliche Ablaß. Man weiß freilich nicht, wie viel Geld nach Rom und in des Kurfürsten Hände von dem gelangte, was die Delegirten erhoben. Erwägt man aber, daß diese mit dem lebhaftesten Eifer nach den Instruktionen und eignen Ideen, wie wir sie bereits kennen, das Geschäft betrieben, und obenein, wie sie einerseits die Kraft und die Amtsgewalt der weltlichen und geistlichen Obern lähmten, andrerseits dieselbe für ihre Zwecke in Anspruch nahmen und kein Mittel der Ueberredung, der Einschüchterung und Drohung unbenutzt ließen; ferner, daß der große Haufe herbeiströmte, die Widerstrebenden herbeigezogen wurden, die Aermern ihr Scherflein brachten, die Wohlhabenden und Reichen erkleckliche Summen zahlten; endlich daß das Pallium bezahlt, die Peterskirche gebaut, die Prinzessin Cibo bedacht und so manche ähnliche Zwecke in Rom erreicht wurden, und zwar nicht durch römisches Geld, auch nicht so sehr durch Beisteuern aus den übrigen christlichen Ländern, denen nicht halb so viel zugemuthet wurde, oder die sich der römischen Zumuthungen besser zu erweh-

ren wußten: so muß man schließen, daß keine geringe Summen durch diesen Ablaß abermals den Deutschen abgelistet und abgepreßt wurden, die dafür obenein noch der Spott der Wälschen traf, denn man nannte die Ablaßgelder der Deutschen in Rom lächelnd die Peccata Germanorum. Die Aussaugung traf alle Stände, vorzugsweise jedoch die niedern und ärmern, weil in ihnen der blinde Glaube am verbreitetsten und blindesten war — jene mehr und mehr gedrückten Stände, in denen ein bittrer Mismuth über den auf ihnen lastenden Druck gährte und hier und da schon zum Ausbruch gekommen war, der das Schlimmste, neue Zerrüttungen, Aufruhr, Pöbelherrschaft, Sklavenkriege in Deutschland fürchten ließ. Herzog Georg von Sachsen, als er den wormser Reichsbeschwerden 1521 noch zwölf besondere beifügte, hob darin unter Anderm hervor, bei dem für Geld verkauften, unverschämt, um nur viel Geld zusammenzubringen, gepriesenen Ablaß müßten eben die Armen für Gotteslästerung, Ehebruch, Hurerei und entheiligte Feiertage zahlen. „Alle Spinnerinnen und Wittfrauen, auch die das Almosen nahmen, sagt Mekum, legten ein, um ihrer Freunde Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen, daß, wo es länger hätte währen sollen, Deutschland weder Heller noch Pfennig behalten hätte." Unerhörte Summen gingen aus Deutschland nach Rom, während man im Reiche fort und fort, nach den mühsamsten Unterhandlungen, für die dringendsten Bedürfnisse nicht einmal das Nothwendigste aufzubringen wußte. [1])

Das noch Schlimmere aber war die aus einer solchen Ablaßpraxis nothwendig hervorgehende religiöse Misleitung und Verdummung, die ihr nothwendig folgende Entsittlichung. Grenzenlos mußten die Verwüstungen sein, welche sie in der sittlichen, kirchlichen und Rechtsordnung anrichtete, wenn sich dieselben auch nicht als bestimmte Größen darstellen lassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie den kirchlichen Gesammtgeist noch mehr verderbte, die Geistlichkeit und mit ihr die Kirche bei immer Mehren in Verachtung brachte, bei Vielen Aberglauben und bei Andern Unglauben nährte, Vielen geradezu eine Lasterschule, ein naher Antrieb zu Raub, Unzucht und allen denkbaren Frevels wurde,

1) Hofmann a. a. O. 39. Ranke a. a. O. 252.

mit einem Worte, den Klerus und das Volk demoralisirte, in einer Zeit, wo das Volk, trotz Volksschriftwesen und Erwachen des gesunden Menschenverstandes, so entsetzlich in Roheit und Dummglauben verkommen war, daß es diesen Ablaß kaufte, diesen Krämern in Haufen zuströmte, wo kaum etwas nöthiger war als gesunde aufklärende Volkslehre; in einer Zeit der Gährung, der Eigenwilligkeit und Gewaltsamkeit, der socialen und politischen Auflösung, (wir werden darauf zurückkommen), wo so unendlich viel daran lag, daß der sittliche Geist, der religiöse und Ordnungssinn gestärkt wurde, daß die Kirche ihres Berufs gedachte und alle ihre Kräfte zur Erfüllung desselben zusammennahm. Auch dieser Nachtheil der zunehmenden Verdummung, Entzügelung und Entsittlichung traf vorzugsweise das ohnehin so schmählich verwahrloste niedere Volk. Und bei dem Allen ist noch beiweitem der ganze Umfang des Unwesens nicht dargestellt, auch seine Höhe hatte es zu Anfange des Jahrs 1516 noch nicht erreicht. Bis zum Ausgange des folgenden Jahres blieb es fortwährend im Zunehmen; mit der Ablaßerpressung gingen andere alte und neue Aussaugungen Hand in Hand. Gerade auch die geistlichen Herren, Bischöfe, Aebte u. s. w. trieben es jedes Jahr ärger mit dem Schinden und Schatzen ihrer Unterthanen, mehr als je wurde die geistliche Gerichtsbarkeit zur Gelderpressung ausgebeutet; man rechnete den Barfüßern nach, daß ihnen jährlich 200,000 Gulden, den Bettelmönchen überhaupt, daß ihnen Jahr ein Jahr aus eine Million einlaufe. [1])

Mit voller Wahrheit sagte Luther noch kurz vor seinem Tode in einer Predigt, die er in der Stiftskirche zu Merseburg hielt, den Domherren: „Das ist ja gewiß, wenn unser lieber Herr Gott nicht aus lauter Güte und Gnaden das Evangelium in Deutschland gegeben, so hättet ihr jetzt hier gar nichts, weder Präbenden oder Kanonicaten zu verleihen, sie wären lange vor zwanzig Jahren hinweg, wie es in andern Stiften ergangen. Erstlich durch die Pallia, Annaten, Bullen und Ablaßbriefe, über welche der Kaiser Maximilianus über die Maßen schwer geklaget hat, wohl vor fünfundvierzig Jahren, da der Papst durch einen Ablaß mehr, denn über die fünfmalhunderttausend Gulden, aus

1) Ranke a. a. O.

deutschen Landen erschöpft hat: dadurch wurden sie beißig und gieriger auf das Geld, kamen über drei Jahre hernach wieder, mit einem andern Ablaß, hätten gern alle Tage soviel Geldes von ihrem Ablaß genommen. Darnach, was haben sie aus den großen Stiften und Episcopaten, von den großen Prälaturen jährlich genommen? Habe ich recht gemerkt, so nehmen sie alle Jahre von der Probstei zu Würzburg dreitausend Gulden, also in andern Stiften mehr: welches Alles ein überaus groß Geld alle Jahr trägt. Was thut nun der Papst mit dem Gelde? Er gibt es seinen Meretricibus, Cynaedis, und Kämmerlingen; das richtet er mit aus. Wohlan, wieder zur Sache. Also sage ich, so das Evangelium nicht kommen wäre, so hätte der Papst mit seinem römischen Hofe längst vor zwanzig Jahren alle Präbenden, Prälaturen und Kanonikaten zu sich gerissen, also, daß in keinem Episcopat eins wäre gewest, die nicht der Papst zu leihen gehabt, in seine Macht gezogen hätte, durch die Titel, Köche, Kämmerer, Kostgänger u. s. w." [1])

Indeß war seine Aufmerksamkeit und sein Absehen vornämlich auf die religiöse und sittliche Seite, die Lehre und deren Wirkungen gerichtet, so daß es nur ganz erklärlich ist, wenn zunächst und vorwaltend sein Unwille durch den Schaden erregt wurde, welchen der Ablaß der Frömmigkeit und Sittlichkeit zufügte. Er spricht in einer zu Leipzig 1519 gehaltenen Predigt davon. „Es ist ohne Zweifel fast jedermann bewußt, wie daß ich, Martinus Luther, zur Zeit den Misbrauch römischen Ablasses angefochten, dazu aus christlicher Treue und Wohlmeinung beweget, daß ich gesehen, wie durch solch so viel unträglichen Vornehmens etlicher Prediger das arme gemeine Volk umgeführet ward, und in seiner Einfältigkeit, unter dem Schein des Ablasses, in gefährliche Irrthum, auch zu Schaden seiner nothdürftigen Nahrung kommen." Er thut der Sache keineswegs zu viel, wenn er in der Schrift von der Winkelmesse sagt: „ewige Schande haben sie davon, daß sie die ganze Christenheit und alle armen Seelen durch das Ablaß, als die Teufels Apostel und Betrüger, so schändlich verführet und umb solch unsäglich Geld betrogen haben. Und wenn der Papst mit seinen Papisten kein

1) Plochm. XIX, 37.

ander Lügen und Trügerei in der Christenheit getrieben hätten, denn allein das Ablaß, so hätten sie doch damit wohl verdienet, daß man sie für die größesten Ketzer und Räuber schelten sollt, so die Erden je getragen hat. Denn sage mir, welch Räuber hat jemals so viel geraubt oder gestohlen, als durchs Ablaß geraubt und gestohlen ist? Welch Ketzerei hat so viel Seelen verführt und betrogen, oder ist so weit und fern gelaufen, als das Ablaß." Man hat in der Leidenschaft manches Unwahre dem Ablaß nachgesagt. Es war eine Thorheit, weil des Dokumentirten übergenug ist. Nur die nicht abzuleugnende summarische Instruktion braucht man zu lesen, um keine Uebertreibung in Luther's häufigen allerdings heftigen Aeußerungen über den Indulgenzenhandel mehr zu finden. Wer wird sonderlich geneigt sein zu widersprechen, so rhetorisch es gesagt ist, der aufrichtige Freund des Christenthums und der Kirche am wenigsten, wenn er ausruft, „und wenn sie sonst kein Böses gethan hätten, so wäre allein das Ablaß gnug dazu, darum sie Gott ins höllische Feur verdammte und alle Menschen sie zur Welt ausjagten!" Er zählt die manchfachen Nachtheile auf, die der Ablaß herbeigeführt, und als deren schlimmsten er den bezeichnet, „daß sie solcher lästerlichen Lügen zur schrecklichen Abgötterei gebraucht haben, denn viel tausend Seelen so sich drauf verlassen, als wäre es Gottes Gnade und sind drauf gestorben, durch die Seelmörder verloren sind. Solche Seelen schreien ewiglich Zeter über das Papstthum, die sie schuldig sind Gott wiederzubringen." In der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg versammelt, kommt er darauf, daß man vergessen, wie es dazumal gestanden in der Welt, ehe seine Lehre angefangen, und stellt sodann den Geistlichen ihre „vergessene Tugend für die Augen, damit sie sehen oder wieder dran gedenken, was in der Welt sollt worden sein, wo unser Evangelion nicht kommen wäre." Er beginnt mit dem Ablaß. „Wenn unser Evangelion sonst nichts gethan hätte, denn dies Stück, daß es die Gewissen von dem schändlichen Greuel und Abgott des Ablaß erlöset hat: so sollt man doch dran erkennen, daß es Gottes Wort und Kraft wäre." Es folgt die Stelle, worin er sagt, keine menschliche Weisheit habe solches vermocht, Niemand habe den Greuel verstanden noch anzugreifen gewußt. Er schildert sodann den Unfug und schließt: „Summa,

wer will alle die Greuel erzählen, die allein das Ablaß in allen Stiften, Klöstern, Kirchen, Capellen, Clausen, Altaren, Bildern, Tafeln, ja fast in allen Häusern und Kammern, und wo nur Geld war, als ein rechter gewaltiger Abgott gestift hat? Man müßte von Neuem an die Bücher lesen, die bei zehen Jahren dawider geschrieben sind. Nu sagt an, lieben Herren, an dieser unaussprechlicher Dieberei und Räuberei des Gelds, und an solcher unbegreiflichen Menge der verführeten Herzen und Gewissen, und an solcher allererschreckenlicher, greulicher Lügen und Lästerung des Leidens Christi, des Evangelii, der Gnaden und Gottes selbs, so durchs Ablaß begangen ist, seid ihr Geistlichen allesampt schüldig, nicht allein die ihr das Geld davon habt genommen, sondern auch die ihr stille dazu geschwiegen, und solchem Teufelswüthen williglich zugesehen habt. Man sagt von Aufruhr, von Klöster einnehmen, von Türken, ja, was sind solche Stücke allesampt gegen euch Ablaßkrämer allein, wenn man's nur bedenken wollt? Es ist ein recht Türkisch Heer gewest, gegen den rechten christlichen Glauben." [1])

Auch Andere hoben die Seite des Unfugs, daß er der Frömmigkeit und Sittlichkeit so schädlich, stark hervor, unter ihnen Hutten in der Klag' und Vormahnung wider die Gewalt des Bapsts. Z. B.:

„Also zu Sünd man Urlaub gibt,
Darum jetzt sünden manchem liebt,
Und werden Laster, Schand gemehrt,
Gut Weis und Sitten gar verkehrt;
Dann, wer wollt meiden Uebel thun,
So man das kann austilgen nun?
Zu dispensiren sich vermeint
Der Babst, als ob er sey vereint
Mit Gott, um sollichs, und im Fug,
So falscher Trug und schändlich Lug,
Dadurch die Welt geärgert wird,
Gemeiner Mann am Glauben irrt,
Dann wo um Geld man kaufen kann,
Daß nichtes Uebels sey gethan,

1) Plochm. XV, 396; XXXI, 310. Wider Hans Wurst, Plochm. XXVI, 55. Vermahnung an die Geistl. Plochm. XXIV, 337 ff.

Und nit allein die Sünd vergibt,
Die einer etwa hat geübt,
Und ist geschehen sonder mehr
Auch wider Recht und göttlich Lehr:
Was einer noch in Willen hat,
Thut lassen zu, und gibt dem Statt;
Fürwahr, da wird kein Ehr geacht,
Das Volk zu Sünden geursacht."

In der spätern Ausgabe der Klage: „Aufwecker der teutschen Nation" unter Anderm:

„Es denk doch jedes fromme Herz,
Ob da nit sey zu haben Schmerz,
Daß stets gen Rom man Geld hinsend,
Und wider her als Uebel wend.
Dasselb die Curtisanen thun,
Die diese Sache treiben nun;
Ohn Zahl sie Geld von hinnen führen,
Das wir vielleicht gern entbühren,
Wo nicht die guten Sitten hie
Zu Aergerung verkehrten sie.
— — — — — — —
Je mehr ich sag, je mehr mich schäm.
Drum laß ich von der Wälschen Schand
Die (leider) nimmt fast überhand,
Und rühr das Römisch Regiment,
Deß Geitz hat weder Ziel noch End.
Wie kommen da wir Teutschen zu,
Daß wir nit mögen haben Ruh,
Bei dem, das doch ist unser Gut,
Ein ander uns das nehmen thut,
Und fordert unser eigens ab,
Gleich ob er uns gefangen hab.
Wo seind wir schuldig worden je
Dem Bapst Tributen, oder wie,
Wie darf er heischen Pension
Von dem, was wir gestiftet hon?
Ists billig, daß den Stuhl erhalt
Zu Rom, der drauf hat kein Gewalt?
Was geht uns an, das einer lebt,
Und in ei'm Pracht und Wohlust schwebt?
Will er dasselb von uns bekomm?
Ach Gott, wir Teutschen seind zu fromm.
Wiewohl mit Frömmkeit wird genannt,
Daß wir ernähren Laster, Schand.

Dann geben wir darzu kein Geld,
Ihr unkeusch Leben wär zerfällt,
Ihr Bosheit halten wir in Brauch,
Drum Gott uns billig strafet auch,
Dasselb mir in Gedanken leid,
Macht mei'm Gewissen manchen Streit,
Daß wir so viel ausgeben han,
Und 's doch geleget übel an." [1])

Sieht man nur den Ablaßunfug jener Zeit an, so muß man doch sagen, bei einem gelehrten, denkenden und wohlgesinnten deutschen Manne, wie es Luther war, erscheint die Liebe und Ehrfurcht, welche er gegen die Kirche und das Papstthum trotz alle dem hegt, was jene entstellte und von diesem verübt wurde, in wahrhaft wunderbarer Kindlichkeit und Stärke. Wer ihm vorwirft, daß er in seiner zweiten Lebenshälfte im Hasse gegen das entartete Papstthum zu weit gegangen sei, wird nicht vergessen dürfen, daß er in dieser ersten ebenso sehr in der Zuneigung zu demselben zu viel gethan. Denn sie und nicht bloße Befangenheit, die sich bei ihm vollständig eben auch nur wieder aus ihr erklären läßt — sie war es, die ihn auch jetzt noch wesentlich an einer tiefern und richtigen Auffassung und Erkenntniß des Ablaßunwesens und der wahren Gründe und Ursprünge desselben hinderte, womit, wie wir sahen, sein Innehalten so genau zusammenhing, nachdem ihn ein nach dem Bisherigen noch begreiflicherer Unwille zum Schreiben, das heißt dazu angetrieben, den Vielen sich anzureihen, die sich seit langen Zeiten gegen die Ablaßirrlehre und Misbräuche erhoben hatten.

Widerstreben.

Denn so gewiß die Ablaßtheorie und Praxis eine klägliche Verirrung, ein Brandmal für Diejenigen war, von welchen sie ausging und die sie auf sich anwenden ließen: so bestimmt kann auch gesagt werden, hätte die Christenheit, die deutsche Nation insbesondere, sie sich gefallen lassen ohne Widerstreben und Widerspruch, jede Spur der Erkenntniß der ursprünglichen christ-

1) Münch, Hutten's Werke, V, 63 ff.

lichen Wahrheit, alle sittliche Empfindung und Kraft, alle Geistesregsamkeit, alles Ehr- und Nationalgefühl hätte ihr entschwunden sein müssen. Es war nicht der Fall. Die Ablaßtheorie und Praxis kam empor, wurde geübt unter stetem Widerstreben, das, ob auch nicht durchgängig, eine bessere Einsicht und reinere christliche Gesinnung voraussetzte. Nie fehlte es in der katholischen Welt, im Klerus wie im Laienstande, in deutscher Nation, bei den Häuptern wie im Volke an einer Opposition, welche der Kirche und der Deutschen Ehre wenigstens einigermaßen rettet und noch mehr ein Zeugniß ist der Macht sowol als der Schamlosigkeit und Schuld des Papstthums. Wie hoch mußte es gestiegen, wie fest gewurzelt sein, wenn es eine solche Lehre und Praxis gegenüber besserer Erkenntniß geltend machen konnte — wie grenzenlos übermüthig und schamlos mußte es sein, indem es sie übte, obwol vielfach gewarnt, zurechtgewiesen, bedroht.

Mit der Verderbniß erhob sich auch der Widerspruch, ward kräftiger und lauter mit ihrem Zunehmen, obwol er freilich zuerst und meisthin sogar bis in diese Zeit nur gegen einzelne Verderbnisse sich kehrte. Im 13. Jahrhundert erreichte das Institut seine Vollendung, seit derselben Zeit ertönen zahlreiche Stimmen wider das Unwesen. Gelehrte Theologen, Prediger, Dichter geißeln es in Ernst und Schimpf, untersuchen wol schon seine Grundlage, sind bemüht die ältere reinere Lehre und Praxis herzustellen, und mehr und mehr treffen ihre Angriffe das Papstthum oder doch einzelne Päpste mit. Schon im Freidank hieß es, nur Gott könne Sünde vergeben, und könne der Papst von Sünden lösen ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen, wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließe: eine Stimme, welche jetzt im deutschen Volke vielfach widerklang. Wicklef, in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts, nennt den Papst geradezu den verruchtesten Schafscheerer und Beutelschneider. In seinem Trialogus ergeht er sich über den Betrug der Mönche, ihre Verdienste zu verkaufen, die doch von Gott gar nicht angenommen würden. Selbst den Päpsten gestänben sie das Recht des Ablasses nur unter der Bedingung zu, daß derselbe reuevoll Beichtenden verliehen werde, während bei ihrer vermeinten Gemeinschaft der guten Werke diese Bedingung nicht in Betracht komme. Die gesunde Vernunft kommt bei Wicklef

zum Durchbruche, er hat die ursprüngliche christliche Wahrheit erkannt. Von beiden Punkten aus bestreitet er die Ablaßtheorie, die ihm als Gotteslästerung erscheint, indem sie dem Papste die Macht zuschreibt, nicht blos die Lebenden, sie mögen leben wie sie wollen, selig zu machen, sondern sogar die abgeschiedenen Seelen sofort zur ewigen Ruhe zu fördern. Gegen den Kirchenschatz wendet er ein, weder der Papst noch Christus selbst könne eine Dispensation, einen Ablaß anders ertheilen, als es die Gottheit durch einen gerechten Rathschluß von Ewigkeit her bestimmt habe. Er bestreitet die Möglichkeit, daß der Papst dem Erlöser und den Heiligen ihre überflüssigen Verdienste entreißen könne. Weder Christus, sagt er, noch die Apostel haben solche Ablässe ertheilt. Sie hätten doch wol die Macht dazu gehabt? Oder sündigten sie etwa durch ihren Nichtgebrauch auch gegen den Nutzen der Kirche? Wenn Christus seinem vornehmsten Nachahmer, dem Petrus, eine Gewalt der Schlüssel anvertraut hat, so folgt daraus noch nicht, daß er sie auch dem Antichrist, der ihm an Leben und Lehre so unähnlich, habe ertheilen müssen. [1])

Allein nicht lange darauf überbot Bonifaz IX. den Misbrauch noch, der Wiclefs scharfe Kritik hervorgerufen. Gerade von seiner Zeit an bemerkte man aber auch in Rom selbst, wie sehr durch die Weise, wie der Ablaß verkauft wurde, das Ansehen der apostolischen Schlüssel und Briefe zu sinken anfing. Im Anfange des 15. Jahrhunderts äußerte sich Huß in ähnlicher Weise wie Wiclef. Ablaß vom Papst oder Bischof nütze keinem Menschen, da der Papst ja selbst nicht wisse, wen Gott beseligen wolle, und da viele Päpste selbst der Verdammung verfallen wären, obwol sie reichen Ablaß verliehen hätten. Schon 1403 tadelte er die Ablässe mit Heftigkeit; 1412 wiederholte und verstärkte er seine Angriffe. Papst Johann XXIII. schrieb Ablaß zu einem Kreuzzuge wider den König Ladislaus von Neapel aus, gegen welchen er Krieg führte. Huß und Hieronymus von Prag behaupteten öffentlich, es streite mit dem Christenthume, Christen wider Christen zum Kriege zu verhetzen und zur Vergießung ihres Bluts Ablaß für Geld anzubieten. Huß

1) Ullmann a. a. O. I, 278. Gervinus a. a. O. I, 476. Schröckh XXXIV, 513 f.

veranstaltete eine Disputation über die Frage, ob es christlich-zulässig sei, der päpstlichen Kreuzbulle Folge zu leisten? Er ließ die letztere am Pranger der Neustadt zu Prag verbrennen, keine Vorstellung vermochte ihn zu bewegen, die veranlaßte Volksbewegung durch Schweigen stillen zu helfen: er müsse sein Versprechen erfüllen, die Ungerechtigkeit der päpstlichen Ablässe darzuthun. Es erschienen mehre Schriften von ihm, in welchen er die Kreuzbulle und den päpstlichen Ablaß wiederholt angriff, wobei er zum Ausgangspunkte die Lehre Christi und der Apostel nahm. Das Morden der Menschen, das die Bulle gebiete, und das Aussaugen der Länder, das sie veranlasse, könne nicht aus der Liebe Christi herfließen. Die Priester hätten wol die Macht, von Strafe und Schuld loszusprechen, nur aber nicht nach Art des Papstes, nicht schlechtweg, ohne die Bedingung echter Reue und Besserung. Niemand sei der Vergebung der Sünden fähig, als wer die dazu nöthige Gnade bei Gott erlangt habe, der allein eine solche Vergebung ertheilen könne. Menschliches Binden und Lösen könne nur Gültigkeit haben, sofern das göttliche vorhergehe. Wie wol unwissende, liederliche, geldgierige Priester, die den Ablaß von den Kommissarien nach einer Taxe gekauft, ihn derselben gemäß wirksam austheilen, wie Christen zweifeln könnten, daß jene Räuber Diener des Antichrists wären? Und wenn dieser der Thürhüter sei, wie er Denen, die zu Christo hineingehen wollten, die Thür öffnen könne? Kein Heiliger habe Sünden, wie es der Papst sich anmaße, vergeben, nach der Anzahl von Jahren und Tagen Ablässe von Strafe und Schuld ertheilt. [1])

König Wenzel, der anfangs die von Huß so nachdrücklich angegriffene Kreuzbulle genehmigt hatte, wurde doch entrüstet über das Unwesen und trat ihm entgegen, als man ihm vorgestellt, wie viel Geld durch die Ablässe dem Reiche ausgepreßt, wie viel dem Landmanne, der keins geben könnte, an Vieh entzogen würde, worüber auch schon Gassenlieder im Umlauf waren. Er ließ sich bestätigende Zeugnisse einreichen, und schickte sie dem Papste mit einem Schreiben zu, worin er über die Habsucht, Zügellosigkeit und Vermessenheit der Ablaßprediger ernste Beschwerde führte. Sie nähmen die ganze Hand, wenn man ihnen

1) Schröckh, XXXIV, 481, 594 ff. Menzel a. a. O. 180 f. Hist. et Mon. Jo. Huss atq. Hieron. Prag. I, 217, 228 ff.

nur einen Finger biete; wer ihnen Geld gebe, dem versprächen sie das Himmelreich, das doch, so viel er wisse, nur Denen zu Theil werde, die es verdienten; sie predigten noch viele andere Dinge, wodurch sie das Heil der Gläubigen nicht förderten, sie sammelten große Schätze, indem sie die Einfältigen betrögen.

Am Koncile zu Konstanz bekämpften die Führer, Gerson namentlich, die Ablaßtheorie und Praxis mit den schärfsten Waffen. Die Deutschen sagten in ihrer „Protestation deutscher Nation" unter Anderm: seit hundertfunfzig Jahren hätten sich die meisten Päpste nebst ihrem Hofe dem Fleischlichen ergeben, und statt himmlischer und geistlicher Geschäfte, in Ergötzlichkeiten trunken, der Gewinnsucht und Geldgier sich überlassen. Sie gehen die päpstlichen Geld-Erpressungsmittel durch, und erwähnen dabei denn auch der Sündentaxen, des Ablaßverkaufs, überhaupt des Anhäufens ungeheurer Schätze, worin sie eben den Hauptgrund des Verderbens erblicken, der Ketzerei, Simonie, gefährlichen Trennungen, der Verachtung des Klerus beim Volke, das ihn an manchen Orten bereits für antichristlich halte. Man vereinigte sich über die Gegenstände, auf welche die Reform sich erstrecken solle. Der Ablaß ward unter ihnen aufgeführt, und dann noch einmal in den „Avisamenten" unter den reformbedürftigen Gegenständen hervorgehoben. Wir gedachten oben schon des Ergebnisses. Die deutsche Nation gab sich überwiegend der päpstlichen Gesinnung wieder hin und wurde dafür ärger als je ausgebeutet. Wie nichtig die Anstrengungen des konstanzer Koncils gewesen, geht daraus hervor, daß das Ablaßunwesen nie größer war als eben im 15. reformatorischen Jahrhundert. Das basler Koncil wiederholte die alten Klagen, gleichfalls vergeblich. In einer Versammlung zu Frankfurt, 1457, wurden die Beschwerden, die man gegen den päpstlichen Hof hatte, abermals nachdrücklich zur Sprache gebracht. Man stellte die ungeheuern Geldsummen voran, die unter allerlei Vorwänden in Deutschland erpreßt wurden. Der Erzbischof Diether von Mainz, früher mit dem Papste im Handel wegen der Kosten seiner Bestätigung, sodann überworfen mit ihm wegen der Zahlung, erklärte unverholen, die ausgeschriebenen Zehnten und Ablässe würden nicht für den Türkenzug, sondern für andere Zwecke verwendet. Er kam seinen römischen Geldverpflichtungen nicht nach, die mit diesen Fällen beauftragten Richter thaten, auf den Antrag der

päpstlichen Kammer, den Erzkanzler des Reichs rücksichtslos in den Bann, und Diether appellirte an ein künftiges Koncil, da der Papst im Verdachte der Theilnahme sei. Sein Kanzler Mayer schrieb an Pius Aeneas Sylvius, damals Kardinal und eifrig bemüht, die Deutschen zu beschwichtigen, unter Anderm, der Erzbischof, sein Herr, klage oft über den Papst, der weder die konstanzer noch die basler Schlüsse beobachte, nicht glaube, daß ihn die Verträge seines Vorgängers verbindlich machten, und deutsche Nation zu verachten, ja gänzlich zu erschöpfen scheine. Um Geld zusammenzuscharren, würden täglich neue Ablässe bewilligt. Ohne die deutschen Prälaten zu fragen, befehle er, unter dem Vorwande des Türkenkriegs, den Zehnten einzutreiben. „Es werden tausenderlei Mittel ersonnen, durch welche der römische Stuhl uns, wie Barbaren, mit schlauen Kunstgriffen um unser Gold bringen könne. Durch alles Dieses ist unsere ehemals berühmte Nation, die durch ihre Tapferkeit und ihr Blut das römische Reich erkauft hat, die Gebieterin und Königin der Welt gewesen ist, jetzt zur Dürftigkeit heruntergebracht, eine Magd und steuerpflichtig geworden; im Schmutze liegend, betrauert sie schon viele Jahre hindurch ihr Unglück und ihre Armuth. Jetzt aber fangen unsere Großen, gleichsam aus einem Traume erwachend, an, zu überlegen, welche Hülfsmittel sie wol gegen dieses Unheil gebrauchen sollen; sie sind entschlossen, das Joch ganz abzuschütteln und sich die alte Freiheit wieder zu verschaffen. Wenn die deutschen Fürsten ihre Absichten ausführen, so wird dieses für den römischen Hof kein geringer Verlust sein." Aeneas, ohne die mindeste Besorgniß blicken zu lassen, wies den beschränkten Unterthanenverstand des Kanzlers mit stolzer Ruhe zurecht. Von deutscher Seite wurde hierauf wieder sehr kräftig geantwortet, freilich ohne Erfolg und etwas spät, nach mehr als funfzig Jahren. Denn die obenerwähnte Schrift Wimpheling's über die Beschwerden deutscher Nation vom Jahre 1515 sollte die Antwort auf Aeneas' übermüthiges Schreiben abgeben. Kurfürst Berthold hatte die Sache „oft und viel erwogen," die denn zehn Jahr nach seinem Tode gedachtermaßen in die Hand genommen wurde. [1])

1) Schröckh, XXXIV, 598 ff., 36, 211 f; XXXI, 495 f., 502 ff.; XXXII, 206, 208, 215. Menzel a. a. O. VII, 277.

In einer Versammlung zu Nürnberg 1460 wurden die Beschwerden wiederholt, und sämmtliche Kurfürsten appellirten, erzürnt über das beleidigende Benehmen des päpstlichen Kardinallegaten, von diesem an den Papst und den apostolischen Stuhl, und von diesem wieder an ein künftiges Koncil. Unter den Beschwerden zählten sie besonders die wiederholten und weitausgedehnten Ablässe auf, durch welche die Schatzkammern frommer Gemüther ausgeleert würden. Der Papst wußte sie durch Versprechungen zufriedenzustellen. Mehrmals noch fanden sich die Stände zu dem Antrage bewogen, daß das von den zum Türkenkriege ausgeschriebenen Ablässen aufkommende Geld ihnen selbst übergeben würde, damit sie es zur Kriegsführung verwenden könnten. Sie wiederholten ihr Verlangen sehr dringend im Jahre 1500. Maximilian und die Kurfürsten wollten den Kardinal Raynald nur bedingungsweise im Reiche zulassen und verwiesen ihn an das Reichsregiment, das sich in Unterhandlungen erst mit ihm einließ, nachdem er versprochen, ohne desselben Wissen und Genehmigung seiner Vollmachten sich nicht zu bedienen. Sein Ablaß sollte nicht etwa Uebertretern des Landfriedens zu gut kommen, den er ausdrücklich zu bestätigen hatte. Vornämlich sollten nach einem 1501 geschlossenen Vergleiche Maßregeln getroffen werden, daß das aufkommende Geld nicht in des Legaten Hände gelangte, ihm nur der dritte Theil davon überantwortet würde. Man hatte ihm mancherlei Eingriffe in die Konkordate deutscher Nation vorzuwerfen gehabt. Sofort nach geschlossenem Vergleiche gab er Anlaß zu erneuten Vorwürfen derselben Art. Maximilian erklärte im folgenden Jahre das Reichsregiment für überlistet und suchte neue sichernde Verfügungen wegen des einkommenden Geldes zu treffen, die jedoch zu spät kamen. Von den Beschwerden der Stände im Jahre 1510, namentlich auch wider den Ablaß, ist bereits die Rede gewesen. Seitdem geschah von Seiten der weltlichen Reichshäupter bis um diese Zeit nichts Gemeinsames mehr, obwol es an einzelnen Maßnahmen nicht fehlte. Erst 1517, aber sehr flüchtig, nur beiläufig, nachdrücklicher erst in Worms und in Nürnberg 1521 und 1522, sprach sich das Reich wieder aus — in Worms, „wo der deutsch Adel bei vierhundert Stücken Kaiserl. Majestät fürtrug, darin sie sich beklagten, von der Geistlichen beschweret, und sagten frei heraus: Wo Kaiserl. Majestät

nicht wollte solchs abschaffen, so wollten sie es selbs thun; denn sie könntens nicht länger leiden." [1]) In den nürnberger hundert Beschwerden deutscher Nation — deren Häupter und Vertreter ihre Meinung also nicht änderten, wie auch die Volksstimme dieselbe blieb — heißt es unter Anderm: „Es ist zu vielmalen Ablaß der Sünden, Nachlassung (von) Wuchergut, Raub, Mord, Brand und anderer Beschädigung des Nächsten in deutschen Landen um Geld zu erlassen und zu erkaufen, gelegt und gegeben, und damit groß unaussprechlich Gut und Geld aus deutschen Landen gen Rom gezogen, — — und was noch viel schädlicher ist, so sind die Christenmenschen durch solchen Indulgenz und Ablaß, auch leichtfertige und ungeschickte Prediger, so denselben Ablaß mit hoher Aergerniß ausgeruft und verkündiget, und aus dem, daß dem Volk damit mancherlei Sünde durch unbeständige Vertröstung zugelassen, zu viel schweren Sünden, Meineid, Schwüren, Todtschlagen und andern bewegt und gestärkt, auch verdammlicher Weise verführet worden. — Item, der Papst und die Bischöffe behalten und reserviren ihnen, auch etliche Sünden und Fälle allein zu absolviren. Und wenn sich denn solche Fälle begeben, will man das Volk nicht absolviren, es gebe denn viel Geld darum. — — Aber etlichen Reichen werden um Geld und Geldeswerth von päpstlicher Heiligkeit Indultbriefe gegeben, ob sie auf künftige Zeit Mordthaten, Meineidschwüre oder dergleichen Mishandlungen übeten, daß ein jeder schlechter Priester dieselben Uebelthäter davon absolviren möge."

Auch von andern Seiten hörte der Widerspruch gegen den Ablaß nie auf, ja er wurde gründlicher geführt als je, wenn auch, was dies Letztere betrifft, nur in engern Kreisen und in der Stille. Nichtdeutsche Theologen waren es gewesen, welche die Ablaßtheorie ausgebildet und dem Unwesen dadurch die sicherste scheinbar unerschütterliche Grundlage gegeben, ihm recht eigentlich Thür und Thor geöffnet hatten. Deutsche Theologen sollten es überwinden, indem sie zunächst die Grundlosigkeit der Theorie aufdeckten. Diese siegreichen Bestrebungen gingen namentlich aus von den Mystikern, wie Tauler, wovon späterhin, sodann um

1) Die Bulle des Ecclesiasten zu Wittenberg gegen die päpstischen Bischöfe, Plochm. XXIV, 335.

die Mitte des 15. Jahrhunderts von den an die Schrift und die Lehren Augustin's sich anlehnenden, den vom herrschenden scholastischen Lehrsysteme, welchem die Franziskaner und Dominikaner hingegeben waren, abweichenden Theologen: von den Jakob von Jüterbock, Pupper von Goch, Wessel, Wesel. Von den an die Grundpfeiler des Ablasses gehenden Untersuchungen des Letztern war im ersten Buche die Rede, und wir werden noch darauf zurückkommen. Jakob von Jüterbock erklärte schon vor ihm, der Ablaß sei eigentlich, weil er den Mangel an Verdienst aus dem Besitzthume der Kirche decken solle, für die Armen und Bettler der Kirche, eine Vorstellung, welcher wir bei Luther wieder begegnen werden. Die oberste Gewalt der Ablaßertheilung schrieb er dem Papste zu, beschränkte sie jedoch auf den feierlichen und öffentlichen Ablaß, die Plenar-Indulgenzen. Die Wirkung des Ablasses auf das Fegfeuer zog er in Zweifel, wie Gerson. Auch die Ansicht von ihm finden wir bei Luther wieder, daß die wirkliche Leistung der Genugthuungen nützlicher sei als ihr Abkauf. Wie Luther bei seinen Begriffen von der Buße mit dem Ablasse nicht einverstanden sein konnte und von ihnen bei seiner Ablaßbestreitung ausging, ebenso Wessel. Er leugnete die Nothwendigkeit der persönlichen Genugthuung zur Vollendung der Buße und betrachtete die göttliche Sündenvergebung als für sich vollkommen genügend; er betrachtete das Fegfeuer nur als eine nothwendige Läuterung, aus welcher ein Jeder lediglich vermöge dieser selbst heraustreten könne. Damit war die Bedeutung des Ablasses für ihn aufgehoben; doch auch unmittelbar griff er ihn an, nannte ihn einen frommen Betrug, einen Irrthum, eine Lüge. Er leugnete, daß das Institut im christlichen Alterthume vorhanden gewesen, und wies darauf hin, daß selbst seit der eigentlichen Ausbildung desselben, erst zu Bonifaz' VIII. Zeiten, keine Uebereinstimmung unter den Lehrern sich finde, sondern vielmehr eine solche Masse widersprechender Meinungen, daß kaum zwei zu denselben Grundsätzen sich bekennten, so daß hinsichtlich des Ablasses keine wahre Ueberlieferung vorhanden sei, weil kein Zusammenhang mit dem apostolischen Zeitalter, sondern ein Sprung von dreizehn Jahrhunderten, und keine Einheit, sondern ein verworrenes Gemisch von Meinungen, woraus nur Unruhe und Zwiespalt folge und wodurch Alles in subjektive Ansicht

Einzelner aufgelöst werde. Von andern Gegengründen, welche er aufstellte, wird weiterhin die Rede sein. [1])

Der Widerspruch ertönte von allen Seiten. In Leipzig eiferte gegen den Ablaß Doktor Johann Kuno (Kühn), der zu Basel standhaft auf der Seite des Konzils gestanden. Ihm schlossen sich dort um 1492 die namhaften Franziskaner Johann von Bamberg und Georg von Frickenhausen, und der Ordinarius der juristischen Fakultät, Johann von Breitenbach an, von dessen erfolglosem Widerspruche bereits gesagt ist. Spenlin, Propst zu Herrnberg in Schwaben, ließ eine Schrift gegen die eben auch von den Letztgenannten getadelte Ablaßart der Butterbriefe drucken, widerrief indeß, als er auf päpstlichen Befehl gefangen nach Konstanz geführt und mit Amtsentsetzung bedroht wurde. Ebenso rügten es die Franziskaner und Dominikaner zu Freiberg, daß das Fasten mit Geld abgekauft werden solle, und der Papst selbst dazu anreize. Auch die sächsischen und andere Bischöfe waren zum Theil abgeneigt. Während Thilo von Merseburg den päpstlichen Legaten Raymund freundlich aufnahm, die Indulgenzen desselben bestätigte und noch seinen eignen Ablaß hinzuthat, wollte Lorenz von Bibra, der würzburger Bischof, von welchem Kurfürst Friedrich sehr viel hielt, die päpstlichen Indulgenzen nicht zulassen, je länger je weniger. Der Bischof von Meißen, Johann von Salhausen, wie dies gleichfalls schon berührt wurde, suchte 1508 den päpstlichen Ablaß, unter Berufung auf die Freiheiten seines Stifts, abzuwenden und achtete des Bannes nicht, womit ein untergeordneter Ablaßkommissär, Baumhauer, nicht anstand ihn zu bedrohen; 1512 sah er sich indeß genöthigt ihn selbst zu publiciren, obwol er äußerte, als er das Volk zu Tetzel hinströmen sah: „o wie närrische Leute sind dieses, daß sie das Geld in den Kasten stecken, dazu sie keinen Schlüssel haben." So hatte der Erzbischof Andreas von Krayn, wider den Ablaß streitend, die Fragen aufgeworfen, warum doch Papst Sixtus IV. für Geld segne und fluche, die geistigen Gnaden taxatorisch verleihe? Theodor Morung, Domherr in Bamberg, zur Zeit Innocenz' VIII. sprach öffentlich den Zweifel aus, daß der päpstliche Ablaß die Kraft habe, aus dem Fegfeuer zu erlösen. Der Markgraf Friedrich von Brandenburg ließ ihn ins Gefängniß werfen,

1) Ullmann a. a. O. I, 272, 280 ff.; II, 603 ff. Leo a. a. O. 76.

in welchem er neun Jahre büßte. Von dem Widerspruche, den die Weinmann, Ruß, Kastrick zu Erfurt, Rostock, Magdeburg erhoben, war schon die Rede. Sehr bitter hatte sich schon vor ein paar Jahren auch Hutten, wie wir hörten, über die von Julius II. ausgebotenen Abläße geäußert. Eins seiner erwähnten Epigramme aus Rom war an die Deutschen gerichtet: es ist ein Bischof gestorben, erbittet ein neues Pallium, Romulus-Simon wird es geben, sobald er das Geld empfangen; und du, Simon, verkauf deine Pallien, so lange Germanien kein Hirn und keine Augen hat. Um dieselbe Zeit wurde die Ablaßlehre angegriffen von Johann Kaltenmarkter, Offizial des Bischofs von Passau und Doktor der Theologie an der Universität zu Wien, und von den Mönchen Philipp Turrian, Jakob und Theobald. Sie wurden zum Widerrufe genöthigt. Dem tetzelischen Ablasse widersetzte sich eine zunehmende Anzahl von Stifts- und Klostervorvorstehern. Erasmus ergoß seinen Spott über das Unwesen. In diesen Ton stimmten die Verfasser der Volksschriften, zum Theil auch Geistliche auf der Kanzel ein. Ein Franziskaner predigte zu Köln höhnend von den neuen „Wunderdingen;" „ists nicht was Neues, daß man ohne Geld nicht selig werden kann? Wir aber sind gar übel daran, weil wir Minnerbrüder (Minoriten, die kein Geld anrühren durften) sind." Der Pfarrer Kraft in Ulm, als sich Tetzel dort aufhielt, warnte öffentlich vor dem Betrüger: „Es ist ein Lockvogel aufgestanden, der euch das Geld gern aus den Beuteln schwatzen möchte; glaubt ihm nicht, Christus allein ist unser Ablaß und Versöhnopfer, das für unsere Sünden genug gethan und bezahlt hat." Tetzel fand sich bewogen von dannen zu ziehen. So empfänglich waren die Bürger hier schon, auf solche Stimmen zu hören, so abgeneigt dem Ketzermeister zu Werkzeugen sich herzugeben. An desto mehren Orten herrschte die Taubheit und Blindheit, unsicheres Schwanken oder die Furcht noch vor. [1])

1) Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs, 182. Walch XV, 73. Schröckh XXXIII, 475 ff. Frauſtadt, Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg, 21. Spalatin, Leben Friedrich's, 129. Tentzel a. a. O. 96 f. Hofmann a. a. O. 39, 59 f., 59. Neudecker, Die christl. Kirchengesch. der neuesten Zeit, 16. Geschichte des evangel. Protestantismus, I, 445. Wessenberg a. a. O. II, 544. Hagen, Deutschlands Verhältnisse, I, 172. Roscoe a. a. O. II, 369. Münch, Hutten's Werke, I, 226, 260.

Noch andere Bedenklichkeitsgründe.

Auch Luther's Landesherr hatte nicht blos an den Beschwerden der Reichsstände über den Ablaß thätigen Antheil genommen, sondern auch in seinem Gebiete mehrfach Schritte dawider gethan. Wenn ihn Luther nun angriff, so fehlte es ihm an namhaften und zahlreichen Vorgängern nicht, so konnte er, scheint es, mit Sicherheit auf vielseitige Zustimmung, auf ansehnlichen Beistand rechnen. Allein man wird hier an den Schaden der damals doch noch immer geringen und langsamen Schrift- und Gedankenverbreitung lebhaft erinnert. Er kannte gerade das Gehaltvollste und Wichtigste, was gegen den Ablaß eingewendet war, das er hätte erneuern, woran er sich selbst hätte rasch weiter bringen können, nicht, nicht Das, was die Wesel und Wessel wider den Ablaß geschrieben, nicht die Akten der großen Koncilien, nicht die Schriften eines Wiklef und Huß, die ihn so mächtig hätten fördern können, obwol sie freilich in seinen Augen so arge Ketzer waren, daß ihm wol jede Einwendung gegen den Ablaß um so schwerere Bedenken eingeflößt haben würde, wenn er erkannt, daß er dadurch in eine Einstimmung mit Ketzern gerieth. Doch hiervon ganz abgesehen, mußten die schwersten Bedenken in ihm aufsteigen, gerade wenn er sich Alles vorhielt, was ihm von Klagen über den Ablaß und von den gleichfalls Jahrhunderte alten Anstrengungen, dem damit getriebenen Unwesen zu steuern, bekannt war und wurde. Ging nicht aus ihrer Vergeblichkeit deutlich hervor, wie tief das Uebel gewurzelt war? Jede dawider angewendete Kraft hatte seiner Stärke gegenüber sich ohnmächtig erwiesen. Nicht Einer war mit seinem Widerstreben durchgedrungen, so Vielen hatte es Verderben gebracht. Dreister als je wurde eben jetzt Ablaß verkündet, und die päpstlichen Boten traten auf, völliger und gefliſſentlicher als je ausgerüstet mit Gewaltmitteln, begleitet von Drohungen mit der Wucht der päpstlichen Macht gegen Widerstrebende, Drohungen, vor denen selbst die Bischöfe scheu zurückgetreten waren. Mußten nicht Besorgnisse und vor allen Dingen die stärksten Zweifel in Luther entstehen, ob ein literarischer Angriff, so gut er von ihm ausgehen konnte, muthmaßlich zu einem wesentlichen Ergebnisse führen, nur überhaupt einen bedeutenden Eindruck hervorbringen würde? Einigen Lärm zu erregen, Beifall und Lob von Manchen, von den Lau-

testen, sich erwerben, war leicht genug, allein daran lag ihm bei seinem Ernste nichts. Etwas anzufangen, das keine Aussicht bot weder auf den beabsichtigten Erfolg noch selbst auf ein persönliches von einem erheblichen nachhaltigen Eindrucke begleitetes Erliegen, war nicht seine Art, nicht sein Geschick, seine Bestimmung. Die Sache war noch nicht reif, es schaffte nichts Rechtes, wenn er jetzt seine Stimme erhob: er fühlte es heraus, beurtheilte die Zustände und Verhältnisse und das Maß seiner Kraft richtig. Vor Allem fehlte es für einen Gelingen verheißenden Angriff noch an einem hinlänglich festen Boden, die Meinung war noch nicht zur Genüge vorgeschritten, das Volksgemüth noch nicht ausreichend vorbereitet.

Schon aus dem Obigen ließ sich wol theilweis ersehen, daß der Ablaß noch zahlreiche und gewichtige Zustimmung haben mußte und daß der Widerspruch gegen ihn allgemeiner und stärker schien, als in der That war. Er beruhete vielfach nur auf einem oberflächlichen Gerede oder Meinen, dem das Handeln nimmer entsprach, oft auf einer so unklaren Ansicht oder so eigensüchtigen Beweggründen, daß man ihm nur geringe Kraft zutrauen konnte. Die Einsichtigen waren entrüstet und schwiegen, oder tadelten, spotteten, und der Ablaß wurde gepredigt und gekauft nach wie vor. Die große Mehrheit, selbst die der Gegner, hatte sich noch lange nicht losgemacht von den Begriffen und Ansichten, den unsichtbaren und meisthin gar nicht bemerkten Fäden, welche den Ablaß hielten, so viel an ihm gezerrt und gerüttelt werden mochte — nicht losgemacht von dem Glauben an die Wirksamkeit der Indulgenzen, die Ablaßtheorie, das päpstliche Recht, über den Kirchenschatz zu verfügen, die päpstliche Macht überhaupt. Alle Gegenreden und Gegenmaßregeln trafen daher fast immer nur die Auswüchse und selten die Wurzel des Uebels, aus welcher jene nothwendig stets von Neuem hervorschossen. Der tiefer greifende Widerspruch der Wesel u. s. f. war nicht geeignet gewesen, in größern Kreisen Eindruck zu machen. Die Deutschen hatten fort und fort „kein Hirn und keine Augen" und kein Spott und Hohn öffnete ihnen die letztern. Eben deshalb und aus Rücksichten des Nutzens, von welchen so Viele beherrscht wurden, war man stets und fast immer selbst von Seiten Derer, die widersprochen hatten, in der einen oder andern Weise auf den Ablaß zurückgekommen: die Indulgenzenprivilegirten, die Gelehrten,

die Koncilien, die Bischöfe, die Fürsten. Am allerwenigsten waren die Widersacher einig oder geeint, ihre Kämpfe waren stets ungleichzeitige und vereinzelte gewesen, nicht einmal im Ziele und noch weniger in den Beweggründen und Mitteln übereinstimmend.

Die Wiklef und Huß waren in der Minderheit geblieben, als Ketzer verdammt. Die Koncilien konnten dem Uebel nicht steuern, weil es ihnen nicht gelang, die päpstliche Macht einzuschränken, und besonders, weil sie das scholastisch-kirchliche Lehrsystem, überhaupt den Gedankenkreis, worin dieselbe am festesten wurzelte, neu befestigen halfen. Sehr wahr sagt Luther in der Vorrede auf etliche Briefe Hussens vom konstanzer Koncile, das Papstthum habe eben zu jener Zeit, geheilt von der Kirchenspaltung, nicht gefeiert und alle Kirchen in der ganzen Welt erfüllt mit gewaltigen Lügen, Ablaß, Kaufmessen und allerlei Jahrmarkt der guten Werke. „Solchs war die Frucht des allerheiligsten Koncilii.“ [1]) Die Väter in Basel ertheilten sogar selbst Abläße zu Gunsten der Griechen und an Wallfahrer wegen der Pest. Der Widerspruch von geistlicher Seite ruhete gar zu oft kaum auf einem andern oder allein auf dem Grunde, daß die päpstlichen Abläße und Ablaßbefugnisse die der Bischöfe, Klöster u. s. w. beschränkten. In der mainzer Versammlung 1461 mußte sich Erzbischof Diether vom päpstlichen Legaten sagen lassen, es sei ihm bei seinen Klagen über die Abläße entfallen, daß er sich vorher freiwillig erboten, dergleichen in seinem Gebiete zuzulassen, wenn er einen Antheil davon erhalten solle; nur die Weigerung des Papstes, Gottes Eigenthum auf Privatnutzen verwenden zu lassen, habe ihn auf einmal so mitleidig gegen seine Unterthanen gemacht. So fand Tetzel bei Doktor Sebastian in Erfurt Widerstand, weil dieser sich selbst den Markt verdorben sah. Tetzel hatte 1512 in Zwickau muthigen Widerspruch gefunden und wol deshalb zum Abzuge sich bewogen gefühlt. Eben der Pfarrer mit seinen Kaplänen war es, die ihn — weil sie von dem Ablaß noch nicht so viel genossen hätten, um sich nur einen guten Tag machen zu können — veranlaßten, noch ein Mal aufzutreten. Die Antoniter zu Annaberg gewannen ihn durch Geschenke, ihren Ablaß herauszustreichen und recht wieder in Gang zu bringen. Der Franziskanerguardian und sein Ordenskapitel wollten vom

1) Walch XVI, 2536.

albrechtischen Ablaß nichts wissen, weil ihre Einkünfte durch ihn geschmälert wurden. Darin, daß durch die neuesten Ablaßkommissorien alle übrigen Ablaßprivilegien suspendirt wurden, lag in neun Fällen unter zehn der Grund des Unwillens und Widerspruchs, der sich von Seiten der Besitzer von Ablaßprivilegien erhob. Wenn es die geistliche Eifersucht war, welche bei Vielen auch dem Peterskirchen-Ablasse selbst Feindschaft erweckte, war auf die befangene und eigennützige bei einem Angriffe zu zählen, der dem Uebel selbst galt? Nur vereinzelt und wissenschaftlich nicht tief greifend waren die geistlichen Stimmen Derer, welche darauf hinwiesen, daß Christus allein der rechte Ablaß sei. [1])

Eben so ohnmächtig und zweideutig war der von weltlicher Seite erfolgende Widerspruch. Die Häupter waren stets uneins gewesen, weil sie Sonderanliegen verfolgten, wobei sie sich häufig mit Rom verbündeten und das Zutrauen der Mitstände, der Nation verloren: so war und blieb das Reich in Unordnung und konnte wider Rom keine schützende Kraft entwickeln. Die besten Stützen, Freunde und Fürsprecher ihrer Ansprüche fanden die Päpste stets in Deutschland selbst. Die Deutschen wußten es, daß sie Spielball der römischen Politik waren und ihr Geld dazu gaben, und machten der Sache dennoch kein Ende. Sie wußten es, man sagte es ihnen von Rom her selbst. Pius II. antwortete mehr als unbefangen auf Martin Maier's Klagen u. A.: „Es wäre Deutschland schuldig solche Last zu tragen, weil der Papst hätte das Römische Reich den Deutschen zugewandt, und der Papst müßte viel Geld haben, damit er könnte wehren, wo der Kayser wollte Frankreich, oder Frankreich Engelland überwältigen." Luther spricht davon und setzt hinzu: „Da siehe mir die verzweifelten Buben und Bösewichter an, was sie im Sinn und ihrem heimlichen Rath haben, nemlich, daß sie wollen die zwey Häupter uneins behalten, und eine Zwickmühlen haben, damit sie sich jetzt zu Diesem, jetzt zu Jenem, darnach der Wind gehet, halten mögen, daß sie dieweil sicher vor den Bestien seyn mögen, und vor der Reformation oder Koncilium sich nicht fürchten dürfen." Es war schandbar, wenn das Oberhaupt der Christenheit die Türkengefahr blos zum Vorwande gebrauchte, um zu Gelde für Privat-

1) Wessenberg a. a. O. II, 413. Menzel a. a. O. VII, 127, 138, 280. Hofmann a. a. O. 43, 48.

zwecke zu gelangen. Allein da das Reich die Macht, die Mittel besaß, so hätte es seine Grenzen gegen die Reichsfeinde schützen sollen, ohne zu warten, bis Aufforderungen von Rom her eingingen, hätte die Kriegsrüstung auf eine andere Weise als durch Ablässe beschaffen sollen, wobei jedenfalls ein Theil der aufkommenden Gelder und meisthin der Löwenantheil nach Rom gelangte, statt dem Zwecke gemäß verwendet zu werden. Derselbe Grund, aus welchem das Reich seine Gebiete durch Böhmen, Armagnaken, Türken ausrauben und verheeren ließ, waltete bei der Schutzlosigkeit gegen die Ablaßräubereien, die als solche von Unzähligen nicht einmal erkannt wurden. Veranlaßten die Reichshäupter doch wol selber Ablässe. Wie durch Bann und Interdikt wollten sie den deutschen Staatszwecken durch Ablässe nachgeholfen wissen. Man könnte sagen, daß sie durch Raymund und Tetzel nur erhielten, was sie gewollt hatten. Laut der auf dem Reichstage zu Freiburg 1496 entworfenen Instruktion für einen an Alexander VI. abzuschickenden Gesandten sollte der Papst gebeten werden, Jubeljahrsindulgenzen ins Reich zu erlassen und mit den Einkünften davon deutscher Nation zum Türkenkriege zu Hülfe zu kommen. Dasselbe war schon 1471 geschehen. Wie die Reichsstände die Grenzen durch Ablaß zu schützen dachten, wollten sie Recht und Frieden im Innern befestigen durch Ablaßversprechungen an Diejenigen, die für die Erhaltung des Landfriedens fleißig beten würden. Sie gestatteten den Jubelablaß von 1500, sobald sich Raymund erbot, den Gewinn mit ihnen zu theilen und ließen den Kreuzbullen um so nachgiebiger freien Lauf, weil von den Einkünften doch ein Theil für sie abzufallen pflegte. Gegen die neuesten und übermäßigsten Ablässe geschah von Seiten der weltlichen Fürsten am allerwenigsten. Keine Reichsversammlung widersetzte sich, Maximilian schritt 1515 einmal gegen den Ablaß der Dominikaner zu Augsburg ein, befahl, daß derselbe ohne seine und des Reichs Gestattung nicht ausgeboten werde, beschwerte sich in Rom über die Ablaßprediger, nahm aber noch in demselben Jahre das Edikt zurück, als ihm die Dominikaner vorgestellt, wie sie nur aus Unwissenheit ohne kaiserliche Genehmigung ihren Ablaß ausgeboten, und da er sich überzeugt, daß es mit dem letztern seine Richtigkeit habe. Im August 1516 autorisirte er den päpstlichen Ablaß in den Hochstiftern Meißen und Kamin ausdrücklich, einer der Gründe, weshalb Salhausen

sich fügen mußte. Er nahm selbst einigen Antheil am Raube und Profit. Er ließ sich vom Papste dazu gebrauchen, dem Erzbischofe Albrecht die Ablaßbulle selbst einzuhändigen, er ließ sich bei Aushändigung derselben, als der die Sache unterstützt, von Albrecht ein Darlehn von 3000 Gulden versprechen und auszahlen. Luther hatte lange so fest vertraut, wenn Unrechtes geschähe, würden die Theologen, die Universitäten nicht dazu schweigen. Jetzt geschah das Aergste und sie schwiegen, wie sie zu allen neuern Korruptionen der Ablaßlehre und Praxis geschwiegen hatten. Nicht blos, daß sie etwa Wissenschaft und Leben getrennt, nur mit der Theorie theoretisch sich abgegeben hätten. Sie sprachen gar nicht davon, trieben Aristotelem und scholastische Spitzfindigkeiten. Nicht einmal ihres nächsten Berufes gedachten sie, die päpstlichen Ablaßlehre-Neuerungen wissenschaftlich zu beleuchten, die Nation darüber aufzuklären. Luther war der einzige Universitätsgelehrte, der sich von jetzt an der Sache in diesem Sinne annahm. Wie bitter und bös ließen die Humanisten sich über den Ablaßunfug aus, welche Freude äußerten sie, als er erst ernstlich angetastet war. Bis dahin aber wurde Erhebliches, einen größern Eindruck zu machen Geeignetes dawider aus ihrer Mitte nicht laut. Es schien, daß sie in Rom und Griechenland besser Bescheid wüßten, als in Deutschland. Sie drechselten lateinische Verse, höchstens daß sie wider die Dominikaner zu Felde lagen in Sachen Reuchlin's und der Poesie. Kein Erasmus zeigte der Christenheit praktisch und greifbar den Widerstreit der evangelischen und apostolischen Lehre und den der päpstlichen Ablaßprediger. Wie oft Hutten späterhin Spott und Zorn über den päpstlichen Ablaß aufs Heftigste ausgelassen hat, wie bitter er darüber schon vor dem Jahre 1514 geworden war, wie rührig er sich nach andern Seiten im Kampfe gegen die Uebelstände zeigte, die aus dem Vorherrschen des geistlichen Wesens entsprangen, für Reuchlin, wider die Dominikaner und Magistri nostri, eben zu dieser Zeit: er schwieg, selbst er, zu dieser größesten und schlimmsten Ungebühr, schwieg eben jetzt dazu, wo sie alles Maß mehr und mehr überschritt. Erkannte er das Schimpfliche und Verderbliche des Frevels doch nicht zur vollen Genüge? Fühlte er sich der Aufgabe nicht gewachsen, Durchschlagenderes dawider zu unternehmen? Verschloß ihm Pietät gegen Albrecht den Mund, dem er Wohlthat und Schutz verdankte, dem er nie

vergaß, daß er Schützer der Humanisten, der Aufklärung war? Es scheint so, und durch Das, was Albrecht den Humanisten war und insbesondere Hutten wurde, fügte es sich um so mehr, daß Luther ganz allein bei seinem Angriffe stand — Luther, der seinen Unwillen lange in seinem Innern verschloß, bis ins Frühjahr 1516 nicht sprach, einmal herausfuhr und dann wieder schwieg, dann nur ganz leise und von fern an die Sache herantrat, immerfort Zunge und Zorn bezähmend, zuletzt aber durchführte, was Andere nicht vermochten oder wagten; der gleichfalls Pietät in hohem Maße, aber noch ein höheres Gebot kannte und sie, sobald dieses sich geltend machte, zurücktreten ließ; der nicht unerkenntlich für die Schonung war, die ihm Albrecht widerfahren ließ, ihm aber niemals nachsah, vergaß oder vergab, was er in der Glaubenssache sündigte; der jetzt anfing und nie aufhörte ihm zu zürnen und zu widerreden, weil er das Volk durch seinen Reliquien- und Ablaßkram verwirrte und betrog. [1])

Aehnlich wie mit dem Widerspruche Maximilian's verhielt es sich auch sonst mit dem Widerspruche von weltlicher Seite. Wir finden nicht, daß die Bürgerschaften, die städtischen Obrigkeiten bis zu dieser Zeit die Sache viel verständiger angesehen, dem Unfuge kräftig gewehrt, am wenigsten, daß sie etwas Gemeinsames dawider gethan hätten. Im Jahre 1508 war Tetzel schon im Begriff, zu Görlitz die himmlische Fundgrube zu schließen, als es der Magistrat war, der ihn zu bleiben bat, weil die Kirche eines neuen Daches bedurfte. Als 1516 der nürnberger Rath die Kommission aus der Stadt wies, geschah es doch nur, weil sie zu viel Geld hinausschleppe. Die Stadt Leipzig suchte selbst um die Ablässe für Diejenigen nach, welche Sonntags an den Festungswerken arbeiten würden. Aehnliches kam sehr häufig vor. Man suchte die erforderlichen Geldmittel durch Ablässe herbeizuschaffen, durch eine Art freiwilliger Besteuerung, bei Bauten, Wegebesserungen oder Anlagen u. s. f., wenn Das, was ein Magistrat auszuführen wünschte, durch Höhe der Kosten, Neuheit des Unternehmens, Ungewohntheit der Last schwierig zu beschaffen war. In allen Ständen, selbst im gemeinen Manne erwachte

1) Schröckh XXXII, 171 f., 478. Wider das Papstthum zu Rom, Plochm. XXVI, 141. Menzel a. a. O. VIII, 284. Löscher a. a. O. I, 303, 362, 386. Walch XV, 282. Albert V. in Ersch und Gruber, 357.

allerdings der gesunde Menschenverstand und begann sammt dem sittlichen Gefühle und heller werdender religiöser Einsicht sich wider das Unwesen zu sträuben und aufzulehnen. Man kennt die Anekdoten, wie ein Ritter Ablaß wegen einer zu begehenden Sünde von Tetzel gekauft und ihm dann seinen Kasten abgenommen, und ähnliche. Allein das waren noch immer vereinzelte Regungen und Vorgänge. Die Thatsache, daß Tetzel fast überall so gewinnreiche Geschäfte machte, spricht für sich selbst und laut genug von der noch vorherrschenden weit verbreiteten Macht des frömmelnden Aberglaubens in der verdumpften Nation zu der Zeit. Die Klagen überhaupt, die man seit Jahrhunderten schon gehört, waren fort und fort vereinzelt und ohne großartige Wirkung geblieben, weil sie sich nur an den Misbrauch oder an die misbräuchliche Erweiterung weltlicher Rechte der Kirche geheftet hatten, weil Einem, der durch den Misbrauch verlor, zwei und drei Andere entgegengestanden, die durch denselben gewannen, in Zukunft gewinnen konnten, oder abhängig von Gewinnenden waren. Erst ein so wahrhafter Frevel an dem heiligsten Kerne der christlichen Lehre, wie die Ablaßlehre und Praxis in ihrer bösesten Gestalt, erregte eine allgemeinere Entrüstung über das unchristliche Wesen in der Kirche Christi, und dennoch gilt auch von dieser Entrüstung, von den Klagen über den Ablaßunfug bis um diese Zeit in großem Maße Dasselbe, was von den alten Klagen überhaupt. Man war ohnehin zu sehr daran gewöhnt, um den „Greuel" allgemein und deutlich darin zu erkennen, der er war. [1])

Wir sahen oben, der Widerspruch der sächsischen Fürsten hatte von Anfang fast nur finanzielle Beweggründe. Kurfürst Friedrich war abgeneigt, die mainzer Kommissarien in seinem Gebiete zuzulassen. Allein gerade sein Beispiel zeigt, wie wenig von den weltlichen Fürsten zu erwarten war. Er war vielleicht von Allen der Einsichtsvollste, Wohlmeinendste und Mächtigste. Dennoch war sein Widerspruch vergeblich gewesen, war keine Stütze darin zu finden.

---

1) Hofmann a. a. O. 46, 54. Leo a. a. O. 71.

Die Ablässe in Kursachsen.

Schon jene Beschlüsse und Schritte zeugten von Schwäche und Zweideutigkeit. Mehr Festigkeit als andere Reichsfürsten hatte er freilich gegen Raymund bewiesen, sofern er das in seinem Lande aufgekommene Geld mit dem Entschlusse in Händen behalten, es nur dann herauszugeben, wenn es in der That zu einer Unternehmung gegen die Ungläubigen komme. Der Papst und der Kaiser auf dessen Bewilligung hatten es späterhin vergeblich von ihm gefordert; er hatte es zuletzt für seine Universität angewendet, in der richtigen Ansicht, daß es eine seinen Unterthanen abgenommene Auflage sei. Während sein Nachbar, Joachim von Brandenburg, der Bruder des mainzer Erzbischofs, den Kommissarien desselben Thür und Thor öffnete, wollte sie Friedrich nicht zulassen, weil seine Lande „durch etliche Jahre gereit an von allem Geld erschöpft und ausgesogen wären." Ohnehin war er mit Albrecht wegen der erfurter Streitigkeiten gespannt. So war es ihm auch zuwider, wenn seine Unterthanen über die nahe Grenze liefen und den mainzer Ablaßkrämern ihr Geld zutrugen. Allein es ließ sich wegen der Zerstückelung seiner Lande nicht hindern, in welcher, wie sich hier zeigt, gleichfalls ein Grund seiner Unmacht gegen den tetzelischen Ablaß lag. Auch Herzog Georg war dem letztern abgeneigt. Allein da Albrecht ihn in seinen Erzstiftern und auch im Hochstifte Halberstadt verkündigen ließ und ein großer Theil des ehemaligen Kurkreises zum Sprengel des Bischofs von Brandenburg gehörte, drang Tetzel 1516 auch in die sächsischen Gebiete, namentlich in Meißen und Thüringen ein. Sodann der Mangel an Uebereinstimmung. Der Kurfürst und der Bischof von Brandenburg für, Herzog Georg und Bischof Salhausen wider. Aber Georg gab nach, weil der Kaiser eingewilligt, und Salhausen verlor auch die letzte Stütze, als sein Schutzherr nachgegeben. [1])

Es würde indeß ein wesentliches Ergebniß selbst dann nicht zu erwarten gewesen sein, wenn sich Friedrich auch im Besitze größerer Machtmittel befunden hätte. Sein Widerspruch war wie der gewöhnliche befangen und engherzig und eben darum

1) Ranke a. a. O. I, 315 f. Löscher a. a. O. I, 386. Hofmann a. a. O. 58.

ohnmächtig. Schon aus dem Obigen ging es hervor, aus dem Nachstehenden wird es noch deutlicher erhellen. Ein Hauptgrund seiner Abgeneigtheit gegen den päpstlich-albrecht-tetzelischen Ablaß lag nämlich darin, daß seine Schloßkirche so reiche Abläße besaß, welche beeinträchtigt wurden, wenn Einheimische und Fremde Indulgenzen bei Tetzel kauften, solche Indulgenzen, die den Ankauf anderer auf lange Zeit überflüssig machten, und so theuer, daß die Kauflust oder Mittel sich erschöpften, denn Tetzel verstand sich darauf, das Letzte herauszupressen. Papst Leo hatte eben im Anfange des Jahrs 1516 die Allerheiligentagsabläße der Schloßkirche ohne Zweifel auf Friedrich's Angehen durch zwei Bullen (die zweite vom 31. März voll von greulichen Greueln, wie Luther sich etwa ausdrücken würde) bestätigt und erweitert. Der Kurfürst wollte zu Allerheiligen natürlich die Früchte in einem vermehrten Andrange des Volks genießen, worauf nicht zu rechnen war, wenn er die mainzer Kommissäre zuließ. Wir kennen seine beschränkte Frömmigkeit, die Gunst, in welcher Raymund, Paltz und die himmlische Fundgrube bei ihm standen, insbesondere seine Reliquienliebe, die eben jetzt Staupitzen in die Niederlande trieb. Mit dem Reliquienbesuch waren Abläße und auf der andern Seite Einkünfte für die Kirche, die Besitzerin der Heiligthümer, verbunden. An eine Abneigung gegen die Indulgenzen an sich selbst war demnach bei Friedrich nicht von fern zu denken, vielmehr war er offenbar gerade vom Ablaßglauben wie nur Einer erfüllt. Ja, die Abläße lagen ihm aus noch andern Gründen ganz besonders am Herzen.[1])

Von jeher war den Deutschen das Fasten, und namentlich das Verbot des Genusses von Milch und Butter an den Fasttagen, schwer angekommen. Der Deutschen Fasten „eine Bohne werth." Wie nun Dispensationen von allen Kirchengesetzen sammt Indulgenzen wegen aller möglichen Sünden und Verbrechen längst in Uebung gewesen waren, so war eine besondere Ablaßart, die einträglichen Butterbriefe, längst aufgekommen, mittelst deren die Päpste vom Halten der Fastengebote dispensirten, und die durch Verletzung derselben verdiente Strafe im Voraus hinwegnahmen, was denn eine gute Gelegenheit gab, den Ablaß immer mehr auf noch zu begehende Sünden auszudehnen. Auch diese Abläße

1) Walch XV, 474 ff.

trafen zumeist die Deutschen, weil diese die Fasten und Fastenverbote doch noch am ehrlichsten hielten, sich nicht so leicht selbst davon dispensirten, wie die Wälschen. Auch Luther hatte in Italien seine Beobachtungen darüber gemacht. Ebenso Hutten. „Dann ich, sagt der Letztere,

Zu Rom die Fasten aus
Nie sah in eines Metzgers Haus
Ein Fleischbank, die verschlossen wär;
Glaubt mir, ich hab gesehen mehr,
Sie essen durch die Fastenzeit
Fisch, Wildpret, Vögel unvermeid';
In andern Städten auch dergleich,
So weit sich streckt der Wälschen Reich,
Da hat man drob Gewissen klein,
Ist Fisch und Fleisch als in Gemein,
Ohn daß bei dem gemeinen Mann
Der Bäpst Gestift wird g'sehen an;
Doch hab im keinen Narren nie
Gesehen, der um Geld wie hie,
Erlaubniß hab zu essen kauft!
Von hinnen nur der Pfennig lauft,
Auf daß der Aberglaub besteh'.
Das thut mir in mei'm Herzen weh,
Daß man das nit bedenken will,
Deß seind jetzt solcher Lügen viel,
Die man viel größer acht, und mehr
Dann heilig Schrift und christlich Lehr;
Und seind doch all nur uf Gewinn
Und eigen Nutz gegeben hin.
Drum schickens ein' Legaten her,
Der mit dem Haar die Haut abscheer,
Vor dem hie Niemand essen mag
Milch, Buttern, der ihms vor nit sag,
Und kauf ein Bullen draufs um Geld.
Seht nun, was diesen Leuten fehlt?
Und thätens das im wälschen Land,
Sie kämen bald zu Spott und Schand." [1])

Wie ferner die Ablässe zur Aufhülfe der Reichsbesteuerung benutzt wurden, mußten sie den einzelnen Fürsten gleichfalls zu Mitteln der Landesbesteuerung dienen, und wurden als solche

1) Klag und Vermahnung, Münch, Hutten's Werke, V, 74.

eben jetzt um so weniger gern entbehrt, da die Ausgaben der Fürsten sich rascher steigerten, als ihre Besteuerungsbefugnisse und ihre Macht, dieselben zu erweitern. So war es auch hier. Im Jahre 1491 waren in den fürstlich und kurfürstlich sächsischen Gebieten die Butterbriefe aufgekommen, nebst den Ablässen, die zur Erbauung des Doms in Freiberg und der Elbbrücke bei Torgau, der kurfürstlichen Residenz, ertheilt wurden. Der vierte Theil der Einnahme ging zwar zum Bau der Peterskirche nach Rom, sie blieb aber dennoch bedeutend, so daß der Kurfürst für seine Brücke und Herzog Georg für seinen Dom 1509 abermals Milch-, Butter-, Eier- und Ablaßbriefe auf zwanzig Jahre auswirkten. Gerade der Kurfürst ließ es sich sehr angelegen sein, die Sache in Gang zu bringen. In mehren Ausschreiben stellt er den Brückenbau als äußerst wünschenswerth und dringlich dar, findet es ganz in der Ordnung, daß Dispensationen vom Fasten erlassen würden, da es Vielen wegen ihrer Körperbeschaffenheit beschwerlich, Andern schädlich sei, Oelbäume aber in Sachsen nicht gediehen. Er scheint geglaubt zu haben, ein sehr gutes Geschäft zu machen, indem er nur den vierten Theil der Steuer an den Papst abgab, der doch aus keinem entferntesten Grunde auch nur im Mindesten hätte Theil nehmen sollen, indem es so abenteuerlich als schimpflich war, daß, wenn in Deutschland ein Landesbedürfniß eine Steuer erforderte, der römische Hof den vierten Theil derselben einzog. Noch 1513, wo abermals Prolongation der Butterbriefe auf zwanzig Jahre erwirkt worden war, suchte er die Sache eifrigst zu fördern und zeigte sich dabei sehr besorgt um die Gewissen. In seinem behufigen Ausschreiben wird von ihm hervorgehoben, daß Viele, sonder Erlaubniß, im Ungehorsam der christlichen Kirche, also zur Beschwerung ihrer Gewissen und zum Schaden ihres Seelenheils, Butter- und Milchspeisen in den Fastenzeiten genössen; er habe daher die Gestattung, zuvörderst Gott zu Lobe, damit Niemand beim Gebrauch des Milchwerks ungehorsam und wider das Gewissen handele, ausgewirkt. Insbesondere schärft er seinen Beamteten ein, die Pfarrer zu erinnern, daß sie und die Beichtväter sich wohl vorsähen, und Niemand absolvirten, der des Indults gebraucht und nicht eingelegt hätte. [1])

1) Walch XV, 79.

Luther's Stellung. — Ergebniß.

Die Ablässe waren also seiner Sinnesart gemäß und auch sein Nutzen war dabei in das Spiel gebracht; zwar nicht bei den römisch-mainzischen, wol aber bei den Indulgenzen überhaupt und bei seinen Schloßkirchenablässen und den Butterbriefen insbesondere, denen durch jene Eintrag geschah. Es tritt nun noch ein Mal deutlich hervor, wenn Luther von Staupitz angereizt wurde wider den Ablaß zu schreiben, so war damit der tetzelische und kein anderer gemeint, welchen dann Luther bei genauerer Erwägung nicht anzugreifen wußte, ohne namentlich auch den kurfürstlich sächsischen zu treffen. Er wurde eben darum bedenklich, weil es etwas Anderes und mehr war als geistliche Eifersucht, was ihn reizte. Wenn er von dieser erfüllt, wenn er nur dem tetzelischen Ablaß abgeneigt gewesen wäre, so konnte die Lage der Dinge nicht günstiger für ihn sein. Allein bei seinen Ueberzeugungen und bei der Innigkeit und Wärme, mit welcher er ihnen hingegeben war, bei seinem Mistrauen und Unwillen gegen die Ablässe überhaupt konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, durch Widerspruch gegen Tetzel's Ablaß für den seines Kurfürsten in die Schranken zu treten. Wir werden bald sehen, von Dienstbarkeit gegen den Letztern, vom Hofmanne war nichts in ihm. Er mochte bei der ersten Kunde von Tetzel's frechen Reden eben nur an diese gedacht haben, faßte die Sache dann aber bald tiefer, und eben daher sein Innehalten. Indem er das Ablaßunwesen überhaupt ins Augenmerk nahm, mußte ihm auch der Umstand große Bedenken erregen, daß jeder Angriff auf dasselbe, wie er bei genauerer Erwägung erkannte, zugleich gegen die Ansichten und Lieblingsneigungen und den Nutzen seines Landesherrn gerichtet war. Er konnte nicht blos auf Beistand von Seiten desselben nicht rechnen, sondern mußte erwarten, auch mit ihm in Widerwärtigkeiten verwickelt zu werden, wodurch die Schwierigkeit des Kampfes wesentlich vergrößert wurde. Nach allem Obigen mußte die Ansicht des Kurfürsten ihm nicht wenig gelten, Friedrich hoch in seiner Meinung stehen, Gegenstand seiner Verehrung, Liebe, Dankbarkeit sein. Hier lag seinem Vorschreiten die immer schwer bei ihm in die Wagschale fallende Pietät im Wege, seine kirchliche Gesinnung, die Sinnesart eines deutschen, eines sächsischen Landeskindes. Von Weitem wenigstens, ob auch nur in

undeutlicher Ferne, stieg die Aussicht auf ein feindliches Zusammentreffen zugleich mit der geistlichen und weltlichen Macht vor ihm auf. Ohne, wol gar wider die geistlichen und weltlichen Obern reden, handeln, war ganz wider seine deutsche, katholische, klerikalische Art, die ihm zweite Natur geworden. Es war doch viel zu viel. Auch ein kühner männlicher und gerade ein männlicher Geist muß sich an so einen Gedanken erst gewöhnen. Dazu fehlte noch die volle Uebereinstimmung mit der Volksmeinung, dem Volke, das den Abläßen der Schloßkirche zuströmte. Die Meinung war noch sehr getheilt und unaufgeklärt. Ein durchgreifender Angriff auf das Unwesen mußte noch immer den Schein subjektiver Willkür haben, oder war es noch zum großen Theile. Auch andere gewichtige Rücksichten der Klugheit traten so nahe in den Vordergrund, daß sie nicht leicht hätten übersehen werden können, nicht unbeachtet bleiben durften. Von großer Bedeutung war ein ungestörtes Fortschreiten der wissenschaftlichen Entwickelung in Wittenberg, der doch der Fürst seinen Schutz lieh, die er auf die wünschenswertheste Weise begünstigte, indem er gewähren ließ. Mit ihrer Fortführung wurde unzweifelhaft etwas Wesenhaftes und Wesentliches ausgerichtet und das zuletzt alle kirchlichen Uebelstände an der Wurzel anfaßte. Hier hatte Luther seine Kräfte bereits erprobt, seine Wirksamkeit auf dieser Seite schaffte gegenwärtigen Nutzen und verhieß noch viel mehr. Sollte er sie und Alles, was von ihr abhing, gefährden durch einen Streit, bei welchem ihm so ziemlich Alles ungewiß war, der Gegenstand, die Mittel, der muthmaßliche Erfolg, die Zustimmung insbesondere, wovon der letztere abhing? Wir hielten uns vor, wie viele Stimmen sich wider den Ablaß erhoben, aber wie vereinzelt waren sie doch und wie unklar und unzureichend war die bessere Erkenntniß, wie zweideutig waren die Beweggründe, von welchen der Widerspruch meisthin ausging. Selbst Volksschriftsteller, die sonst die Gebrechen der Kirche und Geistlichkeit so scharf tadelten, um nur den Verfasser des Narrenschiffs zu nennen, hatten sich noch für den Ablaß erklärt. Die wohlgesinnten Bischöfe waren zum Schweigen gebracht, die Gelehrten, die Doktoren der Universitäten schwiegen, ja selbst die Humanisten hatten kein ernstes, lautes, durchtönendes Wort des Tadels gegen den Unfug, der von einem ihrer vornehmen Gönner eben betrieben wurde. Es galt einem Riesenkampfe, und der mit äu-

ßerster und naher Gefahr umringt war. Wer den Ablaß nicht obenher, sondern gründlich antastete, trat gleichsam in einen Zauberkreis hinein, in welchem der Bann ihn sofort erfaßte und so gut wie unfehlbar erdrückte, wenn er ihn nicht durch schimpfliche Unterwerfung abwendete oder mächtig genug war, den Wahn zu zerreißen, der ihm die Kraft gab, was aber noch Keiner vermocht hatte. Es kam darauf an, die Ablaßdoktrin, die Kräfte des Uebels, in ihrem Mittelpunkte zu zerstören, dialektisch und in der Meinung der Gelehrten, damit es an Helfern nicht fehle, der Beistand der gelehrten Welt und die Sicherheit der Ueberzeugung von der Güte der Ablaßsache dem Widerpart entzogen werde. Das konnte eben nur ein Gelehrter, ein Theolog. Aber es kam weiter darauf an, in allen Ständen die Meinung umzuwandeln, den Gedankenkreis zu durchbrechen, der den Ablaß in ihnen hielt, und es mußte gewaltig und rasch genug geschehen, denn große und viele Anliegen knüpften sich an die Fortdauer der Indulgenzen und die Banngewalt war nicht langsam. Darum mußte der gelehrte Streiter, der das Wagniß übernahm, um es mit Erfolg zu bestehen, zugleich ein Volksmann sein, der das rechte Wort zur rechten Zeit fand und sprach und dessen Rede dann hinreichend die Gemüther faßte und bezwang, ein Volksmann — wie Luther einer werden sollte. Er mochte ein dunkles Gefühl davon haben, konnte es jedoch noch nicht wissen, ebensowenig als das Begünstigende, daß ein ähnlicher starker Widerstand ziemlich gleichzeitig in der Schweiz sich vorbereitete; und weil er es nicht wußte und weil er der Mann doch schon war, ob auch noch nicht in Reife, weil der rechte Augenblick heranrückte, ohne da zu sein, darum hielt er an sich. Dies muß man im Auge behalten, wenn man sein Zögern, die Wichtigkeit seiner theologischen Entwickelung und seiner Kämpfe wider die hergebrachte kirchliche Wissenschaft, die Tiefe seines Blicks, die Richtigkeit und Feinheit seines Gefühls — seinen Genius und den geschichtlichen Mann in ihm würdigen will. Sein Ausruf, als er von Tetzel's Unwesen hörte, „nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will", zeigt ihn als einen Mann, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat. Wer bei solchen Dingen die Geduld nicht verliert und ruhig zusehen kann, hat mehr Geduld, als ein Mann haben darf; er ist schlaff, stumpf, feig, oder ein Tropf, der nichts einsieht. Luther bemeisterte seinen Unwillen,

hielt an sich, wie wir sahen, zum Theil aus Befangenheit und Unsicherheit. Dadurch aber, daß er sie fühlte und deshalb zögerte, jedoch ohne abzulassen, sondern nur, um sich zu einem gedeihlichen, desto wirksamern Kampfe durch Ansammlung der dazu erforderlichen Kenntnisse zu rüsten; dadurch, daß er seinen Unwillen bemeisternd, sein Absehen zunächst darauf richtete, die Meinung weiter zu führen und in einem aufgeklärten und gesteigerten Gemeinsinne und Gefühle sich einen festen Boden zu bereiten, bewies er die Haltung des Mannes, der bedenkt, was er vollbringen will, und seine Empfindung zu beherrschen weiß, die wahre Mäßigung, die Mäßigung der Kraft und des echten Muths, der so hoch über der Tollkühnheit und der Kampflust der brausenden Jugend, des rohen Naturmenschen steht.

Wie wir in der nächsten Zeit ihn sehen, scheint er die Sache vergessen zu haben. Es war indeß nicht der Fall. Er verarbeitete seine Gedanken im stillen Innern. Bald werden wir finden, wie eifrig er bemüht gewesen und dann mehr und mehr sich bemühte, zu entdecken, wo das Misbräuchliche und Unbefugte bei den Ablaßverkündungen begann, in die Doktrin einzudringen und eine Seite daran zu finden, an welcher sie schwach genug war, um, wenn angegriffen, fortan untauglich zu erscheinen und aufzuhören, der misbräuchlichen Praxis zur Stütze zu dienen. Sie zurückzuführen auf ein billiges Maß wird bald der Mittelpunkt, um welchen seine Gedanken und Bestrebungen mehr und mehr sich drehen, während die Fortdauer und Steigerung des Unwesens ihn stets in Athem dabei erhält und ihm den Boden zu einem erfolgverheißenden Angriffe bereiten hilft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.